

# Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Band XIV.

(Januar — Februar — März 1878.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Carl Wilberg. —  
Basel, Chr. Meier. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, E. Duquard's Hofbuchhandlung. — Budapest,  
Karl O. Szily. — Buenos-Aires, A. Jacobsen & Co. — Bukarest, Gottschel & Co. — Caracas  
(Venezuela), Alfred Roth. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp A. Theobald. —  
Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, Theodor Hoppe. — E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. —  
Florenz, F. Boescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoeft & Sohn. — Wilhelm Prior's  
Hofbuchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Jughitrami. — Liverpool, Charles Schön. — London, W. Siegle.  
Trübner & Co. — Luzern, Doleischal's Buchhandlung. — Lyon, F. Georg. — Mailand, Ulrich Hoepli. —  
Montevideo, Jacobsen & Edderstedt. — Moskau, J. Deubner. — Edmund Kunz.  
Alexander Rang. — Guthhoff'sche Buchhandlung (S. Post). — Neapel, Deitjen & Koch. — Ulrich Hoepli. —  
New-York, Gustav E. Steiger. — Odessa, Emil Bernab's Buchhandlung. — J. Deubner. — Paris,  
Haar & Steinert. — Sandoz & Fischbacher. — F. Vieweg. — Petersburg, August Deubner. — Carl Ritter.  
F. Schmiedberg's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Viena, Ulrich Hoepli. — Porto-  
Meyre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. — R. Symmel. — Rio de Janeiro, E. & F. Baemmer. — Rom,  
Boescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Gelfes. — San Francisco, J. B. Gilly & Co. — Stockholm,  
Samson & Wallin. — Tasmania (Süd-Australien), F. Biedow. — Xikis, G. Baccenham. — Valparaiso,  
E. Niemeyer & Jughitrami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. — Fests &  
Frid. F. Manz. — Padoa, F. Wrens & Co. — Zürich, E. M. Edel.





# Inhalts-Verzeichniß

zum

vierzehnten Bande (Januar — März 1878).

	Seite
I. Otto Roquette, Im Hause der Väter. Novelle. I. . . .	1
II. Friedrich Kapp, Der deutsch-amerikanische Buchhandel . . .	42
III. J. von Hartmann, Militärische Nothwendigkeit und Humanität. Ein kritischer Versuch. III. Humanität . .	71
IV. Rudolph Sohm, Die Stellung der Frau im deutschen Recht . . . . .	92
V. Paul Güssfeldt, Die Loango-Küste . . . . .	103
VI. Heinrich von Brandt, Berlin im October und November 1848. Pfuel's Entlassung; das Ministerium Brandenburg und der Einmarsch Wrangel's in Berlin. Aus seinen bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten . . . . .	122
VII. H. Krüger, Beginn der musikalischen Saison (Berlin) . .	146
VIII. Zeller's Vorträge und Abhandlungen . . . . .	150
IX. Heinrich Kruse's Mädchen von Byzanz . . . . .	159
X. Literarische Notizen . . . . .	162
XI. Literarische Neuigkeiten . . . . .	165
XII. Otto Roquette, Im Hause der Väter. Novelle. II. . .	175
XIII. H. von Moltke, Briefe aus Paris . . . . .	219
XIV. Ludwig Hammerger, Deutschland und der Socialismus. I. II. . . . .	234
XV. Paul Heyse, Giacomo Leopardi, der Dichter des Pessimismus . . . . .	257
XVI. H. Homberger, Generalpostmeister und Generalsprachmeister . . . . .	273
XVII. Julius Rodenberg, Die Lebenserinnerungen eines Kurhessen . . . . .	294
XVIII. S. C. Köbner, Die Kanzlerkrisis . . . . .	304
XIX. S. Arpssig, Ebers' neuer Roman . . . . .	319

(Fortsetzung umstehend.)

	Seite
XX. L. G. Gesschen, Pius IX. und der künftige Papst . . .	323
XXI. S. A. Scartazzini, Karl Witte's Dante-Uebersetzung .	325
XXII. Professor Helmholtz' Rectoratsrede und die Eng- lischen Universitäten . . . . .	332
XXIII. Literarische Notizen . . . . .	337
XXIV. Literarische Neuigkeiten . . . . .	340
XXV. Otto Roquette, Im Hause der Väter. Novelle. III. (Schluß.)	343
XXVI. Ludwig Samberger, Deutschland und der Socialismus. III. — V. . . . .	395
XXVII. Bruno Bucher, Das Buch als Kunstwerk . . . . .	432
XXVIII. L. X. von Neumann-Spallart, Die wirthschaftliche Lage	447
XXIX. Schillerbriefe. Zum ersten Male nach den Originalen mit- getheilt von Albert Cohn . . . . .	466
XXX. Karl Frenzel, Die Theater (Berlin) . . . . .	484
XXXI. Ed. Hanslick, Die musikalische Saison (Wien) . . . .	497
XXXII. Literarische Notizen . . . . .	505
XXXIII. Literarische Neuigkeiten . . . . .	508

# Im Hause der Väter.

~~~~~  
Novelle

von

Otto Roquette.

~~~~~

## Erstes Capitel.

Es war ein Volksfest auf dem Anger vor den Thoren der großen Stadt. Schon hatte der warme Nachmittag des Herbsttages die Bevölkerung reichlich draußen versammelt, und immer noch strömten neue Wanderszüge aus den Straßen in's Freie, auch wol Wagen mit bequemeren Gästen, und nicht zuletzt erschienen auf dem Festplatze die Bewohner der benachbarten Dörfer. Man schloß nach der Scheibe und nach dem Adler auf der Stange, man versuchte das Glück mit Würfeln in den Budenreihen, man folgte der Musik, die an verschiedenen Orten sich hören ließ und ein wirres Durcheinander von Löhnen über den ganzen Festplatz verbreitete, gemischt mit Gelächter, Bubengeschrei, Rufen und wol gar Gesangsversuchen. Während das unvertöbhte Landvölk und die Jugend eine aufregende Fülle von schönen Dingen zu sehen, zu bejubeln, zu genießen fand, gingen Leute in gewählterer Kleidung mehr lächelnd und betrachtend durch die Reihen, um dann in der Gegend eines Erfrischungszeltes unter alten Lindensäumen Halt zu machen und sich einen geeigneten Platz für die Ueberschau zu wählen.

Unter diesen wandelte auch ein alter Herr, groß, breitschultrig und muscullös gebaut, langsam und einsam seinen Weg, die Hände auf dem Rücken, den starken Knotenstock hinter sich her schleifend. Der breitkrämpige Hut und die Kleidung des alten Herrn waren nicht eben modisch, aber anständig. Sein strenges Gesicht mit dem dichten grauen Bart schien für den bunten, lustigen Ort eigentlich gar nicht zu passen. Auch ging er gelassen dahin, wie Einer, der hier Nichts sucht oder zu finden hofft, und seine Blicke schienen an den Menschen und Gegenständen nur hinstreifen. Und dennoch hegte er wohlwollende Gedanken und freute sich in seiner Weise des bewegten Lebens. „Das wäre denn wirklich ein Volksfest noch so ziemlich in alter Art!“ dachte er. „Die Gattung

kommt sonst mehr und mehr ab, so wie Volkstrachten draußen, städtischer Gemeinfinn drinnen, und alte Ueberlieferungen überall. Unsere neuen Volksfeste, die meist als patriotische Denktage für große Ereignisse eingesetzt sind, haben etwas künstlich in Scene Gebrachtes. Die alten hatten einen Zusammenhang mit kirchlichen Traditionen, und als Rückschlag gegen Andacht, Buße, Kasteiung wurden sie um so weltlicher, ausgelassener, carnevallartiger; die modernen sind mehr staatlich und militärisch, entbehren noch einer bestimmten Form, und die Leute wissen nicht recht, wie sie dabei vergnügt sein sollen. Es wird eine Weile dauern, bis sich eine Tradition gebildet hat, die aus der eingesetzten Feierlichkeit ein Volksfest macht. Hier aber ist Einiges von der alten Form bewahrt, und — es ist schon genug, daß die Leute in einer so großen Stadt noch so lustig sein können!“

Unter solchen Gedanken ließ er sich von einem Strome ländlicher und städtischer Jugend mitnehmen, welche in einen freieren Raum hinausdrängte. Denn die Schelle rief nach den abgesteckten Schranken einer Künstlergesellschaft, wo Mademoiselle Nadina und Monsieur Jaques sich auf dem Seile darstellten, das Haupt der Gesellschaft als „starker Mann“ in Erstaunen setzte, und ein sehr dicker Komiker, der als „Papa Buffalo“ auf dem Anschlagzetteln stand, ein Gebrüll hören ließ, welches von endlosem Gelächter beantwortet wurde. Den größten Beifall aber fand ein noch sehr jugendlicher Hanswurst, der eine Kappe, nach Art eines Hahnenkammes, auf dem Kopfe trug und seine Gesichtszüge durch weiße Farbe und Zinnober entstellte hatte. Es war seine Gelertheit, welche Bewunderung hervorrief, die Elasticität, mit der er sich wie eine Feder in die Höhe schnellte und über Alles hinweg sprang, die unermüdlige Beweglichkeit im Radschlagen und auf den Händen-Laufen. Wenn aber Kenner oder Kunstverständige auf diesem Gebiet schon Vollkommeneres gesehen haben mochten, so war es mehr seine Ungezogenheit und hinterlistige Bosheit, welche stets neues Gelächter hervorrief. Er schien es weniger darauf abgesehen, selbst Etwas zu leisten, als seine Kunstgenossen in ihren Leistungen zu stören. Monsieur Jaques mußte vom Seil, welches er eben voll Anmuth betrat, herabspringen, weil Hanswurst heimtückisch das Gerüst zum Wackeln brachte; dem starken Mann, welcher zwei Kinder auf seinen erhobenen Fußsohlen aufsteigen lassen wollte, verdarb er den Triumph, indem er mit dem jüngsten durchging und es unter die Zuschauer versteckte; Monsieur Jaques schleuderte wüthend die Balancirstange nach ihm: Hanswurst wußte ihr auszuweichen; der Starke drohte mit den Fäusten: Hanswurst kreiselte und flog mit höhnischen Geberden vor ihm her. Vor Allen aber hatte sein Mittkomiker, Papa Buffalo, von ihm zu leiden. Denn dieser (es hieß, es sei der Schwiegervater des starken Mannes) war alt und dick geworden, konnte nur noch zu ebener Erde wirken und beschränkte sich eigentlich auf jenes stierartige Gebrüll, welches er ab und zu hören ließ. Er wurde mehr zu Aushilfsdiensten für die Uebrigen gebraucht. Dieser war keinen Augenblick sicher vor den Pöffen des Hinterlistigen. Bald stellte Hanswurst ihm ein Bein, bald schlich er langsam heran, um ihm mit einem Strohhalme die Nase zu kitzeln, bald zerwarf er alle Vorrichtungen, welche jener für die Kunststücke der Anderen machte. Die Lacher hatte er stets auf seiner Seite.

Jetzt aber, da Papa Buffalo es zweckmäßig fand, einmal wieder die Kraft seiner Lungen hören zu lassen, flog Hanswurft im Sturm lauf von hinten gegen ihn an, und zwar mit plötzlicher Wendung Rücken gegen Rücken. Der Dicke fiel auf die Nase, Hanswurft über ihn her, war nach einigen Purzelbäumen wieder auf den Beinen und höhnte den Dicken aus, welcher sich nur langsam erhob. Diesmal wollte Papa Buffalo den Streich nicht ungerochen lassen. Zornig setzte er sich in Bewegung, um seinen Gegner zu erfassen. Hanswurft tänzelte mehr vor ihm her, als daß er lief, hielt ihn ein paar Mal im Kreise herum in Bewegung, und endlich ließ er ihn ganz nahe an sich heran kommen. Schon streckte Buffalo die Hand aus und glaubte ihn zu haben, als Hanswurft einen letzten Anlauf nahm, über den Dicken hinwegsprang und ihn nochmals zu Boden riß. Jetzt eilte der starke Mann zu Hilfe herbei. Die Spannung wuchs, denn eine häusliche Scene stand in Aussicht. Raun aber sah Hanswurft den Gebieter kommen, als er seine Füße befügelte und gegen die Schranken brach, die die Zuschauer ihm willfährig und jubelnd öffneten. Ein vornehmes Gespann hielt einen Augenblick vor der Stelle seines Durchbruchs. Zwei schöne Damen saßen im Wagen. Hanswurft ließ sich durch dies Hinderniß nicht abschrecken; mit einem Satz war er im Wagen und saß auf dem Rücksitze, den Damen gegenüber. Die eine derselben stieß erschreckt einen leisen Schrei aus; Hanswurft aber blickte ihr in's Gesicht und war einen Augenblick wie gebannt durch ihre Blicke. Der Kutscher, von dem allgemeinen Gelächter und Getöse umgeben, wußte nicht recht, was er thun sollte, da er die Pferde halten mußte, welche scheu zu werden drohten. Da erhob sich Hanswurft und sprang auf der anderen Seite aus dem Wagen, nicht ohne sich noch einmal nach der Dame umzuschauen. Der Wagen rollte schneller davon und verschwand von dem Festplatze.

Hanswurft war außerhalb des Kreises; die Jagd auf ihn hatte aufhören müssen, da die Zuschauer, seine Partei nehmend, den Ring nur fester schlossen. Er lief ein Stückchen draußen entlang, legte dann seine Hände auf die Schultern eines hochgewachsenen Mannes, der die Meisten überragte, schwang sich hinauf und saß plötzlich rittlings auf dem Nacken jenes alten Herrn, der, wie Andere, hier einen Augenblick stehen geblieben war. Von diesem erhabenen Posten aus stieß Hanswurft ein schrillendes Gelächter aus, und machte mit gespreizten Fingern seinen Verfolgern eine lange Nase. Der Alte stuzte, als er sich so in die Vorgänge des Schauspiels hineingezogen fühlte, ertrug aber die Last ganz ruhig und aufrecht. Das Publicum jauchzte, Hanswurft höhnte, die Kunstgenossen schwangen drohende Fäuste, denn auch Monsieur Jaques war hervorgetreten, um die Nachepantomime als Dritter zu vervollständigen.

Vielleicht dachte der Alte, den Wilbfang auf seinen Schultern der Gefahr zu entziehen — denn er sah nicht aus, als fühlte er einen Trieb, in das Spiel selbst scherzhaft einzutreten — kurz, er machte plötzlich Kehrt und schritt mit seinem Reiter vom Platze hinweg. Dieser ließ es sich eine Weile gefallen, die Menge lachte hinterher, Einige lachten mit, die Mehrzahl wendete sich der Erscheinung der Mademoiselle Nadina zu, welche in himmelblauer Seide eben das Seil betrat. Endlich schien Hanswurft des Reitens genug zu haben und machte eine Bewegung, aus dem Sattel zu springen. Aber der Alte hielt seine

Beine auf der Brust mit starken Händen fest und wandelte gelassen weiter. Hanswurft wurde ungeduldig, er rüttelte und strampelte; umsonst, er fühlte sich wie von eisernen Klammern angefesselt, und eine Art Furcht überkam ihn, es könne aus dem Spas irgend ein Ernst fraglicher Art werden. Das Gesicht des Alten hatte er sich nicht angesehen; auch war er jetzt, in seinem Nacken sitzend, nicht im Stande, Etwas davon zu erkennen, denn der breitkrämpige runde Hut desselben hinderte ihn. Nachdem er vergeblich sich angestrengt, gefordert und die Reiterei verwünscht, wurde ihm bänger zu Muth, und er legte sich auf's Bitten. Der Alte hatte seine Schritte beschleunigt, und als er durch die lebhaften Reihen in eine Gegend gelangt war, wo mehr einzelne Gruppen von Spaziergängern sichtbar waren, ließ er plötzlich los. Hanswurft sprang flugs hinab, fiel aber und verlor den Hahnenkamm vom Haupte. Von dem entstellenden Ueberzuge des Gesichts hatte sich inzwischen viel verwischt, und Hanswurft zeigte einen hübschen Knabekopf, über dessen Stirn braunes Gelock fiel.

„Benno —! Um Gotteswillen! Benno —!“ rief plötzlich ein junges Mädchen, welches dicht daneben stand und den Hut des alten Herrn, den dieser verloren, aufgehoben hatte und in der Hand hielt. Hanswurft schien heftig zu erschrecken und einen Augenblick unschlüssig zu sein. Schnell aber stülpte er den Hahnenkamm über den Kopf, wendete sich und eilte hastig davon — nicht nach seinem Kunstschauplatze, sondern einer Gasse der Vorstadt zu, in welcher er verschwand.

Das junge Mädchen starrte ihm regungslos nach, und tiefes Erschrecken stand in ihren erblaßten Zügen. Der alte Herr trat auf sie zu. „Bewegt Sie Etwas zum Antheil an dem Burschen?“ fragte er, indem er ihr seinen Hut aus der Hand nahm. Das Mädchen fuhr zusammen bei der Stimme und Frage eines Unbekannten. Sie sah zu ihm auf, und er erkannte feuchte Augen — dann schüttelte sie den Kopf, verneigte sich kurz und eilte einer Gruppe von Bürgerfrauen zu, welche auf sie zu warten schienen. Mit diesen sprach sie einige Worte und nahm dann hastig ihren Weg nach der Vorstadt, in welcher Hanswurft verschwunden war.

Der alte Herr beobachtete dies Alles mit einer gewissen Theilnahme. Nach seinen stark ausgeprägten Gesichtszügen zu schließen, war er nicht eben sentimentaler Natur, aber er mochte viel erlebt haben und in seinen Erinnerungen einigen Stoff zu Vergleichen finden. „Das schien ein Wiedersehen zu sein, und augenscheinlich von beiden Seiten kein erfreuliches!“ dachte er, indem er, die Hände wieder auf dem Rücken, langsam den Festplatz verließ und dem Tannenwalde entgegenschritt. „Es schien ein Geschwisterpaar zu sein, denn zum Liebhaber war das Bürschlein zu jung, das Mädchen doch wol älter als er. Sie mochte ihn nicht in der Hanswurftjacke erwartet haben. Und er? Wie mag er da hineingerathen sein?“

Zu einer kleinen Anhöhe gelangt, sah der Alte sich um und prüfte den ziemlich ebenen Horizont. Das Gewitter, welches er erwartet hatte, war zur Freude der Hunderte, die das Volksfest genossen, nicht gekommen; nur leichtes, zerjetteltes Gewölk schwebte im weiten Luftraum. Der Abend senkte sich warm auf den heute nur dichter aufgewühlten Staub der Stadt. Der Wanderer dachte

an seinen Garten und beschleunigte die Heimkehr. In Scharen, wie sie gekommen, zogen die Gäste wieder nach der Stadt zurück; er selbst wählte den Weg durch eine Vorstadt, welche minder belebt war.

Da flog aus dem offenen Hofthor eines Wirthshauses ein junger Mensch wie ein Pfeil hervor und ein großer Stein hinter ihm her, der die Füße des Alten nahezu getroffen hätte. Der Junge aber rannte wirklich dem Alten wider die Brust, mit einem Anprall, der einen Anderen zu Boden geworfen hätte. Er aber stand seinen Mann und hielt ihn fest. „Holla! Achtung!“ rief er, „Augen auf, auch wenn man eilig ist!“ Der Junge sah erschreckt zu ihm auf, riß sich von ihm los und lief wie gekehrt davon. Denn in dem Thorwege wurde ein Mann sichtbar, der ihm Flüche und scheltende Drohworte nachsendete. Der Alte glaubte in dem Burschen niemand Anderes als jenen jungen Hanswurst wiedererkannt zu haben, der freilich jetzt in schlechter Kleidung nicht so lustig aussah. Er hob den Stein auf und trat zu dem Scheltenden im Thorwege. „Mit diesem Steine,“ begann er, „hätten Sie den Flüchtling da tödten, Sie hätten auch mich damit treffen können!“

„Um Sie wär's mir leid gewesen!“ rief der Andere, gar nicht in dem Tone einer Entschuldigung, „aber dem nichtsnutzigen Racker hätte ich einen blutigen Kopf gegeben! Meine Gesellschaft verlassen und noch Geld dazu haben wollen! Geld, für seine Bosheit und Hochnasigkeit! Ich wollte, die Canaille käme nicht wieder, denn mich juckt's in den Händen, sie so zuzurichten, wie sie's verdient!“

„Sie wären demnach das Haupt jener Künstlergesellschaft,“ fragte der Alte, „welcher ich heut beim Volksfeste zusehen habe? Vermuthlich erkenne ich in Ihnen den „Starken Mann“, der so viel Bewunderung erregte?“

Der Starke schien geschmeichelt. „Aufzuwarten!“ entgegnete er. „Wir haben eine ganz gute Einnahme gehabt. Morgen arbeiten wir noch einmal. Der zweite Tag ist manchmal noch besser in großen Städten.“

Der Alte schien auf diese vertrauliche Mittheilung des Künstlers weniger Gewicht zu legen. „Der Bursche, welcher davonlief, war wol nicht Ihr Sohn?“ fragte er.

„Dann hätte ich ihn anders dressirt!“ lachte der Starke, indem er fröhlich die Faust empor schwang. „Gar Nichts geht mich der Bub' an! Vor etwa drei Monaten kam er uns zugelaufen und wollte mit uns ziehen. Da er gut turnen und springen, sowie allerlei Fagen machen konnte, nahm ich ihn an, auf Quartier und Beköstigung; Gage durfte er nicht beanspruchen. So ist er die Zeit her bei mir. Er hat viel dazu gelernt, denn das Radlaufen, den Dreisprung und das Meiste von dem, was er jetzt kann, hab' ich ihm beigebracht. Er könnte es zu Etwas bringen, aber es liegt ihm Nichts daran, eine nichtsnutzige, boshafte Kröte, wie er ist! Keiner ist vor ihm sicher, weder bei der Vorstellung, noch im Wirthshause, noch auf der Reise, und der verdammte Junge hat mir schon mehr verdorben und geschadet, als genützt!“

Der alte Herr fragte nach dem Namen des jungen Menschen. „Er wird wol Grund haben, seinen Namen zu verschweigen!“ entgegnete der Starke. „Wer weiß, ob er nicht als feiner Leute Kind davongelaufen! Es soll ein junges Mädchen — eine Dame —, in unserer Abwesenheit hier gewesen sein — so sagt

der Gastwirth —, die sich in großer Angst nach einem Knaben erkundigte, der draußen den Hanswurst spielte. Er konnte keine Auskunft geben, und der Junge hatte sich versteckt, wer weiß wohin? Wir aber wissen auch Nichts von einem — ich hab' den Namen vergessen, nach dem sie fragte — unser Hanswurst läßt sich von uns Cicero nennen — weiß der Teufel, was das für ein Name ist! Die Dame hat dem Gastwirth sogar ihre Wohnung für den Taugenichts aufgeschrieben, aber von Cicero steht auch Nichts auf dem Papier zu lesen. Wie gesagt, mir wär's Recht, wenn er nicht wiederkäme, denn es thut nicht gut, sich mit solchen fremden Rangen zu behängen; man kann in Angelegenheiten kommen."

Der alte Herr grüßte den Director der Truppe und ging seines Weges. „Dieser Mann hat nicht so Unrecht," dachte er. „Auch mir thut es nicht gut, mich mit der Theilnahme an solchen fremden Angelegenheiten zu behängen. Wer sich in Alles mischen wollte, wodurch die Menschheit sich selbst aus den Fugen bringt und verwirrend im Kreise jagt!" Aber er war noch nicht fünfzig Schritte gegangen, als er dem Trieb nicht widerstehen konnte, den Namen und die Wohnung des jungen Mädchens zu erkunden. Er ging zurück, befragte den Gastwirth und erhielt von ihm ein Blatt Papier, auf dem er den Namen „Katharina Stein" las, nebst der Angabe der Wohnung, welche mitten im ältesten und belebtesten Theile der Stadt lag. „Freilich — um Nichts Älger!" sagte er zu sich selbst, indem er sich nun mit schnelleren Schritten auf den Heimweg machte.

Sein Haus lag in einer der jetzt vornehmsten und gesuchtesten Gegenden der Stadt, am Rande des öffentlichen Parks, aber längst überflügelt und zurückgeschoben von villenartigen Prachtbauten, die sich von allen Seiten herangedrängt hatten. Von der breiten Fahrstraße gelangte man durch einen schmalen Weg zwischen Gärten zu dem alten Grundbesitz zweier Gemarkungen, deren eine dem alten Herrn, die andere seinem Nachbar, einem Handelsgärtner, gehörte. Fußwege zwischen niedrigen Hecken und Zäunen, über welche man in wohlgepflegte kleine Gärten sah, führten hier mehrfach umher, um den Verkehr der älteren Wohnplätze mit der Fahrstraße zu vermitteln. Aber während von den neueren Häusern aus der Nachbar den Nachbar getrost in seine Gartenanlagen blicken ließ, ja seine Verandas, Rasenflächen, Blumenstücke, auch wol Wasserlünste zur öffentlichen Schau stellte, lag der Garten und das Haus des alten Herrn durch eine hohe Mauer und alte Bäume, die es im Geviert einschlossen, undurchdringlich verborgen. Es war ein umfassendes Besitzthum, das nach dem Ausspruch von Kennern sich zu einem gewaltigen Bodentwerth herausgealtert hatte. Ein Bindenweg führte vom Thortweg nach dem Hause, welches nach älteren Anschauungen ein sehr wohlständiges Gebäude war, jetzt aber für einen unscheinbaren, altmodischen Kasten angesehen wurde. Geräumig genug war es, um Viele zu beherbergen, und hatte in Urgroßväterzeiten auch ein buntes Leben umschlossen. Auch der alte Herr war hier geboren und von seinen Großeltern erzogen worden. Dann hatte er es vierzig Jahre lang nicht gesehen, und erst seit einigen Jahren war er heimgekehrt, um es in Empfang zu nehmen, wie er es verlassen und wie es schon vor drei oder mehr Menschenaltern bestanden.



Nun wohnte er allein darin, und in einem Seitenbau eine Familie, bestehend aus Mann, Frau und Tochter, die er zu seiner Bedienung und zur Wartung seines Gartens angenommen hatte. —

Als er noch spät im Sternenschein zwischen seinen Kohl-, Salat- und Blumenbeeten einen Gang that, hörte er aus dem Schattendunkel über sich eine angenehme Männerstimme, welche ihn mit den Worten: „Guten Abend, Herr Hagen!“ begrüßte. Der Alte sah sich um. „Guten Abend, Herr Doctor!“ grüßte er zurück. „Was thun sie denn da oben auf der Mauer?“

„Ich schöpfe frische Luft, Herr Hagen. Hier in der Höhe, im Dunkel Ihrer Baumkronen und auf der Grenzlinie zwischen den Pflanzungen meines Hauswirthes und Ihren Anlagen habe ich schon öfter die Nachtkühle genossen. Der starke Duft der Blumenbeete auf der einen Seite wird gemildert durch die wundervolle Kühle, welche Ihre frisch begossenen Kohlplantagen heraufsenden. Die Gemüse stehen bei Ihnen viel schöner als hier beim Gärtner. Auch Ihre Rosen sind vorzüglicher.“

„Wenn Sie eine Vorliebe für meinen Kohl und sonstiges Gemüse haben, Herr Nachbar,“ entgegnete Herr Hagen, „dann steht Nichts im Wege, mit mir zwischen diesen Plantagen zu wandeln. Wenn ich Ihnen so viel Zukunft zutraute, so würde ich Sie einladen, den Sprung von der Mauer zu mir zu wagen — aber versuchen Sie's nur nicht, Sie würden mir doch den Salat zertreten! Wollen Sie mich künftig durch die Hausthür besuchen, so will ich Sie willkommen heißen.“

„Ich habe diesen Wunsch längst gehabt, Herr Hagen, und nehme Ihre Einladung dankbar an. Den Platz auf der Mauer müssen Sie mir aber auch gestatten. Es ist meine Abendromantik und zugleich Erholung.“

„Sie hätten sich eine Erholung anderswo suchen können — das übermäßige Studiren macht Sie blaß und elend. Junge Leute sollen frische Farbe haben. Warum waren Sie nicht draußen bei dem Volksfest?“

„Ein Volksfest?“ fragte der Nachbar. „Ich habe Nichts davon erfahren. Ueberdies Staub, Hitze — es würde für mich kein Fest gewesen sein. Und Sie wissen ja, daß ich zu thun habe. Denn da ich jetzt ein epochemachendes Werk schreibe, durch welches ich sehr berühmt werden will, so muß ich mich fern halten.“ Er lachte, da er dies sagte.

„Sie brauchen mir mit Sachen Nichts vorzumachen,“ entgegnete Herr Hagen, „denn im Grunde ist es Ihr vollkommener Ernst, und ganz mit Recht. Jeder junge Mann, der etwas Großes vor hat, soll denken, daß sein Werk Epoche machen werde, sonst könnte er es nur für sich behalten! Wie er in späteren Jahren darüber denkt — das ist eine andere Sache! Sie aber, der Sie sich nach ergreifender Tagessitzung wiederum bewegungslos auf die Mauer zwischen die Kohlbeete setzen, sind bei Ihrer Ruhmsucht ein sehr thöricht junger Herr! Sie gehen mich zwar Nichts an, denn ich kenne Sie nur ganz flüchtig über die Mauer — aber machen Sie, daß Sie aus der Nachtlust kommen, sie kann Ihnen Nichts taugen!“

„Aber ich fühle mich sehr wohl dabei, Herr Hagen, und habe oft schon länger hier gegessen —“

„Und können doch morgen auf der Nase liegen, was mir bei einem so spärlichen Herrchen ganz natürlich erscheinen würde. Huch! hinunter mit den gelehrten Eulen von meiner Mauer! Ich gehe auch in's Haus. Gute Nacht!“

### Zweites Capitel.

Der Nachbar des alten Herrn Hagen war ein noch junger Mann von etwa fünfundsiebenzig Jahren, Namens Wilibald Rothelm, der bei dem Gärtner zur Miethe wohnte. Sein Vetter, einer der angesehensten Aerzte der Stadt, Doctor von Morbach, hatte ihn vermocht, hier draußen in der besseren Luft Wohnung zu nehmen, und ihm damit täglich etwas weitere Spaziergänge, in die Stadt hinein und wieder hinaus, aufgezwungen. Denn obgleich gar nicht von dauerhafter Gesundheit, achtete der junge Gelehrte wenig auf seine körperlichen Zustände und muthete sich mit Studiren und Arbeiten oft mehr zu, als er ertragen konnte. Wilibald Rothelm hatte bereits eine kleine Berufsstellung als Custos im Kupferstichcabinet des Museums, die, wenn sie ihm auch wenig einbrachte, ihn doch in hohem Grade beglückte. Seine Studien erstreckten sich auf antiquarisch künstlerische Gebiete, und so sah er sich in den kunstgeschmückten Hallen des Museums wie in einem Heimwesen, welches zugleich die Welt seiner Studien, seiner Anregungen und seiner Wünsche umschloß.

Als er eines Tages in seinem Arbeitszimmer im Museum, wo er täglich einige Stunden zubringen hatte, beschäftigt war, meldete ein Galeriebedienter, daß zwei Damen gekommen wären, welche Stiche von Dürer zu sehen wünschten.

„So geben Sie den Damen die Mappe!“ rief Wilibald, der sich nicht unterbrechen mochte.

„Aber die Damen wünschen Herrn Doctor Rothelm selbst zu sprechen,“ entgegnete der Diener; „die eine nennt sich Frau von Lilburg.“

„Gleich! Gleich!“ rief Wilibald aufspringend. „Legen Sie die Mappen heraus! Ich bin gleich bereit.“ Er nahm aus der Schublade eine Bürste und fuhr hastig über seine Kleider, er zupfte an seinem Halstuche, er strich sein Haar zurecht und eilte durch die Säle nach dem Raume, wo große Tische zum Studiren und Beschauen der Kunstblätter für das Publicum bereit standen.

„Besten Doctor, ich bin sehr zudringlich!“ rief ihm Frau von Lilburg entgegen. „Aber ich brauche Ihre Hilfe. Wir stritten neulich bei einem Diner der Gräfin S. über Dürer's apokalyptische Reiter, im Vergleich zu denen von Cornelius, und ich muß Sie nun um eine Erklärung bitten.“

Er stellte sich ganz zu Diensten, die Blätter wurden beide aufgelegt, und die Unterhaltung begann. Die Dame war gar aufmerksam, hörte mehr zu, als daß sie selbst sprach, und wußte durch aufmunterndes Lächeln den jungen Erklärer nur berebter zu machen.

Frau von Lilburg galt eigentlich für eine ernste, strenge Schönheit, die, weder zuvorkommend noch besonders freundlich, von Vielen für kalt und herzlos erklärt wurde. Andere wollten etwas tiefer in ihre Augen gesehen und darin etwas Dämonisches erblickt haben. Noch Andere behaupteten, sie könne lebenswürdig sein, wenn sie es der Mühe werth erachtete, nur daß ein gewisser ver-

ächtlicher Hohn gegen die Welt ihr nicht häufig gestatte, ihr besseres Innere zu entfalten. Das Widersprechende dieser Aussagen und eine stolze Besonderheit des Wesens reizte um so mehr, sie kennen zu lernen, wenngleich die Meisten von ihrer Unnahbarkeit wieder abgestoßen wurden. Seit einer Reihe von Jahren Wittwe und augenscheinlich über bedeutende Mittel verfügend, erschien sie noch begehrenswerth genug, und obgleich sie über die Grenze der Jugend hinaus war, gab es noch Waghälse, welche als Werber um die räthselhafte Frau bezeichnet wurden. In ihrem Umgang sehr wählerisch und höchst zurückhaltend im Anknüpfen neuer Bekanntschaften, machte sie nicht eigentlich ein Haus, sah aber kleine Gesellschaften bei sich und wurde auch wol in größeren gesehen. Ihr Erscheinen machte immer Eindruck; es war, wo sie eintrat, als käme nun die Hauptperson, um die sich dann auch wirklich Alles gruppirte. Ihr bloßes Auftreten hieß so viel als Herrschen, ohne daß sie sich darum Mühe zu geben schien, ohne daß die kühle Gleichgültigkeit ihres Wesens jemals einer lächelnden Genugthuung gewichen wäre.

Vielleicht war es der völlige Gegensatz zu ihrer Natur, der ihr in Wilibald Rothelm's Wesen zuerst auffiel, ihr dann interessanter wurde, sie endlich freundlicher gegen ihn, als gegen andere Männer machte. Sie hatte ihn im letzten Winter in einer großen Gesellschaft bei dem Baron von Seligmann, einem geadelten Banquier, der ihr Vermögen verwaltete, kennen gelernt. Es war alle Welt da vertreten, sogenannte gute und mittelmäßige, also im Ganzen schlechte Gesellschaft; Frau von Tilburg langweilte sich, ohne es zu zeigen; Wilibald Rothelm zeigte offen, daß er sich sehr langweilte. Der Zufall führte sie zusammen und zum Gespräche. Der feine und geistvolle junge Mann fiel ihr mehr und mehr auf, sie fand Gefallen an seiner Unterhaltung und seinem Wesen. Es war anders, als das der jungen Männer, die sie sonst kannte. Nicht schüchtern, aber zurückhaltend, und doch in der Bewegung ausgiebig, dabei eine tiefere Innerlichkeit mit einer gewissen Schroffheit verbindend. Sie glaubte mit Verwunderung zum ersten Male in eine reine Natur zu blicken. Seit diesem Abend stand Wilibald Rothelm in der besonderen Gunst der Dame, und der Vorzug, den sie dem jüngeren Manne in der Unterhaltung gab, lenkte, bei ihrer sonstigen Ablehnung, auch die Blicke Anderer auf Rothelm, der bis dahin noch wenig in der Gesellschaft gekannt war.

Am meisten befremdet war der Bevorzugte selbst, der, wenn er sich schon gern mit Frau von Tilburg unterhielt, erst durch Anspielungen und kleine Spöttereien aufmerksam gemacht werden mußte, daß ihre Freundlichkeit besondere Gunst beweiße. Er hätte dies vielleicht niemals selbst entdeckt. Wußte er gleich aus Büchern und vom Hörensagen, wie Romane sich anspinnen und entwickeln, so lebte er doch der Gesellschaft gegenüber in der Gleichgültigkeit fast eines Fremden, und nie wäre ihm in den Sinn gekommen, daß ihm ein auffallendes Interesse entgegengebracht werden könnte. Es beschämte ihn fast und machte ihn verlegen, trotzdem er doch so viel menschliche Eitelkeit hatte, sich ein wenig geschmeichelt zu fühlen. Andererseits aber fühlte er Befangenheit und Zweifel, wie diese Begünstigung eigentlich zu fassen sei. Zuweilen hatte er das unbehagliche Gefühl, als diene er der schönen Frau nur dazu, ihre Nichtachtung der

Gesellschaft zu zeigen. Wenn sie in größerem Kreise sich plötzlich aus der Gruppe ihrer Verehrer entfernte und langsam oft nach einem entfernten Plaze schritt, wo sie ihn entdeckt hatte, flog ein so verächtlich höhnißches Lächeln gegen die Uebrigen zurück, daß eine Absicht unverkennbar schien. Er hatte niemals zwei Worte mit ihr unter vier Augen gesprochen, und selbst bei gelegentlichen Besuchen in ihrer Wohnung sie nur in Gegenwart ihrer Gesellschafterin gesehen, die zwar selten zu Worte kam, aber doch auch im Schweigen an der Unterhaltung theilhaftig war. Wilibald kam mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß die Anspielungen Anderer Nichts als alberner Scherz seien, und daß er bei ihr einem reinen, freundschaftlichen Wohlwollen begegne. Je weniger sein Herz dabei theilhaftig war, desto mehr freute er sich dieser Wahrnehmung und empfand es angenehm, einer schönen Frau zu dienen, die sonst auf moderne Ritterdienste ohne große Achtung herabsah.

Sein Gespräch mit Frau von Lilburg und Fräulein Althaus, ihrer Gesellschafterin, ging heute bald über Kupferstiche hinaus, und er begleitete die Damen gern in die Bildergalerie hinab, um ihnen Dieses und Jenes zu zeigen, was im Gespräch erwähnt worden war. Er gab ihnen endlich das Geleit bis an den Ausgang der Säle, wo sie sich mit freundlichem Dank empfahlen. —

Als Wilibald Abends bei seinem Vetter, dem Dr. von Morbach, eintrat, rief dieser ihm entgegen: „Da ist ja der feine Vogel, der heute im Museum vor den Damen den Angenehmen gespielt hat!“ — Der Jüngere fühlte sich nicht wohl berührt von dem spöttischen Tone des Doctors. „Das klingt wie das Gerede in einer kleinen Stadt,“ entgegnete er, „wo jedes Gespräch mit einer Dame heimlich in Anklagezustand versetzt wird. Frau von Lilburg war allerdings im Cabinet, und ich habe mich mit ihr unterhalten. Werden alle Schritte dieser Frau ausgespürt?“

Morbach fing an zu lachen. „Nimm's nicht übel, mein Schatz!“ rief er. „Sie hat es mir selbst erzählt, als ich ihr meinen hausärztlichen Besuch machte. Nur eben war sie zurückgekehrt, um mir Dein Loblied zu singen. Indessen —“ Morbach sah nach der Uhr: „Eine Viertelstunde hab' ich noch Zeit,“ fuhr er fort. „Indessen nimm Platz, und — laß uns ein paar Worte im Vertrauen über diese Dame sprechen. Du siehst sie öfter, wirst von ihr ausgezeichnet —“

„Franz!“ unterbrach ihn Wilibald, „ich hoffe nicht, daß Du in die Vermuthungen einstimmst —!“

„Ich vermuthe gar nichts!“ rief Morbach, „ich sehe nur und höre, und überdies glaube ich Dich zu kennen! Daß Du von ihr ausgezeichnet wirst, kannst Du nicht leugnen, und daß Du die Auszeichnung harmlos und unschuldig über Dich ergehen lässest, wage ich zu behaupten. Es ist aber eine gewisse Gefahr dabei, die Du nicht ahnst, und vor welcher ich Dich bewahren möchte.“

„Ich bin Dir sehr dankbar!“ rief der Andere etwas erregt und mit einer leichten Röthe über dem Antlitze. „Inzwischen schätze ich mich doch gar zu kindlich in der Annahme, daß ich die Gefahr, die Du vermuthest, nicht ahnen sollte! Daß ich mich je in Frau von Lilburg verlieben könnte, ist mir nicht wahrscheinlich, da es bis jetzt nicht geschehen ist. Daß aber sie —“. Er eröthete lebhafter und ließ seinen Satz unvollendet.

Morbach schien das nicht beachten zu wollen. „Ich dachte an ganz andere Dinge,“ sagte er ruhig, „um derentwillen ich Deiner Beziehung zu Frau von Tilburg überhaupt erwähnte. Eine andere Gefahr ist da, Deine Freundschaft für sie könnte gefährdet werden — nicht durch Leidenschaft, sondern durch äußere Dinge. Diese Frau hat jedenfalls eine Vergangenheit, was man so nennt. Ist Dir in ihrem Wesen das niemals so erschienen?“

Wilibald wurde aufmerksamer. „Ich kann mir denken,“ sagte er, „daß sie Etwas erlebt hat, was sie ernster stimmt und ihrem Wesen eine strengere Form gegeben hat. Vielleicht bist Du selbst genauer darüber unterrichtet und willst mich auf das Schreckliche vorbereiten, das meine Freundschaft zu ihr gefährden könnte.“

„Man muß recht behutsam sein,“ entgegnete Morbach lächelnd und kopfschüttelnd, „wenn man mit Dir über diese Dame spricht. Du nimmst das Alles so heftig und nervös. Dein endloses Sitzen und Arbeiten ist daran schuld, und ich werde Dir müssen eine Cur vorschreiben. Denn da es nicht Leidenschaft ist, was Dich für Frau von Tilburg erfüllt, so sehe ich nicht, was Dich so aufregen kann, wenn ich Dir einen guten Rath für den Verkehr mit ihr gebe.“

„Nun, so gib ihn!“ sagte Wilibald; „denn bis jetzt ist es noch nicht geschehen!“

„Wenn Du also willst, dann kurz —“ entgegnete Morbach; „laß Dich nicht gar zu freundschaftlich fortreißen! Sie ist, denke ich, achtunddreißig Jahre alt —“

„Was? Achtund —“ rief Wilibald dazwischen.

„Sieht aber oft zehn Jahre jünger aus, und zuweilen habe ich sie gesehen, daß man sie zehn Jahre älter hätte schätzen sollen. Sie wird Dir, dem Jüngeren, schwerlich mittheilen, was durch ihr Leben gegangen ist; aber Du könntest Gerüchte über sie vernehmen, die Dich bei einer engeren freundschaftlichen Beziehung zu ihr wahrscheinlich antreiben würden, lebhafter für sie einzutreten, als — für Dich zweckmäßig wäre. Denn es versteht sich doch, daß man allerhand aufstört, vermuthet und herumflüstert über eine Frau, deren Vergangenheit so ganz in Dunkel und Geheimniß gehüllt ist, und die überdies durch ihr stolzes Auftreten die Leute eher vor den Kopf stoßt, als lebenswürdig behandelt. Was bis jetzt an Gerüchten über sie umgeht, ist zu absurd und albern, als daß man es beachten könnte, und wenn Du davon hörst, wirfst Du hoffentlich ebensowenig Gewicht darauf legen, wie ich. Es ist schön, daß Du ihre Partei annimmst; aber laß Dich nicht mit zu großer Hingabe darauf ein. Man muß genau wissen, wofür man eintritt, wenn man nicht den Don Quixote spielen will.“

„Sieber Franz,“ sagte Wilibald halb lachend, „eigentlich sprichst Du in lauter Rathseln! Du bist ihr Arzt und hast oft längere Besichtstunden mit ihr, als ich mich rühmen kann, und ich bin der Ansicht, Du weißt etwas Bestimmtes über ihre Vergangenheit, was ich nicht erfahren, oder auch nur langsam vorbereitet von Dir erfahren soll. Ich bekenne Dir ganz offen, daß es mich nicht sehr interessiert. Wenn ich anfangs ein wenig unwirsch und, wie Du es nennst, nervös geworden bei dem Gespräch über diese Frau, so sind nur die Spötteleien Ursache davon, die mich in ein Verhältniß zu ihr setzen, welches nicht besteht. Von Dir verdroß es mich; was die Leute darüber sagen, ist mir

gleichgültig. Ich lebe zu wenig in der Gesellschaft, um viel zu hören. Auch von Dir mag ich nicht hören, was Du etwa weißt. Nicht weil ich irgend ein Ideal der Freundschaft in mir dadurch zu zerstören fürchtete, sondern weil es mir vollständig genügt, diese Frau nicht schlechter und nicht besser zu sehen, als sie sich in der Unterhaltung mit mir gibt. Ist es Dir lieb, es zu hören, so versichere ich Dir, daß sie mir innerlich gar nicht nahe steht, daß nur Anregung des Gesprächs und die Forderung der Höflichkeit mich bisher in ihre Nähe gebracht haben. Was willst Du weiter?"

"Das ist allerdings ein so beruhigender Grad von Gleichgültigkeit, wie ich ihn nicht erwartet hatte!" rief Morbach lachend, ohne an die Aufrichtigkeit seines Veters zu glauben. "Ich fürchtete in der That, Du hättest Dich ein wenig durch die Phantasie verblenden lassen — was für Dich nicht gut wäre. Aber mein Wagen wartet, ich habe noch einige Besuche zu machen. Geh' zu meiner Frau und den Kindern; in einer Stunde hoffe ich bei Euch zu sein."

Als Wilibald vom Theetisch seiner Cousine Morbach, wo seiner Bekanntschaft mit Frau von Lilburg nicht ferner gedacht worden war, sich zum Heimweg wendete, kam ihm doch die Erinnerung an das Gespräch über sie lebhaft wieder. Er hatte, ohne heucheln zu wollen, eine größere Gleichgültigkeit gegen sie ausgesprochen, als er vor sich selbst vertreten konnte. Es stand ihm fest, daß sein Vetter etwas Genaueres über ihre Vergangenheit wisse, und er begann zu grübeln, was dem Charakter dieser Frau eine so eigenartige Bildung gegeben haben mochte. Die Warnung seines Veters bewirkte nur das Gegentheil von dem, was er beabsichtigte; denn das Interesse erwachte nun erst lebhafter, und je weniger er ihr eine wirkliche Schuld zutrauen mochte, um so bedeutender dünkte ihm ihr Wesen und ihre Erscheinung. Vielleicht bedurfte sie einer uneigennütigen Freundschaft, und er wollte nicht zurückweisen, was sie ihm mit so viel Güte entgegenbrachte.

### Drittes Capitel.

Es war in einer Morgenstunde, die von den Schläfern der großen Stadt nur erst wenige geweckt hatte, als Herr Hagen in seinem Garten schon mit der Gießkanne beschäftigt war. Dieß der ersehnte Regen immer noch auf sich warten, so mußten die Theerosen, die schon im dritten Trieb zu blühen begannen, mit einem künstlichen Nieselguß über die Häupter erquickt werden. Sie wiegten und bogen sich wohligher unter der Tropfenfülle, und behielten zum Morgenschmuck blizende Perlen auf ihren purpurnen und goldhellen Blättern. Astern und Bevkien auf den Einfassungsbeeten wurden reichlich bedacht, und die der Hauswirthschaft dienenden Gewächse getränkt, wie es einem jeden gut that. So verging dem alten Herrn wol eine Stunde, als er Henriette Martin, die Tochter seiner Dienstkleute, laut schelten hörte: Es sei eine Schande, draußen vor der Gartenthür liegt ein Betrunkener fest eingeschlafen, daß man über ihn hinwegschreiten müsse, um hinauszugelangen! Der Vater wollte zusehen, Hagen aber rief: „Daß!“ stellte die Gießkanne nieder und ging selbst nach dem Ausgang.

Es lag dort ein Mensch am Boden, abgerissen, mit Staub und Schmutz bedeckt, ohne Kopfbedeckung, die jugendlichen Züge leichenblaß und regungslos. Hagen beugte sich nieder und fühlte sich überrascht — er glaubte das Gesicht des jungen Hanswurft wieder zu erkennen, den er vor vier Tagen beim Volksfest hatte auf seinen Schultern reiten lassen. Bald war er überzeugt, daß es kein Anderer sei. „Das ist nicht gemeiner Kausch,“ sagte er bei sich selbst; „das ist Ohnmacht, vielleicht noch etwas Schlimmeres!“ Er überlegte nicht viel, nahm den Regungslosen auf die Arme und trug ihn in's Haus, wo er ihn auf das Sopha seines Wohnzimmers niederlegte. Während seine Diensteute ihm mit höchstem Erstaunen zusahen, begann er den Kranken zu untersuchen, und hieß einen warmen Trank bringen, von dem er ihm einen Eßlöffel voll einlößte. Er schien ausreichende ärztliche Kenntniß zu haben, denn nach einiger Beobachtung sagte er: „So, so! Mangel an Nahrung! Hart vor dem Hungertode! Armer Schelm!“ Er wußte, was nöthig war, um den Unglücklichen zu beleben und trieb seine Leute zur Hülfeleistung an. Auch hatten seine Bemühungen Erfolg, denn der Knabe schlug die Augen auf, schlürfte hastig, was Hagen ihm schluckweise zumaß, und fiel dann schwach, aber athmend zurück in schlafähnliche Mattigkeit. Der Alte gebot für's Erste sein eigenes Bett für den Kranken zu rüsten, und dann ein anderes im Nebenzimmer aufzuschlagen. Die Frauen wagten zu protestiren, aber ein Blick und eine Geberde des Hausherrn machte sie gehorsam und scheuchte sie hinaus. Unterdessen bequemte er sich selbst, den Knaben zu entkleiden — er konnte ihm kein Stück seiner in Fesseln gegangenen Umhüllungen lassen — und trug ihn zu Bette. Hier ließ er sich nieder und beobachtete lange den Puls und die Athemzüge des kraftlos Ermatteten. „Sonderlicher Fall!“ dachte er kopfschüttelnd. „Ein feiner Körper, ein edler Kopf, kein Kind von der Landstraße! Und doch im Elend, dem Verhungern nahe! Wo gehört der Knabe hin? Gleichviel, er wird wieder zu Kräften kommen.“ Es fiel ihm ein, daß er die Adresse jenes Mädchens habe, welches nach ihm geforscht hatte. Auf's Gerathewohl schrieb er ein paar Zeilen an Katharina Stein, daß ein junger Mensch, der neulich den Hanswurft gespielt, sich bei ihm eingefunden; wenn sie ihn sehen wolle, möge sie ihn in seiner Wohnung aufsuchen.

Dann rief Hagen seine Hausleute zusammen. „Was hier geschehen ist,“ sagte er gebieterisch, „bleibt unter uns. Schwacht Ihr es weiter, so verlaßt Ihr mein Haus! Martin, die Lumpen dort hinaus!“ rief er, indem er auf die am Boden liegenden Kleider des Kranken wies. „Gleich in's Fener damit! Frau Martin — so bald als möglich kräftige Fleischbrühe herrichten! Der Patient ist kein betrunkenen Vagabund, er wird voraussichtlich einige Zeit bei mir bleiben. Henriette, Sie sind eine verständige Person, für Sie habe ich mehr zu thun!“ Er ging an eine Schublade seines Schreibtisches und legte Geld zusammen. Die alten Martins verließen das Zimmer, nur Henriette, durch die Ansprache des Herrn von Genugthuung erfüllt, blieb und warf einen forschenden Seitenblick durch die offen stehende Thür. — „Zuerst diesen Brief in den nächsten Kasten!“ fuhr Hagen fort. „Dann in die Stadt nach einem Kleiderladen. Der Verkäufer soll mehrere fertige Anzüge zum Aussuchen gleich herschicken — keinen

Mobetand, versteht sich! — von verschiedener Größe. Dann die Wäsche — wird der Kranke eins von meinen Hemden tragen können?"

„Warum nicht gar, Herr Hagen!“ rief Henriette. „In Ihrem Hemde könnte der Bursch mit einer Schleppe dahergehn! Sie sind ja so groß!“ —

„Nun dann muß etwas Fertiges angeschafft werden,“ sagte Hagen. „Besorgen Sie das nach Gutdünken, und bringen Sie das Nöthige gleich mit. Ebenso das hier Verzeichnete aus der Apotheke — die Mutter soll auch Badewasser zurükken. Nehmen Sie an der nächsten Ecke einen Wagen, daß Sie keine Zeit verlieren!“ Henriette nickte bei jedem Sage Hagen's eifrig mit dem Kopfe, empfing eine Summe Geld und verließ das Zimmer, während der Alte sich zu dem Kranken begab, der sich zu bewegen schien.

Die Familie Martin war in der größten Aufregung. Mußte sie sich dem Befehl des Herrn unweigerlich fügen, so ging dieser unerhörte Fall doch über ihr Verständniß. Die Mutter fragte neugierig Henrietten, ob der Herr ihr gesagt habe, wer der junge Mensch sei, während der Vater brummend kleines Holz suchte, um in einer entfernten Ecke einen Scheiterhaufen für Hanswurft's Reiseanzug zu entzünden. Henriette aber nahm Hut und Tuch zum Ausgehen und eilte mit einer ernst abwehrenden Handbewegung davon. — Sie hatte eine Art von Vertrauensstellung im Hause, welche die Eltern nicht anfochten, da sie die Tochter an Jahren und etwas Weltbildung sich entwachsen sahen. War Henriette vor ihrem vierzigsten Lebensjahre nicht schön gewesen, so konnte sie nach demselben um so weniger darauf Ansprüche machen. Aber ihre lange, dünne Gestalt und ihr knochig biederer Gesicht hatten, wenn schon der Ernst vortrat, doch etwas Gutmüthiges und Vertrauen Erweckendes. Besorgte sie die Geschäfte einer Dienerin, so trug sie sich doch etwas besser und hatte in ihrem Betragen sich einigen Schliß angeeignet. Wem sie die Thür öffnete, der merkte, daß sie hier zwar weder die Hausfrau, noch die Tochter des Hauses sein, aber auch nicht auf der Stufe einer gewöhnlichen Magd stehen konnte, denn sie verstand zu empfangen, zu reden, Auskunft zu geben — oft in einer merkwürdigen Eigenart des Wesens. Es lag etwas großartig Pathetisches in ihr, das sich nicht darum kümmerte, ob es in der Ausdrucksform immer die Grenzen des Ernstes inne hielt. Während der Vater die Garten- und Hofgeschäfte, so wie den gröberen Dienst des Hauses versah; während die Mutter sich das Scheuern, Waschen und die Alleinherrschaft am Kochherd nicht nehmen ließ, hatte Henriette den eigentlichen Dienst in der Umgebung des Herrn und wachte eifersüchtig über dieses Gebiet. Der Charakter dieses Mannes, den sie erst seit drei Jahren kannte, imponirte ihr auf's Höchste, denn sein Ernst, die knappe Strenge seines Wesens fanden ein Verständniß in dem Pathetischen ihrer eigenen Art. Er war ihr vielfach räthselhaft, aber sie studirte ihn förmlich, und wenn er zu ihr sprach und seine Blicke scharf auf sie richtete, dann zogen sich ihre Augenbrauen zusammen, als gelte es, eben so scharf zu sehen, und ihre Lippen bewegten sich mit, als wiederholte sie seine Worte, um sie sich fester einzuprägen. Ihn zu befriedigen war ihr Stolz, und um so anerkennenswerther, als sich keine Spur von Eigennutz in ihrer Seele regte. Henriette Martin hatte auch einige geistige Bedürfnisse, unter welchen das Theater in



erster Reihe stand — nämlich das ernste Schauspiel; denn die Oper erklärte sie für „nicht das richtige Höhere“, das Lustspiel liebte sie auch nicht sehr, und Poffen auf der Bühne verachtete sie. Sie gönnte sich den Besuch des Theaters in jedem Winter einige Mal, ging allein dahin, denn sie hatte wenig Verkehr, und saß dann auf ihrem bescheidenen Plaze mit regungsloser Andacht. In bürgerlichen Trauerspielen, etwa in „Kabale und Liebe“, pflegte sie stark zu weinen, aber stramm und aufrecht sitzend und nur in langen Zwischenräumen ihre Augen trocknend. In heroischen Tragödien fühlte sie den Schauer des Genusses wie heiliges Erstarren; wenn Max Piccolomini die Scene für immer verließ, oder Johanna von Orleans, der Zauberei angeklagt, von Allen gemieden wurde, hielt Henriette den Athem an und hätte sich der Selbsterstickung nahe gebracht, wenn nicht nach solchen Szenen der Vorhang meist bald gefallen wäre. Für sie war alles Dies groß und erhaben; es gab keine Kritik; sie würde die schwarze Seele verachtet haben, die dagegen hätte Etwas einwenden mögen. Sie ging, um höchsten Genuß zu haben, und hatte ihn stets; denn sie brachte das allüberwältigende Pathos der Stimmung mit. Und so verließ sie das Schauspiel und lebte noch die nächsten Tage über in dumpfer Erhabenheit und Würde der Empfindung. Herr Hagen hatte Nichts dagegen, daß sie ihm zuweilen von diesen Herrlichkeiten erzählte, während sie, ihn bei Tische bedienend, die Teller hin und her trug. Dann geschah es wol, daß sie, ganz in Johanna's Monolog zu Rheims verloren, die Bratenschüssel niederzusetzen vergaß, und in großer Stellung vor dem Hausherrn die Situation schilderte; bis dieser, schärfer auf den Tisch pochend, das Zeichen gab, welches sie kannte. Es bedeutete Schweigen, wenigstens Abbrechen des Thema's. Sie verstand zu schweigen, war überhaupt nicht gar zu redselig. Wenn aber Herr Hagen, anknüpfend an ihre Berichte, eine Bemerkung machte, wie er wol that, über den Charakter eines Helden oder eines Kunstwerkes, dann sah sie ihn mit hohem Staunen an, und er erschien ihr würdig, mit jenen Heroen, die sie bewunderte, über die Scene zu gehen. Und so war sie auch heute überzeugt, daß es bei der Findung dieses jungen Menschen und Herrn Hagen's Handlungsweise, sich um etwas geheimnißvoll Großes handle, und daß sie in diesem Drama auch in großem Sinne mitzuhandeln habe. Sie betrat die Kleiderhandlung mit einer würdevollen Entschiedenheit, die dem Händler imponirte und ihn willfährig machte; sie wählte in dem Wäschegeßchäft Hemden, Socken und was sie sonst nöthig erachtete, als wäre sie Königin Elisabeth unter ihren Höflingen, und zahlte baar mit einer Geberde, die den Verkäufer betvog, ihr sein Preiscourant zu überreichen. —

Während Henriette so ihre Besorgungen machte, saß Herr Hagen am Lager seines Patienten. Er hatte ihm Fleischbrühe eingeßößt und war in seinen Beobachtungen zu der Annahme gelangt, daß derselbe seit drei bis vier Tagen Nichts genossen haben müsse. Schon lag er wieder mit zitterndem Athem im Halbschlaf. Hagen stand auf und sah sich im Nebenraume um, welches das Martin'sche Ehepaar mit einigem Geräusch zum Gastzimmer einrichtete. Er gebot mehr Behutsamkeit und Ruhe, griff selbst an und gab Anweisungen. Als er wieder an das Bette trat, sah er den Kranken mit offenen, verwunderten Augen daliegen.

„Oho!“ rief er, „kannst Du wieder um Dich schauen? Weißt Du, wie Du hierher gelangt bist?“ Der Knabe schüttelte leise den Kopf, aber ein Erschrecken malte sich in seinen Zügen. „Hast Du mich schon ein Mal gesehen?“ fragte Hagen weiter. Jener nickte, aber sein Gesicht wurde nur noch angstvoller. „Nicht wahr, Du hast als Hanswurst auf meinen Schultern geritten?“ Der Patient schwieg, aber seine Augen wurden feucht, und plötzlich brach der arme Hanswurst in ein Weinen aus, das zum krampfartigen Schluchzen wurde. Der Alte sah das bedenklich mit an und griff zu einem Beruhigungsmittel, nach welchem die Aufregung bald nachließ. Aber die Ermattung wurde größer, und Hagen mußte den Unglücklichen als so geschwächt erkennen, daß ihm selbst die leichteste, flüssige Nahrung nur vorsichtig beigebracht werden konnte. Er fragte ihn Nichts mehr und sah, wie er die Augen bald wieder schloß. —

Es war in einer Nachmittagsstunde, als Henriette, welche eingeweiht worden, daß ein Besuch erwartet werde, die Meldung brachte, die junge Dame sei da. Hagen ging ihr entgegen und hieß sie eintreten. „Mein Name ist Katharina Stein,“ sagte sie mit vor Bewegung zitternder Stimme — „ich weiß nicht, ob ich hier recht bin — dieser Brief sagt, daß mein Bruder Benno hier sei —“

„Kommen Sie und überzeugen Sie sich, ob es Ihr Bruder Benno ist, den ich bei mir habe! Aber ruhig! Er ist nicht ganz wohl und schläft jetzt.“ Der Alte öffnete die Thür der Kammer, in welcher sein junger Gast, inzwischen unter Martin's Mithilfe frisch gebadet und in einem Nachtleid, in seinem Bette lag, von tiefem Schlummer hingenommen. Das Mädchen eilte zu ihm und nickte dem Alten zu, daß es der Bruder sei; aber heftige Thränen brachen zugleich aus ihren Augen. Hagen winkte ihr, und sie folgte ihm in sein Wohnzimmer.

„O, mein Herr“ — stammelte sie, „ich weiß nicht, wie er hierher gelangt ist — ich war, seit ich ihn zuletzt sah — draußen — in einer Angst um ihn, daß es mir jetzt noch an Fassung fehlt.“ Sie verhüllte ihr Gesicht, und die Stimme versagte ihr unter häufiger fließenden Thränen.

„Nun, lassen Sie sich Zeit, mein Kind!“ sagte er, indem er ihr einen Stuhl zurecht rückte. Er mochte ihr nicht sagen, wie er ihren Bruder gefunden, und sprach nur von einer Begegnung, bei welcher er ihn mit sich in sein Haus genommen habe. „Sagen Sie mir lieber,“ begann er nach einer Weile, da Katharina ihre Augen getrocknet hatte, „wer Ihre Eltern sind, oder an wen man sich des Knaben wegen zu wenden hat?“

„Wir haben keine Eltern,“ entgegnete das junge Mädchen, „und da sie sehr früh starben, auch keine Erinnerung mehr an sie. Ich wurde mit Benno seit frühester Kindheit bei unserem Vormund, dem Stadtmusicus Schwarz in A., erzogen. (Sie nannte den Namen einer kleinen thüringischen Stadt.) Mein Bruder kam früh in die Schule in der Nachbarschaft, wo er bis vor einigen Monaten blieb. Dann verschwand er plötzlich — bis ich ihn nach langem Suchen in — jener Gesellschaft fand. —“

Hagen machte große Augen, als das Mädchen eine Erziehungsanstalt als Schule ihres Bruders nannte, die in klösterlicher Abgeschlossenheit seit Jahr-

hundertten eines gelehrten und pädagogischen Rufes genoß, der sie unter die hervorragendsten ihrer Art stellte. „Wissen Sie, oder haben Sie eine Vermuthung, in welcher Weise Ihr Bruder die Anstalt verlassen hat?“ fragte er.

„Nicht die geringste!“ sagte das Mädchen. „Ich sah ihn häufig, da er Erlaubniß erhielt, mich zu besuchen — es ist ja nur ein Spaziertweg von der Schule zur Stadt! Niemals hat er eine abenteuerliche Absicht gegen mich geäußert. Da kam eines Tages eine Anfrage an mich von dem Herrn Director, ob Benno bei mir sei, da man ihn vermißte. Ich erschrak und ging selbst hinüber, um mich zu erkundigen. Ich dachte, ein Vergehen oder Furcht vor einer Strafe habe ihn vielleicht in eine kopflose Flucht getrieben. Aber weder der Director noch die Lehrer wollten davon Etwas wissen, und auch seine Mitschüler, deren ich manche kannte, konnten Nichts aussagen, und waren nicht minder bestürzt über sein Verschwinden, als wir Anderen. So vergingen ein paar Monate in Angst, unter Anfragen hin und her und schrecklichen Vermuthungen. Da starb plötzlich Herr Schwarz, unser Vormund. Ich war nun ganz allein, da wir ein Jahr vorher auch seine Frau begraben hatten.“

Hagen wiegte den Kopf hin und her. „Wie alt sind Sie, mein Kind?“ fragte er.

„Achtzehn Jahre; Benno ist etwa anderthalb Jahre jünger als ich.“

„Nun, und wie kommen Sie jetzt hierher?“

„Ich wußte nicht, was ich anfangen sollte. Da rieth man mir, zum Theater zu gehen und in der Hauptstadt eine Ausbildung dafür zu suchen.“

„Thorheit! Völlige Verrücktheit!“ rief der Alte mit rauhem Ton, indem er die Hand mit einiger Schwere auf den Tisch fallen ließ. — Das Mädchen sah ihn erschrocken an. — „Und Sie sind schon aufgetreten?“ fuhr er mit einem scharf durchdringenden Blicke fort.

„O nein!“ sagte Katharina eingeschüchtert. „Ich nehme erst Unterricht bei einer Dame“ — sie nannte den Namen einer älteren, noch berühmten Darstellerin, welcher dem Alten freilich ganz fremd war — „und wohne bei einer Schneiderfamilie. Die Leute sind sehr gut zu mir.“

„Wie sind Sie denn auf den Einfall gekommen, auf das Theater zu gehen? Haben Sie zu Hause schon solche Dinge getrieben?“

„Ich wußte eben nicht“ — sagte Katharina, immer besangener — „was ich allein anfangen sollte. Da riethen mir die Anderen dazu, denn wir hatten ein Lesekränzchen, und sie sagten, ich —“ Das junge Mädchen unterbrach sich und blickte erröthend zu dem Alten auf. Er sah sie eine Weile forschend, doch nicht ohne Theilnahme, an. „Sie müssen sich gefallen lassen“, begann er darauf, „daß ich etwas dreist in Sie hinein frage. Sie sind mittellos, nicht wahr? Sind abhängig von Anderen gewesen? Wollen sich nur bald Ihren Unterhalt erwerben?“

„Ich kann Ihnen darüber kaum Auskunft geben“, sagte Katharina, „weiß ich doch selbst kaum, wie es um uns steht! Es hat mir und Benno niemals an irgend Etwas gefehlt. Sein Schulgeld und seine Pension wurden regelmäßig bezahlt, und auch für mich gab es — und gibt es bis heut keine gar zu große Einschränkung. Herr Schwarz erhielt die Gelder für uns pünktlich aus der

Hauptstadt. Kurz vor seinem Tode sagte er mir, daß sie durch einen Rechnungsrath Springmühl an ihn gelangten. Diesem habe ich nachher den Tod des Vormunds gemeldet und mich ihm hier gleich nach meiner Ankunft vorgestellt."

"Springmühl —?" wiederholte Hagen. Der nicht häufige Name führte ihn auf alte, sehr alte Erinnerungen zurück. Er saß eine Weile schweigend und nachsinnend. Dann erhob er sich schnell und ging nach der Krankenstube, indem er dem Mädchen einen Wink gab, zurückzubleiben.

Katharina ließ, ohne sich vom Plaze zu rühren, die Blicke schwächern im Zimmer umhererschweifen. Es war Alles so alterthümlich hier. Die schweren gedrechselten Polsterstühle, mit dunklem Rattun bezogen; der eichene Schrank, groß und breit; die wunderliche gebauchte Commode mit Messingbeschlägen; der Spiegel, dessen Rahmen auch wieder aus Spiegelfstücken zusammengesetzt war, in kunstvollen Rosetten und Arabesken, es war Alles so fremd, muthete sie aber doch wohllich an und verscheuchte ein wenig ihre Furcht vor dem strengen Manne, der diese Räume bewohnte. — „Henriette!" hörte sie ihn draußen rufen. Jetzt kam er zurück, und zu einer anderen Thür herein die Gerufene.

„Er ist erwacht," sagte Hagen; „wir wollen den armen kranken Zeisig mit etwas leichter Speise füttern. Es ist doch Alles bereit?"

Henriette machte schweigend eine Geberde, als wollte sie sagen: Mein König und Herr hat zu gebieten! — Dann zu Katharina gewandt, fuhr Hagen fort: „Ich habe ihm gesagt, daß Sie da sind. Gehen Sie also zu ihm hinein. Aber nur keine Vorwürfe! Dazu ist er noch viel zu schwach. Fragt er Sie, wo er sei, oder was man mit ihm vorhabe, so sagen Sie ihm, er sei hier wohl aufgehoben und brauche Nichts zu fürchten. Suchen Sie ein bißchen fröhlich zu sein — Sie werden das besser verstehen als ich, und mehr damit ausrichten. Ich lasse Sie auf eine Stunde allein. Henriette! Sie sind eine verständige Person — machen Sie auch gegen diese junge Dame die Wirthin. Sie ist die Schwester unseres Patienten."

Henriettens Länge schien um einige Zoll zu wachsen, ohne zugleich an Breite zuzunehmen, und ein freundliches Wohlthun trat in ihr Gesicht, als sie sich vor dem jungen Mädchen leicht verneigte. Der Alte aber empfahl nochmals Ruhe, Sorgfalt, keine Aufregung, nahm Hut und Stock und schritt aus dem Hause.

Draußen sah er nach der Uhr. Es war eben sechs, noch Zeit genug, wie ihn dünkte, einige Gänge zu thun. Den Garten und seine Besorgung hatte er heute ganz vergessen. Er nahm einen Wagen, und fuhr zuerst zu jener Familie, welche Katharina als ihre Wirthin angegeben hatte. Er trat in die Werkstatt eines Frauenschneiders, und wurde, als er sich für einen Freund des verstorbenen Vormunds Katharinens ausgab, von dem Meister und dessen Frau in die Wohnstube geführt. Daß eine Art von Großinquisitor ihnen in's Haus kam, merkten beide an dem strengen Aussehen des Mannes, so wie aus dem Ton seiner Rede, und schienen ein wenig betroffen. Aber auf seine Fragen konnten sie nur bestätigen, daß Katharina mit ihnen und ihren Kindern ganz häuslich lebe, regelmäßig am Ersten des Monats bezahle, und ein gar zu liebes junges Mädchen sei. Besuch empfangen sie niemals, und gehe auch nur aus,

um ihre Unterrichtsstunden zu nehmen. Zutweilen, wenn ein hübsches Stück gegeben werde, gehe sie in das Schauspiel, aber nicht ohne die Frau Meisterin, welcher sie dann das Billet für die Begleitung verehere. „Hier ist ihr Zimmer — bitte, sehen Sie zu, wie ordentlich es ist!“ rief die Frau Meisterin, eine Thür öffnend. Der Alte trat ein und blickte um sich in dem kleinen, einfenst rigen und sauber gehaltenen Raume. Auf der Commode fand er Schiller's Werke und eine Menge Bücher anderer Art, theils aufgestellt, theils auf dem Tische vor dem Fenster liegend, als wären sie nur eben benützt worden — Geschichtswerke und Werke über Kunst, Bücher, gegen deren Inhalt Nichts einzuwenden war. — Hagen erklärte darauf, daß Katharina in seinem Hause sei, und voraussichtlich noch öfter kommen werde, da ihr Bruder sich bei ihm befinde. Des Mädchens Wirth e nahmen das als selbstverständlich und dienerten dem Alten bis zur Treppe nach. Gleich darauf bestieg dieser wieder den Wagen und ließ sich nach der Wohnung des Rechnungsraths Springmühl fahren.

#### Viertes Capitel.

Als die Flurthür der Wohnung des Rechnungsraths Springmühl geöffnet wurde, vernahm Hagen lautes Gespräch vieler Stimmen, Lachen und Kinderjubil durch-einander, und wollte sich schon verabschieden, um ein andermal zu kommen, als der Hausherr selbst aus der Stubenthür trat. Ein kleines Männchen mit scharfen Augen, blickte Herr Springmühl fragend über seine hohe weiße Halsbinde hinauf zu dem langen fremden Gaste. Es lag in dem Blicke ein ausgesprochenes Vorurtheil gegen Hausbettelei oder Unterstützungsge such e — des Fremden Knotenstock und nicht mehr neuer, breitkrämpiger Hut mochten im ersten Augenblick die Hochachtung in Schranken halten. Hagen schien die Ursache der Musterung zu ahnen und sich einigermaßen belustigt zu fühlen. Er blickte daher ein wenig länger auf die emporgerichtete spitze Nase des Rechnungsraths hinunter und musterte auch ihn etwas eingehender. „Was wünschen Sie, mein Herr?“ fragte dieser endlich in knappem Tone.

„Ich suche einen Mann, Namens Springmühl,“ entgegnete Hagen, „dessen Vorname David von seinen Kameraden in der Schulzeit „Dativ“ ausgesprochen wurde.“

Herr Springmühl hob das Kinn noch höher über die Halsbinde, und seine Blicke wurden noch forschender. „Dativ? In der That“ — sagte er, „dessen könnte sich nur Jemand erinnern, der fünfzig Jahre zurück —“

„So lange wird es her sein!“ unterbrach ihn der Gast. „Mein Name ist nämlich Hagen, Conrad Hagen, Enkel des weiland Bürgermeisters Peter Hagen. Vierzig Jahre und länger ein Herumtreiber, bin ich seit kurzer Zeit in das Haus meiner Großeltern zurückgelehrt.“

„Hoffentlich in anständigen Verhältnissen!“ schien Herr Springmühl zu denken. „Die Hagens waren wohlhabende Leute. Der Conrad war lange verschollen — sollte es dennoch nicht zum Besten mit ihm stehen? Wieviel wird er verlangen? Ganz abschlagen kann ich es nicht.“ Diese Gedanken zuckten ganz lesbar durch das Mienenspiel des Rechnungsraths, während seine Lippen

nur die Worte hervorbrachten: „Oh! Ich erinnere mich wohl — freilich! Also zurückgekehrt —?“

„Ja, mit leidlich heiler Haut!“ entgegnete Hagen. „Aber Sie haben Gesellschaft, ich will jetzt nicht stören. Ich wollte mich überdies nur nach den Verhältnissen zweier Kinder erkundigen, Katharina und Berno Stein, die ich augenblicklich in meinem Hause habe. Wann wollen Sie mir eine Viertelstunde zum Gespräch schenken?“

Das Gesicht des Rechnungsrathes wurde wohlwollender. „Gleich! Gleich!“ rief er zurücktretend, indem er Hagen einlud. Da wurde die Thür geöffnet und eine alte Dame trat heraus, um zu sehen, was denn da auf dem Hausflur verhandelt werde. „Hannchen!“ rief Herr Springmühl ihr entgegen: „Ein alter, alter Freund aus frühesten Jugendzeit, Herr Hagen — Titel mir noch unbekannt! Dies ist nämlich meine Frau, Johanna, geborne Stäudlin! Sie müssen bei uns eintreten, alter Freund! Es ist keine Gesellschaft, nur Familienkreis.“

Johanna, geborne Stäudlin, auch ein kleines, dünnes Persönchen, machte zwischen ihren Haubentrauben ein überrascht freundliches Gesicht und bot dem Fremden die Hand. „Es ist der Geburtstag meines Mannes,“ sagte sie; „wir feiern ihn mit Kindern und Enkeln bei Kaffee und Kuchen. Ein so alter Freund wird uns dabei willkommen sein, wenn er fürlieb nehmen will.“ Diese Einladung klang schon gastlicher, und Hagen mochte sie nicht ablehnen. Herr Springmühl, der wohl fühlte, daß er in seiner Behutsamkeit etwas zu weit gegangen war, suchte den Eindruck jetzt durch um so größere Mäßigkeit zu verbessern.

„Kinder!“ rief er in's Zimmer hinein; „alle Mann hoch! Haltet die Mäuler! Hier kommt ein alter Schulfreund von mir, Herr Hagen — Titel erfahren wir später. Haben uns fünfzig Jahre lang nicht gesehen, waren etwa zehn Jahre alt, als wir uns trennten — von Euch war damals noch Keiner auf der Welt, also Respect! Aber jetzt, alter Freund, keine lange Gegenvorstellung der Meinigen! Das machen wir nachher ab. Erst nehmen Sie Platz und zugleich eine Tasse Kaffee von der Hand meiner Gattin, Johanna, gebornen Stäudlin!“

Die Gesellschaft schien gewöhnt, den alten Herrn scherzhaft zu sehen, und setzte sich wieder an den langen Tisch, an welchem Hagen seinen Platz zwischen dem Ehepaar Springmühl erhielt. Außer den drei Alten saßen etwa zwanzig Personen jedes Alters und Geschlechts um den Tisch, ungerechnet einige Säuglinge auf dem Schoß der Mütter. „Das ist meine Familie!“ begann Herr Springmühl wieder, „aber noch nicht vollzählig, denn zwei meiner Söhne sind außer Landes, der eine in England, der andere in Hamburg — haben aber schriftlich gratulirt, ganz pünktlich; und mein ältester Schwiegersohn, Oberförster Burchart, konnte leider nicht mit hereinkommen. Die da ist seine Frau, meine älteste Tochter; das Dicke, was sie auf dem Schoß hat, ist ihr Jüngster, fünf andere sitzen dort in bunter Reihe mit ihren Vettern und Cousinen, den Kindern meiner zweiten Tochter, Charlotte.“

Die hübsche Frau Oberförsterin setzte vergnügt ihren dicken Jüngsten auf dem Schoß zurecht, während Frau Charlotte mit dem Taschentuch über das

Mädchen ihrer Tochter fuhr, dann ihre eigene Schleife zurecht strich, und als Hauptstäbterin ein etwas gezierteres Wesen annahm, als ihre Schwester aus dem Walde. „Da drüben sitzt Charlottens Gatte, Justus Krause — Delgeschäft, geht sehr gut! Dann ist meine dritte Tochter — die da unten eben die Jungens auseinander bringt — Miezen, wende ein Mal Dein Gesicht her! Auch schon Braut; dort der Bräutigam, Affessor Schnell. Meine liebe Schwiegertochter Pauline — wo ist sie denn? Ach so, mit Fränzchen nur ein Mal hinausgegangen! Hier endlich ihr Mann, mein ältester Sohn, Ingenieur bei der Eisenbahn — brillante Stellung! (Die beiden letzten Worte flüsterte der Rechnungsrath dem Gaste nur in's Ohr.) So, und nun bringen Sie das kleine Volk da unten bei den verschiedenen Paaren unter, und so kennen Sie die Meinigen alle.“

Während die drei Alten sich nun unterhielten, so weit ihre Beziehungen ihnen Anhaltspunkte boten, hauptsächlich über Personen aus ihrer Kindheit, während dem ließ sich die übrige Gesellschaft in ihren Gesprächen auch nicht stören. Es wurde gelacht, gescholten, geneckt, geschrien, und Berge von Ruchen verschwanden im Umschauen am unteren Ende des Tisches.

„Jetzt aber zu unserer geschäftlichen Verhandlung!“ rief Herr Springmühl, indem er aufstand und den Gast in sein Arbeitszimmer einlud. „Ich stehe zu Diensten! Die Stein'schen Kinder — hm! — die haben Sie also in Ihrem Hause! Wie kommt denn das, wenn ich fragen darf?“

Hagen entgegnete darauf, daß er selbst vielleicht mit vielerlei Fragen komme, da er von den Kindern so gut wie gar Nichts wisse. Denno's Angelegenheit klebete er vorerst so ein, daß der Knabe sich auf dem Wege zu seiner Schwester befunden, ohne sie ausfindig machen zu können, und müde und krank von ihm entdeckt und in das Haus aufgenommen worden sei. Er selbst, so erzählte Hagen, habe ein halbes Menschenalter lang ärztliche Praxis in Amerika ausgeübt und hoffe, seinen Pflegling bald herzustellen. Durch den Bruder sei er dann auch auf die Spur der Schwester gekommen, die sich augenblicklich in seinem Hause befinde. „Der Vormund der Kinder ist gestorben,“ fuhr er fort. „Das Mädchen hat sich hier an Sie gewendet, so erzählt es, da die Erziehungsgelder an den Vormund durch Ihre Hände gegangen sind. Was wissen Sie mir über die Kinder zu sagen?“

Der Rechnungsrath rieb sich hinter den Ohren. „Das ist nun eine wunderliche Geschichte!“ begann er. „Zuerst — ist es richtig, daß das junge Mädchen uns besucht und uns sehr gefallen hat; besonders ist meine Frau von dem Kinde eingenommen — und das will immer viel sagen, da meine gute Mte leicht Vorurtheile hat gegen einzeln stehende Frauenzimmer, besonders wenn sie zum Theater gehen wollen. Aber nun — die Herkunft der Kinder und die Erziehungsgelder! Kurzum, es ist etwa fünfzehn Jahre her, als eines Tages ein Päckchen bei mir abgegeben wurde, welches meine Frau in meiner Abwesenheit in Empfang nahm. Als ich es öffnete, fand ich darin eine ansehnliche Summe in Werthpapieren, daß ich erschrak über den Leichtsin, das nur so abgeben zu lassen. Ein Brief war dabei — ich will ihn gleich holen —, worin ich gebeten wurde, dieses Geld für zwei Kinder, Katharina und Denno Stein, zu verwalten

und die jährlichen Zinsen als Erziehungsgelder an den Vormund der Kinder, den Stadtmusicus Schwarz in N., zu senden, bei welchem dieselben sich aufhielten. Unter einer unsinnigen Adresse sollte ich eine Empfangsbcheinigung auf die Post geben — da ist der Brief! Sieht nicht die Handschrift sogar wie verstellt aus, bei all' der Heimlichthuerei? Ich schrieb zuerst an den besagten Vormund und erhielt von diesem bald Nachricht, daß die Kinder allerdings ihm übergeben seien, und daß er ermächtigt sei, Erziehungsgelder von mir zu empfangen. Die Verantwortung, eine so große Summe zu verwalten, war mir doch unbehaglich, zumal von jener unbekannten Hand ein Antheil an den Zinsen auch für meine Bemühungen festgesetzt war. Ich wendete mich an das Vormundschaftsgericht und fragte um Rath für mein Verhalten. Es gab ein langes Hin und Her. Von dem Vormund war brieflich Nichts über die Herkunft der Kinder noch über Denjenigen herauszubringen, der für ihren Unterhalt gesorgt hatte. Allein ich selbst glaubte auf eine Spur gekommen zu sein, und so entschloß ich mich zur Reise nach N., um durch persönliche Beziehung zu dem Manne zu einem Einblick in die Sache zu gelangen. Ich fand ihn ziemlich verschlossen und einsilbig. Von der Herkunft der Kinder wollte er ebensowenig etwas Genaueres wissen, wie ich. Sie sollten in Australien geboren sein, oder auf den Südseeinseln, oder in Hinterasien — was weiß ich! Ich fragte nach Tauffcheinen oder sonstigen Papieren — dergleichen sei gar nicht vorhanden, behauptete der Stadtmusicus. Ich fragte, warum er denn nicht selbst die Verwaltung des Vermögens der Kinder übernommen habe? Er wurde fast ungeduldig, erklärte, von Geldsachen gar Nichts zu verstehen, und überdies — sei es nun einmal so angeordnet worden. Während wir so sprachen, hörte ich Kinderstimmen, und durch das niedrige Fenster des Erdgeschosses sah ich eine Wärterin im Garten, ein Kind auf dem Arme, das andere an der Hand führend. Was mich aber befremdete — die Wärterin war eine Mohrin!"

„Eine Schwarze?“ rief Hagen überrascht und in einem Tone, der seine Theilnahme gesteigert zeigte.

„Nun ja, schwarz“ — fuhr der Rechnungsrath fort — „ich denke mir, sie wird über und über schwarz gewesen sein — gesehen habe ich nur Gesicht und Hände, an deren Scheußlichkeit ich aber genug hatte. Ich eilte an das Fenster und winkte mir die Gruppe heran, zur augenscheinlichen Mißstimmung des Vormunds. Das kleine Mädchen mochte drei, der Knabe nicht zwei Jahre alt sein. Besonders aber sah ich mir die Mohrin scharf an, denn sie eben brachte mich auf jene Spur zurück, die ich schon gefunden hatte. Eine Mohrin nämlich war es, die jenes Päckchen Werthpapiere in meiner Wohnung abgegeben hatte. Ich fragte sie, ob sie mich kenne? Sie schien zu erschrecken, stotterte in einem schauderhaften Deutsch: „Hilpah Nichts wissen! Hilpah hier Niemand kennen!“ und ging mit den Kindern schnell davon. Der Musicus mochte eine Frage in meinem Gesicht lesen und kam ihr zuvor, indem er erklärte, die Schwarze sei die frühere Wärterin der Kinder, wohne nicht am Orte und sei nur aus alter Anhänglichkeit einmal zu einem kurzen Besuch gekommen, um nach ihnen zu sehen. — Nun, ich mußte meinen Besuch auch abkürzen, denn herauszubringen war von dem alten Murrkopf nun einmal Nichts, gar Nichts, und seine Frau,



der ich meine Aufwartung machen wollte, bekam ich auch nicht zu Gesicht, da sie krank sein sollte. Ich reiste ab, und es blieb eben, wie es war. Ich behielt die Verwaltung der Gelder, wozu ich mir einen unserer ersten Geschäftsleute, den Banquier Baron Seligmann, zu Hilfe nahm."

"Nun aber," fragte Hagen, "die schwarze Spur? Können Sie mir darüber Etwas mittheilen?"

"Sehr gern! Mich bindet kein Geheimniß, außer dem einen, daß mir die ganze Geschichte in der Hauptsache nicht viel besser als ein Geheimniß ist. Also — es mochte etwa ein Jahr vor dem eben Erzählten sein, als in der Wohnung über uns — also im vierten Stock (wir wohnten damals in einer anderen Gegend der Stadt) — sich eine Familie aufhielt, welche bei den jüngeren Hausgenossen Aufmerksamkeit erregte, da die Dienerin eine Schwarze war. Wo eine Mohrin die Kinderfrau spielt, da pflegt man auf besonders günstige Verhältnisse zu schließen. In dieser Familie aber, welche nur aus der jungen Mutter, den beiden Kindern und der Schwarzen bestand, schien davon Nichts zu finden; sie mußte im Gegentheil sehr arm sein. Sie wohnten unter gemiethteten, schlechten Möbeln, es hieß, sie kochten nicht, oder selten, sie konnten dem Hauswirth nicht zahlen, sollten hinausgeworfen werden, das Elend schien groß — ich will nur gestehen, daß meine Vermittlung und — Hülfeleistung bei dem Wirth die Leute noch im Hause erhielt. Die Mutter der Kinder hatte ich gleichwol bis dahin niemals gesehen, aber meine Frau schickte ihr ab und zu Etwas, und meine Mädchen und Buben konnten ihrer Theilnahme kein Ende finden an den beiden allerliebsten weißen Kindern auf den Armen der schwarzen Wärterin. Diese Gäste waren bald häufig in unserer Küche oder Kinderstube, und immer bereit zu genießen, was meine Frau ihnen vorsetzte. Es fehlte natürlich nicht an Fragen, wo sie her wären, ob sie früher in besseren Verhältnissen gewesen, und so weiter; aber die Schwarze hatte gut Schweigen darüber, da sie eigentlich eine unverständlichere Kindersprache plapperte als die Kleinen, und nur den Namen Stein als den ihrer Herrin und ihren eigenen Namen Hilpah verathen konnte. Das ging so einige Zeit fort, als die Genossenschaft des Hauses durch die Nachricht aufgeregt wurde, daß der Postbote einen Geldbrief bei Steins abgegeben habe. Einige Tage darauf erschien Hilpah, in neuen Kleidern, die Kinder in hübschen, sogar feinen Anzügen, bei uns, um Abschied zu nehmen, da sie verreisen würden. Die Schwarze brachte meiner Frau zugleich einen Brief ihrer Herrin, worin diese für alle empfangene Güte dankte, sich aber entschuldigte, daß sie nicht persönlich erscheinen könne. Der Brief war unterzeichnet: Stein — ohne weiblichen Vornamen, kurzweg: Stein. — Mir war von diesem letzten Vorgang noch Nichts bekannt, auch nahm ich von Allen vielleicht das am wenigsten eingehende Interesse daran, und doch sollte es mir, als dem Einzigen aus meiner Familie, gewährt sein, diese Dame Stein zu sprechen. Als ich Mittags von meinem Bureau nach Hause kam, begegnet mir auf der Treppe eine Dame in schwarzer Seide, überhaupt ganz schwarz gekleidet, ohne daß es Trauer andeutete, und durch einen so dichten Schleier geborgen, daß es unmöglich war, ihre Züge zu entdecken. Die Dame bleibt stehen — ich sturze und thue desgleichen. Herr Springmühl? fragte sie. — Aufzuwarten! —

Mein Name ist Stein. — Ah! — Ich verlasse die Stadt. — Oh! — Ich bin Ihnen unendlichen Dank schuldig, mein Herr! — Bitte! Bitte! — Aber Sie sollen mich nicht verkennen! — Gewiß nicht! — Ich bin aus trostloser Lage endlich befreit und werde nicht vergessen, wer mir in verzweifelten Stunden den Glauben wiedergab, daß es noch menschliche Herzen gibt! Mein Gesicht zeige ich Ihnen nicht — es trägt die Spuren der letzten Zeit, und — ich bin eitel! Es wird eine Zeit kommen, wo ich mich noch einmal an Sie wenden muß, wenn auch — nicht als Bettlerin! — Damit flog sie, und zwar mit recht jugendlichen Schritten, die Treppe hinunter und aus dem Hause. Am nächsten Morgen erfuhren wir, die Familie Stein habe geräuschlos und unbemerkt Abends zuvor das Haus verlassen. Viel Gepäck war nicht mitzunehmen, sie hatten ihren alten Trödel sogar an Ort und Stelle gelassen, aber Alles bei Heller und Pfennig bezahlt — sogar Trinkgelber gegeben! So verschwand die Gesellschaft. Ein Jahr darauf kam dann jenes Schreiben an mich mit der Geldsendung, wiederum unterzeichnet: Stein — hastig überreicht durch die schwarze Botin. Leichtfinn über Leichtfinn! Es kann noch mehr Leichtfinn dahinter stecken.“

„Wol möglich!“ entgegnete Hagen. „Aber lassen Sie uns bei dem Nächsten bleiben! Der bisherige Vormund der Kinder ist gestorben. Wen hat man an seine Stelle gesetzt?“

„Man hat mich selbst vorläufig dazu gemacht, da ich doch einmal das Vermögen verwalte; aber ich bekenne, daß ich mich jetzt nicht mehr recht dazu geeignet fühle. Ich bin bei Jahren, habe selbst das Haus voll — Sie haben es ja selbst gesehen! Der Junge scheint ein arger Unband, ist davon gelaufen — ich möchte in ähnlichem Falle nicht das Nachsehen haben! Aber er ist bei Ihnen — seltsames Zusammentreffen! Doch um so besser. Ich will ihn kennen lernen, wir wollen sehen!“

„Mein alter Freund,“ sagte Hagen, „behalten Sie den Namen des Vormundes immerhin noch eine Weile! Wir wollen in der That sehen — auch ich will die Kinder kennen lernen, und dann — treffen wir wol eine Einrichtung. Ich habe für Niemand zu sorgen und bin in der Lage, es zu thun. Sehen wir zu, ob es sich der Mühe lohnt.“

„Vortrefflich, höchst anerkennenswerth!“ rief der Rechnungsrath. „Sie haben die Mittel und suchen nach Gegenständen, dieselben zu verwerthen — bei mir waren die Gegenstände reichlich da, und im Ganzen reichlicher, als die Mittel!“ Herr Springmühl lachte und rieb sich die Hände. „Aber, um aufrichtig zu sein,“ fuhr er fort, „Noth haben wir niemals gelitten! Sie erinnern sich vielleicht, ich war von Hause aus ganz unbemittelt, konnte nicht, wie Sie, zur Universität gehen, mußte mich mit einer subalternen Laufbahn begnügen. Es ging aber nicht anders. Gleichwol konnte ich mich früher verheirathen, als meine studirten Altersgenossen. Ich war eben ein fixes Kerlchen — ja damals! — und fand Gnade vor den Augen meiner lieben Johanna, geborenen Stäudlin, die eigentlich für bessere Partien bestimmt war, denn sie brachte kein übles Geldchen für die Heirath mit. Nun, nicht eben um gewaltige Sprünge zu machen, aber ich sprang dennoch vor Freude, und eigentlich springe ich noch

heut, an meinem zweiundsechzigsten Geburtstage, unter Umständen mit den Enkeln um die Wette! Aber nun, lieber Herr, wie ist es Ihnen denn im langen Leben ergangen?"

"Das wäre lang zu erzählen, und ist doch wenig im Ganzen!" entgegnete Hagen. "Ich habe beinahe vierzig Jahre in Amerika gelebt, an verschiedenen Orten, cultivirten und urweltlichen. Arztliche Praxis habe ich am längsten geübt. Ich war verheirathet, wurde früh Wittwer. Von den Meinigen lebt Niemand mehr. Sie aber feiern heut einen reichen Tag mit den Ihrigen, aus deren Kreise ich Sie nun schon zu lange zurückgehalten habe. Wenn Sie mir Ihren Besuch schenken wollen, so finden Sie mich in dem alten Hause, welches Sie kennen."

Herr Springmühl suchte vergebens, den Gast zu überreden, den Abend mit seiner Familie zuzubringen. Endlich rief er seine Johanna, und die alten Ehegatten entließen den Gast mit der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen.

### Fünftes Capitel.

Als Hagen sein Wohnzimmer betrat, und zwar leiser als gewöhnlich, um den Kranken in seinem Hause nicht zu stören, hörte er in dessen Schlafstube Henriettens Stimme in lautem Vortrage, aus welchem ihm die Namen Marinelli und Emilia Galotti deutlich an das Ohr drangen. Schnell öffnete er die Thür und sah Katharina und Henrietten vor dem Bette sitzen, die letztere in bedeutender Stellung, erzählend, Katharina erfreut laufend, und selbst den Kranken, den Kopf auf die Hand gestützt, mit großen Augen zuhörend. "Henriette!" rief er barsch und verweisend in das Zimmer. Die Gerufene sprang erschrocken auf, auch Katharina erhob sich, und Benno duckte sich ängstlich in die Kissen, zurück. "Ich komme gleich, liebes Kind!" sagte er so sanft, als es ihm gegeben war, zu dem jungen Mädchen, und winkte Henrietten nach in sein Wohnzimmer.

"Ist Sie verrückt, Henriette?" rief er. "Ich hatte verboten, den Kranken aufzuregen!"

"Aber er war ganz ruhig, Herr Hagen" — entgegnete Henriette etwas eingeschüchtert — "er hat nur zugehört —"

"Er soll das nicht, und Sie sollen ihm Nichts zu hören geben, was ich nicht anordne! Hat er Etwas genossen?"

"Ja, Herr Hagen, wie Sie befohlen! Auch von der Medicin hat er ganz willig genommen. Dann habe ich ihn mit dem Fräulein allein gelassen, bis sie zu mir kam und sagte, er sei im Gespräch mit ihr eingeschlafen. Also führte ich das Fräulein durch den Garten, und als wir nach einer Weile wiederkamen, lag er mit offenen Augen ganz ruhig da. Und so im Gespräch —"

"Singen Sie an zu declamiren!" fiel der Hausherr ein. "Das unterbleibt fortan! — Jetzt eine leichte Suppe für den Patienten, und dann für uns das Abendessen; ich denke, die junge Dame wird mit mir speisen."

Hagen ging an das Krankenlager und nahm den Platz ein, welchen Katharina verlassen hatte. "Nun, mein junger Schwachmatikus, was treibt er denn?"

begann er, indem er den Puls untersuchte und die Hand auf Benno's Stirn legte. „Morgen, dent' ich, wird es schon besser gehen, aber zu Bette muß Er mir noch bleiben. Nur kein so ängstliches Gesicht! Ich bin nicht schlimm, wir können noch Freunde werden.“

Der Alte gab Katharina einen Wink, und sie folgte ihm in das Wohnzimmer. Zuerst erzählte er ihr, daß er bei ihren Wirthen gewesen und diese unterrichtet, daß sie den Abend bei dem Bruder bleiben und sicher nach Hause geleitet werden solle. „Und nun, mein Kind,“ fuhr er fort, „was haben Sie mit dem Springinsfeld verhandelt?“

„So viel wie Nichts!“ entgegnete sie. „Ich war Ihrem Befehl gehorsam, an Nichts zu rühren, was ihn aufregen könnte, und er selbst scheint noch zu schwach, oder innerlich gedrückt, um viel zu reden. Nur Eins fragte er: wie er hierher gekommen, und wer Sie wären? Ueber das Letzte konnte auch ich ihm keinen anderen Aufschluß geben, als daß er sich im Hause eines gütigen Mannes befinde, dessen Rücksicht und Hilfe — ich mir nicht erklären kann.“ Sie sprach es in so demüthigem Ton und dabei mit so reinem Klang der Stimme, daß Hagen sie mit einem Blick der Theilnahme betrachtete. „Wir wollen annehmen,“ sagte er, „daß es ein Glücksfall war, der uns zusammengeführt. Vielleicht können wir sogar zusammen bleiben — Benno und ich. Für's Erste muß er wohl oder übel bei mir aushalten. Sie besuchen ihn, so oft Sie wollen, je öfter, desto besser, für den ganzen Tag — er wird geeignetere Gesellschaft brauchen, als die meine. Und mir sollen Sie auch willkommen sein. Wenn Sie“ — so schloß er mit unwilligem Tone — „nur nicht die unglückliche Theateridee hätten!“

Das Mädchen sah ihn mit offenen Augen an. „Verzeihen Sie meine Verwunderung über Ihre Abneigung dagegen!“ sagte sie. „Es hat mir noch Niemand gesagt, daß dies eine unglückselige Idee sei. Im Gegentheil ist Jeder, den ich kenne, damit einverstanden — ich kenne freilich nicht Viele — und Manche beglückwünschen mich darum. Aber Ihr Widerstreben dagegen hat mir seit diesen Stunden schon zu denken gegeben. Warum halten Sie meinen Vorschlag nicht für recht?“

„Kennen Sie das Theater schon genauer? Haben Sie Bekanntschaft mit Bühnenkünstlern?“ fragte Hagen dagegen.

„Ganz und gar nicht! Ich kenne nur meine dramatische Lehrerin. Diese ist zwar mit meinen Fortschritten nicht sehr zufrieden und meint, das Talent sei bei mir nur gering —“

„Die Frau scheint vernünftiger als ihr Beruf!“ rief Hagen dazwischen.

„Darum müßte ich unausgesetzt studiren. Denn es komme häufig genug vor, daß ein an und für sich nur unbedeutendes Talent damit, und durch Eifer und Lust, Großes geleistet habe.“

„Und sind Eifer und Lust bei Ihnen sehr groß?“

„Ich — weiß es nicht! Bis gestern glaubte ich es. Ihre wegwerfenden Einwürfe haben mich befangen gemacht. Ich möchte nie Etwas thun, was Denen als Unrecht erscheint, die ich achten gelernt habe — und Sie sind so

gütig gegen uns —!“ Ihre Augen wurden feucht und ihre Stimme zitterte; sie vermochte nicht weiter zu sprechen.

„Mein Kind,“ sagte der Alte begütigend, „wir müssen uns erst besser kennen lernen! Lassen Sie sich durch meine Art nicht einschüchtern! Von meinen Lippen poltern die Worte leider um so heftiger, je besser ich es meine. Und Sie haben Recht, ich meine es gut mit Ihnen! Unsere Bekanntschaft ist noch sehr neu und kann für Sie nichts Angenehmes haben. Wir wollen die Erörterungen über Ihren Lebensplan bei Seite lassen und zuerst versuchen, einander überhaupt zu verstehen. Seien Sie aufrichtig gegen mich; an mir soll es nicht fehlen!“ Er streckte ihr seine gewaltige, muskelstarke Hand entgegen, und das Mädchen legte ihre kleine, weiße Hand in die seinige. Er betrachtete sie verwundert, und der Gegensatz machte ihn lächeln.

Nach gemeinsamem Abendessen hieß der Alte das Mädchen, ihrem Bruder gute Nacht sagen, um dann in Vater Martin's Begleitung den Heimweg anzutreten. Benno schlief und schlief, als gelte es, Monate von Schlaf nachzuholen. Hagen aber setzte sich an seinen Arbeitstisch und schrieb einen Brief an Benno's Schuldirector. Nicht wie er ihn gefunden, erzählte er, nur daß er ihn bei sich habe. Nur über einen denkbaren Grund zur Flucht, vor Allem aber wollte er Auskunft haben über seine Führung, und was man sich etwa von seiner Gemüthsart und seinem Charakter für ein Bild gemacht.

Es war spät Abends, als der Hausherr in noch wachen Gedanken in seinem Zimmer auf- und niederschritt. Der heutige Tag schien ihm wie ein Ereigniß in sein sonst einförmiges Leben zu treten. Am Morgen die Aufnahme des kranken Knaben in sein Haus, am Abend schon die ernste Theilnahme für ihn und seine Schwester, dazwischen der Einblick in das Familienleben eines alten Schulkameraden, und zu Nacht beinahe schon Pläne zu einer neuen Lebensfassung für sich selbst! Er stand an der Schwelle des Greisenalters, er hatte ein vielbewegtes Leben hinter sich und machte noch Lebenspläne! Er fühlte sich noch rüstig und kräftig zu neuem Schaffen, wo Andere an ein Ausruhen denken. Und nur nach Außen war sein Leben einförmig; noch hing er durch manche Fäden mit der Welt zusammen, und seine Vergangenheit war ihm nicht abgethan. Alte Erinnerungen sind in der Einsamkeit nicht immer eine tröstliche, selten die beste Gesellschaft. Er aber mußte mit diesen Genossen leben, nicht um zwecklos mit ihnen zu brüten, sondern um sie wach zu halten, mit ihnen zu rechnen, sie zu benutzen für kommende Ereignisse, die er nicht fliehen mochte, so bitter sie sein konnten, die er suchte und finden wollte, denn sie gehörten in den Rahmen seines Lebens. Die schwere Schuld, mit der er sich einst beladen, verhehlte er sich nicht — hatte er doch ihre Folgen getragen und trug sie noch heute, und verlangte nach der letzten Folge, die für sein Leben den Abschluß der Kette geben sollte. Was darüber hinaus lag, gehörte dem Schicksal. Mit dem Gefühl der Reue hatte er längst abgerechnet — wenn er es sonst jemals in sich aufkommen lassen. Was gethan war, es war gethan; was zu tragen war, es mußte getragen werden; mit erhobenem Haupte die Schuld sich eingestehen und mit kräftigem Troß zu wagen und zu schaffen, dächte ihm stets das Bessere. Wenn ein Laumel junger Leidenschaft die Sinne auch der besten Natur zur Verirrung hinreißt,

wird sie darum schlechter? Viele Tausende irren, und könnten sie sich selbst erkennen, so kämen sie zur Selbstverachtung; aber sie schlüpfen hindurch, wie vom Schicksal unbeachtet, und kommen zu Ehren vor der Welt. Für Tausende hat Einer zu büßen, und sein Vergehen war nur eine kurze Trübung des reinen und gesunden Wesens. Darüber grübelte Hagen nicht mehr. Er hatte in fremdem Welttheile ausgerungen und ausgekämpft, was ihn innerlich bedrohte. In unermäßig großer Natur als Jäger schweifend, mit wilden Menschenstämmen kämpfend oder Gemeinschaft pflegend, in überfüllten Städten und weltverlorenen Ansiedelungen sich bewegend, immer lernend, der Natur ihre Kräfte abzulauschen, die Abenteuerfahrt mit ernstem Streben verbindend. Erfahrung kann Jeder sammeln, der die Augen aufthut und fähig ist, Eindrücke in sich zu verwerthen, auch im kleinen Kreise; Hagen aber hatte große Kreise durchwandert und viel erfahren. Er ließ sich endlich in einer großen Stadt nieder und wurde ein gesuchter und berühmter Arzt. Eins fehlte ihm doch, und in späteren Jahren mehr und mehr — die Familie. Er hatte sie besessen, doch da ihm kein Lebensglück damit gegeben war, wußte er, was es für ihn bedeuten sollte.

Und nun hatte er heute einen Blick gethan in das Haus eines einstigen Jugendgespielen und um ihn einen Familienkreis gesehen, der glücklich war und den alten Herrn beglückte. Wie beschränkt immer die Lebensweise, wie eng vielleicht der geistige Umkreis, wie gering der Drang nach größeren Zielen — sie waren doch alle beisammen und waren froh, daß sie einander hatten! — „Und wurzelt nicht hier alles Beste, was der Mensch besitzt?“ dachte Hagen. „Nicht die Hoffnung auf die Zukunft, die Entwicklung einer ganzen Welt? Schlummert nicht im Kleinsten das Größte, und harret nur, daß man die ewigen Funken wecke? Der Herd des Hauses, an welchem Viele sitzen, ist ein Heiligthum und die reinste Gemeinde! Wehe dem, der die Bande der Familie zerreißt, wehe dem, der das Heiligthum verunehrt! Das Feuer, das er auf dem eigenen Herde zündet, wärmt ihn nicht, und sein Haus wird nicht dadurch erhellt. Ihn selber treibt es endlich fort —“

Halt! — Er rief es sich selbst zu und hob sich aus der gebückten Stellung, in die er auf seinem Gange versallen war, straff und aufrecht empor. Mit der Hand über die Stirn streifend, schien er die Schatten wegzuschleichen, die heute seit langer Zeit einmal wieder vor ihm aufgetaucht waren. Er trat an die Kammerthür und lauschte. Der Knabe schlief mit langen, tiefen Athemzügen. — „Ich dachte nur noch einer Spur nachzugehen,“ sann er weiter, „und wenn ich sie gefunden, das Beste zu thun und abzuschließen! Und hier wirft sich mir in den Weg, was ich niemals gesucht; und es dünkt mir des Lebens werth, anstatt abzuschließen, rüstig von Neuem zu beginnen! Armer Hanswurst! Armer Cicero! Es kann eine bloße Thorheit sein, hinter der etwas Besseres steckt! Armes Ding, dem sie Mummereien in den Kopf gesetzt haben! Sie scheint rein, unverborgen, unschuldig zu sein. Und Beide in die Welt geschleudert, des Besten beraubt, des Hauses und der Familie! Wenn ich sie nähme, wie ich sie gefunden, und versuchte, ihnen Ersatz zu bieten, wer wollte mir's wehren? Weggeworfene Lebensfunken von zerstörtem Herde, auch sie — wenn ich sie haschte als gute Beute, den eigenen Herd mir und ihnen zu erhellen? Aber Ersatz — bei mir!

durch mich! Junge Rosen und knorriger Eichenstamm — er gibt nur Schatten, und sie brauchen Sonne!“ — Hagen wurde nicht müde in seinen Gedanken, und wenn er sonst seine gesunde Nachtruhe nicht leicht gestört fühlte, heute war er aufgeregt, und die Gesichter der beiden Kinder schienen selbst in seinem Traum ihn anzusehen. —

Henriette Martin ging in den nächsten Tagen äußerlich und innerlich viel-beschäftigt einher. Der Zutwachs im Hausstande, das Walten am Krankenlager gab ihr zu thun, aber zugleich einige Unterhaltung, die sie seither entbehrt hatte. Des jungen Mädchens tägliche Besuche hieß sie auch willkommen, denn es gab immer Stunden, in welchen der Hausherr sie mit den jungen Leuten allein ließ, um seinen Garten zu besorgen, wo sie dann gern auf ihr Lieblingsthema, das Theater, kam und in den Geschwistern verwundert lauschende Zuhörer hatte. Daß es sich bei der Aufnahme Benno's nicht um einen vorübergehenden Besuch handle, zeigte und sagte ihr des Hausherrn Fürsorge und ganz ungewohntes Betragen; daß Katharina, als Schwester Benno's, auch in ein engeres Verhältniß zum Hause treten werde, sah sie voraus. Aber nicht mit Eifersucht oder Neid, eher sogar mit dem Wunsche, das junge Mädchen möchte nur bald ganz und gar einziehen. Denn Henriette brauchte nicht zu fürchten, dadurch an Stellung oder Einfluß im Hause Etwas zu verlieren — gab es doch, bei dem gebieterischen Willen des Herrn, keinen Einfluß und somit Nichts zu verlieren, dagegen durch Katharina einige unschuldige Vortheile zu gewinnen. Und wenn sie somit gutmüthig und selbstlos die Jugend im Hause willkommen hieß, gewann sogar das ganze Verhältniß in ihrer dunkel schaffenden Anschauungsweise einen großartig pathetischen Charakter. Die Findung des Knaben, die Erscheinung des Mädchens, die Umwandlung des Hausherrn, ihre eigenen Einkäufe von Kleidern und Hemden, Alles an Einem Tage — es war für sie ein geradezu dramatischer Eindruck, und so auch fühlte sie sich dadurch angeregt; ja, es gewährte ihr im Stillen eine besondere Genugthuung, daß sie selbst den Knaben vor der Thür entdeckt und somit Veranlassung zu seiner Aufnahme geworden. Sie hatte in dem Drama mitgewirkt, was noch nie vorgekommen, und sie war noch darin thätig — sie wollte, was an ihr liege, das Großartige darin gewahrt halten. Und ein Geheimniß steckte dahinter — es konnte nichts Geringses sein, da vermuthlich Herr Hagen selbst die verborgenen Fäden in der Hand hielt. Zu einem Verdacht, oder auch nur zu einer Annahme, daß Katharina und Benno Hagen's eigene Kinder sein könnten, wäre Henriette niemals gekommen. Ganz abgesehen von seinem Alter und Wesen, hätte ihr ein solcher Gedanke, als ganz absurd, mißfallen. Nein, es waren Kinder eines Mannes, den er kannte, nicht eines Freundes — nein, eines Mannes, der ihm viel Leid zugefügt hatte; es mußten die Kinder seines Feindes sein, die er großmüthig bei sich aufnahm! Vielleicht hatte sie einmal dergleichen auf der Bühne gesehen oder auch gelesen, kurz, es befestigte sich so in ihrer Einbildungskraft. Und nun mußten Entwicklungen kommen, vielleicht der Feind selbst — das Haus wurde zum dramatischen Schauplatz, und sie selbst hatte sich eine würdevolle Rolle in der Entwicklungsscene zugeeignet.

So war sie um so eifriger und geschäftiger im Hause und am Lager des

Knaben. Schon am vierten Tage war Benno, einige Mattigkeit abgerechnet, kaum mehr als Kranker zu betrachten, wenn ihn der Hausherr auch noch im Bette festhielt. Er gewöhnte sich an Henrietten, besser als an Herrn Hagen, und unterhielt sich in Katharina's Abwesenheit gern mit ihr. Ihn belustigte ihr Wesen, und ihr gefiel der hübsche Knabe. Zu dem dumpf empfundenen Schauer vor dem Geheimnißvollen gesellte sich schnell ein Gefühl mütterlicher Sorgsamkeit für ihn, und er, dem dergleichen nie geboten worden sein mochte, ließ sich von ihr gefallen, was er sonst mit Eigensinn zurückgewiesen haben würde.

Der Hausherr ließ das ruhig gehen. Er drängte sich seinem jungen Gast nicht auf, er sah die Scheu desselben vor seinem Wesen, er wußte, daß er selbst eher abstoßend als anziehend wirkte, und wollte keinen verfrühten Versuch der Annäherung machen. Dagegen nahm er mit einer Art Verwunderung wahr, daß das junge Mädchen ihm vertrauensvoll entgegenkam und seine Gesellschaft suchte. Wenn Benno mit verschmigten Augen Henrietten dringend bat, ihm die „Jungfrau von Orleans“ vorzuspielen, und diese mit einem scheuen Blick nach dem Gartenfenster nicht widerstehen konnte, zu beginnen: „Mein ist der Helm und mir gehört er zu“ — dann verließ Katharina das Zimmer, um den Hausherrn im Garten aufzusuchen, wo er immer Etwas zu thun hatte.

Katharina, oder vielmehr Käthy, wie sie von Benno genannt wurde und von jeher genannt worden war, fühlte sich schon nicht mehr von dem rauhen Wesen des alten Herrn abgestoßen. Sie kannte nur wenige Männer und hatte unter den wenigen noch keine ausgeprägte Eigenart kennen gelernt. Zwar der verstorbene Vormund war auch ein ernster Mann gewesen, aber sie hatte bei ihm nicht sowol Charakterzüge zu beobachten und sich in diese zu schiden, als vielmehr unter einer mütterlichen Gemüthsart zu leben, bösen Launen auszuweichen, eine gedrückte Lebensstimmung mit ihm zu ertragen. Einen tieferen Gemüthston hatte sie niemals bei ihm erklingen hören. Gerade dies aber war es, was sie bei dem neuen Beschützer überrascht entdeckte. Sie sah Herrn Hagen ernst und streng, barsch und abweisend, gebieterisch und rauh; sie fühlte, daß sie sich vor ihm fürchten, daß sein Wille hart, unerbittlich, vielleicht grausam sein könne — aber sie erkannte Wohlwollen und Güte unter der rauhen Außenseite; sein durchdringendes Auge war nicht immer beängstigend scharf; sie hatte schon einen milderen Glanz darin entdeckt, Blicke erkannt, die aus einem tiefen, bewegten Gemüth kamen. Empfänglich für Güte, des Wohlwollens bedürftig, fühlte sie sich dadurch wie innerlich erweckt und angesprochen. Die letzte Zeit war ihr unter Aengsten und Aufregung vergangen; sie sah sich haltlos im Leben, und ihr Gemüth begann sich demjenigen Willen zu unterwerfen, der ihren Lebensplänen am schärfsten widersprochen hatte. So sehr machte ihr seine wegwerfende Behandlung ihrer künstlerischen Absichten zu schaffen, daß es ihr seither nicht möglich gewesen, die Stunden bei ihrer Lehrerin zu besuchen oder eins der Bücher zu öffnen, aus welchen sie theatralische Belehrungen geschöpft hatte. Nun aber fehlte ihr Etwas, sie fühlte sich einsamer als bisher, und dazu in Verwirrung mit ihren Lebensansichten und Plänen. Um so mehr hoffte sie, durch den



Mann, der dieselben zerstört hatte, eine Lösung, vielleicht einen inneren Anhalt zu finden.

Herr Hagen war bei seinen Rosenstämmchen, deren wilde Triebe er beschneit, als er Rätth durch den Garten kommen sah. Sein Auge blickte freundlicher auf, doch ließ er sich in seiner Beschäftigung nicht stören. „Hanswurft wieder einmal eingeschlafen?“ fragte er.

„Nein, Herr Hagen,“ entgegnete sie, „er ist ganz munter und wird von Henrietten unterhalten.“

„Das heißt, sie spielt ihm tragische Heldinnen vor und fährt dabei mit ihren langen Armen in der Luft umher. Verrückte alte Person!“

„Ja, Herr Hagen, unter Ihrem Dache herrscht viel Begeisterung für die Kunst, deren Uebung Sie mir verargen wollen!“

Hagen warf einen allzu kecken Schöbbling seiner hellgelben Lieblingsrosen bei Seite. „Henriette wird keine Gefahr dabei laufen,“ sagte er, „als höchstens einmal meine Ungeduld. Bei Ihnen ist das anders. Freilich — eine Schönheit sind Sie nicht!“ Er sah ihr fest in die Augen, wie um zu prüfen, welchen Eindruck diese Worte auf sie machten.

Rätth sah mit großen Augen lächelnd zu ihm auf; und wenn sie keine Schönheit war, so mußte Hagen sich doch eingestehen, daß sie ein sehr anmuthiges junges Mädchen sei. „Ich habe mich nie dafür gehalten,“ sagte sie, „und Andere wol auch nicht. Wenno war immer hübscher als ich. Die Leute sagten oft, Wenno hätte das Mädchen, ich der Knabe werden müssen. Freilich ist er sonst nicht mädchenhaft, und ich habe Nichts vom Knaben in mir, nicht einmal so viel, um mich ein Bißchen selbständig zu fühlen.“

„So!“ sagte Hagen ohne besondere Betonung, indem er zu einem anderen Stämmchen ging. „Und dabei wollte so ein Kindskopf doch die allerverwegenste Selbständigkeit wagen!“

„Ich glaube kaum — daß ich sie noch wagen werde,“ erwiderte Rätth mit gesenktem Haupte.

„Wollen Sie mir helfen, die abgeworfenen Schöbblinge zusammenzuraffen?“ sagte er ablenkend. „Da steht ein Korb.“

Rätth, froh, auf sein Geheiß Etwas thun zu dürfen, nahm den Korb und sammelte die Reiser hinein. „Das wird vorerst in die Ecke da drüben hinter die Fliederbüsche geworfen!“ rief er ihr zu. Sie that nach seiner Weisung. „Die schönen Frühläpfel dort fangen auch an zu fallen, man wird sie abnehmen müssen. Möchten Sie wol die besseren aus dem Rasen zusammensuchen?“ Er wies ihr ein anderes Körbchen, mit dem sie sich bereitwillig an's Geschäft machte. „Oh, wie wundervoll!“ rief sie plötzlich, indem sie in kindlicher Freude ihm die in Rosenfarbe und Purpur glänzenden Früchte zeigte. — „Schmecken auch gut! Beißen Sie ein!“ sagte er, gelassen weiter schreitend. Plötzlich hörte er aus dem offenen Fenster von Wenno's Kammer ein helles Lachen, dessen klangvoller Ton ihn förmlich durchrieselte. Wenno's Stimme hatte, obgleich sie den Knabenbisant schon verlassen, einen hohen Klang, ohne die rauhere männliche Färbung. Hagen klappte sein Messer zusammen und steckte es ein. „Bist Du schon so weit?“ sagte er für sich, „um so besser.“ Dann trat er zu Rätth und winkte ihr

nach einem entfernten Gange des Gartens. „Haben Sie,“ begann er, „inzwischen Dies und Jenes mit Ihrem Bruder gesprochen? Wissen Sie, wie er unter die Springerbande gerathen ist?“

„Ich habe ihn nicht gefragt,“ entgegnete sie, „da Sie es nicht wünschten. Aber ihm selbst schien es nicht Ruhe zu lassen, und heute Morgen, da wir Beide allein waren, fing er aus freien Stücken davon an. Er habe es innerhalb der klösterlichen Schulmauern nicht ausgehalten, nachdem er die Klünste der Gesellschaft einmal gesehen. Ihr Leben sei ihm so herrlich und lustig vorgekommen, daß er eines Tages davon und ihnen nachgelaufen sei. Er hat ihnen dann seine Turnkünste vorgemacht, sie riefen ihm Beifall und fragten, ob er mit ihnen gehen wollte. So war er mitten unter ihnen, er wußte selbst nicht wie. Aber bald hatte er es zu bedauern, denn die Rohheit der Leute stieß ihn ab und empörte ihn — so erzählte er, und ich glaube es, denn in ihm selbst war nie eine Spur von Rohheit. Er haßte und verachtete seine Genossen und suchte sie zu ärgern, wo er konnte, obgleich stets in Gefahr, von ihnen dafür mißhandelt zu werden. Er hätte sie gern verlassen, aber er wußte nicht, wie er von ihnen loskommen sollte. Nach der Schule glaubte er nicht zurückkehren zu dürfen. Seine einzige Kleidung war durch das Umhertwandern völlig verdorben, und er schämte sich seines Aussehens. So blieb er einen Tag nach dem anderen, und ich glaube ihm, daß er vor Wuth fast in Verzweiflung gerieth —“

„Hm! Hm! Ich vermuthete so Etwas!“ sagte Hagen. „Ein unbewachter Moment der Unbesonnenheit! Leichtfinn und Uebermuth! Dergleichen ist schon mehr — und Schlimmeres geschehen. Unser Cicero aber ist noch leidlich davongekommen.“ —

Einige Tage darauf nahm der Hausherr mehrere Schlüsselbunde und ging damit nach dem oberen Stockwerk, welches, obgleich völlig eingerichtet, doch unbewohnt war. Er durchschritt die Reihe der Zimmer, in welchen alte Familienbilder hingen und mächtige Schränke von Eichenholz standen. Er öffnete einen derselben. Es hingen Frauenkleider darin, von schweren Stoffen, wie sie vor hundert Jahren getragen wurden. In einem anderen war Sinnenzeug, ein unendlicher Vorrath. In einem dritten Tafelgeschirr, Gläser, Alles von bürgerlichen Urahnern her angesammelt. Hagen schüttelte den Kopf und verschloß die Schränke wieder, um in Gedanken durch die Zimmer zu wandern. Die Luft war dumpf, er öffnete die Fenster. Im Garten erblickte er Räthj und Benno, der für ge-  
neßen angesehen werden konnte, munter unter den Bäumen beschäftigt, die Aepfel zu sammeln, welche Martin schüttelte. — „Wenn es so bleiben könnte!“ dachte er. „Sie kommt doch täglich her — wozu Morgens und Abends den weiten Weg her und zurück machen? Sie könnte hier oben wohnen mit Henrietten, ich unten mit dem Knaben.“ So dachte er, und dennoch warnte ihn Etwas vor einem verfrühten Entschlusse.

Zimmer von Neuem machte er sich in den Räumen zu schaffen, betrachtete, prüfte, dachte an Ausbesserungen und Erneuerungen, und wanderte rastlos von Zimmer zu Zimmer. Da hörte er wieder jenes herzlich helle Lachen Benno's, welches ihn an das Fenster lockte. Unten an der Gartenseite des Hauses saßen Räthj und Henriette, leptere mit einer Schüssel, in welcher sie Salat zurecht

machte, vor ihnen auf einem Schemel Benno. Henriette aber war aufgesprungen, hatte die Salatschüssel verloren, deren Inhalt Rätby sammelte, während Benno des Sachens kein Ende fand, und Henriette ernstlich auf ihn schalt. Denn an Amalia von Edelreich sei ihr Nichts lächerlich, und es stehe ausdrücklich zu lesen, daß sie „aufhüpfe in ekstatischer Wonne“. Der ruhige Beobachter von oben entdeckte aber noch einen Anderen, der, unbemerkt von den Uebrigen, mit dem Kopfe über die Mauer ragte und mit Vertwunderung die Scene im Garten betrachtete. Es war sein Nachbar Wilibald Rothelm.

### Sechstes Capitel.

In einer kleinen Stadt, wo man aus Mangel an Abwechslung oder Unterhaltung die Straßen und Nachbarhäuser fleißig beobachtet und die Vorgänge darin im Auge behält, würde die Aufnahme eines jungen Vagabunden in ein gesetztes bürgerliches Haus längst bekannt und zum Gespräch der Umwohnenden geworden sein. In der großen Hauptstadt aber, wo Jeder viel zu beschäftigt ist, um sich um das Thun und Treiben der Nachbarn zu kümmern, konnte ein solcher Fall unbeachtet bleiben, zumal gedeckt durch eine nahezu unzugängliche Gartenfestung, wie das Besizthum Hagen's sie darstellte. Und so hatte Wilibald Rothelm auch Nichts erfahren von den Gästen im Nachbarhause und Garten. Wenn er Abends wol einmal auf der Mauergrenze seinen Platz nahm, dann war es still umher, und Nichts verrieth eine Veränderung. Wußte doch Rothelm überhaupt nicht, wie es bei Hagen aussah, denn ihre Bekanntschaft war eine ganz oberflächliche. Hagen besuchte zuweilen den Gärtner, seinen Nachbar, in kleinen Geschäften; bei solcher Gelegenheit hatte er den jungen Gelehrten gesehen, gesprochen, und es war dabei so ein leichter, scherzhafter Umgangston zwischen Beiden entstanden, wie er sich häufig bildet zwischen Leuten, die sich oft sehen, ohne Berührungspunkte für einen näheren Verkehr zu haben.

Es waren aber seit jenem kurzen Abendgespräch der Nachbarn, also seit dem Beginn dieser Geschichte überhaupt, erst acht Tage vergangen, und Rothelm hatte den versprochenen Besuch bei Hagen noch nicht abgestattet. Nöthigere Wege, Abhaltungen, Bedürfniß bei der Arbeit zu bleiben, rückten das Interesse dafür in den Hintergrund. Da hörte Wilibald jenes helle Lachen im Nachbargarten. Er befragte den Gärtner, wie das in die sonst so stillen Kreise komme? Herr Hagen scheine seit einigen Tagen Besuch von jungen Leuten zu haben, meinte sein Wirth, ohne sich bei seinen Pflanzungen stören zu lassen. Wilibald aber empfand plötzlich eine Neugier, was denn das für eine lustige Gesellschaft sein könne. Er nahm die kurze Gartenleiter, die ihm sonst als Treppe für den Platz seiner Abenderholung diente, lehnte sie an die Mauer und wagte es, bei hellem Tage hinüberzuschauen. Der Anblick überraschte ihn nicht wenig. Ein junges Mädchen, welches ihm überaus anziehend däuchte, einem Knaben halb strahlend über den braunen Krauskopf fahrend, weil er sein Lachen nicht lassen wollte, über welches Henriette Martin sehr ungehalten schien. Was ihn aber noch mehr überraschte, war Herr Hagen selbst, der oben aus dem Fenster sah, seinen Kopf über der Mauer entdeckt hatte und scherzhaft zu ihm hinüber

drohte. Der Käufer zuckte zurück — unangenehm berührt, so ertappt worden zu sein. Zugleich bereute er, seinen Besuch bei Hagen noch nicht gemacht zu haben. Die Nachbarschaft war ihm interessanter geworden, aber er trug Scheu, das Vernachlässigte jetzt zu thun, da es ihm als bloße Neugierde ausgelegt werden mußte. Diese war ihm in der That sehr erregt — das heißt, er hätte gern gewußt, wer die junge Dame sei, deren Bild sich ihm so befremdlich schnell eingeprägt hatte. Sogar bei der Arbeit am Abend störte ihn der Eindruck, und es verstimimte ihn fast, keinen Namen für sie und Nichts über sie zu wissen. Und als er am anderen Morgen aufgestanden war, zog es ihn mit merkwürdiger Gewalt nach der Mauer hin. Wo hatte der Gärtner nur die Leiter gelassen? Er suchte umher und fand sie an einem Birnbaum. Sollte er es wagen —? Aber er hatte sie bereits in Händen, er trug sie zur Mauer, er setzte den Fuß auf die unterste Sprosse — da hörte er Hagen's Stimme laut im Garten nach Martin rufen. Wilibald fuhr zusammen, warf die Leiter um und entfloß, wie Einer, der beim versuchten Apfelbiefstahl ergriffen zu werden fürchtet. Auf seinem Zimmer angelangt, schalt er sich selbst über seine Thorheiten. Er, der damit beschäftigt war, ein berühmtes, Epoche machendes Werk zu verfassen; er, mit seinen altherwürdigen fünfundsiebenzig Jahren; er, ein bereits mit zweihundert Thalern angestellter Beamter — er ließ sich auf solche Anabenstreiche ein! Wilibald Rothelm schlug mit der Hand auf den Tisch, als wollte er damit seine Unruhe wie eine Fliege todt schlagen, tauchte die Feder tief ein und beschloß, sich einen Arbeitstag zu schaffen, wie der September ihn noch nicht erlebt hatte.

Da wurde stark an die Thür geklopf, und auf sein „Herein!“ trat Herr Hagen in das Zimmer. „In Studien, daß der Kopf raucht!“ rief er. „Da wird man um Vergebung für die Störung bitten müssen. Aber da Sie Ihr Versprechen nicht gehalten haben, muß ich mit meinem Besuch wol zuvor kommen.“ — Rothelm wollte sich entschuldigen, der Nachbar aber meinte, das sei nicht nöthig. „Ich komme,“ fuhr er fort, „um eine Gefälligkeit von Ihnen zu erbitten. Es ist ein junger Gast in meinem Hause, der sich bereits laut genug gemacht hat, um sogar Ihre Aufmerksamkeit zu erregen.“

Wilibald that den Mund auf, um trotz seiner Verlegenheit etwas Geeignetes zu sagen; der Alte aber ließ ihn nicht dazu kommen. „Der Anabe war krank,“ fuhr er fort, „hat überdies in der letzten Zeit Gelegenheit gehabt, viel zu versäumen und zu vergessen. In die gelehrte Schule wird er schwerlich zurückkehren können. Wollten Sie ihn wol gelegentlich einmal auf seine Kenntnisse hin prüfen? Sie sind jung; ich vermuthe, er wird Ihnen mit mehr Vertrauen entgegenkommen, als mir. Die Bitte, daß Sie sich seiner ein Wenig annehmen mögen, wage ich noch nicht auszusprechen, ehe ich den Eindruck kenne, den er auf Sie geübt hat.“

Rothelm war ganz Bereitwilligkeit, zumal in dem Bewußtsein, daß er bei Herrn Hagen Etwas gut zu machen habe. „Das Prüfen können wir aufschieben, nahm dieser die Rede auf, aber die Bekanntschaft hätte ich gern bald geschlossen.“ „Ich komme heut noch, ganz gewiß!“ rief Wilibald. — „Gut, wir erwarten Sie. Die Schwester meines Pfleglings werden Sie auch finden.“ — „Jenes liebens-

würdige junge Mädchen —?“ rief Wilibald. — „Kennen Sie sie schon?“ fragte der Alte. — „O nein, keineswegs!“ — „Also nur über die Mauer? Sie dürfen sie fortan bei mir ungehindert sehen. Also, wenn Sie wollen, schon heut Nachmittag.“

Aus dem großen Arbeitstage, den Wilibald sich vorgefetzt hatte, wurde Nichts. Er konnte die Stunde für seinen Besuch kaum erwarten und ging, sobald es ihm irgend schädlich dünkte. Henriette, die ihn von ihren Besuchen beim Nachbar Gärtner her kannte, empfing ihn mit Wohlwollen und führte ihn in's Wohnzimmer, wo er den kleinen Kreis, der schon beinahe wie eine Familie aussah, vereinigt fand. Wilibald Rothelm war ein feiner junger Herr, wohlgebildet von Gesicht und Gestalt, und durfte überall eines guten Eindrucks sicher sein. So war es auch hier, zumal Erwartung und halb besangene Freude seine Züge belebten und seinen Augen einen besonderen Glanz gaben. Auch Benno's Augen belebten sich von Interesse an der neuen Erscheinung. Von Schule und Prüfung wurde nicht gesprochen; vielmehr hatte der Hausherr im Sinne, den neuen Gast zuerst einmal von seinen eigenen Dingen reden zu machen, von Kunst, vom Museum, von Alterthümern — man hätte glauben können, Hagen wolle ihm selbst erst einmal auf den Zahn fühlen, denn er that merkwürdige Quersfragen. Aber Rothelm schien in seinem ganz sicheren Fahrwasser, und angeregt durch die Augen des jungen Mädchens, die ihn mit angenehmer Bewunderung ansahen, war er so liebenswürdig und unterrichtend gesprächig, als man hier nur wünschen konnte. Ihm vergingen die Stunden nur gar zu geschwind, und als es augenscheinlich Zeit war, aufzubrechen, fühlte er sich in einer Stimmung, daß er nur gleich hätte fragen mögen, ob er morgen zu derselben Stunde wiederkommen dürfe?

Auch ohne die Frage sollte sein Wunsch sich erfüllen. Denn am nächsten Morgen fragte Benno mit einiger Schüchternheit, ob er Herrn Doctor Rothelm einen Besuch machen dürfe? „Gewiß! Es soll mir sehr lieb sein!“ sagte Hagen. Benno schien fast zu erschrecken vor diesem unerwartet gütigen Tone. Er sah mit heiterem Gesicht zu dem Alten auf, und ihre Augen blickten zum ersten Male klar ineinander. Aber jetzt im Augenblick des Ausgehens stellte sich heraus, daß Benno keine Mühe hatte. Nein, es war keine Mühe, kein Hut, keine Kopfbedeckung für ihn da. Er hatte dergleichen nicht mit in's Haus gebracht, und im Hause war daran noch nicht gedacht worden. „Ei was!“ rief Henriette. „Lassen Sie den jungen Herrn über die Mauer steigen, wenn er so nicht über die Straße will; drüben bei dem Herrn Doctor borgt er sich einen Hut und geht darin nach der Stadt, um sich einen eigenen zu kaufen. Oder, wenn Sie befehlen, Herr Hagen, so besorge ich den Einkauf.“ Benno war für das Erstere, und da der Hausherr Nichts einwendete, sprang er hinaus. Hagen sah ihn über die Mauer gehen, und Henriette, welche die Gartenleiter hatte holen wollen, schlug vor Erstaunen die Hände zusammen.

Bei diesem Besuche nahm Rothelm, nach geschickter Einleitung, eine Prüfung mit Benno vor und fragte ihn, ob es ihm lieb wäre, täglich eine Stunde mit ihm zu studiren. Benno bejahte es mit Freude. Beide hatten Gefallen an einander gefunden, und der geliebene Hut, mit welchem Benno endlich abzog,

obgleich er ihm zu groß war, bewirkte bereits eine Art von Gemeinschaft zwischen ihnen. Wilibald hatte sich eigennützig ausgedacht, daß, wenn Benno täglich zu einer Unterrichtsstunde zu ihm käme, er auch täglich Gelegenheit haben würde, mit ihm über die Schwester zu sprechen, und daß auch er dann um so öfter seine Besuche im Nachbarhause werde abstaten können. Auch heute schon ließ er sich den Vortheil nicht entgehen und eilte mit seinen sehr wichtigen Nachrichten über den Erfolg der Prüfung zu Herrn Hagen. Aber zu seiner Betrübnis fand er diesen allein. Denn Rätby war mit ihrem Bruder, der die Straßen der Hauptstadt noch nicht betreten hatte und darin nicht Bescheid wußte, in jener Gutangelegenheit ausgegangen. Hagen empfing ihn freundlich. „Sie haben schon sondirt, wie ich höre!“ rief er. „Was weiß er denn?“ Wilibald erklärte, daß der Knabe sehr viel vergessen haben müsse, da nicht mehr recht zu erkennen sei, was er überhaupt gewußt habe. Er wiederholte seinen Vorschlag, ihn in die Schule zu nehmen; denn, sagte er, es scheine ihm lohnend und ersprießlich, einen so geschickten und geistvollen Burschen zu fördern, und er glaube, ihn bald wieder so weit zu bringen, daß er in das Gymnasium eintreten könne.

„Das Bektere bei Seite!“ sagte Hagen mit einer ablehnenden Handbewegung. „Ihren Vorschlag könnte ich annehmen; allein wie wird es sich mit Ihrem ‚Epochen machenden‘ Werke vertragen? Ich möchte dem keinen Abbruch thun.“ — Wilibald lachte und meinte, das habe immer noch Zeit. „Aber,“ fuhr er fort, „soll Ihr Schülking nicht wieder auf das Gymnasium?“ — „Muß denn das sein?“ fragte Hagen dagegen. — „Ich glaube, ja!“ rief der junge Gelehrte. „Wer diese Schule durchgemacht und die Schlußprüfung bestanden, dem steht die ganze Welt offen.“ — „Das heißt — höchstens eine Stelle als Schreiber bei einem Advocaten!“ rief Hagen. „Das ist dann diese ganze Welt und ganze Bescherung — wenn es nämlich gilt, gleich für den Lebensunterhalt zu sorgen. Einem haustrenden Kesselflicker steht die ganze Welt auch offen, und sie steht Jedem offen, der keine Lust hat, zu Hause zu bleiben. Was wollt Ihr mit solchen Redensarten! Nach Eurem gelehrten Schulexamen geht es dann wieder in eine neue Schule mit neuen Prüfungen, und wieder und wieder, bis er endlich müde in den Stand der Vielgeprüften tritt — ist das so beneidenswerth?“

„Ich hatte allerdings vorausgesetzt, daß Ihr Pflegling studiren solle!“ sagte Rothelm befremdet. „Warum soll er auf diese Vortheile verzichten, wenn ihm die erforderlichen Mittel, wie ich annehme, nicht fehlen?“

„Studiren soll er allerdings, nur zweifle ich, daß es auf dem Wege sein müsse, der Euch zum Beamtenthum oder zur Gelehrsamkeit führt. Ich unterschätze Eure Wege und Eure Ziele wahrlich nicht, denn sie gehören nun einmal mit zum deutschen Leben und zur deutschen Entwicklung, der ich alle Achtung zolle. Aber Ihr Gelehrten meint, es gebe gar keine anderen Wege, keine anderen Ziele, um was Rechtes aus dem Menschen zu machen. Euch liegt in jeder Abweichung von der Regel die Unmöglichkeit, Etwas zu leisten. Wer nicht seine Zeit auf der Universität zugebracht hat, zählt bei Euch kaum unter die Menschen. Regeln für Unterricht und Erziehung sind recht gut für die Masse der Durchschnittsjugend. Die echte Pädagogik sieht sich den Einzelnen

an, ob die Regel und Schablone auf ihn anwendbar ist, ob der breitgetretene Weg der seinige sein kann, ob er nicht etwa geeignet ist, sich seinen eigenen Weg zu bahnen. Wenn man, wie ich, vierzig Jahre lang in aller Welt außerhalb Deutschlands gelebt hat, sieht man die Verhältnisse mehr in der Vogelperspective, und erkennt tausend verschlungene Einzelbahnen, um, neben und durch die breiten Wege; Ihr Gelehrten aber guckt immer aus der Froschperspective von unten nach oben, und wißt meist nicht, was um Euch her vorgeht, oder sonst noch berechtigt ist."

Wilibald Rothelm war keineswegs angenehm berührt durch die ihm zugesprochene Froschperspective, denn er glaubte, auf der Höhe seiner Wissenschaft keinen geringen Umkreis zu überblicken; dennoch lachte er und sagte: „So lassen Sie uns unsere Pädagogik einmal zu vereinigen suchen! Sie wirken aus der Vogelperspective auf Ihren Zögling herab, ich aus meiner Froschperspective zu ihm hinauf —"

„Und wenn er uns dabei nicht davongeht, so haben wir ihn in Kurzem völlig aus den Fugen gebracht!" rief Hagen. „Wir wollen die Experimente lassen, zumal wir noch gar nicht recht wissen, was in ihm steckt. Ich glaube, da kommt er — seine Schwester mit ihm."

Von diesem Tage an wurde gute Nachbarschaft gehalten. Benno ging jeden Morgen zu Rothelm, und aus der einen Stunde wurden mehrere. Hagen hatte vermuthet, mit der Genesung des Knaben werde ein toller Unband zu Tage treten, der halbschreiende Gefahren in Hof und Garten aufsuchte; allein er täuschte sich, denn Benno's Künste kamen nur bei gelegentlichen Zwecken zur Anwendung. Er las viel, was Wilibald ihm gab oder was er sonst fand. Hagen betrachtete seine kleine Hausbibliothek — sie war nur unbedeutend und bot wenig Geeignetes für seinen Schützling. Er dachte an neue Anschaffungen und besprach sich darüber mit Rothelm. Denn dieser kam jeden Tag, und das Epoche machende Werk schien nicht mehr die erste Stelle in seinem Denken und Treiben einzunehmen. Er führte Katharina und seinen Schüler eines Tages auch in das Museum, zeigte und erklärte ihnen Alles und hatte zwei aufmerksame Zuhörer, denen fast Alles neu war, so daß sie in nicht geringer Aufregung nach Hause zurückkehrten.

Es gab bei dieser Rückkehr noch Etwas zu erlebigen, was unterwegs Gegenstand der Erörterung der Geschwister gewesen war und vor den Hausherrn gebracht werden sollte. Benno's Scheu und Zurückhaltung gegen den Alten war noch keineswegs geschwunden, und so hatte Käthy beschlossen, die Sache zum Vortrag zu bringen. Es handelte sich um einen neuen und passenderen Anzug für Benno, da, wie sie sagte, der bisherige ihm sehr schlecht sitze und gar nicht gut gemacht sei. Das war freilich der Fall. Man hatte aus der Kleiderhandlung nur eben nach Gutdünken etwas Fertiges ausgewählt, und die ersten Tage der Genesung in Haus und Garten ließen den Mißstand der neuen Kleidung, die zu weit und zu eng, zu lang und zu kurz war, etwas übersehen; allein die ersten Ausgänge in's Freie, und besonders unter die elegantere Gesellschaft im Museum, hatten gezeigt, daß Benno eigentlich eine recht traurige Figur darstelle. — Hagen wurde untwisch, als Käthy den Fall vortrug, nannte

das Verlangen eine lächerliche Eitelkeit, ja er dachte im Augenblick nur, daß er den Knaben als einen Bettler von der Straße geholt habe, der eigene Ansprüche nicht zu erheben habe. Katharina ließ bescheiden einfließen, daß ihr Bruder immer einen Sonntagsanzug gehabt habe; daß es nicht auf besonderes Staatmachen abgesehen sei, sondern auf Wahrung des äußeren Anstandes, und was sonst billigerweise den Wunsch rechtfertigen konnte. Hagen fuhr auf: „Sie verstehen eine Sache zu führen, wie ich höre, die auf theatralischen Trödelputz hinausläuft! Er aber, Herr Hanswurst, warum thut Er nicht selbst den Mund auf? Es ist unwürdig und feige, sich hinter die Weiber zu verkriechen, wenn man Etwas erlangen will!“

Katharina stand erschrocken, Benno dunkelroth vor Beschämung und unterdrücktem Zorn da; in dem Hausherrn aber kreuzten sich plötzlich allerlei Gedanken, die ihm zum Bewußtsein brachten, daß er kein Recht habe, irgend Etwas zu gestatten oder zu verbieten!“ Es erschreckte und machte ihn fast erzürnen. „Was geht es mich an?“ rief er rauh. „Verlangt von Eurem Vormund, was Ihr wollt, ich habe Nichts zu bestimmen! Der Anstoß ist wieder hergestellt, er hat keine Verpflichtung, sich an mich zu kehren, er kann mir davonlaufen, wohin er will, und ich hätte keine Befugniß, ihm nachzusetzen. Und Sie auch, Mamsell! Der Vormund soll das ändern und Euch wo anders zweckmäßiger unterbringen!“

Thränen brachen aus des Mädchens Augen; Hagen aber verließ das Wohnzimmer und schlug die Thür hinter sich zu. In seiner Arbeitsstube schritt er aufgeregt hin und her. Der Zorn hatte ihn übermannt — eigentlich war es ein Aufwallen seines tieferen Gemüths, daß ein Verhältniß zu seinen Schülern, das er sich dauernd wünschte, so völlig lose, pflichtlos und rechtlos sei; daß er keinen Anspruch auf Gehorsam, auf Zuneigung habe, nicht einmal den einer äußeren Fürsorge. Die Kinder waren ja nicht mittellos, hatten es vorher vielleicht bequemer und angenehmer gehabt, dachte er, als in seinem Hause. Das ging so nicht länger. Er mußte sie gleich völlig preisgeben — sie gingen ihn ja gar Nichts an — oder das Verhältniß mußte dahin geregelt werden, daß er die Vormundschaft übernahm. Daß sie leicht auf ihn übertragen werden konnte, daß Herr Springmühl gern aufgeben würde, was er kaum besessen hatte, lag auf der Hand. Allein Hagen fragte sich ernstlich, ja es ängstigte ihn förmlich, ob er zum Vormund der Kinder, der zugleich die Pflichten eines Hausvaters zu übernehmen hätte, geeignet sei. Er war, fühlte oder glaubte sich den Anschauungen, Bedürfnissen, ja den billigen Forderungen der Jugend so entfremdet, an Jahren wie an Lebensfassung, daß er sich die Fähigkeit des Erziehens nicht mehr zutraute. Gerade ein so unbedeutender Fall, der Wunsch eines neuen oder besseren Anzuges, und seine eigene Aufwallung, sein Zorn darüber, machten ihm klar, daß schweifendes Leben in ungemessenen Kreisen ihn für Haus und Erziehung verborben hätten, daß das Alter ihn nicht geistig frei, sondern kleinlich zu machen anfangte. Tief berührt durch diese Ueberzeugung, sank er in den alten Lehnstuhl vor seinem Arbeitstische und ließ die Gedanken kommen. Er mußte doch wol aufgeben, dachte er, was er sich für den Rest seines Lebens als freundlich ausgedacht hatte. Er wußte ja aus alter Er-



fahrung, daß er nicht segensreich schaffen, daß er weder Anderen noch sich ein Glück bereiten könne. So war es immer gewesen — welches trügerische Phantastiebild wollte der Zufall ihm jezt noch einmal vorgaukeln?

Hagen bemerkte, wie die Thüre leise geöffnet wurde und Jemand eintrat. Er rührte sich nicht; es werde Henriette sein, dachte er. Der Eintretende aber schien unschlüssig stehen zu bleiben, ging an einen Tisch — ging zögernd an das Fenster — that wieder ein paar Schritte und stand endlich neben dem Alten. Es war Benno, der seine Hand auf Hagen's Schulter legte. Dieser sah ihn befremdet an: „Was willst Du?“ fragte er in einem Tone, der wenigstens nicht abstieß.

„Bitten komme ich“ — brachte Benno flotternd hervor — „bitten wollte ich — daß Sie mich — daß Sie uns nicht wegschicken: daß Sie mich in Ihrem Hause behalten!“

Hagen blickte genauer in sein Gesicht; er bemerkte, daß Benno von Thränen geröthete Augen zeige. „Du?“ sagte er. „Du bittest darum? Würdest Du es denn nicht überall besser haben als bei mir?“

„Ich weiß nicht — nein! Nein! Behalten Sie mich! Lassen Sie mich hier bleiben! Ich will Ihren Zorn nicht erregen — ich will Alles thun, was Sie wollen! Sie meinen es gut — schicken Sie mich nicht weg!“

Benno sprach es in so dringendem Tone, mit so warmem und aufrichtigem Ausdruck, daß Hagen ihn erstaunt betrachtete. War ihm doch eher, als hätte er selbst dem Knaben gegenüber für sein unzeitiges Aufbrausen Etwas gut zu machen! Und dieser, der Gescholtene, kam nun und bat, und wollte bei ihm bleiben? „Ich weiß nicht,“ sagte er — „kommt der Wunsch von Dir selbst? Du bereu'st ihn vielleicht schon jezt. Du wirst ihn bereuen! Du wirst mich eines Tages verlassen, da Du weißt, daß ich Dich nicht zurückhalten kann.“

„Nein, niemals!“ rief Benno. „Wenn Sie mich hier behalten wollen, so bleibe ich! Ich will es nicht besser haben, ich habe es nie besser gehabt — ich kann nicht von hier fort!“

Ein leichter, huschender Schritt wurde vernehmbar; Katharina kam herbei und stand auf der anderen Seite des Hausherrn. „Er hat recht!“ rief sie. „Wir können nicht mehr fort! Sie müssen uns behalten! Sie haben uns väterliche Freundschaft gezeigt und eine Heimath — wir sind ärmer und rathloser, als wir waren, wenn Sie uns wieder von sich schicken!“

Hagen erlebte einen Augenblick, in welchem die Freude ihn fast überwältigte. Er, der im Herzen gedarrt, der sich unfähig geglaubt, Zuneigung einzuschleßen, der sich abstoßend wußte — er hörte Worte und Töne von diesen beiden Kindern, die in sein Inneres drangen wie Lebensgefühl, Sonnenschein, Glück, Erlösung: „Wir drei“ — begann er mit fast erdrückter Stimme — „wir drei wollten zusammen bleiben — als gehörten wir zu einander?“

„Ja! Ja!“ hörte er es zu beiden Seiten rufen.

Er nahm die Hände Beider und faßte sie auf seiner Brust zusammen, indem er bald das Mädchen, bald den Knaben prüfend ansah. Er sah in glänzende und bittende Augen. Da riß er plötzlich Benno in seine Arme, er riß Katharina in seine Arme, er küßte ihre Häupter und drückte sie einige Augen-

blide an sich. Dann ließ er sie los, athmete auf und schien mit seiner Erregung fertig sein zu wollen. Aber in seinen Augen war es hell wie Jugend, als er sich erhob und sagte: „Gut, wir bleiben bei einander; aber ich will Euer Vormund sein, ich will ein Recht auf Euch, Ihr sollt ein Recht auf mich haben. Und Du, Mädchen, wohnst dann mit in meinem Hause! Wir wollen uns vertragen. Seht meinen Jahren Manches nach, ich will Eurer Jugend zugesteh'n, was sie erwarten darf.“ Er sprach Nichts mehr; er mußte allein sein, fühlte er, und schritt in den Garten hinaus. Noch heut wollte er zum Rechnungsrath Springmühl gehen, um die Vormundschaft mit ihm zu besprechen.

Als Rothelm Nachmittags kam, früher als sonst, ließ er ihn bei den „Kindern“, wie er Rätth und Benno von diesem Tage an Henrietten gegenüber nannte, und schickte sich an's Ausgehen. Schon an der Thür rief er Wilibald noch einmal zu und fragte, wo er seine Kleider arbeiten lasse? Er möge sich Benno's annehmen und mit dessen Schwester über das Nöthige zur Verbesserung seiner Garderobe verhandeln. —

Hagen machte einen vergeblichen Weg, da er den Rechnungsrath nicht zu Hause traf. Auf seinem Schreibtisch aber fand er bei der Rückkehr einen Brief von Benno's früherem Schuldirector. Er legte ihn für eine spätere Stunde zurück, da das Schreiben ziemlich umfangreich und die Handschrift nicht die Leserlichste war. Der Hausherr erfuhr, nicht ohne Rätheln, daß die jüngere Gesellschaft in der dringenden Kleiderangelegenheit schon gemeinsam ausgewiesen, und daß eine Neugestaltung für die nächsten Tage in Aussicht stehe. Er sah und hörte, wie harmlos die Drei mit einander plauderten und verkehrten, und es freute ihn, daß sie ihn in ihre Gespräche zu ziehen suchten. Er mußte aus der Rolle des Zuhörers und Beobachters heraus, denn Rätth, welche neben ihm saß, machte ihn reden, und ihre Augen waren voll unendlichen Dankes auf ihn gerichtet. Er saß wie unter dem Vann eines nie empfundenen Glückes, als Benno, der ihm angeregt von dem im Alterthumscabinet Gesehenen erzählte, in der Lebhaftigkeit des Vortrags immer näher an ihn rückte und endlich sogar den Arm um seine Schulter schlang, immer plaudernd und berichtend. Und als Rothelm sich empfohlen und beide Kinder, zum ersten Male die Arme gegen ihn ausstreckend, ihm gute Nacht sagten — denn Benno hatte sich erboten, die Schwester in Martin's Gesellschaft nach Hause zu begleiten — hielt er sie fest und küßte beide schweigend auf die Stirn. —

Spät noch versuchte er, den Brief des Schuldirectors zu entziffern. Dieser schrieb, nach den schicksalichen Einleitungen, der Schilderung des Schreckes über das Verschwinden des Schülers, der angestrenigten Forschungen nach ihm — daß es ihn sehr freue, denselben wohlbehalten in sicheren Händen zu wissen; daß er aber freilich eine Wiederaufnahme in die Schule nicht in Aussicht stellen könne, da in den Gesetzen der Anstalt für sein Vergehen vielmehr eine Ausschließung aus denselben vorgesehen sei. — „Sehr weise!“ murmelte Hagen dazwischen: „Für's Davonlaufen ist Davonbleiben vorgesehen!“ — Dann verbreitete sich der Brief länger über die Kenntnisse und Führung des Schülers, gegen welche letztere bis zu seiner Flucht nicht eben viel einzutenden gewesen

sei. „Wenn ich nun aber über den Charakter und die Gemüthsart des einstigen Zögling's ein Urtheil abgeben soll,“ hieß es in dem Briefe weiter, „so muß ich bekennen, daß es bei der großen Anzahl von Knaben und Jünglingen, die unsere Anstalt umfaßt, nicht möglich ist, den Einzelnen eingehender zu beobachten. Meine Herren Collegen, die ich darüber befragt habe, sagen mir, daß der Schüler Stein nicht zu den recht Zugänglichen gehört habe. Er wird von ihnen als eine kalte, berechnende Natur geschildert, die sich gern in böswilligen Pöffen, selbst gegen die Lehrer, ergangen, und nur durch Strenge in Schranken zu halten gewesen. Ja, sie wollen von Fällen wissen, wo die völlige Herz- und Gemüthslosigkeit des Schülers zu Tage getreten sei. — „Treffliche Psychologen!“ rief Hagen dazwischen. „Werden es wol selbst danach getrieben haben!“ — Ferner wurde von seinen Lehrern die Sucht beobachtet, nachzuahmen, was nicht nachahmungswerth ist — den Gang, die Manieren, die Sprechweise seiner Mitschüler und Vorgesetzten. Dies erstreckte sich auch auf gefährliche Waghalsigkeiten. Er war ein guter Turner, und seitdem er in der Nähe eine Seiltänzer- und Springergesellschaft gesehen hatte, ruhte er nicht, bis er auf dem Turnplatze ähnliche Dinge zu Stande gebracht — deren ich einige selbst mit angesehen — wodurch er Alle in Erstaunen setzte; eine Geschicklichkeit, die er jedoch häufig auch mißbrauchte, um sich zu verbotener Stunde über Mauern und Zäune zu schwingen, um in's Freie zu gelangen. Von einer Anhänglichkeit an unsere Anstalt war bei ihm keine Spur zu finden, so sehr ihm auch die Vortheile derselben täglich vor Augen gelegt wurden. Bei seiner ferneren Erziehung würde daher mein Rath sein —

„Was? Rath? Gewäsch und Geschreibsel ohn' Ende!“ rief Hagen, indem er den Brief ungeduldig auf den Tisch warf und den Rest für's Erste ungelesen ließ. „Habt Ihr ihn durch Eure Schultweisheit und Klostermauern nicht vor dem Davonlaufen schützen können, und wollt mir noch Rath geben? Wir wollen das anders versuchen.“

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)

# Der deutsch-amerikanische Buchhandel.

~~~~~  
Von  
Friedrich Kapp.  
~~~~~

Der deutsch-amerikanische Buchhandel ist ausschließlich ein Kind der Gegenwart und steht, wenn überhaupt, in einem nur losen Zusammenhange mit den vielversprechenden Anfängen der deutsch-amerikanischen Presse im vorigen Jahrhundert. Damals wurde die Weiterentwicklung der geistigen Vermittelung zwischen beiden Völkern durch den Umstand unterbrochen, daß die deutsche Auswanderung in Folge der amerikanischen und französischen Revolutionskriege (1775—1815) fast ganz in's Stocken gerathen und Jahrzehnte lang eine quantitativ und qualitativ kaum nennenswerthe war. Erst nach dem Frieden von 1815 fingen die unzufriedenen und bedrängten deutschen Volksklassen wieder an, über's Meer zu ziehen. Die mit der Wiederherstellung der alten Zustände von Neuem eingeführten Steuer- und Zunftbedrückungen, die theilweise neu erhobenen Ansprüche auf Zehnten, Jagdrecht und dergleichen Unfug, vor Allem aber die große Hungersnoth des Jahres 1817 trieb Tausende und abermals Tausende, namentlich aus den südwestlichen Kleinstaaten, nach Amerika. Man berechnet, daß von 1816 bis 1820 über 30,000 Auswanderer den Rhein hinunter nach Amsterdam, Rotterdam und Antwerpen fuhren — die deutschen Häfen fingen erst zu Anfang der dreißiger Jahre an, ihnen Concurrenz zu machen — und daß mehrere Tausend ganz Mittelloser von der holländischen Regierung in die Heimath zurückgesandt werden mußten. Es waren die letzten Jahre des sog. Redemptiener-Untwefens, d. h. des Systems, wonach die vom Rheber auf Credit nach Amerika Beförderten dort angekommen in zeitweise Anechtschaft verkauft wurden, um ihre Ueberfahrtskosten abzuverdienen. Es war natürlich die ärmste und hilfloseste Schicht der Gesellschaft, welche auf diese Weise der Bedrückung und Noth, dem Elend und dem wirthschaftlichen Untergange zu entfliehen suchte. Wie tief diese Classe deutscher Einwanderer stand, möge die eine Thatfache beweisen, daß noch 1818 eine Anzahl von ihnen zur Abdienung ihrer Passage an einzelne freigelassene Sklaven in der Nähe von Baltimore verkauft wurden und daß in Folge dieser, sie empörenden Thatfache die Deutschen Baltimore's die

dortige deutsche Gesellschaft zum Schutze der Einwanderer bildeten. Für sie lag der Grund des Unwillens nicht in der Knechtschaft überhaupt, sondern in der Knechtung Weißer durch Schwarze.

Diese armen Leute, für welche die Befriedigung des nacktesten Bedürfnisses die erste, wenn nicht einzige Lebensfrage bildete, hatten natürlich keine Zeit, häufig auch nicht einmal die Bildung, geschweige denn das Bedürfnis, Gedrucktes zu lesen, und hielten jedes Buch für einen großen Luxusartikel. Auch die Einwanderung der zwanziger Jahre stand mit geringen Ausnahmen nicht viel höher und war an Zahl verhältnismäßig noch geringer. Sie umfaßte meistens Aderbauer, viel weniger Handwerker und nur wenige wissenschaftlich Gebildete, Schriftsteller und Gelehrte. Ihre Gesamtzahl von 1819 bis 1830 beläuft sich nach den von der Unionsregierung veröffentlichten Ausweisen auf nur 7730, und wenn wir, was viel zu hoch gegriffen sein würde, sämtliche 32,890 Einwanderer dazu rechnen wollten, deren Nationalität bei der Ankunft nicht ermittelt wurde, auf 40,620 Seelen, also auf weniger als 4000 per Jahr.

Die neuen Ankömmlinge waren also in keiner Weise geeignet, ihre bereits länger im Lande ansässigen Landsleute und deren Nachkommen geistig anzuregen, geschweige denn den unter ihnen fast ganz abgestorbenen Zusammenhang mit dem Mutterlande neu zu beleben. Meist im Inlande wohnend und abgeschnitten von dem großen Verkehr mit der Welt, war die deutsch-amerikanische Bevölkerung Pennsylvanien's und der nächsten Nachbarschaft für die Aufnahme deutscher Bildung erst recht unzugänglich geworden, seit ihre Sprache, ein Mischmasch von pfälzisch-schwäbischem Dialekt mit englischen Wendungen und Assonanzen, sich zur Schriftsprache versteinert hatte. Sie suchte sich möglichst zu englifiziren, übersehte sogar ihre Namen in's Englische und konnte höchstens noch Hochdeutsch lesen, es aber kaum mehr schreiben und sprechen. In der Stadt New-York mit einer verhältnismäßig gebildeten deutschen Bevölkerung mußten die Protokolle der deutschen Gesellschaft schon 1794 englisch geführt werden. In Philadelphia begann die deutsche Gesellschaft erst 1818 damit; bei ihr hielt also das Deutsche ein Vierteljahrhundert länger vor. Erst vor etwa dreißig Jahren war man in beiden Städten wieder im Stande, sich der Muttersprache zu bedienen. Die Ausleute in den Hafenstädten fielen durch ihre geringe Zahl zu wenig in's Gewicht, als daß sie irgend einen Einfluß auf die deutschen Massen ausgeübt hätten; zu dem waren sie zu jener Zeit in ihrer Mehrheit die slavischen Bewunderer der Amerikaner und bewegten sich mit Vorliebe in deren Kreisen und Anschauungen. Die wenigen geistig hervorragenden Deutschen, welche zwischen 1820 und 1830 durch die politischen Verfolgungen nach Amerika verschlagen wurden, fanden so wenig Boden unter ihren Landsleuten, daß sie nichts Besseres thun konnten, als schleunigst Englisch zu lernen und sich in die amerikanischen Verhältnisse hineinzuarbeiten. Es seien hier von ihnen genannt Carl Follen, der, 1824 in New-York gelandet, schon 1825 Professor in Harvard und später einer der berühmtesten englischen Kanzelredner des Landes wurde, ferner Carl Beck, der Stiefsohn von de Wette; und, gleich Follen, von Lafayette warm empfohlen, der ebenfalls, bald nach seiner 1823 erfolgten Ankunft, in Harvard eine Professur der classischen Philologie erhielt, sowie endlich Franz Sieber, der,

1827 angekommen, sich sofort in Boston und Philadelphia als fleißiger, englisch-schreibender Schriftsteller bethätigte und später an verschiedenen höheren amerikanischen Bildungsanstalten Professor war. Auch der berühmte schuyländische National-Oekonom Friedrich List gehört hierher, obgleich er nach kaum fünfjährigem Aufenthalte 1830 schon wieder nach Deutschland zurückkehrte. Eine Zeit lang redigirte er zwar im Jahre 1826 ein unbedeutendes deutsch-pennsylvanisches Landblättchen, den Readinger Adler, warf sich indessen schon 1827, von der Geistessträgheit seiner Landsleute angeekelt, mit dem ganzen Feuereifer seines agitatorischen Talents in die amerikanische Tariffbewegung und veröffentlichte bereits 1828 in Philadelphia seine in zwölf englischen Briefen geschriebenen „*Outlines of a New System of Political Economy*“. Unter diesen Umständen druckten die paar in Pennsylvanien vorhandenen Pressen höchstens einige Schulbücher, Kalender, Gebetbücher oder gar, wie in Lancaster (1819) und Philadelphia (1827) eine deutsche Bibel; in den übrigen Staaten aber gab es zu jener Zeit noch nicht einmal deutsche Druckereien.

Erst mit den dreißiger Jahren kam eine geistig gebildetere, politisch strebsamere und geschäftlich rührigere Classe von Deutschen mit der übrigen Einwanderung in den Vereinigten Staaten an. Die in Folge der Julirevolution auch in Deutschland austauchenden, aber unglücklich auslaufenden politischen Bewegungen, der Göttinger Putsch, das Hambacher Fest, der Frankfurter Hauptwachensturm, vor Allem aber die Mainzer Central-Untersuchungs-Commission und die Kampf-Eichoppe'schen Demagogen-Verfolgungen trieben eine große Zahl von Gebildeten, Gelehrten, Fabrikanten und Angehörigen höherer Berufsclassen über's Meer. Der Idealismus der unreifen deutschen Jugend glaubte in Amerika das gelobte Land der Freiheit wirklich zu finden, als welches es ihm doctrinäre Liberale und Radicale, wie Kotteck, Snell u. A., geschildert hatten. Es sind dies die Anfänge jener „Europamüdigkeit“, welche 1848 und später ihre Triumphe feierte und erst durch die deutschen Siege von 1866 und 1870, hoffentlich für immer, begraben wurde. Anfangs stemmten sich jene schwarz-roth-goldenen Revolutionäre, welchen jede praktische Erfahrung, jede Kenntniß des wirklichen politischen Lebens abging, mit Hand und Fuß gegen das rauh und roh dahindraufende amerikanische Treiben, machten Pläne für die deutsche Republik oder suchten die zersplitterten deutschen Kräfte in einem deutschen Staate in Amerika zu sammeln. Während hier Handel, Ackerbau und Industrie den Dampf in ihren Dienst preßten, um einen ganzen Welttheil der Cultur zu erobern, hielten die deutschen Schwärmer ihre amerikanische Musterrepublik für gerade gut genug, von ihr aus Deutschland zu revolutioniren. Erst allmählig wichen sie der Macht der Gegenwart, dem zudringlichen Leben, der unabwiesbaren Gewalt der Verhältnisse. Sie wurden gute oder schlechte Landwirthe oder Handwerker, und nur Einzelne blieben ihrem alten Berufe oder der „Fieberfuchserlei“ treu. Manchen begabteren und ausdauernderen Naturen gelang es, unter den Deutschen einen bleibenden Einfluß zu gewinnen und zwar hauptsächlich in der Tagespresse und auf religiösem Gebiete, wo sie dem modernen deutschen Nationalismus Bahn brachen. Andere brachten den Amerikanern einen richtigeren Begriff von deutscher Bildung und Gelehrsamkeit bei, als ihn die ältere Einwanderung

ihnen zu geben im Stande gewesen war. Andere wieder waren politisch thätig und brachten die träge Masse der älteren Einwanderung in Fluß. Die alten Burschenschaftler erwiesen sich hier als der echte Sauerteig und traten in die Fußtapfen von Follen und Bed. Als zwei ihrer würdigsten Repräsentanten mögen hier Gustav Rörner und Friedrich Münch erwähnt werden. Jener, bei dem Frankfurter Hauptwachensturm theilhaftig und unter Lincoln Gesandter in Spanien, wurde mitten unter den lateinischen Bauern von Illinois, in Belleville, Advocat und einflußreicher Politiker. Münch, hochverdienter Publicist, Politiker und Weinbauer, mit Weidig befreundet und politisch thätig, schloß sich 1834 der Gießener Auswanderungsgesellschaft an, als deren ursprünglicher Gründer der später in Bern verstorbene Professor Vogt, Vater von Carl Vogt, mit nach Amerika hatte auswandern wollen. Im Laufe des Jahrzehnts bildeten sich im ganzen Lande, und namentlich in den größeren Städten auch des Westens, Mittelpunkte dieser jüngeren, gebildeten Einwanderer, welche die ersten Zeitungen in's Leben riefen und dadurch zugleich den Boden für tiefergehende literarische Bedürfnisse ebneten. Je drückender die Luft in der Heimath wurde, desto mehr gebildete Deutsche wanderten in den dreißiger und vierziger Jahren nach Amerika aus, bis endlich im Jahre 1848 und den ihm folgenden statt der Tausende Hunderttausende kamen, welche in ihrer großen Mehrheit eine rege Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten und einen idealen Schwung aus dem großen Schiffsbruch gerettet hatten. Während von 1831 bis 1840 nur 152,454 Deutsche in den Vereinigten Staaten gelandet waren, belief sich von 1841 bis 1850 ihre Zahl auf 434,626, von 1851 bis 1860 auf 951,667 und von 1861 bis 1870 auf 831,405 Seelen. Unter diesen großen Massen aber, deren Gesamtzahl sich während obiger vierzig Jahre auf 2,370,152 Seelen belief, machten die Gebildeten einen nicht unbedeutenden Procentsatz aus.

In noch viel höherem Grade als die Grauen, wie die alte Einwanderung aus den zwanziger und dreißiger Jahren hieß, drückten die Grünen oder Acht- undvierziger und Nachfolger nicht allein dem deutschen Element, sondern auch dem ganzen Lande die Spuren ihrer Thätigkeit auf. Es wiederholte sich auch unter ihnen dieselbe Erscheinung, die sich unter allen politischen Emigrationen zeigt: sie wollten die Heimath von Amerika aus revolutioniren; ja ein in Wheeling 1852 von einigen Achtundvierzigern abgehaltener Congreß beschloß schlantweg, „das altersschwache Europa“ an die Vereinigten Staaten zu annectiren. Andere waren bescheidener. In ihrem abstracten Haß gegen das Königthum mochten sie nur keine „Fürstenthumsknechte“ sein und waren aufrieben, wenn sie nach Herzenslust Neben halten und auf sämtliche Tyrannen Europa's schimpfen konnten. Daß sie wenige oder gar keine Zuhörer hatten, daß sie in Amerika Nichts auf offenem Markte gegen die Sklaverei oder die Orthodoxie sagen durften, wenn sie nicht getheert und gefedert werden wollten, das suchte sie nicht weiter an, weil sie ja für jede aus Europa mitgebrachte Schrulle, selbst für jede Thorheit so viel Freiheit hatten, als sie überhaupt wünschen konnten. Trotzdem dauerte es nur wenige Jahre, bis diese achtundvierziger Einwanderung sich den Verhältnissen anpaßte, bürgerlich tüchtig bethätigte und an den damals großen Zielen der amerikanischen Politik, der Bekämpfung der Sklaverei, erfolgreich be-

theiligte. Ein ähnliches Glück hat selten ein Land gehabt, wie die Vereinigten Staaten, als sie einen so hochgebildeten, uneigennütigen, wohlhabenden, anregenden und begabten Zuwachs zu ihrer eingeborenen Bevölkerung erhielten. Es ist nicht zu viel gesagt, daß die Sklaverei ohne die deutsche Einwanderung der fünfziger Jahre nicht so bald beseitigt worden wäre. Und wenn die deutschen Massen derartig in Fluß kamen, daß über 100,000 Deutsche freiwillig in den Krieg zogen, so muß man doch wol auf treibende Kräfte schließen, welche durch langjährige Arbeit die Bewegung erzeugt hatten und im Gange erhielten.

Auf dieser, von den versprengten Theilnehmern und Opfern der politischen Bewegungen der dreißiger Jahre geschaffenen und von den Einwanderern von 1848 erweiterten Grundlage nun entwickelte sich der heutige deutsche Buchhandel in den Vereinigten Staaten. Sein Hauptsitz wurde die Stadt New-York, welche schon von 1820 an Philadelphia als Einwanderungs- und Einfuhrhafen überflügelt hatte und mit jedem Jahre mehr die kaufmännische Hauptstadt des Landes wurde. Im Einklang mit seinen riesigen Fortschritten auf den übrigen Gebieten der commerciellen Thätigkeit erhob sich New-York schnell zum Mittelpunkt des amerikanischen Buchhandels und befestigte sich namentlich durch seine regelmäßigen Dampferverbindungen täglich mehr in seiner Stellung als der bedeutendste Hafen für die Einfuhr europäischer Bücher. In demselben Maße, wie sein buchhändlerisches, wuchs auch sein Druckerei- und Zeitungsgeßchäft, so daß ihm heut zu Tage keine andere amerikanische Stadt auch auf diesen Feldern die stolze Stellung der amerikanischen Metropole mehr streitig macht.

Während des ganzen vorigen und eines großen Theils des gegenwärtigen Jahrhunderts standen die deutschen Niederlassungen in den verschiedenen Theilen der heutigen Union weder im räumlichen, noch geistigen Zusammenhange mit einander. Wie ihre Vertheilung auf große abgelegene Gebiete den Verkehr erschwerte, wenn nicht unmöglich machte, so hielten auch ihre Interessen und Erwerbsverhältnisse am Boden und beschränkten den Verkehr auf die nächstliegenden Kreise. Der Deutsche in New-York kannte seinen Landsmann in Pennsylvanien so wenig, als dieser die in Virginien oder Maryland angesiedelten Stammesgenossen. Erst das Zeitalter der Eisenbahnen und Dampfschiffe brachte auch die Einwanderer einander näher und erzeugte unter ihnen engere, bleibende Verührungen und dadurch eine gewisse Continuität der Entwicklung, einen wenn auch noch so schwachen Zusammenhang im Osten und Westen, im Norden und Süden. Als die Stadt New-York an die Spitze der Geschäfte des Landes trat, mußte auch ihr deutscher Buchhandel ganz von vorn wieder anfangen. Das, was Pennsylvanien während fast voller hundert Jahre auf buchhändlerischem Gebiete geleistet hatte, war für die außerhalb desselben wohnenden Deutschen so gut wie verloren oder nicht gethan und starb mit der in diesem Staate abnehmenden Einwanderung fast ganz aus. Es ist aus obigen Gründen ebenso natürlich als bezeichnend, daß der erste New-Yorker Buchhändler 1834, also ziemlich hundert Jahre später, an demselben Punkte ebenso bescheiden wieder anfangen mußte, wo 1738 Christoph Sauer, der erste deutsche Drucker von Germantown, begonnen hatte. Der Unterschied und Vortheil gegen die Vergangenheit lag nur darin, daß fortan stets eine vom amerikanischen Leben



noch nicht absorbirte Volksmenge als Grundlage vorhanden war, daß bei dem regelmäßigen Strome der Einwanderung die Entwicklung nicht mehr unterbrochen wurde und daß also auch der erste New-Yorker deutsche Buchhändler der Gründer eines stattlichen, mit jedem Jahre zu höherer Blüthe sich entfaltenden Geschäftes werden konnte. Dieser Mann war Heinrich Ludwig, geboren 1804 im Columbia County des Staates New-York. Er stammte aus der Pfälzer Colonie am Hudson ab, hatte in New-York sein Geschäft gelernt und ließ sich 1832 in New-York nieder. Anfangs verschrieb er deutsche Schul-, Gebet- und Gesangbücher, Katechismen, Bibeln und Kalender von Philadelphia. Von 1834 an aber druckte er, mit dem A-B-C-Buch beginnend, Schulbücher, Luther's Katechismen und Hauspostillen in seiner eigenen Druckerei. Mit dem Jahre 1840 begann Ludwig, religiöse Schriften und Antiquariat aus Deutschland zu importiren. Als bald aber warfen sich auch amerikanische Häuser und jüngere deutsche Kräfte auf diese Artikel, welche ihnen Gewinn abwarfen, so daß Ludwig vor der täglich größer werdenden Concurrenz zurückwich. Er lebte bis zu seinem, am 3. August 1877 erfolgten Tode hochangesehen in New-York, machte den Vertrieb religiöser Bücher zu seiner Specialität, wie er denn auch Verleger des zur Zeit in seinem 27. Jahrgange und zwei Mal wöchentlich erscheinenden Lutherischen Herold war.

Gleichzeitig mit dem ersten Buchhändler entstand in New-York auch das erste, mit einer Druckerei verbundene deutsche Blatt: die New-Yorker Staatszeitung, welche, wenn auch ein äußerst dürftiger Vertreter deutschen Geistes, mit Anfang des Jahres 1835 in's Leben trat. Die deutsch-amerikanische Zeitungspreffe ist seitdem ein so wichtiger Gradmesser für die active und passive Geistesbethätigung der deutschen Einwanderung geworden, daß sie statt der blos gelegentlichen Erwähnung, die ihr hier nur zu Theil werden kann, eine selbstständige Charakteristik ihrer Fehler und Mängel, ihrer Vorzüge und Verdienste fordert. Schafft sie doch in erster Linie den Erzeugnissen der deutschen Literatur einen empfänglichen Boden und leistet sie doch durch dies ihr Vermittleramt wieder der Entwicklung des deutschen Buchhandels den wirksamsten Vorstoß. Hier mag im Vorübergehen nur so viel gesagt werden, daß die große Mehrzahl der deutschen Zeitungen bis zu Anfang der fünfziger Jahre auf einer möglichst niedrigen Stufe stand und sich hauptsächlich im kleinlichsten Klatsch und persönlichen Standal betrugte, daß sich seitdem ein erfreulicher Umschwung geltend gemacht hat, und daß heut zu Tage manche größere deutsch-amerikanische Zeitungen den besten deutschen nicht allein nicht nachstehen, sondern vielfach überlegen sind. Dagegen haben bessere Monatschriften mit Originalarbeiten, wie z. B. die „Atlantis“ von Christian Esselen (1853—1859), die „deutsch-amerikanischen Monatshefte“ von Caspar Buß (1864—1866) u. s. w., unter den Deutschen Amerika's nie genügende Unterstützung gefunden und nach kurzem Bestehen eingehen müssen.

Als der erste in Deutschland, Paris und London geschäftlich gebildete deutsche Sortiments- und Verlagsbuchhändler begegnet uns nunmehr Wilhelm Rabbe, geboren 1800 in Berlin. Auf Einladung eines Freundes, des bekannten Jenenser's und Burschenschafters J. G. Wesselhöft, kam er nach

Amerika, landete im Juni 1832 in New-York, arbeitete anfangs in der Buchhandlung und dem Zeitungsgefchäfte Wesselhöft's in Philadelphia und gründete am 1. März 1834 die erste allgemeine deutsche Buchhandlung in New-York. Rabbe ist ein unternehmender und gewandter Geschäftsmann, der durch einen Mißerfolg so leicht nicht abgescreckt werden kann und sich den Bedürfnissen des Marktes stets anzuschmiegen weiß. Er wollte eben Geld verdienen, und wenn er es durch gute Literatur nicht konnte, so versuchte er es eben mit weniger guter oder schlechter. „Die amerikanische Firma D. Appleton & Comp. — sagt er in einer mir freundlichst gemachten Mittheilung vom 19. Februar 1877 — importirte von Europa für die Universitäten und Schulen lateinische und griechische Classiker, neue Testamente, hebräische Bibeln u. s. w. Um meine Buchhandlung bei den Universitäten populär zu machen, importirte ich sogleich Wörterbücher, Grammatiken und Lesebücher in den verschiedenen Sprachen, wie Angelsächsisch, Spanisch, Italienisch, Französisch, Lateinisch, Griechisch, Armenisch, Koptisch und Sanskrit, ferner den Koran und Talmud. Diese Importationen waren eine Zeit lang sehr lohnend, da ich sie über Bremen oder Hamburg von Leipzig direct kommen ließ, während meine Concurrenten über London bezogen. Bald traten neue amerikanische Firmen auf, welche großen Credit in Deutschland erlangten, aber nie einen Cent bezahlten, so daß sie um die Hälfte billiger verkaufen konnten und mir meine Kunden wegnahmen. Durch gute Freunde veranlaßt, ließ ich sodann den Goethe'schen Faust in der Druckerei der Staatszeitung drucken, um damit den Anfang zur Herausgabe einer Auswahl der besten deutschen Classiker zu machen. Man versprach mir thätige Mithilfe und stellte mir goldene Berge in Aussicht. Einigen, welche größere Portionen im Voraus bestellten, gewährte ich 40—50 Procent Rabatt. Faust wurde aber sofort von der Mehrzahl des damaligen deutschen Publicums ohne Gnade als unechter Classiker verurtheilt. Dasselbe Schicksal hatte die Auswahl aus den anderen Classikern, wie Schiller, Jean Paul, Körner, Novalis, Uhland, Höltz, Hauff, Spindler, E. T. A. Hoffmann u. A. Der Ladenpreis dieser ganzen Auswahl in 24 Lieferungen belief sich auf sechs Dollars, während die von mir herausgegebenen Werke nicht für zwölf Dollars importirt werden konnten. Troß alledem konnte ich so gut wie Nichts verkaufen, ja selbst die vorher bestellten Exemplare kamen zurück, und ich mußte beinahe die ganze Auflage als Maculatur verkaufen. Die deutschen Zeitungen scherzten über diese Ladenhüter als unechte Classiker; man müsse die echten Classiker für die Deutschen Amerika's, die alten Volksbücher und Räubergeschichten, anbieten, die würden besser ziehen. Dieser Scherz wirkte wie Schießpulver, es fing an zu blitzen, und der zuerst Getroffene war Johann Hoffmann, Colporteur in Reading. Er schrieb mir: „Ich gebrauche umgehend folgende echte Classiker gegen baar: 100 Schinderhannes, 100 heilige Genoveva, 100 bayrische Hiesel, 100 Eulenspiegel. Größere Bestellungen werden nachfolgen.“ Er hat Wort gehalten, und ich habe ihm und Anderen noch viele tausend Volksbücher verkauft.“ Neben dem Sortimentshandel warf sich Rabbe auch auf die deutsche und englische homöopathische Literatur, welche in den Vereinigten Staaten zahlreiche und warme Anhänger fand, machte sie später zu seinem Hauptgeschäft und hatte in ihr den größten

Verlag bis 1869, wo er diesen an Boerick & Tafel verkaufte. Sein größtes Verdienst um die deutsche Literatur besteht aber darin, daß er die Cotta'sche Buchhandlung 1853 veranlaßte, billige Classikerausgaben für Amerika zu drucken, um dadurch dem dort betriebenen Nachdruck derselben zu begegnen. So verkaufte denn Rabbe von 1854 an als Cotta'scher Agent einen elegant ausgestatteten Goethe in sechs, Schiller in zwei und Lessing in zwei Lexikonoctavbänden. Jeder Band war für nur einen Dollar bei ihm zu haben, während selbst die wohlfeilsten Ausgaben der genannten Dichter bis dahin das Doppelte und Dreifache zu importiren gekostet hatten. Auch Humboldt's „Kosmos“ war zu einem Dollar per Band stets vorrätzig; seine „Ansichten der Natur“ kosteten sogar nur fünfzig Cents. Tausende von Classikern drangen auf diese Weise selbst in die bescheidensten Wohnungen von deutschen Farmern und Handwerkern, ja einige unternehmende Geschäftsleute führten die genannten Werke sogar mit einem ansehnlichen Nutzen wieder nach Deutschland aus.

Rabbe blieb länger als zehn Jahre in fast unbestrittenem Besitze des New-Yorker Sortimentsgeschäfts, bis sich in Folge größerer Bestellungen aus Amerika und der dahin täglich zunehmenden Auswanderung gebildeter Deutscher die Aufmerksamkeit der deutschen Buchhändler den Vereinigten Staaten als einem neuen Gebiete für den Absatz ihrer Verlagsartikel zuwandte.

Am 15. März 1845 hatte Gustav Kiemelmann in Wien den deutschen Buchhandel zur Begründung einer großen Sortimentsbuchhandlung in den Vereinigten Staaten aufgefordert. Der Vorschlag fand solchen Beifall, daß während der Ostermesse 1845 am 25. April eine ansehnliche Anzahl der geachteten Firmen zu seiner Berathung im Saale der Leipziger Buchhändlerbörse zusammentrat. Sämmtliche Anwesende gelangten nach zweistündiger Berathung zu der Ansicht, daß ein derartiges, in New-York oder Philadelphia „für die möglichst große Verbreitung der Erzeugnisse des deutschen Buchhandels“ zu errichtendes Etablissement ebenso wünschenswerth als voraussichtlich auch für diesen gewinnbringend sein werde. Indem sie die Herren Heinrich Brodthaus (der zu Gunsten des Herrn E. Avenarius ablehnte), Gustav Mayer (in der Folge Vorsitzender) und Otto Wigand zu einer, die erforderlichen Schritte vorbereitenden Commission ernannten, beschloßen sie zugleich, einen Bevollmächtigten nach Amerika zu senden, der dort die nöthigen Aufklärungen sammeln und dem deutschen Buchhandel vorlegen sollte. Die Chefs der dreiunddreißig dieser Versammlung beizuhörenden oder alsbald beitretenen Firmen erklärten sich sofort solidarisch für die Reisekosten verantwortlich, falls überhaupt sechzig Buchhändler ihre Theilnahme erklären würden. Innerhalb des Jahres 1845 stimmten im Ganzen 87 Firmen dem Plane zu und zahlten ihren Beitrag von je 30 Thlr., darunter die bedeutendsten Leipziger (21) Häuser, 14 Berliner und 4 Stuttgarter. Unter den letzteren befand sich übrigens die J. G. Cotta'sche Buchhandlung nicht, obwohl sie gerade wegen des gegen den Verlag ihrer Classiker gerichteten Nachdruckes schon im eigenen Interesse die größte Veranlassung zu einer thatkräftigen Förderung des Planes gehabt hätte. Auch einzelne Provinzen, wie Pommern, Rheinland und Westfalen, waren gar nicht, andere, wie Hannover und Schlesien, höchstens durch einen oder zwei Theilnehmer vertreten.

Dieselbe Commission entwarf auch gleich nach der ersten Sitzung die Statuten der neuen Gesellschaft. Nach §. 1 des von sämmtlichen Theilnehmern gebilligten Entwurfes sollte in New-York ein möglichst vollständiges Depotlager von geeigneten Artikeln deutscher Verleger, also eine Sortimentsbuchhandlung, unter der Firma „Deutsche Vereinsbuchhandlung“ gebildet, dagegen sollten sonstige Beziehungen gegen feste Rechnung von dem Bevollmächtigten der Gesellschaft in Leipzig unter möglichst günstigen Bedingungen nur gegen Baarzahlung entnommen werden. Als Sitz der Actiengesellschaft war Leipzig und als ihr Actien-capital die Summe von 30,000 Thlr. in 300 Actien à 100 Thlr. in Aussicht genommen. Die einleitenden Schritte zur Ausführung des ganz richtigen und leicht ausführbaren Planes waren ebenso verständig getroffen, wie die Wahl des Bevollmächtigten. Unter vier Bewerbern fiel diese auf einen jungen, strebsamen, dabei gebildeten und klarsichtenden Buchhändler, Herrn Rudolf Garrigue aus Kopenhagen, welcher am 31. October 1845 in New-York landete und Ende April 1846 wieder in Leipzig anlangte. Er besuchte zwar nur die Hauptstädte des Ostens, erfreute sich aber für die übrigen Landestheile des Rathes und des Urtheiles verschiedener, im Ganzen zuverlässiger und sachkundiger Gewährsmänner und besaß selbst Einsicht und Erfahrung genug, um aus den im Osten gewonnenen Anschauungen die wirkliche Sachlage im ganzen Lande ziemlich richtig zu erkennen.

Sein Bericht, der als Manuscript, ohne jedes Datum gedruckt ist, aber schon in den Versammlungen vom 9. und 14. Mai 1846 in Gegenwart seines Verfassers den Betheiligten vorgelegt wurde, enthält siebenundvierzig Seiten in Quart und ist an die Commission für die Begründung einer deutschen Buchhandlung in den Vereinigten Staaten gerichtet. Er gibt eine gebiegene, überall den äußeren Erscheinungen auf den Grund gehende Darlegung der damals in Betracht kommenden Bedingungen und schildert mit Ausnahme der irrigen Voraussetzung, daß die Deutschen des Westens gebildeter und bildungsbürftiger als die Deutschen des Ostens seien, klar und objectiv die bei dem beabsichtigten Geschäfte zu erwägenden Vortheile und Nachtheile. Daran knüpft Garrigue verständige Winke über die Nachdrucksfrage, über den zu erweiternden Absatz deutscher Bücher und stellt schließlich eine sorgfältige Berechnung über die Kosten der Ertragsfähigkeit des Geschäftes auf, so daß die deutschen Verleger sehr viel Geld gespart und noch mehr gewonnen haben würden, wenn sie diesen rein sachlichen Ausführungen größere Beachtung geschenkt hätten.

„Das deutsche Publicum des Ostens — sagt für jene Zeit ganz richtig der Berichterstatter, dessen Gedankengang ich hier kurz wiedergebe — könne das beabsichtigte Unternehmen nicht stützen, denn sieben Achtel davon gehörten den arbeitenden Classen an. Zuhause hätten sie genug Druck und Glend erlebt und seien deshalb äußerst mangelhafte Vertreter der Intelligenz Deutschlands. Höchstens läsen sie amerikanische Zeitungen, die jedenfalls besser seien als die schlechten deutschen, suchten englisch zu sprechen und entfremdeten sich nur zu sehr der Heimath. Die englische Literatur sei sehr billig in amerikanischen Nachdrucken zu haben. Die Amerikaner seien durch die billigen Nachdrucke verwöhnt und gäben nicht gern viel Geld für Bücher aus; dagegen seien die Preise für

deutsche Bücher enorm hoch; so habe ein New-Yorker Haus für den ersten Theil von Humboldt's Kosmos, der im Laden 2 Thlr. 20 Sgr., netto aber 1 Thlr. 19 Sgr. koste, 7 Dollars oder 9 Thlr. 24 Sgr. verlangt. Während sich unter diesen Umständen für die große Mehrheit der Deutschen am ersten in der technologischen Literatur wirken lasse, wenn ein Lager davon mit Umsicht angeschafft werde, bestehe das letzte Achtel der Deutschen aus Kaufleuten, auf welche bei zweckmäßiger Leitung des Geschäftes eingewirkt werden könne, und aus Gelehrten, Ärzten und Predigern, welche eine gute Buchhandlung mit Freude begrüßen würden. Man höre häufig die Aeußerung, man könne hier keine guten deutschen Bücher haben; das sei vielfach wahr, lasse sich aber leicht ändern. Die Art, wie der Amerikaner kaufe, sei von der deutschen total verschieden. Er habe keine Geduld zu warten und müsse deshalb sofort befriedigt werden. Eine gute deutsche Buchhandlung werde in Amerika etwas so unerhört Neues sein, daß sie das Interesse eines sehr großen Kreises erregen werde; sobald sie verstehe, in der Darlegung ihrer Principien Respect einflößend aufzutreten, werde dies Interesse der Neuheit auf die Dauer leicht zu fesseln sein, und namentlich würden amerikanische Gelehrte und reiche Bibliophilen der neuen Buchhandlung eine gute Stütze werden. Unbedingt gangbar würden sein: Philosophie, Geschichte und Biographie, gelehrte und populäre Theologie, gute Andachtsbücher, Medicin, Chirurgie, Homöopathie, römisches Recht, Philologie und orientalisches deutsche Sprachwissenschaft, Naturwissenschaften, billige Kinderschriften, classische Belletristik, Augustwerke aller Art, Literaturgeschichte, Handlungswissenschaft und populäre Technologie. Bahn brechen würden sich nach und nach: Statistik und Geographie, Pharmacie, Mathematik, höhere Technologie und Mechanik. Ausgeschlossen würden dagegen für lange, wenn nicht überhaupt, bleiben müssen: Agricultur und Hauswissenschaft, Schulbücher mit wenigen Ausnahmen, Forst- und Jagdwissenschaft, Romane und Novellen, wenn sie nicht spottbillig seien. Bei der großen Ausdehnung des Marktes sei aber aus jedem Fache immerhin Etwas abzusehen. J. J. Astor habe 50,000 bis 75,000 Dollars zum Ankauf deutscher Bücher für seine bald zu eröffnende Bibliothek ausgesetzt, für welche man sich wenigstens einen Theil der Bestellungen zu sichern suchen müsse; in der Folge würden auch andere Bibliotheken zur Anschaffung deutscher Bücher schreiten. Der deutsche Buchhandel müsse deshalb in seinen vorläufigen Forschungen auf dem Felde, das er zu bearbeiten gedente, weniger auf das Vergangene als auf das Werden sein Augenmerk richten.

„Noch sei in Amerika gar keine Kenntniß der deutschen Literatur vorhanden und nur der Wunsch darnach existire, denn selbst die Individuen seiner Bekanntheit, die sich mit löblichem Eifer mit Studien beschäftigten und der deutschen Literatur ihre Aufmerksamkeit zugewandt hätten, selbst diese hätten nicht eine Idee von der Fülle des Werthes der deutschen Literatur, eben weil ihnen dieselbe nicht zugänglich gewesen sei. Production deutscher Bücher in den Vereinigten Staaten sei eigentlich gar nicht vorhanden und könne auch aus Mangel an Absatz nicht bestehen.

„Das beste Schutzmittel gegen Nachdruck bestehe außer der Herabsetzung des Preises darin, demselben zuvorzukommen. Sätze z. B. das amerikanische Haus

für ein ihm gemeldetes Werk einen solchen Absatz voraus, daß selbst der billigste Preis eine Concurrenzausgabe in Amerika befürchten ließe, so könnte der Verleger dem Etablissement die Aushänggebogen per Dampfschiff zuschicken, damit dasselbe darnach eine amerikanische Ausgabe druckte und fertig in's Publicum schickte, ehe andere Buchhändler oder Buchdrucker von dem Werke eine Ahnung hätten. Eine Concurrenzausgabe sei dann nicht leicht zu fürchten, denn selbst von englischen Werken würden höchst selten zwei Ausgaben in Amerika gedruckt. Der Vortheil, der dem Verleger auf diese Weise direct entginge, fiel dem Etablissement zu und dadurch in seinem Antheil ihm als Actionär. Indirect aber würde er den Vortheil haben, daß das Etablissement an Kraft und Consistenz gewönne, mithin neue Unternehmungen kräftiger unterstützen und überhaupt der ferneren Entwicklung des deutschen Handels in Amerika mit größerer Sicherheit Vorschub leisten könnte. Sei das Experiment einige Male gemacht, so würden deutsche Nachdrucker einigen Respect vor dem Urtheil des Etablissements bekommen und sich nicht leicht an Dinge wagen, die dasselbe nicht seiner Beachtung werth gefunden habe.

„Eine andere Operation würde vielleicht häufiger von Nutzen sein. Stelle sich zum Beispiel heraus, daß ein gewisses Werk in englischer Uebersetzung sich gut bezahlen würde, so daß vorauszusehen, daß die englische oder amerikanische Presse eine solche bringen würde, so könne durch Zusendung der Aushänggebogen per Dampfschiff das Etablissement in den Stand gesetzt werden, eine Uebersetzung anfertigen und drucken zu lassen, ehe man selbst in England von der Existenz eines solchen Buches Etwas wisse. In den Vereinigten Staaten müsse durchaus das Princip, am Einzelnen wenig zu verdienen, aber einen großen Umsatz zu machen, festgehalten werden; sonst würde dort eine Buchhandlung nie bestehen. Der bisherige deutsche Buchhandel dort habe es verstanden, das Publicum vollkommen zu ermüden, so daß Derjenige wenig oder gar Nichts verkaufe, der nicht selbst importiren könne. Da nun die bisherigen buchhändlerischen Leistungen in keiner Weise genügend erschienen, so sei es hohe Zeit, daß der Buchhandel Maßregeln treffe, ein Feld gut zu bebauen, auf dem sich eine reiche Ernte erwarten lasse. Ein Etablissement der vereinigten deutschen Verleger würde in Amerika von vorneherein als ein solides und sachverständig geleitetes Geschäft angesehen werden und es dann in der Hand haben, sich als solches zu bewähren; es sei also nicht allein wünschenswerth und vielversprechend für die Zukunft, sondern auch nothwendig und ausführbar.“

Garrigue's Auseinandersetzungen erfreuten sich der unbedingten Zustimmung seiner Auftraggeber, so daß diese unverzüglich zur Zeichnung der dreihundert Actien aufforderten. Das erste Drittel derselben wurde noch im Mai und Juni 1846 begeben. So theilten sich u. A. der Börsenverein mit 30, die Häuser F. A. Brodthaus mit 10, E. Bieweg, C. Gerold, A. Förstner, B. F. Voigt, G. Reimer und G. Westermann mit je 5; indeffen wurden im Laufe des Jahres und bis zum April 1847 im Ganzen nur 149 Actien genommen, so daß noch mehr als die Hälfte unterzubringen blieb. Die Ankündigung der Firma J. G. Heyse in Bremen, daß sie auch ein Geschäft in New-York errichten wolle, wurde von Vielen als Vorwand benutzt, sich zurückzuziehen oder unthätig zu

bleiben. Obgleich nun Heyse am 6. October 1846 erklären mußte, daß er seinen Plan vorläufig aufgegeben habe, so versetzte doch leider diese, eventuell übrigens ganz unschädliche Concurrnz dem großen Unternehmen den Todesstoß. Unter diesen Umständen gab die Commission am 30. April 1847 ihren Auftrag in die Hände ihrer Mandanten zurück und legte zugleich Rechnung über die von ihr empfangenen Gelder ab. Eingenommen hatte sie im Ganzen 1993 Thlr. 20 Sgr., davon aber verausgabte 1597 Thlr. 9 Sgr. für die Reise des Bevollmächtigten und 396 Thlr. 11 Sgr. für Nebenkosten, wie z. B. 200 Thlr. Vergütung an Herrn Remmelmann.

Garrigue meinte in seinem wohlberechtigten Unmuth, daß die Mehrzahl der deutschen Verleger wol bereit sei, alte Bücher und beliebige Haufen Maculatur nach Amerika zu senden, nicht aber das nöthige Betriebscapital für eine lebensfähige Buchhandlung zu zeichnen. So unterblieb denn ein Unternehmen, welches unter fähiger Leitung nicht allein äußerst gewinnbringend für die Theiligten, sondern auch von einer wahrhaft internationalen, culturvermittelnden Bedeutung für Deutschland und die Vereinigten Staaten hätte werden können. Garrigue ließ sich dann übrigens am 1. Juni 1847 auf eigene Rechnung im Astorhouse, einem der besten Geschäftstheile New-York's, als Buchhändler nieder, zersplitterte aber seine Kräfte durch ein verhältnißmäßig zu großes Sortiment und den kostspieligen, Verlust bringenden Verlag des Brodhaus'schen Wörterbuchs zum Conversationslexikon, dessen Text er als *Iconographic Cyclopaedia* von amerikanischen Gelehrten umarbeiten ließ. Im Jahre 1853 associirte er sich mit seinem Schwager F. W. Christern, einem sehr tüchtigen, in den Hauptstädten Europa's gebildeten Buchhändler, der bisher in Philadelphia etablirt gewesen war; gab aber schon 1854 sein Geschäft ganz auf, da es ihm zu dessen schwunghaften Betriebe und Ausdehnung an Credit und Mitteln fehlte. Christern führte dann unter eigenem Namen das bisherige, seitdem zur Blüthe gelangte Geschäft fort, in welchem er, außer der deutschen, namentlich auch der französischen Literatur seine besondere Aufmerksamkeit widmete. Garrigue ist seit 1859 Präsident der Feuerversicherungsgesellschaft Germania in New-York.

Wiemlich gleichzeitig mit ihm kam ein anderer deutscher Buchhändler nach New-York, welcher dem dortigen deutschen Geschäft einen mächtigen Aufschwung gab und, wenn auch unstet, zersahren und schließlich zu Grunde gegangen, dem heutigen ausgebreiteten Vertrieb deutscher Literatur in den Vereinigten Staaten in erster Linie den Weg hat bahnen helfen. Es war dies Julius Helmiß aus Bielefeld. Er gehörte zu der politischen Opposition, welche damals in seiner Vaterstadt und deren Nähe blühte, und fand vorzugsweise für liberale und radicale Schriften einen lohnenden Absatz, war beweglich wie Quecksilber, sehr voreilig mit dem Wort und nannte sich mit Stolz den Otto Wigand von Westphalen. Als Helmiß Ende März 1845 eines Abends mit einigen Freunden im Wirthshause sich eifrig über die Fragen des Tages unterhielt, wurde er wegen einiger mißliebigen Bemerkungen meuchlings von einem Lieutenant der Bielefelder Garnison überfallen und von den auf seinen kalten Schädel geführten wuchtigen Degenhieben fast getödtet. Der Officier erhielt zwar ein Jahr Gefängniß als Strafe, ward indessen schon nach einigen Monaten begnadigt, weil seine

That, wie ein hohes geflügeltes Wort jener Tage meinte, „trotz ihrer Uebertreibung doch ritterlich, herzerwärmend und schön gewesen sei.“ Helmich dagegen genas zwar wider Erwarten nach längerem Leiden, fand es aber zu schwül in der Heimath und wanderte 1846 nach Amerika aus. In New-York gewann er wohlhabende Freunde und eröffnete hier mit ihrer Hilfe am 1. Januar 1847, also fünf Monate vor Garrigue, sein Geschäft unter der Firma Helmich & Co. Dieses nahm in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen ungewöhnlich großen Aufschwung, da Helmich als höchst erfahrener und thätiger Buchhändler, zukommender, stets freundlicher Verkäufer den sich ihm bietenden günstigen Markt sofort richtig beurtheilte und auszuheuten wußte. Mit Unterstützung einiger bemittelter Freunde, mit Hilfe der damals neu errichteten regelmäßigen Dampfverbindung zwischen New-York und Bremen und durch reelle und pünktliche Bedienung erlangte er bald einen großen Kundentkreis, namentlich im mittleren gewerbetreibenden deutschen Publicum, welches bisher kaum einen wohlaffortirten und geschmackvoll eingerichteten Buchladen gesehen hatte. Anfangs waren viele seiner Kunden über die ihnen zur Ansicht gesandten Bücher so gerührt, daß sie dieselben zum Dank für das ihnen bewiesene Vertrauen nicht zurückschickten, sondern ganz behielten. Kurz vor 1848 setzte Helmich an tausend Exemplare der „Fliegenden Blätter“ ab; anderen Verlagsartikeln, namentlich den Otto Wigand'schen, und überhaupt radicalen oder liberalen Schriften schuf er einen für deutsche Verhältnisse unerhört großen Markt. Indessen erlahmte er bald in seinem Eifer, und nach wenigen Jahren ungewöhnlichen Erfolges vernachlässigte er sein Geschäft, fing an zu spielen und zu trinken und verlor seinen Credit in Deutschland. Auch die Association mit seinem fleißigen, zuverlässigen und nüchternen Landsmann L. W. Schmidt, kurze Zeit gemeinschaftlich mit J. Sittenseld aus Berlin, vermochte ihn nicht mehr zu retten. So zog er sich denn Mitte der fünfziger Jahre aus dem Geschäfte zurück, wurde Anfangs Reisender für die Firma John Weid in Philadelphia und war später in der Buchhandlung von E. G. Thalmann in St. Louis als Geschäftsführer thätig, wo er arm und verlassen im Sommer 1868 starb. Trotz seines Leichtsinns war er ein Mann von vielen vortrefflichen Eigenschaften, gutmüthig und gefällig, stets hilfsbereit, ja sogar aufopfernd für seine Freunde, welche ihm häufig sehr schlecht dankten. Die von L. W. Schmidt in New-York betriebene Buchhandlung ist zwar äußerlich eine Fortsetzung der Helmich'schen, allein durch unverdrossene und schwere Arbeit ihres Besitzers nach Inhalt und Charakter so gut wie neubegründet und gehört seit Jahren schon zu den solidesten und angesehensten Geschäften ihrer Art in den Vereinigten Staaten.

Im December 1848 gründete auch die Verlagsbuchhandlung Georg Westermann in Braunschweig unter der Firma G. & B. Westermann Brothers eine Filiale in New-York, welche sich am 1. Juni 1852 als B. Westermann & Co. von dem Stammhause trennte und sowol durch Garrigue's geringe Erfolge als auch durch Helmich's schnellen Niedergang sich sehr bald und für lange Jahre zur ersten deutschen Sortimentsbuchhandlung der Vereinigten Staaten empor schwang. So angesehen sie auch ist, so hat sie doch nur das von Anderen zuerst erschlossene Gebiet weiter ausgebeutet und steht heute noch wie von Anfang an



auf dem Standpunkt eines guten deutschen Sortimentsgeschäfts. Helmich (resp. Schmidt), Garrigue (resp. Christern) und Westermann sind also die ersten deutsch-amerikanischen Buchhändler, welche durch directe und regelmäßige Bestellungen in Leipzig, sowie in den sonstigen Metropolen des Verlagsbuchhandels den Verkehr der amerikanischen Kunden mit den Verlegern vermitteln, stehende Lager halten und den Sortimentshandlungen großer deutscher Städte würdig an die Seite treten. Im Jahre 1849 gründete auch das Bibliographische Institut in Hildburghausen eine Zweigniederlassung in New-York, welcher Herr Hermann J. Meyer, der Sohn des Besitzers, vorstand. Die von ihm hauptsächlich vertriebenen Werke: Meyer's Universum und Conversationslexikon, die verschiedenen Classikerausgaben, Atlanten, Prachtbibeln und später auch die Meidingersche Sammlung moderner Romane (Afraja, Edehardt, Charlotte Adermann u.) hoben die Ansprüche und bildeten den Geschmack des deutsch-amerikanischen Publicums. Meyer verkaufte 1854 sein Lager an Paul Bernhardt, der übrigens schon nach wenigen Jahren zu Grunde ging. Ein anderer thätiger Verleger, Friedrich Gerhard aus Danzig, der 1854 sein Geschäft in New-York gründete und nach einzelnen Unterbrechungen noch heute fortführt, veröffentlichte zunächst praktische, dem deutsch-amerikanischen Geschäftsmann nützliche Blätter, wie Anzeiger für Einwanderer, „Banknoten-Reporter“, welcher, alle Wochen erscheinend, die zahlreichen Geldscheine der Einzelstaaten genau beschrieb und namentlich auf die gefälschten aufmerksam machte, und Amerikanische Gartenlaube, ein Unterhaltungsblatt. Im Jahre 1858 veranstaltete Gerhard mit Genehmigung des von ihm honorirten Verfassers (deren er damals übrigens gesetzlich gar nicht bedurft hätte) eine elegante Ausgabe von Freiligrath's sämtlichen Dichtungen und Uebersetzungen in sechs Bänden. Diefen folgte 1868—1873 ein sehr verdienstvolles elbändiges deutsch-amerikanisches Conversationslexikon mit höchst werthvollen Originalartikeln über deutsch-amerikanische Zustände und Personen, redigirt von Alexander J. Schem, an welchem Unternehmen der Verleger freilich verblutete.

Auch in anderen größeren Städten der Union, zunächst in Philadelphia, Baltimore, Pittsburg, Cincinnati und St. Louis, später in Louisville, Buffalo, Cleveland, Detroit, Chicago und Milwaukee entstanden ähnliche Geschäfte, deren Anfänge meistens mit dem Herzufließen der neuen Einwanderung zusammenfallen, deren Existenz aber oft nur wenige Jahre dauerte. Vielfach wuchs das literarische Bedürfniß über ihre geringen Mittel hinaus, so daß sie die Concurrrenz unter einander nicht aushalten konnten. „Mit dem Wachsen der Bevölkerung“, sagt Herr A. E. Wilde in Cincinnati in einer mir vorliegenden Denkschrift, „der Zunahme des Wohlstandes und namentlich dem Herzufließen einer sehr soliden Einwanderung wurden auch die literarischen Bedürfnisse größer, aber leider auch die Concurrrenz. Die an manchen Orten des Landes etablirten religiösen Gesellschaften sind dem Buchhandel nicht förderlich, verderben ihn vielmehr durch ganz unverständiges Rabattgeben und untergraben damit zugleich ihre eigene Existenz. Durch die massenhafte Verbreitung der großen deutschen Blätter: Gartenlaube, Illustrierte Welt u., wurde das Publicum für deutsche Literatur mehr angeregt und damit für den Buchhandel erzogen. Ich meine damit natürlich nur das

größere Publicum, denn für wissenschaftliche Literatur ist immer Absatz gewesen.“

Selbstredend hat der deutsch-amerikanische Buchhandel auch pecuniär mit viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen als der deutsche. Die mit ihm verbundenen außerordentlich hohen Spesen erfordern einmal bei selbständiger Einfuhr ein nicht unbedeutendes Capital und machen die Inlandbuchhändler, welche meistens klein anfangen müssen, von den wenigen größeren New-Yorker Häusern abhängig. Im Ganzen betragen heutzutage die Gesamtkosten für die Einfuhr deutscher Bücher 42 %, darunter 25 % der Factura für Zoll (früher nur 10 %), wozu dann noch die Plakunkosten, Zinsenverlust, Rabatt an die Inlandhändler und Rückfracht bei den Remittenden kommen. Dann aber müssen die Buchhändler selbst in den größeren Inlandstädten, um nur bestehen zu können, andere Artikel, wie Tapeten, Schreibmaterialien, Spiegel oder gar Spielzeug, führen, und in den Landstädten kann der Buchhandel neben einem Handwerk oder sonstigen Erwerbszweige nur als Nebengeschäft betrieben werden — ein Uebelstand, der die Kauf- und Zahlungskraft der kleinen Sortimentier natürlich bedeutend schädigt. Endlich aber tritt die 1861 eingeführte, wenn neuerdings auch bedeutend im Kurse gesunkene hohe Papierwährung dem Absatz hindernd in den Weg. Es gab Zeiten (1864 z. B.), wo der preussische Thaler mit drei Dollars Papier berechnet werden mußte.

Es hat gegenwärtig kein Interesse mehr, die kleineren Inlandgeschäfte namhaft zu machen, da sie sich in ihren Zielen so wenig als in ihren Kunden von ihren glücklicheren, am Leben gebliebenen Concurrenten unterscheiden. Nur als einer Merkwürdigkeit sei hier der Buchhandlung von Strodtmann & Dorey gedacht, welche nach der Absicht ihres Gründers, des rühmlichst bekannten Literaturhistorikers und Dichters Adolf Strodtmann, namentlich unsere classische Literatur in Philadelphia einbürgern sollte, indessen, weil sie auf ein Mal zu viel unternahm, sehr bald zu Grunde ging. Allein an Heine, dessen Werke damals in Campe's Ausgaben etwa 40 Thaler kosteten, verlor Strodtmann bedeutende Summen; sie waren dem deutschen Publicum damals zu theuer. Von den älteren Geschäften in Philadelphia, welches auch für den deutschen Buchhandel nach New-York die bedeutendste Stadt der Union ist, verdient hier genannt zu werden der bereits erwähnte J. G. Wesselhöft, welcher 1834 die Ritter'sche Buchhandlung kaufte und sich später in St. Louis niederließ, nachdem er sein Geschäft in Philadelphia an C. S. Rademacher wieder verkauft hatte. Dieser wieder verkaufte es im Sommer 1849 an John Weil aus Schwaben, einen der rührigsten deutschen Sortimentier und Verleger. Weil, später mit Wiel unter der Firma Weil & Wiel associirt, arbeitete sich sehr schnell in die deutsch-amerikanischen Verhältnisse ein und gab dem ganzen deutschen Buchhandel einen mächtigen Anstoß; indessen unternahm er zuviel auf ein Mal, hatte zu beschränkte Mittel und mußte schon im Beginn der sechziger Jahre sich aus dem Geschäft zurückziehen. Im Anfang, wo der Bedarf der Schulen, Bibliotheken und gebildeten Privaten nur gering war, machte er sein Hauptgeschäft durch Colporteurs im Lande; indessen konnte er schon in den ersten fünfziger Jahren seine ganze Thätigkeit den Städten zuwenden. Sein Verlag bestand vorzugsweise in Wörter-

büchern, Grammatiken, Nieder- und Schulbüchern. So kaufte er z. B. die Stereotypplatten des in Stuttgart erschienenen Griech'schen englisch-deutschen und deutsch-englischen Lexikons; von Scholz in Mainz importirte er massenhaft die bekannten schönen Silberbogen und Illustrationen; sein glänzendster Artikel aber war der Nachdruck Heine's. Nach Weil und theilweise auf seinen Schultern stehend gelangte die jetzt hoch angesehene Firma Schäfer & Koradi aus kleinen Anfängen zu hoher Blüthe. Von E. Schäfer 1848 begründet, der sich später mit Koradi associirte, übernahm sie nicht bloß den Verlag von Weil, sondern auch den der alten deutsch-pennsylvanischen Handlung W. G. Menz und einen Theil des Verlags von Ritter & Co., welche seine reiche Sammlung von Bibeln, Gesangbüchern und Erbauungsschriften veröffentlicht hatten. Ihre eigenen Artikel erstreckten sich auf die verschiedenen Gebiete amerikanischer und deutsch-amerikanischer Geschichte, Landeskunde und Musikalien. Außerdem aber haben Schäfer & Koradi ein großes Sortimentsgeschäft, für welches sie direct von Leipzig beziehen. Neben ihnen ist Ignaz Kohler der bedeutendste Verleger Philadelphia's. Im Westen sind Badoen in Pittsburg, Eggers & Co. (seit 1845; Eggers & Wilde seit 1850 und A. E. Wilde seit 1871) in Cincinnati zu nennen, aus denen wieder ihre früheren Commis, Theobald & Theuerlauf (jetzt Philipp R. Theobald) als selbständige Handlung hervorgingen, sowie endlich in St. Louis Conrad Witter, welcher mit einem tüchtig geführten Sortimentsgeschäft einen nicht unbedeutenden Verlag von Schulbüchern und geographischgeschichtlichen Werken verbindet.

Natürlich hätten diese Buchhandlungen, mit welchen eine quantitative und qualitative Verbesserung der deutschen Tagespresse Hand in Hand ging, nicht existiren, geschweige denn gedeihen können, wenn in Folge der 1850 beginnenden Reaction die gebildete und bemittelte deutsche Einwanderung nicht von Jahr zu Jahr riesig gewachsen wäre. 1854 landeten in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 215,009 Deutsche, von welchen wenigstens zehn, wenn nicht mehr Procent den strebsamsten und besten Classen angehörten. Es ist durchaus nicht zufällig, daß nach dem Urtheil aller Sachverständigen die eigentliche Blüthe des deutsch-amerikanischen Buchhandels ein Jahr später, also unmittelbar nach dem Einstürmen dieses unverhältnißmäßig reichen Segens an Menschen, Bildung und Mitteln anfängt. Das waren nicht mehr jene armen und gebrühten Bauern, welche sich bis zur Küste durchbettelten und in Amerika gelandet ihre Ueberfahrtskosten in zeitweiser Slaverei abbienten, sondern wohlhabende und feingebildete Männer und Frauen, welche in geordneten, ja oft reichen Verhältnissen gelebt und an den idealen Bewegungen ihrer Zeit tiefsten Theil genommen hatten, Männer, welche, von dem großen Gedanken eines freien und mächtigen Vaterlandes getragen, zwar in der Heimath unterlegen waren, allein in der Fremde die heimischen Penaten nicht minder ehrten und in der Literatur das einzige, sie damals mit Deutschland verknüpfende Band hoch hielten. Der nunmehr beginnende Aufschwung des deutschen Buchhandels wurzelt also in der verunglückten Revolution des Jahres 1848. Daß er aber so schnell sich hob, beweist zugleich, wie fleißig und wirthschaftlich gedeihend diese versprengten

Elemente jener gescheiterten Erhebung waren, deren Schwung sich auch der älteren Einwanderung und den seit 1848 angekommenen Massen mittheilte.

Um das Bedürfnis nach guter Lectüre wohlfeil zu befriedigen, sich selbst aber einen möglichst großen Gewinn zu sichern, hatten schon in den vierziger und in noch höherem Grade in den fünfziger Jahren einzelne Drucker und Verleger den Nachdruck angefangen und ihn durch Agenten oder Colporteurs bis in die entferntesten Blockhäuser des Westens vertrieben. Bei dem Mangel jedes buchhändlerischen Organs und jedes Zusammenhangs unter den deutsch-amerikanischen Buchhändlern ist es schwer ja unmöglich, ein halbwegs auf Vollständigkeit Anspruch machendes Verzeichniß sämtlicher Nachdrucke zusammenzustellen. Es genüge daher die Bemerkung, daß fast in jeder größeren Stadt mit entsprechender deutscher Bevölkerung das eine oder andere deutsche Buch nachgedruckt wurde. So wurden in Philadelphia, welches schon im vorigen Jahrhundert sich vorzugsweise auf den Vertrieb von Andachtsbüchern und religiösen Schriften gelegt hatte, u. A. wiederholt nachgedruckt: Arnd's wahres Christenthum, Gösner's Schatzkästlein und Hauslängel, Hübner's biblische Geschichten, Witschel's Morgen- und Abendopfer, Hofacker's Predigten, Zschode's Stunden der Andacht zc. Baltimore warf sich auf den Nachdruck katholischer Gebetbücher, wie „Gelobt sei Christus“, „Der gute Samen“, „Schriften von Siguori“ zc. In New-York dagegen erschienen 1846 Raumer's „Vereinigte Staaten von Amerika“ in einem ärmlichen Nachdruck, und zu verschiedenen Zeiten einzelne Romane v. d. Velde's, Kellstab's und Spindler's.

Alle diese Nachdrucke fallen in die Zeiten vor der 1848er Einwanderung und beanspruchen höchstens durch die Thatsache ein untergeordnetes Interesse, daß sie die untergeordnete Bildungsstufe und die Richtung der damaligen deutschen Lesewelt anzeigen. Gleich im Anfange der fünfziger Jahre dagegen machten sich höhere Bedürfnisse geltend. Die Nachdrucker fingen also an, auf den Geschmack der neuen Einwanderung zu speculiren. Was 1835 für Radde noch ein verlustbringendes Wagniß gewesen war, wurde von 1852 an ein gewinnreiches Geschäft. Der aus der Nähe von Mülhausen stammende und am 7. September 1877 im siebenzigsten Lebensjahre in Philadelphia gestorbene Drucker Friedr. Wilhelm Thomas druckte zuerst Schiller, Goethe, Lessing und Humboldt in schlechten, oder wohlfeilen Ausgaben nach und brachte später Uhland, Spindler, den Schlegel-Liedtke'schen Shakespeare, Zschode und Auerbach's Dorfgeschichten, welche letztere auch bei ihm in einer vortrefflichen englischen Uebersetzung von Carl Göpp erschienen. Sein Erfolg bewirkte, daß Cotta, wie bereits oben erwähnt, die genannten Classiker und Auerbach zu dem billigen Thomas'schen Preise, aber in viel besserer Ausstattung lieferte und in den deutschen Familien des fernsten Hinterwaldes einbürgerte. Als ich einst am St. Peters-Flusse in Minnesota, nahe bei der Traverse des Siour, auf den Fährmann warten mußte, konnte ich mir in dessen Hütte die Zeit damit verkürzen, daß ich in dieser einst entlegensten spanischen Provinz, „soweit das Scepter meines Vaters reicht“, ein paar Acte des Schiller'schen Don Carlos in einer, auf der Bank des Häuschens gefundenen Cotta'schen Ausgabe las. Am lohnendsten war der Nachdruck von Heine's Werken, welchen John Weit von 1855 an in Philadelphia unternahm.

Einmal war Heine damals der populärste deutsche Dichter, der in allen Preisen, namentlich unter den zahlreichen und meist bemittelten Juden, seine begeisterten Verehrer hatte; ferner fand jeder geistlose Labendienener in ihm eine unerschöpfliche Fundgrube von Wit, Sarkasmen und Hohn, welche, am rechten Ort angebracht, ihrem Plagiator den Schein von Geist und Wit gaben; dann gab es noch gar keine Gesamtausgabe seiner zerstreuten Schriften, und endlich waren die Verleger Hoffmann & Campe zu kurzfristig, um dem amerikanischen Nachdruck durch sofortige Veranstaltung einer wohlfeileren Ausgabe die Spitze abzubreaken. So fand denn jener gleich von Anfang an einen colossalen Absatz. In den ersten Jahren wurden 10,000 Exemplare abgesetzt, deren jedes, in 24 Lieferungen oder sechs eleganten Bänden ausgegeben, nicht mehr als sechs Dollars kostete. Noch heute bildet der seitdem in den Besitz von Schäfer & Morabi übergegangene Heine, der inzwischen um einen Band vermehrt, aber im Preise nicht erhöht ist, einen der gangbarsten Verlagsartikel dieser rührigen Firma. Borne dagegen, welchen L. Hausser in New-York und ein Buchhändler in Milwaukee nachdruckten, fand einen sehr geringen Absatz, ein Umstand, der einen günstigen Schluss auf die gesunden politischen Anschauungen der jüngeren Einwanderung gestattet. Der von Gerhard nachgedruckte Freiligrath in sechs Bänden war zu theuer (7½ Dollars), als daß er seiner großen Popularität entsprechend verkauft worden wäre. In Boston kamen einzelne Werke der neueren deutschen Dichter, wie Puttli, Paul Heyse, H. Grimm, Storm und von älteren Eichendorff und Fouqué heraus, während in St. Louis Romane von Hackländer, Sealsfield und Gustav Freytag nachgedruckt wurden. Abgesehen von dem Abdruck der bereits in's Deutsche übersetzten französischen Romane, wie von Sue, Dumas u. A., erschienen auch viele neueste Erzeugnisse der amerikanischen Literatur in Original-Übersetzungen, deren einige, wie die Strodtmann'schen von Lippard und Uncle Tom's Hütte, sogar mustergültig sind. Außer diesem Büchernachdruck füllen und füllen periodische Blätter und Zeitungen ihre Spalten mit deutschen Romanen, Novellen, Aufsätzen und Feuilletonartikeln aller Art. Eine Zeit lang war namentlich Louise Mühlbach für die Feuilletons der Tagesblätter sehr gesucht. Vor Allem aber wurden und werden noch heute die Werke unserer besten Novellisten, Auerbach, Freytag, Spielhagen, Fanny Lewald, Grimm, Heyse, Moritz Hartmann, Ring u. A., von den diis minorum gentium ganz zu schweigen, von fast allen Zeitungen des Landes nachgedruckt. Mit Ausnahme der letzteren hat übrigens in den letzten Jahren der Nachdruck deutscher Bücher in den Vereinigten Staaten fast ganz aufgehört. Er bezahlt sich einfach nicht mehr, weil die Classifier jetzt billiger aus Deutschland einzuführen als in Amerika herzustellen sind, und weil die gelesesten Novellisten, wie Auerbach, Spielhagen, Freytag u. A., sich durch Privatverträge mit den größeren Zeitungen ein verhältnismäßig nicht unbedeutendes Honorar sichern.

Man hat sich in Deutschland über diesen „Diebstahl am geistigen Eigentum“ Jahre lang mit ungewöhnlicher Erbitterung ereifert und als Abhilfe dagegen den Abschluß von internationalen Verträgen gefordert. Heutzutage wäre das nicht mehr nöthig, da die Frage ja längst aufgehört hat, eine praktische zu sein, weshalb sie denn jetzt auch um so unbefangener besprochen werden

kann. Ich habe für meinen Theil keinen Grund gehabt, das Urtheil, welches ich schon 1860 darüber hegte und aussprach, zurückzunehmen. „Wenn die acht- und vierziger Einwanderung,“ sagte ich damals, „sich dem Amerikanerthum gegenüber dadurch zur Geltung und zu Ansehen gebracht hat, daß sie ihrer Vergangenheit treu blieb und ihre höhere humane Bildung nicht muthwillig von sich warf, sondern ihre neue, praktische Thätigkeit verebelnd und läuternd durchbringen ließ, so konnte sie natürlich ihre Hauptkräfte nur aus der Pflege und Hochhaltung der geistigen Schätze der Heimath schöpfen. Sind die deutschen Niederlassungen in den Vereinigten Staaten auch keine süditalisch-griechischen Colonien, welche ihren Homer besser kannten, als die Stammesgenossen in der Heimath, so hat die deutsche Literatur hier doch eine heimische Stätte gefunden und die geistigen Beziehungen zum Vaterlande wach erhalten. Es ist indessen nicht sowohl die Einfuhr deutscher Bücher, welche erst in den letzten Jahren eine regelmäßige geworden, als vielmehr der Nachdruck, welcher in Zeitungs- und Buchform den hiesigen Deutschen das geistige Leben der Heimath vermittelt. Diese Nachdrucksfrage läßt sich durchaus nicht vom rein gesetzlichen Standpunkte aus entscheiden. Die deutschen Gesetze gelten hier einfach nicht. Es ist aber eine mehr als naive Erwartung, daß eine Bevölkerung, die von der Heimath geschieden ist, noch jenseits des Oceans Gesetze beobachten soll, welche den Bildungsinteressen der Ausgewanderten hemmend in den Weg treten. Sich hier dem Monopole der deutschen Buchhändler unterwerfen, hieße die Mittel der geistigen Fortbildung und Entwidlung muthwillig von sich schleudern.“

Was nun aber die praktische Seite der Frage betrifft, so fördert der Nachdruck den Absatz deutscher Bücher direct und indirect. Indirect dadurch, daß er neue Bedürfnisse erweckt, welche Bestellungen auf verwandten Gebieten veranlassen, daß er die Aufmerksamkeit des lesenden Publicums auf neue Erscheinungen lenkt und wenigstens einen Theil desselben zu regelmäßigen Lesern heranzubildet. Direct aber macht er Propaganda für die theueren Originale, welche sonst nur in wenigen Exemplaren über den Ocean gedrungen sein würden. So gingen z. B. die in Philadelphia erschienenen Nachdrucke lange Jahre fort und fort in beträchtlicher Zahl unter die Bewohner der kleinen Städte und des Landes; in den größeren Städten aber, wo es deutsche Buchhändler gab, wurden die Gotta'schen und sonstigen Originalausgaben ihrer schönen Ausstattung halber gekauft und gewissermaßen Modefache. Unzählige, sonst sparsame Leute fingen an, sich diese Bücher zuzulegen, denen sie andere und wo möglich noch bessere folgen ließen. Jetzt kauft die Thomas'schen Ausgaben fast kein Mensch mehr, weil man Besseres verlangt. Das amerikanische Publicum muß zudem sehen und sofort anschaffen können, was es an Büchern kaufen will; es kann nur ausnahmsweise auf die Ausführung einer Bestellung warten, ja voraussichtlich ist das für ein Buch bestimmte Geld bei seiner Ankunft schon für einen anderen Zweck verausgabt. Bei den bedeutenden Spesen können aber nur wenige Sortimentere mehr als die landläufige Literatur auf Lager halten.

Uebrigens ist die Zahl der durchschlagenden Erfolge mit Nachdrucken eine sehr geringe. Entschieden, wenn nicht einzig in ihrer Art, gehören wie gesagt, Heine's Werke dazu. Nichtsdestoweniger und namentlich trotz der verhältnißmäßig sehr

guten Ausstattung, wenn nicht gerade wegen des Weit'schen Nachdruckes, sind die verschiedenen Bändchen von Heine's Gedichten in den Campe'schen Miniaturausgaben fort und fort in großer Anzahl nach Amerika verkauft worden. Auf denselben Grund der Ungeneigtheit deutscher Verleger, billige Ausgaben ihrer gangbaren Artikel für den amerikanischen Markt, oder die gewöhnlichen Ausgaben zu billigeren Preisen zu liefern, sowie die Schwierigkeit, bei eintretender Nachfrage schnell Vorrath zu erhalten, ist die Veranstaltung fast aller Nachdrucke zurückzuführen. Eine kleine Anzahl derselben ist wol auch durch besondere Veranlassung, ohne Aussicht auf directen Gewinn, hervorgerufen worden.

So wurde 1870 in New-York eine billige Ausgabe von „Kraft und Stoff“ gedruckt, um den Vorlesungen vorzuarbeiten, zu welchen Dr. Ludwig Büchner aus Darmstadt von verschiedenen deutschen Vereinen in den Vereinigten Staaten engagirt worden war. Dieser Nachdruck hat auch nicht annähernd die Herstellungskosten gedeckt, aber doch zur Erreichung des Zweckes beigetragen und für die anderen Büchner'schen Schriften eine große Nachfrage hervorgerufen. In ähnlicher Weise entstand 1869 und 1870 der New-Yorker Nachdruck von Fritz Reuter's Werken. Ein Reuter-Vorleser wünschte seinem Auftreten in Nordamerika dadurch Vorschub geleistet zu sehen, daß diejenigen Dichtungen, welche vorzutragen in seinem Programme lag, zuvor in sehr billiger Ausgabe über das ganze Land verbreitet wurden. Der Vorleser kam nicht, und die Herstellungskosten des Reuter-Nachdruckes sind auch nicht gedeckt worden. — Dagegen ist aber eine große Nachfrage nach den Reuter'schen Schriften in der Originalausgabe, sowie nach den Reuter-Illustrationen und nach anderen plattdeutschen Schriften entstanden. Unzählige Reuter-Vereine sind in allen Theilen des Landes gegründet worden, und die Eingewanderten plattdeutscher Abkunft wurden dadurch einander mehr als zuvor genähert, ihre Muttersprache aber kam zu hohen Ehren. Aber auch der massenhafte Absatz deutscher Zeitschriften, von denen z. B. die „Gartenlaube“ zu Zeiten in mehr als 20,000 Exemplaren nach Amerika ging, ist zum großen Theile dadurch herbeigeführt und genährt worden, daß die deutsch-amerikanischen Zeitungen den größten Theil ihres Feuilletons daraus abdruckten. Denn unzufrieden mit den kleinen Portionen, in welchen der Lesestoff geboten wurde, und nicht gewillt, eine Reihe von Zeitungsnummern unhandlichen Formates aufzubewahren, verschrieben sich die Leser diejenigen fremden Zeitschriften, welche als Quelle gedient hatten und durch geschmackvollere Ausstattung, ihre Illustrationen und ihr bequemerer Format besser gefielen, andererseits aber wieder zum Kaufen von importirten Büchern führten. Alle deutsch-amerikanischen Buchhändler haben mir die übereinstimmende Bemerkung gemacht, daß hauptsächlich nach denjenigen Büchern Nachfrage entstand, welche in den größeren Zeitungen abgedruckt wurden. Kurz — während kaum aufrecht erhalten werden kann, daß die betreffenden Verleger wirklich gelitten haben, weil ihr Eigenthum in Amerika reproducirt wurde, hat der deutsche Verlagsbuchhandel im Allgemeinen von der durch den Nachdruck erzeugten und genährten Feselsucht einen großen Vortheil gezogen.

Schon seit mehreren Jahren hat, wie bereits oben bemerkt, der Nachdruck deutscher Werke in Buchform ganz aufgehört; er ist überflüssig geworden. Die

Mehrzahl der deutschen Classiker sind jetzt Gemeingut, und an Stelle der früher fast unerschwinglich hohen Preise der deutschen Ausgaben sind mäßige getreten, selbst für viele neuere Bücher, welche noch den Schutz des Gesetzes genießen; in anderen Fällen aber liefern sie die Verleger, den Verhältnissen Rechnung tragend, zu ausnahmsweise günstigeren Bedingungen. Auch die Besserung der amerikanischen Valuta hat die Preise der ausländischen Bücher scheinbar billiger gemacht, während der Zoll (25 %) und die sonstigen Importkosten so hoch wie früher geblieben sind. Es kommt ferner in Betracht, daß die in Amerika absehbaren deutschen Bücher in New-York jetzt in großer Vollständigkeit auf Lager gehalten werden und daß auch in dieser Beziehung wenig zu wünschen bleibt.

Wenn nun in der ersten Periode der Geschichte des deutsch-amerikanischen Buchhandels die primitive Methode des Hausirens überwog, in der zweiten aber sich allmählig das nach deutschem Muster gebildete Sortimentsgeschäft entwickelte, so folgt daraus, daß der Mann, welcher es verstand, jene beiden Arten der buchhändlerischen, bisher nebeneinander gehenden Thätigkeit zusammenzufassen und zur höheren Einheit zu verbinden, sich eine hervorragende Stellung sichern mußte, um so mehr, wenn ein einträglicher Verlag zur Unterstützung der Anstrengungen in anderer Richtung beitrug. Ein solches Geschäft hat Ernst Steiger in New-York durch seine Verlässlichkeit der Bedingungen und Bedürfnisse des amerikanischen Marktes, seinen unermüdblichen Fleiß, seine Hingebung an die Interessen seines Berufs und die verständige Ausnutzung der ihm zu Gebote stehenden Mittel aufgebaut, so daß er gegenwärtig als der bedeutendste deutsche Buchhändler in den Vereinigten Staaten dasteht. Steiger, geboren 1832 bei Oschatz in Sachsen und bei Bernhard Hermann in Leipzig von 1848 bis 1853 zum Buchhändler gebildet, trat 1855 im Februar als Gehilfe in das Haus B. Westermann & Co. in New-York ein und verließ dieses elf Jahre später, nachdem er bereits im September 1863 ein kleines deutsches Geschäft gekauft hatte, welches sich mit der Expedition von deutsch-amerikanischen Blättern und mit dem Verlage einiger deutschen Schulbücher befaßte. Am 1. Januar 1866 übernahm er die persönliche Leitung desselben. Zunächst dehnte er seinen Schulbücherverlag aus und verbreitete ihn durch persönliche Bemühungen und äußerst günstige Bedingungen im ganzen Lande. Bis dahin wurden Schulbücher noch in großen Partien von Deutschland bezogen, einerseits, weil die aus Deutschland eingewanderten Lehrer an den Büchern hingen, nach welchen sie ihr Vebtag gelehrt, ja wol gar selbst gelernt hatten, und anderentheils, weil es wirklich für viele keinen passenden Ersatz in Amerika gab. Mehr aber als dieser Umstand, sowie der hohe Preis, mangelhafter Druck und zu leichter Einband, wirkte auf deren Beseitigung der Uebelstand hin, daß selten genügender Vorrath zu haben war, um eingehende Bestellungen sogleich ausführen zu können.

Dies war der größte Vortheil, den Steiger bei der Einführung der von ihm nach und nach und mit besonderer Sorgfalt hergestellten Schulbücher fand. Damit neue Auflagen schnell gedruckt werden können, hat er von einem jeden Buche Stereotypplatten hergestellt, wie er überhaupt dem Grundsatz folgte, daß ein Buch, welches die Extrakosten des Stereotypirens nicht werth sei, auch nicht gedruckt zu werden verdiene. So ist es gekommen, daß außer den vier Nummern



der Leipziger „Lebensbilder“, Heyse's „Leitfaden“, Olzog's Lesebüchern und einigen anderen, nicht viel Schulbücher mehr in großer Anzahl aus Deutschland bezogen werden. Die amerikanischen Verleger aber überflügelte Steiger durch Herstellung von Lehrbüchern der deutschen und französischen Sprache, in welchen Fächern noch Raum für bedeutende Verbesserungen war.

Naturgemäß führte der ursprüngliche Charakter seines Geschäftes Steiger zunächst zur Ausdehnung seiner Zeitschriften-Expedition auch auf die in Deutschland erscheinende periodische Presse, deren Erzeugnisse er, auf Grund einer bis dahin ungewohnten pünktlichen Erledigung der ihm gewordenen Bestellungen, mit jedem Jahre in immer größerem Umfang importirte. Dann ging er zum Sortimentshandel über und hob diesen durch dieselben geschäftlichen Mittel zu hoher Bedeutung. Mit diesen Zweigen seines Geschäftes aber verband er eine reiche Kindergartenliteratur nebst Spielen, den Vertrieb der vortrefflichen Schöbeler'schen Serie von Himmels- und Erdgloben, deren Preise von 1 bis 175 Dollars stiegen, eine Leihbibliothek, Buchdruckerei und Buchbinderei. Steiger's Nachdruck war im Ganzen wenig belangreich und hat in den meisten Fällen die Kosten nicht gedeckt. Auch seine Versuche, Originalarbeiten der Deutschen in Amerika auf den Markt zu bringen, scheiterten an der Gleichgültigkeit des Publicums. Von seinen Verlagsartikeln auf diesem Gebiete haben nur wenige größere Verbreitung gefunden; andere aber kaum die Kosten gedeckt. Unter diesen Umständen concentrirte er seine Hauptthätigkeit auf den Verlag seiner Schulbücher und die Förderung seines Sortiments namentlich dadurch, daß er Kataloge über alle Zweige der von ihm vertretenen Wissenschaften anfertigte und verbreitete. 1872 waren in seinem Geschäft mehr als 50 Handelsgehilfen und Schreiber, außer ihnen aber noch 60 andere Personen, als Setzer, Laufburschen etc., beschäftigt.

In Amerika fehlt es an einer Organisation und Wechselbeziehung, wie sie im deutschen Buchhandel besteht. Während bei uns das Bekanntmachen neuer Erscheinungen zum großen Theil durch die Sortimentsbuchhändler geschieht, welche die von den Verlegern in Commission erhaltenen Exemplare ihren Kunden vorlegen oder zur Ansicht zuschicken, existirt in der Union ein ähnlicher Verkehr weder zwischen Verlegern und Buchhändlern, noch zwischen Buchhändlern und Bücherkäufern. Fast Alles wird ohne die Berechtigung zur eventuellen Rücksendung, und auch nur auf kurzen Credit, verkauft; dafür aber ist es Aufgabe des Verlegers, selbst eine Nachfrage nach seinen Verlagsartikeln unter dem Publicum hervorzurufen. Dem auf diese Weise entstehenden Bedarfe entsprechend kaufen dann die Buchhändler Exemplare neuer Bücher für ihr Lager.

Die verschiedenen Mittel, ein Buch bekannt zu machen, sind meistens kostspieliger, als dessen Herstellung selbst; viele Hundert Recensionsexemplare müssen verschickt werden, und um diesen eine wirkungsvolle Besprechung zu sichern, begleiten theuere Inserate die Einsendung. In vielen Fällen sind des Verlegers Anzeigen Jahr ein Jahr aus in den Spalten der Blätter zu finden, auf deren Empfehlung er für seine Neuigkeiten rechnet. Es ist Thatsache, daß unzählige Zeitungen und Zeitschriften ohne die Einnahme für Inserate von Büchern gar nicht existiren könnten. Diese Zustände erklären auch, wie bedeutende Verleger-

firmen eigene Organe gegründet haben und unterhalten, hauptsächlich um ihren Büchern auf billigere Weise eine entsprechende Bekanntmachung zu sichern. Dieser Gesichtspunkt war maßgebend selbst bei solchen Zeitschriften wie Harper's Magazine und Harper's Weekly, Lippincott's Magazine, Appleton's Monthly, Scribner's Monthly und ähnlichen, welchen man es jetzt nicht mehr ansieht, daß sie zuerst nur das Organ des betreffenden Verlegers sein sollten.

Die oben angedeutete Kostspieligkeit der Mittel zur Erzeugung der nöthigen Nachfrage, macht es begreiflich, daß von Romanen und ähnlichen Büchern 10,000 oder selbst 20,000 Exemplare verkauft werden, ohne daß der Verleger Etwas dabei verdient. Ueberraschenderweise ist bis vor kurzer Zeit von Seiten der amerikanischen Verleger noch wenig Aufmerksamkeit darauf verwandt worden, daß ihre Artikel gehörig katalogisirt werden, ein Verfahren, welches sich im deutschen Buchhandel, trotz der fast wie Kostenlosigkeit aussehenden Billigkeit, als so wirkungsvoll und nachhaltig erweist. Die Erklärung dafür ist in der Thatfache zu suchen, daß das althergebrachte Inseriren verhältnißmäßig wenig Mühe macht, die Herstellung und Verbreitung von Katalogen aber schwierig und umständlich ist. Deutsche scheuen allerdings vor dieser Arbeit nicht so leicht zurück, und alle größeren deutschen Buchhändler in Amerika haben mehr oder minder vollständige Kataloge der Bücher, die sie auf Lager haben, veröffentlicht.

Steiger war von der Wirksamkeit dieses Vorgehens behufs Gewinnung neuer Rundschau so sehr überzeugt, daß er auf Herausgabe und möglichst weite Verbreitung von Katalogen mehr Aufmerksamkeit und größere Summen verwandt hat, als irgend ein Buchhändler vor ihm, während man seine Anzeigen vergeblich in Zeitschriften und Zeitungen sucht. Ich zweifle nicht daran, daß sein Verfahren das richtige ist. Es liegen mir etwas über dreißig Steiger'sche Sortimentskataloge vor, die von 24 bis 240 Seiten stark sind und sich auf alle Felder des Wissens erstrecken. Von einigen sind schon fünf oder sechs Umarbeitungen erschienen, und es gibt deren, welche in mehr als 40,000 Exemplaren verbreitet worden sind; sie wurden fast ausschließlich durch die Post gratis und franco an bestimmte Personen — Buchhändler und Private — versandt, deren Adressen zu sammeln allein eine sehr große Arbeit und Aufmerksamkeit erforderte. Auf ihre Herstellung und Verbreitung wurde aber, wie mir Steiger auf meine Anfrage mittheilte, die für deutsche Verhältnisse überraschende Summe von mehr als 70,000 Dollars verwandt. Inzwischen aber darf man es als einen glücklichen Umstand und als einen Dienst ansehen, welcher der deutschen Literatur im Allgemeinen geleistet worden ist, daß ohne Kosten für die Verleger dem Bücher kaufenden Publicum in Amerika das Beste aus allen Fächern genannt und zum sofortigen Bezuge geboten worden ist.

Daß übrigens bei diesen bibliographischen und einschlägigen Arbeiten nicht blos der rechnende Geschäftsmann, sondern nicht weniger auch der Enthusiast theilhaftig ist, davon gibt, wenn nichts Anderes, Steiger's Beitrag für die Wiener Ausstellung von 1873, Zeugniß. Ich meine seine Sammlung der Proben von 6209 Zeitungen und anderen periodischen Erscheinungen der Vereinigten Staaten, welche, in 119 große Folio-Bände gebunden, dort verdientes Aufsehen

erregte und nach Schluß der Ausstellung der Wiener Hof- und Staatsbibliothek überwiesen wurde.

Um mit den Worten des verstorbenen Staatsrechtslehrers Robert von Mohl, eines der kompetentsten Kenner und Beurtheiler der einschlägigen, namentlich auch der amerikanischen, Verhältnisse zu sprechen, so sagt dieser in einer Zuschrift an Steiger:

„ . . . . Empfangen Sie nicht nur meinen besten Dank für das Geschenk, sondern auch den Ausdruck aufrichtigen Staunens über Ihre beispiellose Arbeit. Gestatten Sie mir zu sagen, daß ich mich ohne Unbescheidenheit als einen nicht incompetenten Beurtheiler derselben betrachten darf. Ich war in früherer Zeit lange Vorstand einer großen Bibliothek, viele Jahre aber mit literargeschichtlichen Arbeiten beschäftigt. Ich habe also wenigstens einen annähernden Begriff von der Masse der Bemühungen, von dem immer wiederkehrenden Aerger über fruchtlose Schritte, aber auch eine Einsicht in die staunenswerthe Ordnung und Consequenz Ihrer Katalogisirung. Ich kenne kein Werk, welches ich auch nur entfernt dem Ihrigen an die Seite setzen könnte. Es wird in der Literatur immer eine Erscheinung eigenster und einziger Art bleiben.

„ . . . . hätte ich nochmals die Gelegenheit, die Sammlung zu sehen, so würde ich mich nicht in den Zeitartikeln des Herald oder der Tribune, oder in Congressblättern umsehen, sondern in den Blättern von Utah und Wyoming. Diese geben eine richtigere Anschauung von dem Culturstande an dem Tage ihrer Publication, als die schönsten Reisewerke mit Illustrationen. Ihre Sammlung wird einst ein unschätzbares geschichtliches Material in einer Bibliothek sein.“

Die Ergänzung dieser Arbeit bildet der Katalog „The Periodical Literature of the United States of America“, in welchem nicht bloß die in der Wiener Sammlung durch Proben vertretenen Publicationen, sondern noch ungefähr 2000 andere, von welchen trotz zwei- oder dreimaliger Versuche keine Exemplare zu erhalten waren, zusammen 8217, so genau als möglich nach Verlagsort, Größe, Erscheinungsweise, Preis, Ausstattung, Inhalt u. s. w. verzeichnet sind. Freilich fehlen immerhin noch mehrere Hundert Blätter darin, über welche verlässliche Auskunft nicht zu erhalten war. Ein Index, in welchem in englischer, deutscher, holländischer, französischer, italienischer und spanischer Sprache alle diese 8217 Publicationen ihrem Zwecke und ihrer Eigenthümlichkeit nach in 417 Rubriken aufgeführt sind, macht diesen Katalog praktisch und werthvoll. Ein weiterer Anhang: Specimen of an Attempt at a Catalogue of Original American Books with Index of Subject-Matters, hatte den Zweck, ein System von beschreibendem Katalogisiren zu veranschaulichen, welches auch von mehreren Seiten adoptirt worden ist.

Die Wiener Sammlung und der zur Gratisvertheilung bestimmte Katalog, repräsentiren, außer der Arbeit der Herausgabe, einen Kostenaufwand von nahezu 5000 Dollars. Uebrigens befindet sich nicht bloß in Wien ein Zeugniß Steiger'scher Sammlerlust, sondern auch Berlin besitzt eines in einer Sammlung von Proben der in den Vereinigten Staaten erscheinenden deutschen Blätter, die im Jahre 1875 dem ehemaligen deutschen General-Consul in New-York und jetzigen

vortragenden Rathe im Reichskanzleramte, Herrn Dr. Köfing, gesandt und von diesem behufs allgemeiner Benutzung der Bibliothek des Reichstags überwiesen wurde.

In dieser Verbindung will ich eines anderen deutschen Buchhändlers erwähnen, der für die amerikanische Bibliographie wol mehr geleistet hat, als irgend ein Anderer. Es ist dies Friedrich Seyboldt aus Stuttgart, welcher, nachdem er in der dortigen Bach'schen Buchhandlung seine Lehrzeit bestanden hatte, im Jahre 1855 nach Amerika kam. Nach mehrjährigem Aufenthalte in der Buchhandlung von F. W. Christern in New-York etablierte er sich 1859 in Philadelphia. Der äußerst geringe Bedarf von deutschen Büchern in dieser großen Stadt nöthigte ihn bald, sich mit anglo-amerikanischer Literatur zu beschäftigen, und seine Unternehmungen gaben Zeugniß von seinem Geschmac, welcher für andere Verleger Muster und Sporn geworden ist. Seine opferwillige Vorliebe für die Bibliographie brachte ihn von einem mühevollen und wenig dankbaren Unternehmen zum anderen. Das von ihm verlegte und redigirte „Publishers' Weekly“ ist die werthvollste bibliographische Zeitschrift, welche der amerikanische Buchhandel je gehabt hat. Außer zahlreichen Bücher-Katalogen, die er seit dem Jahre 1869 compilirte und verlegte, hat Seyboldt fünf Mal ein Uniform Trade List Annual herausgegeben, welches gleich bei seinem ersten Erscheinen für J. Whitaker in London das Muster wurde, nach welchem dieser seine Sammlung von Katalogen englischer Verleger veröffentlichte. Das in seinem Verlage seit August 1876 monatlich erscheinende American Library Journal ist nicht allein ein Muster von eleganter und solider Ausstattung, sondern auch eine reichhaltige Fundgrube von vortrefflichen, auf den Buchhandel und die Bibliothekskunde bezüglichen Mittheilungen.

Seit zwei Jahren arbeitet Seyboldt an einem „American Catalogue and Finding List of all American Books in Print and for Sale“, bei dessen Compilation er leider aufgehalten wird durch die kaum begreifliche Gleichgültigkeit der amerikanischen Verleger, welche unterlassen, ihm über ihre Bücher die nöthigen Angaben zu machen.

Bei den Deutschen der Vereinigten Staaten bezeichnen die Jahre 1870, 1871 und 1872 durch die glorreichen Siege der deutschen Waffen die Aera der höchsten Begeisterung und der freudigsten Anerkennung der Größe des alten Vaterlandes, und in entsprechender Weise auch den Höhepunkt der beiderseitigen literarischen Beziehungen. Um den in Zahlen übersehten Enthusiasmus für Deutschland richtig abschätzen zu können, ließ ich mir daher f. Z. von Steiger die Liste und die Anzahl der Exemplare der hauptsächlichsten, von ihm bezogenen deutschen Zeitschriften kommen. Als ich den vorliegenden Artikel zu schreiben übernahm, hielt ich es für meine Pflicht, das für 1871 gewonnene Resultat durch die Zahlen aus 1876, dem Jahre der allgemeinen Muthlosigkeit und politischen Ermattung, zu ergänzen. Die Vergleichung beider Jahre genügt, um annähernd eine Einsicht in die heutigen Bewegungen des buchhändlerischen Marktes zu gewinnen. Ich hoffe deshalb auch, daß Steiger mir im allgemeinen Interesse nicht zürnen wird, wenn ich hier wenigstens einen Theil seiner Zahlen wiedergebe. Während er im Jahre 1871 über Leipzig und direct von anderen

Plätzen in Deutschland Bücher, Zeitschriften, Zeitungen, Globen u. s. w. zum Betrage von 174,520 Thalern bezogen, resp. bezahlt hatte, gestaltete sich seine Einführung einiger größeren deutschen Zeitschriften für eigenen Bedarf und Zwischenhandel in runden Zahlen (den Absatz im dritten Monate jedes Jahres gerechnet) wie folgt:

	1871.	1876.
Bazar	2500.	2100.
Daheim	3000.	950.
Fliegende Blätter	480.	575.
Gartenlaube <sup>1)</sup>	12000.	9000.
Hausfreund	1100.	130.
Musfirte Welt	350.	198.
Musfirte Zeitung	3800.	1760.
Kladderadatsch	500.	230.
Romanzeitung	3500.	980.
Deutsche Rundschau (1875)	350.	340.
Ueber Land und Meer	4000.	4300.
Westermann's Monatshefte	175.	170.

Von der Jubiläumsausgabe von Stieler's Handatlas setzte Steiger ab: die Lieferung 2 in 640, Lieferung 10 in 547, Lieferung 20 in 470 und Lieferung 30 in 425 Exemplaren. Vom großen Generalstabswerke über den letzten Krieg sank sein Absatz der Lieferungen 1—9 in folgender Weise: 1: 860; 2: 769; 3: 702; 4: 702; 5: 572; 6: 520; 7: 468; 8: 468 und 9: 429.

Wenn wir auch bei den, die Zeitschriften betreffenden Zahlen berücksichtigen, daß ein kleiner Theil der früher bezogenen Exemplare im Jahre 1876 durch andere Häuser importirt wurde, so sehen wir, daß die schlechten Zeiten dem Absatz der meisten Zeitschriften einen erheblichen Eintrag gethan haben, während die Verbreitung einiger auf der alten Höhe geblieben oder gar gestiegen ist. Das Heruntergehen im Absatze der Lieferungen von Stieler's Handatlas und vom Generalstabswerke zeigt aber recht deutlich, daß ein großer Theil der dafür direct und indirect gewonnenen Kunden nicht regelmäßige Bücherkäufer sind, sondern Leute, bei denen „Zureden hilft“. Auch beim Bezuge anderer deutscher Bücher haben die ungünstigen Zeitverhältnisse in ähnlicher Weise ihren Einfluß geltend gemacht. In den Jahren 1869—1873 hielt bei Steiger der Absatz mit der Vergrößerung des Lagers und der Herstellung neuer Kataloge reichlich gleichen Schritt; die ungeahnte Vollständigkeit des Sortiments mehrte sogar die Zahl der Bücherkäufer. Aber seit dem Krach im September 1873 hat sich vielen Kunden die Nothwendigkeit der Einschränkung aufgedrängt, und bei dem Vertriebe der deutschen Literatur ist das in hohem Grade fühlbar geworden. Wenn auch Amerikaner immer mehr wissenschaftliche und andere deutsche Werke

<sup>1)</sup> Nach einer freundlichen Mittheilung des Verlegers, Herrn E. Reil, setzte dieser 1871 im Ganzen 22,700 Exempl. in Amerika ab, u. A. 9400 an Zidel in New-York, 1876 dagegen nur 18,560, darunter außer den Steiger'schen 4760 an Zidel, dagegen verspricht sich der Absatz für 1878 wieder auf 20,000 Exempl. und darüber zu erheben.

kaufen, und die meisten Verhauksalten und Privatkunden der altetablirten Importhäuser jetzt ungefähr noch so viel wie früher nehmen, so ist doch der Ausfall bei den neu herangezogenen Käufern beträchtlich. Dagegen erhalten die zahlreichen Bibliotheken in der Union jetzt größere Beträge zur Verfügung und beziehen auch aus Deutschland — zumeist direct — viel, besonders wissenschaftliche und antiquarische Bücher, so daß in dieser Hinsicht der Absatz wachsen und den verringerten Consum im großen Publicum ausgleichen wird. Ein Beleg dafür dürfte in folgenden Zahlen zu finden sein:

Es wurden Bücher, natürlich zu den niedrigsten Nettopreisen, importirt in dem am 30. Juni endenden Fiskaljahre

	von Deutschland:	von England:
1870	für 468,638 Dollars.	1,005,754 Dollars.
1871	" 628,767 "	1,141,922 "
1872	" 792,072 "	1,203,715 "
1873	" 916,007 "	1,556,879 "
1874	" 851,535 "	1,518,447 "
1875	" 697,602 "	1,486,031 "
1876	" 722,443 "	1,381,782 "
1877	" 459,493 "	816,575 "

Wie mir von verschiedenen Seiten mitgetheilt wird, werden die Beträge für das am 30. Juni 1878 endende Fiskaljahr — eine Folge der schlechten Zeiten — noch um wenigstens 75,000 für deutsche Bücher geringer werden.

Steht somit der deutsch-amerikanische Buchhandel z. B. auf einer so hohen Stufe, daß er sich mit vollem Rechte das würdige Kind des deutschen nennen darf, so drängt sich hier noch zum Schluß die Frage auf, ob er in Zukunft auch stark genug sein wird, seine gegenwärtige Stellung, wenn auch nicht weiter auszudehnen, so doch wenigstens zu behaupten? Die Beantwortung dieser Frage hängt lediglich von der Zahl und der Bildung der fortan den Vereinigten Staaten zufließenden deutschen Einwanderer ab und muß deshalb, wie mir scheint, bei der heutigen Lage der Dinge verneint werden. Bei der günstigen Entwicklung unseres politischen Lebens, bei den lohnenden Aussichten, welche in Deutschland — die gegenwärtig in der ganzen Welt herrschenden schlechten Zeiten widerlegen diesen Satz nicht — dem Einsichtigen und Fleißigen winken, und bei den vielfach beseitigten Schranken, welche ihm größere Freiheit der Bewegung gestatten, wird die Auswanderung der letzten Jahre bei uns voraussichtlich nicht viel zunehmen, zumal die Erwerbsverhältnisse in den Vereinigten Staaten jetzt nicht besser, theilweise sogar schlechter sind als in Deutschland. Höchstens dürften hier eintretende große Krisen oder Umwälzungen im Stande sein, neue Massenauswanderungen hervorzurufen; indessen würden selbst diese, da ländliche und städtische Arbeiter die überwiegende Mehrheit in ihnen bilden, dem deutsch-amerikanischen Buchhandel in nur geringem Maße, wenn überhaupt, zu Gute kommen. Was diesen in den letzten dreißig Jahren gehoben und gefördert hat, war ja gerade der zahlreiche, über das ganze Land zerstreute, gebildete Mittelstand, welcher von der Revolution von 1848 hinübergeworfen wurde. Seit 1860 und 1870 aber ist er nationaler gesinnt, bleibt deshalb lieber zu Hause und hat der Liberalen alles Märchen von Amerika, dem gelobten Lande

der Freiheit, der Verheißung und des Glückes, längst in die Kumpellammer geworfen. Mit der verringerten Einwanderung aber wird selbstredend auch das Bedürfnis nach deutscher, namentlich populärer Literatur geringer, und für diesen Ausfall vermag den deutsch-amerikanischen Buchhandel auch nicht der gesteigerte Bedarf der englisch redenden Amerikaner zu entschädigen, welcher überdies zum großen Theile, nämlich für die meisten Bibliotheken, direct und mit Umgehung der Buchhändler bezogen wird.

Die Zahl der Vermittler des deutschen Buchhandels wird also vermuthlich nicht viel größer werden. Wenn auch fernerhin einige kleine Buchhändler im Lande den Import wiederholt versuchen und die außerhalb New-Yorks bestehenden alten Firmen mit ihren direkten, indeß weniger häufigen Bezügen fortfahren werden, so ist doch anzunehmen, daß sich das Geschäft mehr und mehr auf New-York concentriren wird, welches in verschiedener Weise begünstigt, schon jetzt als das Leipzig des deutsch-amerikanischen, ja des ganzen amerikanischen Buchhandels anzusehen ist.

In Berücksichtigung der obwaltenden schwierigen Umstände, die sich gegen das Jahr 1876 noch verschlimmert haben, und der wenig versprechenden Aussichten ist kaum zu erwarten, daß fernerhin noch viel Capital auf Gründung neuer deutscher Buchhandlungen verwandt werden wird. Ist es jetzt schon für die alten Firmen mit fester Kundschaft eine schwere Aufgabe, die in Amerika bekanntlich sehr hohen Geschäftskosten zu decken, so hätte ein Anfänger um so weniger auf ein zufriedenstellendes Resultat zu hoffen, als die aufmerksame Geschäftsführung und die großen Sortimentslager der z. Z. bestehenden Buchhändler den Anforderungen des Publicums vollständig genügen. Es ist eine beachtenswerthe Erscheinung, daß in Amerika die Kunden im Allgemeinen sich sehr anhänglich erweisen, bis sie Grund zu Klage haben. Neue Absatzwege, neue Käufer deutscher Literatur sind kaum mehr zu finden; es wird wenig Deutsche in den Städten sowol wie auf dem Lande und selbst in den entferntesten Gegenden geben, welche nicht mindestens die New-Yorker Buchhändler schon als Bezugsquelle kennen. Seit dem Jahre 1863 ist ziemlich Alles geschehen, was in dieser Richtung gethan werden konnte. Die günstigen Umstände aller Art, besonders erwachte Gesehlsucht und Geldüberfluß, ließen dem Anfänger fast Alles gelingen. In der für den deutsch-amerikanischen Buchhändler „goldenen Zeit“ von 1863 bis 1873 war fast jede Manipulation von Erfolg begleitet. Solche Zeiten werden schwerlich wiederkehren; die Erfahrungen der letzten vier Jahre haben vielmehr jedem Buchhändler eine bedächtige Sparsamkeitspolitik aufgenöthigt.

Aber auch von einem anderen Gesichtspunkte aus ergibt sich die Wahrscheinlichkeit, daß das Operationsfeld der deutsch-amerikanischen Buchhändler sich eher verengen als erweitern wird. Betrachten wir einige der in die verschiedenen europäischen Länder ausgewanderten deutschen Buchhändler, z. B. die in England, Belgien, Frankreich und Italien, so sehen wir, daß sie der Literatur ihrer neuen Wohnorte beinahe mehr Aufmerksamkeit widmen als der deutschen. Ähnliches wird sich auch in Amerika zeigen. Es mag ein Menschenalter oder länger dauern, bis sich dieser Proceß allmählig vollzieht; aber eintreten wird und muß er. Die Inhaber der jetzt bestehenden deutschen Buchhandlungen sind fast ohne Ausnahme Eingewanderte, und schon unter ihnen sehen wir Männer,

die sich, mit Aussicht auf Erfolg, der anglo-amerikanischen Literatur zuwenden haben. Ich habe hierbei namentlich Leypoldt und Steiger im Sinne. Der Letztere hat noch neuerdings durch den Verlag der Cyclopaedia of Education von Riddle & Schem einen bedeutungsvollen Schritt gethan. Dieses Werk, welches auf 884 Seiten groß Dertion-Octav in prachtvollster Ausstattung eine vortrefflich redigirte Fülle des schätzenswertheften Materials bringt, war so wichtig und nöthig, daß es unbegreiflich erscheint, wie er damit hat allen amerikanischen und englischen Verlegern zuvorkommen können.

Andererseits muß schon jetzt der deutsche Sortimentsbuchhändler sich mit der englischen und französischen Literatur beschäftigen, um den Bedarf seiner besseren Kundschaft zu befriedigen; in noch größerem Grade geräth er in die Lage, amerikanische Literatur zu besorgen und wol gar auf Lager zu halten. Dann kommt die Versuchung, Schulbücher und auch andere laufende Literatur zu verlegen. Nach und nach aber wachsen neben dem deutschen Buchhandel neue Interessen groß, durch welche gewonnen wird, was auf der anderen Seite verloren geht.

Diese Entwicklung verleiht derselben Erscheinung Ausdruck, welcher man im täglichen Verkehr der Eingewanderten mit den länger Angeseffenen begegnet. Beide schließen sich in Sprache, Sitten und persönlichen Beziehungen allmählig enger an einander an und ergänzen sich gegenseitig. Bei diesem Mischungsproceß gewinnen auf die Dauer beide Theile. Die Nationalität der Eingewanderten hält in der Regel nur für die erste Generation vor, die Kinder und erst recht die Enkel werden und müssen aber, durch die sie umgebende Außentwelt bestimmt, in Anschauungen, Fühlen und Denken immer mehr Amerikaner werden.

Die oben dargelegten Thatfachen berechtigen zu dem Schlusse, daß, wenn Deutschland von heftigen inneren und äußeren Krisen verschont bleibt, der deutsche Buchhandel, wie überhaupt die deutsche Einwanderung nach Amerika, für lange Zeit, wenn nicht für immer, ihren Höhepunkt erreicht haben. Wenn nun auch unsere Literatur dort stets einen nicht unbedeutenden Markt finden wird, so kann doch der Nachwuchs der in Deutschland geborenen Buchhändler ein nur geringer sein. Dieselben Gründe, welche es heutzutage schwer, wenn nicht vielfach unmöglich machen, in den Vereinigten Staaten einen guten Redacteur für ein dortiges deutsches Blatt oder einen tüchtigen deutschen Correspondenten für eine hiesige Zeitung zu finden, treten auch dem Fortschritte des deutschen Buchhandels in den Weg, denn sie wurzeln in der geringeren Qualität der auch quantitativ verminderten Einwanderung. Eine solche Abnahme liegt für das Auge des aufmerksamen Beobachters schon jetzt offen zu Tage und wird sich in wenigen Jahrzehnten auch dem heute Ungläubigsten als Thatfache aufdrängen. Wie dem aber auch sein mag, der deutsche Buchhandel fällt ein ehrenvolles Blatt in der Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika aus. Seine Vertreter haben sich in der Erfüllung ihres Berufes sowol um das Land ihrer Geburt als auch ihrer Wahl in hohem Grade verdient gemacht<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Ergänzungen und Verbesserungen des obigen Artikels werde ich mit Dank willkommen heißen, denn trotz des besten Willens ist es mir nicht immer gelungen, auf meine Anfragen Antwort zu erhalten, so daß noch manche Lücken auszufüllen bleiben. Den Herren Ludwig Rabbe, Weisk, Wilde, Schäfer u. Korabi und Steiger bin ich für ihre freundlichen Mittheilungen zu besonderem Danke verpflichtet. Die Herren Verleger der Deutschen Rundschau werden die Güte haben, Zusendungen an mich zu vermitteln.



# Militärische Nothwendigkeit und Humanität.

## Ein kritischer Versuch.

~~~~~  
Von

**J. von Hartmann,**  
General der Cavallerie 3. D.

~~~~~

### III.

#### Humanität.\*

Die Begriffe Krieg und Humanität schließen einander nicht aus. Es sind immerhin ideale Güter, für welche im Kriege Leidenschaft und Gewalt eingesetzt werden. Indem die erstere die einzelnen Träger der Kriegsführung erfasst, ihre Energie und Willenskraft zu höchster Bethätigung wachruft, zertrennt sie nicht ihren Zusammenhang mit dem ethischen Culturzustande, in Mitten dessen sie erwachsen und an dessen Verwirklichung sie während des Friedens ihren Antheil hatten. Die Leidenschaft wird mit der gewaltigen Erregung, in welche sie die Kämpfenden versetzt, auch alles Das zu lebendigerem Pulschlage antreiben, was Gefittung und Moral in das Herz der Individuen niedergelegt hatten.

Es ist versucht worden nachzuweisen, daß die Aufbringung des Personals der modernen Heere, indem sie unmittelbar aus der Gesamtheit der Nation erfolgt, die der Theorie des Kriegesrechtes zu Grunde liegende Ausscheidung der im kriegerischen Conflict den Staat vertretenden Militärmacht aus der solidarischen Gemeinschaft des Volkes über den Haufen werfen muß. Die Neuzeit hat mit den von ihr adoptirten Wehrsystemen den innigsten Zusammenhang von Nation und Heer auch auf geistigem und sittlichem Gebiete zu Wege gebracht. Wie im Volke das behauptete Doppelverhältniß der Individuen als Privatpersonen und als Staatsangehörige vor dem Contagium des realen Krieges nicht zur lösenden Auseinanderlegung gelangt, so bleibt auch im Soldaten der Gegenwart unwillkürlich und unbewußt das überkommene Gebot lebendig, welches ihn heißt, beim Feinde die Aufrechterhaltung jener Doppelseitigkeit anzuerkennen und demselben die nämlichen Ansprüche auf Schutz gegen schrankenlose Gewalt und willkürliche Schädigung zuzugestehen, wie er sie für sich auf eigenem Boden

fordert. Conscription und allgemeine Wehrpflicht, in die nationalen Wehrsysteme der modernen Staaten eingeführt, haben in unabweisbarer Consequenz eine viel rücksichtslosere Weise der Kriegsführung veranlaßt; sie tragen aber auch dem gegenüber ein Correctiv in sich, welches der Humanität in dem Verhältniß von Feind zu Feind eine Geltung verschafft, wie sie die Kriege früherer Jahrhunderte nicht ahnen ließen. Indem das gesammte Volk in allen seinen Schichten mit der ganzen Fülle von Bildung und Cultur, die es in sich aufgenommen und entwickelt hatte, für den Kampf in Anspruch genommen wird, repräsentirt der ihm entwachsende Soldat dem Gegner gegenüber nicht allein die feindliche „Person“, sondern auch den friedlichen „Einwohner“, der als solcher Rechtsgefühl und Menschlichkeit im Busen trägt. Diejenigen Elemente, die innerhalb der Nation vorzugsweise als Träger dieser Potenzen anzusehen sind, gewinnen jetzt auch im Heere ihre Vertretung; das moderne Heer bietet der Humanität nicht allein den breiten Boden, den sie fruchttreibend allgemein durchdringen konnte, es trägt in seiner Mitte auch Individuen und Charaktere, die von ihr als dem für sie maßgebenden Gesetz in selbstbewußter Pflichterfassung sich bestimmen und festigen lassen.

Man wolle es aber nicht verkennen, es handelt sich hierbei nicht um ein Princip, welches in Lehren und Rechtstheorien zu fixiren wäre, sodann systematisirende Gestaltung gewinnen und endlich entsprechende Herrschaft ausüben könnte. Doctrinäre Vorschriften möchten dem Soldaten eine Rolle zumuthen, wie Schiller sie seinen Fiesko in dem Augenblicke spielen läßt, in welchem ihm die Gräfin Julia Imperiali juraunt: „Wenn Du mich kalt törgtest!“ Damit wäre eine mehr teuflische, wie menschliche Aufgabe gestellt. Das Gemetzel der Schlacht, das Elend der Verwüstung und Verödung, das da einzieht, wo der Krieg mit seinen Schrecknissen haust — sie sind vom Standpunkte menschlichen Empfindens und Denkens nur zu verstehen, nur zu begreifen, wenn sie als Ergebnisse leidenschaftlichster Vergewaltigung erfaßt werden. Theorie und Lehre sind aber nicht im Stande, entfesselte Leidenschaft zu bändigen und zu zähmen. Hier sind Lebensgewöhnung und Erziehung, welche sich der ganzen Person bemächtigen und dieselbe unbewußt ganz durchdringen, die allein wirksam eingreifenden Hebel humanen Maßhaltens. Die Gegenwart glaubt auch auf diesem Gebiete die Schule als vorzüglichsten Culturapparat in den Vordergrund schieben zu müssen, wie denn Bluntschli in den Eingangs dieser Darlegungen angeführten Worten von der sorgfältigen Belehrung in den Kriegsschulen eine mildere Praxis für den Krieg erwartet, und wie er mit kaum verhüllter Freude die „Befreiung des Völkerrechts von religiöser Befangenheit“ als einen Triumph der Wissenschaft verkündet. Schule und Wissenschaft sind nun allerdings ganz vorzüglich dazu geeignet, den Einzelnen auf seine eigenen Füße zu stellen und ihn unabhängig von natürlichen, socialen und politischen Fesseln zu machen. In ihm aber die lebenswarme, trotz aller Anfechtung treu aushaltende Empfindung zu wecken, welche auch im Feinde den ebenbürtigen Menschen erkennt — Das liegt sehr wesentlich außerhalb ihrer Tendenz. Die sittliche Kraft, welche auch in Mitten der höchsten Erregung des Streites Wehrlose und Unbewaffnete von aller directen Belämpfung ausschließt, welche die Hand davon zurückschält, den

gegnerischen Luxus anzutasten, selbst wenn das, was er in reicher Fülle aufgespeichert, verlassen und dem Verderben geweiht dazuliegen scheint, welche auch den Entbehrenden zwingt, seinen quälenden Hunger unter steter Berücksichtigung des Schonung verlangenden Feindes zu befriedigen — die sittliche Kraft, welche in dieser Weise den höchsten Ansprüchen des Selbstvergessens gerecht wird, die schießt nicht als eine Frucht einseitigen Unterrichts empor. Sie will zu naiv ausgeübt sein, zu unmittelbar dem Augenblick und dem Affect eingewebt dargethan sein, als daß sie auf Reflexion und Nachdenken basirt werden könnte.

- Es ist hier nicht der Ort auszuführen, wo eine Erziehung des Volkes, die ein so hohes Ziel, wie die Bewährung echter Humanität im Kriege, sich vorstellt, thatsächlich zu suchen ist. Ein Einleben der Nation in Gesittung und Geselligkeit, eine sorgfältige Pflege der ihr noch gebliebenen Achtung vor Autorität und Verdienst, eine tief ernste Moralität ihres gesammten politischen und socialen Haushaltes müßten den Boden abgeben, auf dem die in steter Steigerung begriffene Vereinzelung und Loslösung der Individuen von den Banden der Familie und der Corporation, wie sie die moderne Cultur begünstigt, zu paralyßiren sein würden. Die Schrecken des Krieges, welchen die Commune in Paris 1871 führte, greifen nicht auf vergangene Zeiten zurück, sie waren recht eigentlich ein Ergebnis moderner Zustände. Mögen die Spuren, die jener Kampf zurückgelassen, warnend und mahnend auf lange Zeit hin unvergessen bleiben! —

Die allgemeine Wehrpflicht vermittelt die Uebertragung des Anwachsens echter Humanität im Bereiche des Friedens auf die Handhabung des kriegerischen Kampfes; sie macht es möglich, während des ersteren gewonnene Resultate auch während des zweiten zu realisiren. Sie läßt die Scheu vor Maßlosigkeit und vor willkürlicher Härte Eingang gewinnen auch da, wo patriotische oder politische Leidenschaft waltet und handelt; sie führt dem Heere den unbewußt entscheidenden Tact zu, welcher in der militärischen Nothwendigkeit auch eine Schranken ziehende Macht erkennt. Sie genügt aber nicht, um humane Tendenzen auch dauernd als maßgebend zu sichern. Es muß ein zweites Element hinzutreten, das bindend und einordnend dem entgegengenommenen Impulse die Möglichkeit gibt, sich nachhaltig zu bewähren, und das ihn in die weiteste Verzweigung des kriegerischen Betriebes hinüberzuleiten vermag. In diesem Sinne ist des organischen Aufbaus der Kriegsmacht zu gedenken, wie er, dem modernen Staate eigenthümlich, die Stetigkeit des innigen Verwachsenseins von Volk und Heer zu vermitteln weiß.

Die Institution eines stehenden Heeres hat dafür Bürgschaft zu leisten, daß die Gesittung des Friedens und das innerhalb der friedlichen Entwicklung des Volkslebens zur Anerkennung gelangte Rechtsbewußtsein maßgebend bleiben für die reale Bewältigung der Aufgaben, welche der Krieg mit seinen Ausnahmeständen an die nationale Kriegsmacht stellt. Indem die Cadres des stehenden Heeres zu Trägern von Kriegsgebrauch und Kriegssitte gemacht werden, geben sie diese auch Denen zu eigen, die jenen als Wehrpflichtige eingeordnet wurden und die noch über ihre unmittelbare Einreihung hinaus in andauerndem Zusammenhang mit dem Heere bleiben. So gewinnen Friedensdienstzeit und Friedensdienstverhältniß, wie sie den Einzelnen auferlegt wurden, neben ihrer ein-

seitig militärischen Bedeutung auch ihren humanen Werth. Wehrsysteme, welche mit starken Friedensstämmen einem Befehlsorganismus Raum geben, vermitteln dessen sich der Uebergang aus dem Friedensverhältniß in das des Krieges in unmittelbarer Anlehnung vollziehen kann, erhalten so eine zweifelloße Ueberlegenheit über Miliz- und Territorialsysteme nicht allein in Bezug auf eine ausgiebige Ausnutzung der nationalen Kriegsmacht, sondern auch zu Gunsten einer humanen Kriegsführung. In ihnen kann die Entscheidung über das, was die militärische Nothwendigkeit erfordert, in Hände niedergelegt werden, welche, moralisch berechtigt und formell berufen, stark genug sind, um eine Verantwortung auf sich zu nehmen, die, mag man sie unter intellectuelle oder unter sittliche Gesichtspunkte bringen, immer eine der schwerwiegendsten ist.

Das Bindemittel jeder militärischen Organisation bildet die Disciplin; sie beruht zunächst auf einer richtigen Anordnung der Befehlsgliederung, sodann in der auf diese begründeten Erziehung des militärischen Personals zu einer ebenso freudigbereitswilligen wie unbedingten Unterordnung unter die persönliche Autorität der Vorgesetzten und unter die sachliche Vorschrift dauernd bestimmender Regelungen. Sie wird unterstützt durch ein ihrer außerordentlichen Bedeutung entsprechendes ernstes Strafverfahren. Die Herstellung von Militärstrafgesetzbüchern und von Disciplinavorschriften ist verhältnißmäßig sehr jungen Datums; die alten Kriegsartikel, wie sie in den meisten Armeen, geschichtlich überkommen, bestanden, wurden nur langsam verdrängt. Indem sie beseitigt wurden, vollzog sich die Anpassung der Rechtsgrundsätze, wie sie im Heere gelten sollten, an diejenigen, welche in der nationalen Gemeinschaft zur Anerkennung gelangt waren. Der Act der Humanität, der hiermit verwirklicht wurde, hat seine Tragweite bis auf den entlegensten Winkel des Kriegsschauplatzes. Das Verhalten der Individuen, sei es innerhalb der Mannschaft, sei es im Bereiche der Befehlenden, wird dadurch in Gemäßheit des dem Volke eigenthümlich gewordenen Rechtsbewußtseins beeinflusst; aber nochmals sei es hervorgehoben, es hat das Nichts gemein mit dem, was als militärisch nothwendig sich in der kriegerischen Handlung bethätigt. Mißhandlung Unbewaffneter, Plünderung und Beutemachen stellen sich dar im Lichte von Verbrechen, weil sie als Ausschreitungen persönlicher eigenfüchtiger Gewaltsamkeit und eigennützigen Interesses dastehen; die Einäscherung und Einebnung einer Ortschaft mit allem Eigenthum der Besitzenden, das sie umschloß, weil sie das Schußfeld einer in Position gebrachten Batterie beengte, erfolgt zu Gunsten eines besonderen Kriegszieles und trägt deshalb in sich die vollste Rechtfertigung.

Das reale Leben des Krieges verwirrt das Rechtsbewußtsein der militärischen Individuen. Indem sie innerhalb der kriegerischen Action Vergewaltigungen des Feindes als Mittel und Ziel in ununterbrochener Folge sich vollziehen sehen, wissen sie nicht das praktische Verständniß dafür zu gewinnen, daß der Freibrief, der dort gegeben war, ihnen für ihre persönlichen Interessen entzogen blieb. Dies ist der Punkt, wo es ganz besonders darauf ankommt, Urtheil und Willen der Einzelnen der Leitung und Ueberwachung zu unterstellen. Darin beruht denn der humane Werth einer entsprechenden Befehlsgliederung. Sie soll nicht allein möglichst schnell und möglichst direct allen Zweifel über das, was in

jedem Augenblick militärisch nothwendig ist, beseitigen und demgemäß Truppe und Mannschaft entsprechend in Anspruch nehmen; sie soll auch die militärischen Individuen von jedem Heraustrreten aus der ihnen gewordenen Ein- und Unterordnung fernzuhalten vermögen.

Eine solche Befehlsgliederung pflegt selten innerhalb der eigentlichen Actionsfront der Armee zu fehlen. Wie sehr man ihrer bedarf, ist dort zu lebendig vor Aller Augen gestellt, als daß dem nicht Rechnung getragen werden sollte. Anders ist es hinter dieser Front, wo sich einen, auch wol zwei Tagemärsche rückwärts, der überaus complicirte Apparat der materiellen Ausstattung des operirenden Heeres befindet. Hier ist nicht gerade der beste Theil des militärischen Personals vertreten; die verschiedenen Zweige der Versorgung, deren die Truppe nicht zu entbehren vermag, führen eine Vereinzelnung der Colonnen, Depots und Trains herbei; die Verwaltung der materiellen Streitmittel mit dem Weitwerk von Lieferanten und Agenten findet hier das Feld ihrer Thätigkeit; nur zu häufig schließen sich Unbefugte an, welche lodenden Gewinn verschiedenster Art mit möglichst wenig Gefahr für das eigene Selbst einzuernten bemüht sind. In diese Regionen strenge Zucht zu tragen, auch bis in ihre Winkel und Verstecke den Befehl dringen zu lassen, gehört zu den schwierigsten Aufgaben militärischer Anordnung. Und doch hat dieselbe gerade hier, wo die Verwilderung des Krieges am leichtesten um sich greift, und wo gewinnstüchtiger Eigennutz und wilde Rohheit nicht selten unbeobachtet und unentdeckt ihr größliches Wesen glauben treiben zu können, eine vorzugsweis bedeutungsvolle Mission der Humanität zu erfüllen. —

Die militärische Organisation hat sich indessen, um durchgreifend in dem dargethanen Sinne wirksam zu werden, nicht auf das Heer und seinen Anhang zu beschränken. Indem das organisatorische Moment die Voraussetzung für jede von großen Gemeinschaften geforderte humane Lebensbethätigung bildet, ist dasselbe auch auf die Reibungsfläche auszudehnen, innerhalb welcher das bekriegende Heer und die bekriegte Bevölkerung ihre gegenseitige Berührung finden. Humanität und militärisches Interesse gehen dabei Hand in Hand mit einander. Hier werden Präcision und Sicherheit für die kriegerische Action, Ergibigkeit und Oekonomie der sich anbietenden Hilfsmittel gewonnen, dort lassen sich Erwägung und Ruhe auch den einschneidendsten Aeußerungen der Gewalt anheften, lassen sich geordnete Formen und Wege für allen Verkehr im weitesten Sinne des Wortes, sei es öffentlicher oder privater Natur, finden, insofern nicht die militärische Nothwendigkeit seine Unterbindung fordert.

Für eine operirende Armee, die einen Bewegungskrieg führt und deren Friction im feindlichen Lande somit keinen constant bleibenden Gegensatz findet, wird es nur darauf ankommen, die persönlichen Collisionen mit der feindlichen Bevölkerung, wo dieselben zu Beeinträchtigungen der Truppen führten, möglichst einer willkürlichen Behandlung zu entziehen. Es ist ein Militärgerichtsstand an die Stelle unmittelbar persönlich ausgeübter Kriegsgewalt zu setzen. Landes-einwohner, welche den Truppen Gefahr und Nachtheil bereiteten oder der feindlichen Macht Vorschub leisteten, haben somit eine Aburtheilung durch Kriegsgerichte zu erwarten, deren Competenz abgegrenzt ist und die für ihr Verfahren an

bestimmte Formen gebunden sind. Für die Behandlung der vorkommenden Strafsfälle ist Gleichmäßigkeit gewonnen; der Unschuldige findet Sicherung und Schutz; wenn die militärische Nothwendigkeit auch Strenge, ja Härte vorschrieb, so hat ihr doch die Humanität eine regelnde und mäßigende Fessel angelegt.

Ein viel breiterer Boden wird der militärischen Organisation da geboten, wo feindliches Landesgebiet andauernd besetzt gehalten wird und wo es sich darum handelt, unter Wahrung der Vollgültigkeit des kriegerischen Gewaltanspruchs sich eingewohnte Zustände möglichst zu Nute zu machen. Während die den Verhältnissen des Krieges entwachsende Forderung, „daß die Autorität der feindlichen Staatsgewalt durch die militärische Autorität der besetzenden Macht<sup>1)</sup> ersetzt wird“, in bestimmtester Weise geltend zu machen ist, vermag die letztere sich weitgehende Beschränkungen aufzuerlegen. Sie wird ihre Hand zunächst nur auf die Strafgerichtsbarkeit legen und selbst dieser nach den bestehenden Gesetzen ihren Fortgang lassen, insofern nicht einerseits die Sicherheit und der Vortheil der kriegerischen Action und der zu ihren Zwecken verwendeten personellen und materiellen Streitmittel, andererseits die zu unterbindende Förderung feindlicher Maßnahmen und Interessen materielle strafrechtliche Vorschriften unter Abänderung des Bestehenden bedingen. Die feindlichen Behörden jeglichen Zweiges des öffentlichen Dienstes können bei Ausübung ihrer amtlichen Thätigkeit verharren, wenn sie nur den administrativen Anordnungen der Kriegsgewalt unweigerlich Gehorsam leisten. Nur da, wo eine Auslehnung gegen die Maßregeln der letzteren Platz greift oder Platz zu greifen droht, wird der occupirende Befehlshaber die Untersuchung und Entscheidung bezüglich der betreffenden Vergehen Militärgerichten übertragen, welche nach den für sie specifisch gültigen gesetzlichen Vorschriften zu erkennen haben. Dort wird er auch zu Executionen, eventuell zu Präventivmaßnahmen greifen müssen, letztere gegen unwillfähige Beamte, gegen Mißmuth erregende Personen, gegen eine böswillige Presse, derartig, daß sich sein Vorgehen unter Umständen zu terrorisirenden Acten gegen ganze Gemeinden und Districte wird steigern können. Da, wo öffentliche Anstalten mit ihrem Apparat, wie Eisenbahnen, Telegraphen, Posten u. dgl., wo ferner Vorräthe und Depots zu relativen Kriegsmitteln werden, da müssen sie auch in die Hände der Kriegsgewalt vollständig übergehen, mögen sie ursprünglich im Besitze des Staates oder in demjenigen von Privaten sich befunden haben. Ebenso ist über die Bestände und Einnahmen öffentlicher Kassen gemäß der ihnen zuzusprechenden Qualität relativen Kriegsmaterials seitens der militärischen Autorität zu verfügen.

Unter Zugrundelegung dieser Anschauungen ist ein weites Feld gewonnen, auf welchem je nach der eigenthümlich obwaltenden Kriegslage die occupirende Streitmacht im Stande ist, das militärisch Nothwendige wahrzunehmen und doch auf den Wegen der Verwaltung die Interessen der Bevölkerung im Allgemeinen wie im Besonderen zu beachten, ja zu fördern. Militärische Nothwendigkeit und Humanität werden mit einander zu balanciren sein; bald wird die

<sup>1)</sup> Preuß. Instruction für den Befehlshaber von Occupationstruppen in einem feindlichen Gebiete. Berlin, 25. Juli 1870.

eine schwerer in's Gewicht fallen, bald die andere. Es kam darauf an, beiden die Handhaben zu gewinnen, Organe zu schaffen, die mit vollem Verständniß für die kriegerische Situation und für das, was sie fordert, beiden gleichzeitig Berechtigung einräumen. Wo dabei ein Conflict der Interessen eintritt, da wird allerdings die Förderung des vorliegenden Kriegszieles immerhin das entscheidende Moment bilden müssen.

In diesem Sinne schritt man deutscherseits während des Krieges 1870—1871 dazu, für die besetzten französischen Districte militärische Generalgouvernements zu errichten und mit bestimmten Machtbefugnissen auszustatten. Da, wo die französischen Präfecten in ihren Personen nicht die Bürgschaft für eine stricte Unterordnung boten, wurden sie durch deutsche Beamte ersetzt. Es entstanden Generalgouvernements in Hagenau, später Straßburg, in Nancy, Reims und Versailles; deutsche Präfecten traten auf dem gesammten weiten Gebiet vom Jura und von der Loire bis zur Somme in Function. Bei der überall sich geltend machenden Erregung der Nation, bei den allseitig sich bemerkbar machenden Spuren des Volkskrieges war die den betreffenden Personen zufallende Aufgabe eine außerordentlich schwierige. Unterstützt von sehr gering zugemessenen Truppenkräften, Träger einer Verantwortung, deren Gewicht nicht an Ort und Stelle, sondern von dem Einfluß abzumessen war, den die localen Zustände auf die Verhältnisse innerhalb der eigentlichen Operationsfront ausübten, wenig orientirt im Lande selbst, haben jene Männer gerade in Bezug auf die humane Handhabung ihrer Aemter sich Dankesansprüche bei Feind und Freund erworben. Ihre Maßnahmen werden aber nicht unter die Beleuchtung eines in Einzelsätze gefaßten Kriegsrechts zu bringen sein, sie müssen vielmehr nach den angedeuteten Gesichtspunkten in Gemäßheit der wechselnd sich geltend machenden Kriegslage beurtheilt werden. —

Erst, als man darauf bedacht gewesen war, für die kriegerische Bethätigung des nationalen Staates überallhin einen organischen Aufbau Platz greifen zu lassen, konnten auch mit größerer Bereitwilligkeit Maßnahmen und Einrichtungen eingeführt werden, die im Interesse der Humanität unter den Schutz internationaler Verträge gestellt wurden. Es reichte nicht aus, ein Princip wie das, welches den Stipulationen der Genfer Convention zu Grunde liegt, einfach anzuerkennen, um ihm damit auch sofort die reale Wirksamkeit zu sichern. Es handelte sich um nichts Geringeres, als um die Einschlebung eines neutralen Personals und Materials, ja eines neutralen Bodens mitten in das Getriebe des Krieges; etwas durchaus Fremdes, Friedliches sollte Aufnahme und anerkannte Berechtigung finden. Es ist klar, daß, um solchen Zugeständnissen die Gewährung zu geben, eine organische Anordnung der Kampfesmittel die unerläßlichste Voraussetzung bilden mußte.

Aber wenn auch in Bezug auf eine solche Unterlage volles Genüge geleistet ist, so bleibt die Frage, wie weit ein Staat darin gehen kann, sich innerhalb seiner Kriegsführung durch Verträge zu binden, stets eine sehr schwer zu beantwortende. In der Sitzung des englischen Parlaments vom 2. März des verfloßenen Jahres, in welcher der alljährlich erneuerte Antrag zur Verhandlung kam: England möge von der 1856 zu Paris abgegebenen internationalen Erklärung, den

Seekrieg betreffend, zurücktreten, erklärte der Unterstaatssecretär Bourke, den Standpunkt der Regierung auseinandersetzend: die Lehre von der Heiligkeit der Verträge im Kriegsfall sei unhaltbar; man möge ihm einen einzigen Fall nennen, in welchem eine Macht sich im Kriege durch einen Vertrag habe an der freien Action hindern lassen; Verträge für den Krieg seien nicht das Papier werth, auf welches sie geschrieben wären. Das einfach und präcis kundgegebene Wort sollte doch auf allen Lehrstühlen des Völkerrechts sein Echo finden, und das um so mehr, als es, richtig verstanden, in jeder Beziehung Zutreffendes sagt. Ein Staat, wenn er gewissenhaft verfahren will, hat darauf Bedacht zu nehmen, sich in Bezug auf seine Kriegsführung nur da durch Vertrag zu binden, wo er bestimmt erwarten kann, daß ihm die kriegerische Action auch die Möglichkeit geben und lassen wird, unter allen Bedingungen der übernommenen Verpflichtung gerecht zu werden.

Wenn die Petersburger Erklärung vom 11. December 1868 die Verwendung von Explosivgeschossen aus dem Infanteriegewehr ausschließen sollte, so waren die europäischen Mächte, welche dieselbe abgaben, auch wirklich im Stande, unter allen Bedingungen der gemachten Zusage Folge zu geben. Es handelte sich darum, ein Kriegsmaterial zu verbannen, dessen Anfertigung und Bereitstellung außerhalb der Action des Krieges bleiben, somit unmittelbar nichts mit ihr zu thun haben; sie konnten den bestimmenden Auslassungen des normalen staatlichen Willens unterstellt werden. Ganz anders würde es sein, sollte die Verbindlichkeit übernommen werden, offene Städte nicht beschießen zu wollen. Es wäre damit die Freiheit einer bereits dem Kriege zufallenden Action gebunden, demnach ein staatliches Versprechen auf ein Gebiet ausgedehnt, für dessen Gestaltung im Großen wie im Kleinen jede ausreichende Voraus-  
sicht fehlt.

Und selbst die Zumuthung, in Bezug auf die zur Anwendung zu bringenden Waffen sich binden zu sollen, bedarf vor ihrer Bewilligung der reiflichsten Erwägung. Die Steigerung der durch eine verstärkte Waffentwirkung auszuübenden Gewalt bildet die selbstverständlich bestimmende Tendenz für jede Fabrication von Kriegswaffen. Welchen Weg dieselbe demnächst einschlagen wird, wohin sie gelangen kann, läßt sich im Voraus gar nicht ermessen. Ein gegenseitiges Ueberbieten mit Erfindungen hat weit über das hinausgeführt, was früher als entsetzlich und verdammungswürdig angesehen wurde. Kettenkugeln, glühende Kugeln und Pechkränze, die noch immer als verbannt selbst in den neuesten Bearbeitungen des Völkerrechts figuriren, sind längst in die Kumpfkammern der Arsenale resp. der Archive gewandert. Die Projectile, welche die Artillerie in der Gegenwart verschießt, bringen da, wo sie treffen, viel großartigere Verheerungen zu Stande, als jene veralteten Geschosse es jemals vermochten; Torpedos räumen gründlicher auf, wie irgend welche früher angewendete Zerstörungsmittel. Die Erhöhung der Waffentwirkung, welche dadurch gewonnen wurde, daß man befähigt ist, außerordentlich viel größere Entfernungen und beträchtlichere Flächen mit in den Schußbereich von Artillerie und Infanterie zu ziehen, zugleich aber Einzelobjecte mit größerer Sicherheit zu treffen, fällt viel mehr in's Gewicht, als die Versendung von Explosionsgeschossen aus dem



kleinen Gewehr. Der Petersburger Vertrag ist kaum noch von großer Tragweite; ein Versuch, ihm weitere Ausdehnung zu geben, möchte wenig Aussicht auf Erfolg haben.

Verpflichtungen, welche die eigentliche Kriegsführung beeinflussen wollen, werden, um der Freiheit der militärischen Action nicht hinderlich zu sein, ihre Objecte gewissermaßen hinter derselben zu suchen haben. Hat die Action ihr Werk gethan, dann wird es thunlich sein, Das, was sie angerichtet, dem directen Einfluß des Krieges nach Möglichkeit zu entziehen. Für diese Art von Aussonderung läßt sich ein Gebiet schaffen, welches Verträgen und Vertragsverbindlichkeiten zugänglich wird. Hiernach hat die Genfer Convention in ihrer principiellen Begründung Lebenskraft gewinnen können. Weil aber der Zeitmoment, in welchem Verwundete und Kranke als Schützlinge der Convention kampfunfähig werden, mit der kriegerischen Action unmittelbar zusammenfällt, und weil es darauf ankommt, den Leidenden möglichst rasch Hilfe und Pflege zuzuwenden, so gelangte man dazu, ein neutral bleibendes, der Heeresorganisation direct oder auch indirect eingefügtes Personal bereit zu stellen, das mit dem ihm unentbehrlichen Material in die kriegerische Action selbst einzuschieben war, ohne sich bei derselben betheiligen zu dürfen. Seine ganze Thätigkeit war einseitig humanen Zwecken zugewendet.

Charakteristisch eigenthümlich gelang es der Genfer Convention, daß sie einmal eine allgemeine und hoffentlich auch dauernde internationale Anerkennung gewann, sodann daß sie sofort mit weitgreifenden organisatorischen Schöpfungen auf realem Boden sich einzubürgern wußte. Sie hat an der Stelle gelegentlicher Humanitätserweisungen die active Initiative ergriffen, jederzeit zur Hand sein zu wollen; sie faßte in diesem Sinne die weitere Entwicklung eines immerhin großen Wagnisses von vornherein in's Auge. An Einzelverträgen zu Gunsten der Verwundeten und Kranken sowie des ärztlichen Personals hat es auch früher nicht gefehlt, wie dies vielfach und namentlich von Lüder in dessen mit außerordentlichem Fleiß und warmer Vorliebe verfaßtem Werke: „Die Genfer Convention“<sup>1)</sup> nachgewiesen worden ist. Solche Stipulationen bezogen sich aber immer nur auf besondere Kriegsmomente, auf besondere kriegerische Conflictte, oder wurden ausschließlich zwischen zwei Einzelstaaten vereinbart. Daß auch die älteren Conventionen und Cartels eine lebhaftes Fürsorge für das Loos der Leidenden darthun, das kann kaum überraschen, wenn man eingehend erwägt, daß die Kriege, namentlich des 18. Jahrhunderts, als einseitig erfaßte politische Operationen der Cabinette geführt wurden, daß das Personal, welches in ihnen socht, geworben und gebunden, vom fiscalischen Standpunkte aus betrachtet, ein sehr werthvolles und schwer zu ersetzendes war, und daß man für die Schonung desjenigen der eigenen Armee nur Zugeständnisse erlangen konnte, wenn man bereit war, auch dem Gegner die entsprechenden zu machen. Ebenso ist es erklärlich, wenn die Kriege, welche mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts anheben und bis zum großen Friedensschluß von 1815 hin ganz Europa überziehen, indem sie Kriegsziele und Kriegshandlungen ihrer eigentlichen innersten Bedeutung gemäß viel

<sup>1)</sup> Die Genfer Convention, historisch und kritisch-dogmatisch u. bearbeitet von Dr. C. Lüder. Gezeichnete Preisschrift. Mit 6 Uebersichts- und Vergleichungstabellen. Erlangen, C. Wefold. 1876.

energischer erfassen und damit eine ganz neue Phase der Kriegsführung inauguriren, die Fürsorge für die Verwundeten und Kranken zunächst vernachlässigen; die neuen Wehrsysteme stellten einen massenhaften Ersatz der abgängig werdenden Mannschaften zur Verfügung. Endlich wird es begreiflich, daß die mächtige Entwicklung auf allen Gebieten humanen Schaffens, welche im Schutze eines andauernden, langjährigen Friedens ihre Förderung gefunden hatte, als sie sich mehr und mehr der Erneuerung eines kriegerischen Zeitalters gegenübergestellt sah, ihr Streben, überallhin bestimmt regelnde Normen des Verkehrs zu tragen, auch da zu verwirklichen bemüht war, wo sie mit der entschiedensten Anomalie, mit dem Reiche der Gewalt und der Leidenschaft in Berührung kam. Die Gestaltung des modernen Krieges, wie sie von der politischen und socialen Entwicklung des nationalen Culturstaates und von den Wandlungen, welche die Kriegstheater erfuhren, ihren Ausgang nahm, bildete ein vor allen anderen maßgebendes Moment auch für die Formen, welche die Humanität zur Verwirklichung ihrer Tendenzen sich auserkor. —

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß der Genfer Vertrag in sich selbst Gefahren birgt, die seine dauernde Gültigkeit fraglich machten. Dieselben beruhen nicht in der Neutralisirung der Lazarethe und Ambulancen, nicht in der Unverletzbarkeit des militärärztlichen und überhaupt desjenigen Personals, das innerhalb der Heeresorganisation berufen ist, den Kranken und Verwundeten Pflege und Hilfe jeder Art zu bringen. Ebenso sind es nicht die Stipulationen, welche zu Gunsten der leidenden Kategorien von Kranken u. Bestimmungen treffen, welche Bedenken erregt haben. Diese Bedenken beginnen erst, wenn einmal den Genesenen Ansprüche auf besondere Berücksichtigung zuerkannt werden, sodann wenn dem ärztlichen Personal eine gewisse Unabhängigkeit von militärischen Anordnungen zugesprochen wird, endlich aber wenn einem nicht militärischen Personal der Schutz der Convention zu Theil wird und dieses damit den nahezu unbehelligten Eintritt in die Frictionen des Krieges gewinnt.

In Bezug auf den ersten Punkt hatte die Genfer Convention den Verwundeten, wenn sie in feindliche Hände gefallen waren, nach ihrer Herstellung eine Rücksendung in die Heimath unter der Bedingung in Aussicht gestellt, daß sie die Waffen während der Dauer des Krieges nicht wieder ergreifen würden. Die im Allgemeinen gleichfalls als bindend anerkannten Zusatzartikel von 1868 haben die Bereitwilligkeit der Kriegführenden zur Rücksendung der Genesenen in eine Verpflichtung verwandelt. Zu welchen Mißbräuchen ein dem entsprechend durchgeführtes Verfahren praktisch führen mußte, das zu ermessen gab der Krieg 1870—71 allen Anhalt. Man wolle nicht vergessen, daß der moderne Krieg ein Volkskrieg ist, daß ihn nicht allein die Bewaffneten führen, und daß die Gewalt seiner Forderungen mit souveräner Nichtachtung in Bezug auf eine Verwendbarkeit des Einzelnen über Bedingungen hinweggeht, deren Aufrechterhaltung eine sehr scrupulöse Ueberwachung erfordern würde.

In Bezug auf das ärztliche Personal, das in Lazareth und Ambulancen thätig gewesen und mit diesen in feindliche Gewalt gerathen war, hatte die Convention volle Freiheit der Rückkehr nach eigenem Ermessen gewährt. Hier haben die oben angezogenen Zusatzartikel bereits günstig reformirend eingewirkt; sie

haben jene Rücksicht dem Zeitpunkte nach von der Bestimmung des an Ort und Stelle commandirenden Officiers abhängig gemacht. Damit ist sowol den Ansprüchen militärischer Ordnung und Uebersicht Genüge geschehen, wie Gefahren vorgebeugt, die dem Entlassenden aus den mit dem Entlassenen dem Feinde zugeführten Nachrichten direct und indirect erwachsen könnten.

Dagegen fehlt es sowol in der Convention selbst, wie in allen ihr angefügten Zusätzen und Nachträgen an den nothwendigen Schutzwehren gegen die unhaltbaren Ergebnisse, welche die in ihrem Sinne erfolgte Einführung der freiwilligen Bethätigung, als Gegensatz zu streng militärisch organisirter Anordnung, in großer Ausdehnung zu Wege gebracht hat. Die nachtheiligen Consequenzen dieser Vermischung fremder Elemente mit einander gelangten weniger brennend zur Anschauung, wo die eigentliche Action des Krieges der Natur der Dinge nach in den Hintergrund trat. Im Bereiche der strategischen Basis der Operationen, sei es innerhalb der Heimath oder auf besetztem feindlichem Hinterlande, wo die Verhältnisse mehr den Charakter des Friedenszustandes und des Friedenshaushalts annehmen, da kann auch das, was auf Grund der Genfer Convention geschieht, unter Gesichtspunkte gebracht werden, die verschieden von denen sind, welche in Mitten des Kampfes die maßgebenden sein müssen. Was unter dem Zeichen des Genfer Kreuzes vorbereitend im Frieden eingeleitet wurde, um die der Hilfe Bedürftigen ausgedehnten personellen Kreisen und beträchtlichen materiellen Mitteln in geregelter Weise zugänglich zu machen, was während des Krieges selbst, von jenen Vorbereitungen ausgehend, den militärischen Organen Unterstützung und Förderung darzubieten im Stande ist, was endlich diese Hilfe in ein Gebiet führt, welches für seine Gestaltungen die Voraussetzung der Stetigkeit und der strengeren Regelmäßigkeit zuläßt, das muß ja immer wieder auf's Freudigste und Dankbarste und zugleich in einem Sinne begrüßt werden, welcher neben den praktisch erreichten Erfolgen auch die ideellen in's Auge zu fassen weiß. Entspricht es doch recht eigentlich einer allgemeinen Theilnahme der nationalen Gesamtheit an dem Völkerstreite, in welchen der Staat verwickelt wurde, wenn zu Gunsten der Kämpfenden Alles aufgeboten wird, was ihnen nachhaltige Kraft zu verleihen im Stande ist, und was möglichst allen Opfern des Krieges Erleichterung und Zuflucht bringt. Aber das darf doch nicht dazu führen, auf demjenigen Boden, auf welchem der kriegerische Conflict seinen unmittelbaren realen Austrag findet, noch andere Elemente Platz greifen zu lassen, als solche, die der kämpfenden bewaffneten Macht unbedingt eingefügt sind. Wenn strengste Eingliederung und Einordnung des zu verwendenden Personals die unerläßlichen Bedingungen jeder militärischen Bethätigung bilden, insofern diese letztere mit ihrer Anlage den Erfolg vorbereiten soll, wenn die richtige Oekonomie des auszugebenden Materials allein darin ihre Ermöglichung findet, daß dieselbe, der Heeresgliederung eng verschmolzen, dem militärischen Befehlshaber unterstellt ist, so muß Personen, Vereinen, Congregationen und Orden der Zutritt versagt werden, wenn sie nicht die bindende Verpflichtung eingehen, mit ihrer Placirung in Mitten des Gesamtgetriebes einen ganz bestimmt fixirten Theil des militärischen Organismus ausmachen zu wollen. Ein amtlich bewilligter Freipaß der freiwilligen Pfleger, eine sich auch äußerlich

kundgebende Legitimation derselben, ihre Bestellung unter amtliche Autorität genügen dabei entschieden nicht. Es kommt darauf an, die Thätigkeit und die Arbeit aller bei der kriegerischen Action Betheiligten nach einheitlichem Willen beanspruchen, abmessen und regeln zu können. Um dazu im Stande zu sein, dürfen sich in dem Theile des großen Heeresorganismus, der zu der eigentlich kriegerischen Action berufen ist, an keinem Orte und zu keiner Zeit Mehren befinden, die zufällig und von Außen hineingestellt in ihrem Bestande dem vom Eigenthum abhängigen Wechsel unterworfen sind. Man hat immer nur daran gedacht, wie dem Zutritt zur freiwilligen Krankenpflege eine ausweisende Berechtigung zu geben sei; der Abgang von der übernommenen Dienstleistung wurde an keine Beschränkung, kaum an eine Controle gebunden. Alles, was innerhalb der eigentlich kriegerischen Action Verwendung finden will, muß dem von vornherein geordneten und stetig bemessenen militärischen Verbands der Armee angehören. Man möge dabei auch wohl in Anschlag bringen, daß eine Neutralisirung von Lazarethen und Ambulancen, daß die Unverletzbarkeit eines so ausgebreiteten Personals, wie es die Pflege der Verwundeten und Kranken in Anspruch nimmt, in Mitten des Kampfes nur durchzuführen ist, wenn die betreffenden Individuen durch ihren militärischen Charakter die Bürgschaft für ein entsprechendes militärisches Verhalten geben. Nur da können Schonung und besondere Berücksichtigung innerhalb des Actionsbereichs versprochen werden, wo der Bestand des beide beanspruchenden Personals die Garantie bietet, daß in ihm nicht allein Kriegsgebrauch und Kriegssitte anerkannt sind, sondern auch militärische Unterordnung und militärische Subordination in vollster Weise zur Geltung gelangen.

Die freiwillige Krankenpflege ohne strenge militärische Einordnung leistet innerhalb der eigentlichen Operationsphäre mit einem außergewöhnlich umfangreichen, anspruchsvollen und schwerfälligen Apparat verhältnißmäßig wenig. Gleichmäßigkeit und Nachhaltigkeit des Dienstes können in Mitten der Gefahren und der Wechselfälle der eigentlich kriegerischen Action mit Sicherheit nur von Verpflichteten und nicht von Freiwilligen erwartet werden. Indessen dies sind Nachteile, mit denen sich die Heeresleitung und die Heeresverwaltung in jedem einzelnen Falle abzufinden haben. Etwas Anderes ist es, ob man gegenüber dem Mißbrauch, welcher mit der Einführung der freiwilligen Krankenpflege in den eigentlichen Kriegsapparat sich einzuschleichen bereit zeigt, geneigt sein kann, ihr eine völkerrechtliche Basis durch die Uebernahme von Vertragsverpflichtungen einzuräumen. Auf eigener Seite kann man sowol übertreibenden Ausschreitungen wie Ausnutzungen zu Gunsten vollständig fremder Zwecke mit einiger Energie und Ueberwachung erfolgreich entgegentreten; dagegen entziehen sich die Vorkommnisse beim Feinde jeder Controle; der Vertrag macht ihnen gegenüber vertheidigungslos und waffenlos. Hier liegt das Moment, welches der militärischen Nothwendigkeit gebietet, gegen die Maßlosigkeit der Consequenzen, welche man dem Genfer Vertrag abgewonnen, Einspruch zu erheben.

Die Convention appellirt nun auch an die Mithilfe der Einwohner des Kriegsschauplatzes und stellt diesen, falls sie Verwundete in ihre Behausung aufnehmen, Erleichterung bei der Vertheilung der Kriegslasten in Aussicht. Der

Artikel 5 der Convention, der dies ausspricht, möchte vielleicht derjenige sein, der die realen Verhältnisse des Krieges am wenigsten berücksichtigt. Erfast die überfluthende Gewalt der Schlacht eine Ortschaft und ihre Bewohner, so gewinnt der Schrecken derartig die Herrschaft über die letzteren, daß es nur unendlich Wenigen unter ihnen gegeben sein möchte, sich noch Haltung genug bewahren zu können, um auch an Andere als an sich selbst zu denken. Die Verfügung über sein Haus zu Gunsten von Verwundeten, die anderweitig getroffen wurde, wird der Eigenthümer zunächst ziemlich apathisch entgegennehmen; kommt er später zu einiger Besinnung, so ist ihm die Schutzwehr, die er in dem bei ihm niedergelegten Seidenband findet, als solche unendlich willkommen, ohne daß dieser selbst ihm irgend an's Herz wachsen wird. Drangsal und Noth machen im Allgemeinen eigennützig und lassen wenig Raum für Hilfe, die Anderen zu bringen wäre. Von Denen Unterstützung zu erwarten, die unter dem Eindruck der Schrecknisse einer Schlacht stehen, heißt sich von der Wirklichkeit lossagen. Sind aber die Momente nicht so dringend, sind nur vereinzelt Verwundete unterzubringen, so werden dieselben in der Regel am besten daran sein, wenn sie der regelmäßigen militärischen Hilfe und Pflege anheimfallen. Hat man es mit einer feindselig erregten Bevölkerung zu thun, so helfen die Anmahnungen und Versprechungen der Convention außerordentlich wenig. Ist die Einwohnerschaft gutartig und unbefangen, so sind dieselben überflüssig; sie wird, sobald sie zur Ruhe gelangt, die Opfer des Krieges wohlwollend pflegen, auch ohne Motive, die von Außen an sie herantreten. Man mag die Dinge betrachten, wie man will, der Artikel 5 der Convention könnte ebenso gut fortfallen; immerhin wird man ihn nicht für geradezu militärisch fehlerhaft erachten können. —

Hält man die ursprüngliche Fassung der Genfer Convention mit den später entworfenen Abänderungen und Vervollständigungen zusammen, so muß das militärische Urtheil dahin gehen, daß die erstere, wenn sie auch einzelnen Einschränkungen unterstellt werden muß, im großen Ganzen den Vorzug vor allen späteren Elaboraten verdient. Es beruht dies darin, daß dieselbe sich dabei begnügt, wesentlich nur Principien Ausdruck zu geben, daß sie es aber verschmäht, die den Vertragsmächten auferlegten Verpflichtungen als peremptorische Forderungen zu formuliren. Der Artikel 8<sup>1)</sup> bezeichnet den Modus, dem gemäß überhaupt nur zu verfahren möglich ist. Es kann nicht genug wiederholt werden, daß die Kriegslagen, generell und speciell, sich viel zu verschieden darstellen und daß sie von viel zu mannigfaltigen Momenten beeinflusst werden, als daß es überhaupt thunlich wäre, für ihre Bewältigung absolut bindende Vorschriften zu entwerfen. Die Vorgänge entwickeln sich im Kriege viel naturwüchsiger, als man dies im Allgemeinen annimmt; es ist in ihrem Verlaufe weniger eine durchgreifende Leitung als treibende Kraft zu erkennen; es macht sich vielmehr eine allgemein entgegengenommene Tendenz geltend; ihr entsprechend wird gehandelt.

<sup>1)</sup> Der Art. lautet: Les détails d'exécution de la présente convention seront réglés par les commandants en chef des armées belligérantes, d'après les instructions de leurs gouvernements respectifs, et conformément aux principes généraux énoncés dans cette convention.

Man wird mit vollem Eifer und mit vollem Bewußtsein dem Gesamtgetriebe eine durchaus humane Richtung geben können, ohne es zu vermögen, für eine stete, unverrückbare und präzise Beobachtung bestimmt zum Ausdruck gebrachter Gesetze Bürgschaft leisten zu können.

Wer über ein großes Schlachtfeld hinweggegangen und wen all' das Grausen, das ihm von dort entgegenstarrte, im tiefsten Innern seines Gemüths erschütterte, der wird erneuerte Kraft und Erhebung in dem Gedanken gefunden haben, daß der ganze tragische Ernst der militärischen Nothwendigkeit hier gewaltet und daß eine berechtigte Leidenschaft hier ihr Werk gethan hatte. Er wird die Träger des rothen Kreuzes als Boten der Humanität willkommen heißen und in ihrem Hilfe und Erleichterung spendenden Thun sich des innigen Zusammenhanges mit Bestrebungen freudig bewußt werden, die über den Streit der Nationen hinaus in der Anerkennung von Menschewürde bei Freund und Feind ihre veredelnde Befriedigung finden. Ihm wird aber niemals der Gedanke auftauchen, daß sich vor seinen Augen der Act eines „civilisirten Krieges“ vollzöge. Die ganze Hohlheit dieses Begriffs, welcher mit seinen Konsequenzen die freie That der Leidenschaft in ihrer furchtbaren Nothwendigkeit nach Maß und Elle der Doctrin zuschneiden möchte, würde als inhuman geradezu abstoßen und verlegen. —

Wie nun die Genfer Convention einzig und allein innerhalb des organischen Aufbaues einer specifisch modernen Kriegsführung ihren Boden finden konnte, so nahm auch der im J. 1874 gemachte russische Vorschlag, auf einer internationalen Conferenz das, was Kriegsgebrauch und Kriegsgefeß zu einem Gewohnheitsrecht gemacht hatten, bestimmt zu codificiren, ausdrücklich von diesem Verhältniß seine Voraussetzung. So wenigstens ist es zu verstehen, wenn der Delegirte Rußlands sich bei der Eröffnung der Conferenzen in sehr treffender Weise wie folgt vernehmen ließ: „Le seul but légitime de toute guerre doit être d'arriver le plus promptement possible à une paix rendu plus solide et plus durable. Ce but ne saurait être atteint que si la guerre est conduite à la fois énergiquement et régulièrement, d'après les lois et coutumes que le temps et l'usage ont consacrées parmi les peuples civilisés.“ Es stimmt damit auch überein, wenn es in den principes généraux, welche dem den Berathungen zu Grunde gelegten Conventionsentwurf vorangestellt waren, ad 1 heißt: Une guerre internationale est un état de lutte ouverte entre deux états indépendants (agissements isolément ou avec des alliés) et entre leurs forces armées et organisées. Geregelter Organisation sowohl der staatlichen Kriegsmittel, wie der Kriegsführung selbst werden als unerläßlich für die Einführung des Principes der Humanität in jede Kriegsführung anerkannt. Der russische Vorschlag ist dabei nur in den doctrinären Irrthum verfallen, daß er vermeint, den Kampf der organisirten bewaffneten Macht des einen Staates mit derjenigen des anderen gewissermaßen social localisiren zu können. Die bewaffnete Macht des modernen Staates ist eben das „Volk in Waffen“ und der moderne Krieg wird, man mag sich dagegen sträuben wie man will, ein Volkskrieg und nimmt darnach seinen Maßstab.

So ist denn der zweite Satz jener principes généraux ganz unhaltbar ge-

worden. Er lautet: „Les opérations de guerre doivent être dirigées exclusivement contre les forces et les moyens de guerre de l'état ennemi et non contre ses sujets, tant que ces derniers ne prennent pas eux-mêmes une part active à la guerre.“ Es würde nothwendig werden, um hier eingehend zu widerlegen, alles Das von Neuem darzuthun, was bereits früher in Bezug auf die Solidarität der bewaffneten und nicht bewaffneten Staatsangehörigen und über die Bedeutung der relativen Kriegsmittel gesagt wurde. Statt dessen soll auf die eigenthümliche Thatsache hingewiesen werden, daß es gerade Rußland sein mußte, welches mit dem ersten großen Kriege, der seit den Tagen der Brüsseler Conferenz den Frieden Europa's unterbricht, den Volkskrieg in der entseßlichsten Gestalt wachrief. Seine Kriegsmanifeste und Proclamationen sind es, es sind die Worte seiner Bischöfe, mit denen sie die Fahnen der Truppen segneten, es sind seine die Bulgarei insurgirenden Maßnahmen, welche dem orientalischen Kriege den ihm eigenthümlichen Charakter ausdrückten. Rußland hat den Racen- und Religionskrieg proclamirt und auf Diejenigen, welche in ihm die politisch treibende Macht handhabten, fällt die furchtbare Verantwortung, die sich den Mordthaten in Bulgarien und Armenien entwindet. Möge man in dem Typus des Kampfes, den wir vor unseren Augen sich vollziehen sehen, einen Beweis dafür finden, daß, indem moderne Kriege nur um große nationale Fragen oder um solche, die dazu von den Leitern der öffentlichen Meinung gestempelt sind, geführt werden können, dieselben auch die vorhandene oder geschaffene nationale Feindschaft und nicht einen staatlichen Gegensatz zum Ausdruck bringen.

Jene principes généraux fielen den Berathungen der Conferenz zum Opfer; überhaupt wurde aus der Convention eine Declaration; die 71 Artikel der ersteren wurden in der zweiten auf deren 56 reducirt. Das Schlußprotocoll der Conferenz unterbreitet ihr Werk den betreffenden Regierungen als das Resultat einer gewissenhaften Prüfung der einschlagenden Fragen; die Declaration, von den Delegirten aller theilnehmenden Mächte vollzogen, konnte dazu dienen, weitere Verhandlungen und ein endliches Einverständniß anzubahnen; das letztere ist nicht erfolgt.

Die Declaration hat die in dem Entwurf vorgenommene Sonderung des Stoffes in vier Abtheilungen<sup>1)</sup>, von denen die erste die Rechte der kriegsführenden Parteien gegen einander, die zweite die Rechte derselben in Bezug auf Privatpersonen, die dritte den Verkehr der Kriegsführenden mit einander und endlich die vierte die Repressalien behandelt, verlassen; sie hat einfach ihre Artikel in 13 Gruppen zusammengefaßt und so an einander gereiht. Es könnte dies als bezeichnend dafür angesehen werden, daß man den Gegensatz zwischen „activen“ und „passiven“ Feinden, wie ihn Rußland adoptirt zu haben schien, sich nicht auch aneignen wollte. Bei näherer Betrachtung muß man diese Auffassung fallen lassen; jener Gegensatz dictirt wesentlich auch die Auslassungen der Conferenz, und das Aufgeben jener Eintheilung läßt nur den Vorwurf laut werden, daß man eine größere Zahl sehr verschiedener Momente der Kriegsführung unter ein und denselben Hut brachte, ohne diese Verschiedenheit ausdrücklich anzuerkennen.

In den einzelnen Artikeln wird häufig auf Kriegsgeſetz und Kriegsgebrauch hingewieſen, ohne daß beſtimmt dargethan wäre, worin beide denn eigentlich beſtehen; es wird auf Etwas Bezug genommen, daß doch erſt durch die Conferenz codificirt werden ſollte. Kriegsgeſetz und Kriegsgebrauch beruhen in der Regulirung, welche man dem continuirlichen AUSTAUSCH der Kampfſaction zu geben im Laufe der Zeit nahezu ſtilſchweigend übereingekommen iſt. Man will ſeine Kämpfer durch Tracht und Feldzeichen kenntlich machen; man will ſich nur ehrlicher Waffen bedienen, verſchmäht demnach Gift und Meuchelmord; man will das Handwerk der Spionage zu einem unehrenhaften ſtampeln; man will die Gefangenen und Verwundeten ſchonen; man will Baulichkeiten, in denen die letzteren untergebracht ſind, von jeder Beſchießung excluſiviren; man regelt die Formalitäten für den Empfang von Unterhändlern, für den Abſchluß von Waffenſtillſtand und Capitulation; man ſagt ſich Treue und Glauben zu für das, was einmal verſprochen und vereinbart wurde. Ueberall beſteht eine Gegenseitigkeit, welche, gleichen Vorausſetzungen bei beiden kämpfenden Heeren entwaſſen, mit den übernommenen Verbindlichkeiten unabläſſig thätig einzuwirken ſucht. Die ſo gewonnenen Gebote des Herkommens finden ſich auch in der Declaration, aber zerſtreut unter Beſtimmungen und verquidt mit Sätzen einer Theorie, welche das einſeitige Recht des Bekriegten gegen die wiederum einſeitigen Inſulten des Bekriegenden wahrzunehmen trachtet. Der AUSTAUSCH, der dort der Zeit und dem Raum nach einheitlich vor ſich geht, wird hier in beiden Richtungen auseinander gehalten; weil dort unmittelbar und ſtetig ein Ausgleich ſtattthat, ſo kann ſich die militäriſche Action Beſchränkungen, welche in dieſem Sinne Kriegsgebrauch und Kriegſitte vorſchreiben, gefallen laſſen; hier dagegen, wo dieſer ſich ſofort vollziehende Ausgleich fehlt, muß dieſelbe in den gegebenen Ordnungen eine Beengung ſehen, gegen die ſie unbedingt Einſprache erheben darf.

Wie in dem Rechtsbuche von Bluntſchli hat man ſich auch in der Declaration dazu verleiten laſſen, in concieſter Form eine Menge von Geſetzesparagraphen zuſammenzuſtellen, die, weil ſie ſo beſtimmt gefaßt ſind, für das reale Leben des Krieges vollſtändig unzutreffend werden. Man beginne nur mit dem erſten Artikel, der wie die ſieben folgenden von der militäriſchen Autorität über ein Territorium des feindlichen Staates handelt. Es heißt dort: „Ein Territorium iſt als beſetzt (occupé) anzufehen, wenn es ſich thatſächlich unter der Autorität der feindlichen Armee befindet; die Beſetzung dehnt ſich nur auf diejenigen Territorien aus, wo dieſe Autorität etablirt iſt und wirklich ausgeübt wird.“ Nun ſtellt ſich aber das reale Verhältniß meißtens ſo dar, daß der Bekriegende (Beſetzende) bemüht iſt, ſeine Autorität zu conſtituiren und aufrechtzuerhalten, und daß der Bekriegte verſucht, dieſelbe dem Gegner ſtetig ſtreitig zu machen. Der erſtere wird behaupten, zu ſeinem Ziele gelangt zu ſein; der zweite, er liefere von Tag zu Tag den Beweis, daß dem nicht ſo ſei. Der Artikel mag ſtaats- und privatrechtlich von großer Bedeutung ſein; in einem Kriegsrecht fehlt ihm dieſelbe. — Im dritten Artikel wird gefordert, es ſollten, um ſo viel wie möglich die Ordnung und das öffentliche Leben innerhalb des beſetzten Territoriums herzuſtellen und zu ſichern, die Geſetze des Friedens aufrecht



erhalten werden; sie dürften nur modificirt, suspendirt und durch andere ersetzt werden, wenn es die Nothwendigkeit erheische. In Wirklichkeit kann der Besetzende gar nicht anders verfahren, als daß er untersucht, welcher Gesetze, Verordnungen und administrativer Maßnahmen es bedarf, um seine kriegerische Action zu fördern und durchzuführen. Darnach wird er Verfügung treffen; ist er dabei im Stande, Bestehendes aufrecht zu erhalten, so wird er mit Dank zugreifen, denn auch ihm sind Ordnung und Regelmäßigkeit Bedürfnis; er kann nicht härter betroffen werden, als wenn die amtlichen Organe des Territoriums dasselbe verlassen. Dagegen irgendwie eine Verpflichtung zu übernehmen, die mehr oder weniger an den Bestand der Gesetze des Friedens bindet, ist vollständig unmöglich. — In einem späteren Artikel (Nr. 38) heißt es in Bezug auf das Verhältniß der Militärgewalt, Privatpersonen gegenüber: „... Das Leben und das Eigenthum der Individuen müssen respectirt werden.“ Nun greift aber jeder einfache Kriegsmarsch, der Chausseen und Straßen verläßt, jedes Bidouat, das seine Vertlichkeit sich unbekümmert um Anbau und Cultur wählt, jede Truppenaufstellung, die sich sichert, nothwendigertweise in eminentester Weise in das Eigenthum der Privaten ein; wie kann man nur überhaupt daran denken, einen solchen Paragraphen zu formuliren, wenn die militärische Bewegung auf jedem ihrer Schritte und Tritte, ganz abgesehen von ihren großen Kampfesmomenten, ihm Hohn sprechen muß! Wie hier das Verhalten der militärischen Individuen und die kriegerische Action mit einander verwechselt und zusammengeworfen wurden, liegt auf der Hand.

In den sämtlichen Artikeln der Declaration ist nur drei Mal, und jedes Mal durchaus nebenher und oberflächlich, der militärischen Nothwendigkeit gedacht. Welch' unrichtigen Platz sie im dritten Artikel einnimmt, wurde schon gesagt. Im dreizehnten Artikel sind dann unter den verbotenen Mitteln, dem Feinde zu schaden, als letzte derselben jede Zerstörung und Besitzergreifung von feindlichem Eigenthum aufgeführt, wenn sie nicht gebieterisch durch die Nothwendigkeit des Krieges gefordert sein sollten. Endlich heißt es im Art. 40: Da das Privateigenthum respectirt werden muß, so wird der Feind in Bezug auf die allgemein anerkannten Kriegsnothwendigkeiten (Kriegsbedürfnisse) von den Gemeinden und Einwohnern nur Lieferungen und Leistungen fordern, welche im Verhältniß mit den Hilfsmitteln des Landes stehen und welche für die Bevölkerung nicht die Verpflichtung in sich schließen, an den Kriegsoperationen gegen ihr Vaterland Theil zu nehmen. Ja, wenn die militärische Nothwendigkeit überall so glimpflich und derartig mit dem Handschuh des Rechtschutzes angethan aufzutreten vermöchte, da würde man den Entschluß, Krieg führen zu wollen, mit leichtem Muthe fassen! Dem ist aber leider durchaus nicht so und kann es nie und nimmer werden.

Um dies noch anschaulicher zu machen, mag mit wenigen Worten des See-Krieges gedacht werden. Die eminente Verschiedenheit zwischen den einschlagenden Verhältnissen desselben im Vergleich mit denjenigen des Landkrieges besteht darin, daß der letztere zu einem wesentlichen Theile seine Gestaltung unmittelbar aus dem Boden gewinnt, auf welchem er sich vollzieht. Von diesem, von seinem Anbau und seiner Cultur, von seiner Wegbarkeit und von Dem, was die mili-

tärische Ausnutzung aus ihm gemacht hat, in allen Beziehungen bedingt, tritt der Landkrieg in unmittelbarsten Contact mit der Bevölkerung, in deren Besitz das Alles ist. Sofort mit dem Ausbruch der Feindseligkeiten ist das Privatinteresse der Einzelnen überall da engagirt, wo nur irgendwie das Contagium des Krieges territorial an sie herantritt. Die Friction des Krieges wirkt direct zermalmend auf Besitz und Besitzrecht Solcher, deren Eigenthum bald mittelbar als Hinderniß oder als Vorstoß der Action erscheint, bald zum Kampfobject selbst wird. Demgegenüber bildet den Schauplatz des Seekrieges ein in Bezug auf Besitz und Cultur vollständig neutrales und indifferentes Meer; es bleibt ohne alle Relationen zum Kampf. Ermittelt man zugleich, daß der moderne Krieg zu Lande seiner innersten Natur nach sich als Volkskrieg darstellt, während das Personal, welches der Seekrieg zur Verwendung bringt, im Allgemeinen ein sich von der Bevölkerung loslösendes, specifisch ausgelesenes sein muß, so wird es erklärlich, daß für diesen sich ein Seerecht entwickeln und ausgestalten läßt, während für die Ausbildung eines Analogons innerhalb des Landkrieges die entsprechenden Voraussetzungen fehlen. Die Vorgänge und die Medien des Seekrieges können gewissermaßen abstracter erfaßt und behandelt werden, wogegen der Conflict zu Lande concret verwachsen ist mit dem Volk, das ihn führt, und mit dem Boden, den letzteres besitz. Auch das Kriegsmaterial ist hier und dort ein wesentlich anderes; dem Seekriege wird ausschließlich ein absolutes Kriegsmaterial dienstbar, der Landkrieg gewinnt neben dem, was ihm entsprechend absolut zur Verfügung gestellt wurde, ein ebenso wichtiges und reiches relatives Kriegsmaterial; er entnimmt es der territorialen und socialen Unterlage, welche der Kriegsschauplatz ihm darleiht. In jedem Augenblick, unaufhörlich macht sich dies geltend; es ist vollständig unmöglich, sich der Macht dieses Verhältnisses zu entziehen; im Gegentheil, es wird zur militärischen Nothwendigkeit, sich die Vortheile, welche innerhalb der relativen Kriegsmittel geboten sind, so ausgiebig wie irgend thunlich zu Nuzen zu machen. —

Wer den Krieg mit seinen thatsächlichen Forderungen kennt, muß die Brüsseler Declaration, so wie sie gefaßt ist, im großen Ganzen als unannehmbar ansehen; sie hat das ihren Verhandlungen zu Grunde gelegte Problem nicht gelöst; sie ist durchaus widerstandlos gegenüber der Wucht realer Verhältnisse geblieben. Es ist indessen in ihr eine Gruppe von Bestimmungen vorhanden, die wol zum Abschluß einer Convention im Sinne derjenigen von Genf die Veranlassung darbieten könnte. Wie es sich bei der letzteren um die Pflege der Verwundeten und Kranken handelte, so bedürfen auch die Gefangenen einer besonders hervorgehobenen humanen Theilnahme. Sie können derselben auch nach Lage der Dinge theilhaftig werden; auch bei ihnen gilt das, was von den Schülkingen des Genfer Vertrages zu sagen war; ihre Existenz liegt hinter der kriegerischen Action; sie haben keine fernere Beziehung mit ihr; es kommt nur darauf an, sie so schnell wie möglich vom Kriegsschauplatz abgeführt zu sehen; im Uebrigen würde zu ihren Gunsten eine durch Convention gesicherte Bürgschaft für entsprechende Verpflegung, Unterbringung und Beschäftigung anzustreben sein.

Doch auch in Bezug auf die Gefangenen gehen die Artikel der Brüsseler

Declaration viel zu sehr in's Detail; sie würden vor einer officiellen Adoption in den von ihnen gemachten Zugeständnissen einer sorgsamten Sichtung zu unterziehen sein. Allerdings läßt die gewählte Fassung so viel Spielraum, daß sich am Ende ziemlich Alles würde in sie hinein interpretiren lassen; aber gerade weil die betreffenden Vorschläge, über Grundsätze hinausgehend, Detailbestimmungen geben und in diesen dann zu zweideutigen Auslassungen gezwungen sind, entziehen sie sich doppelt dem Anspruch auf staatliche Anerkennung. — Ganz unannehmbar erscheinen Festsetzungen, welche den entwichenen Gefangenen, wenn er als solcher wieder ergriffen wird, nur einer Disciplinarbestrafung unterstellen, wenn er aber gar zum zweiten Mal aus der Reihe der Kämpfenden zum Kriegsgefangenen gemacht wird, straflos ausgehen lassen <sup>1)</sup>. Man hat den Gefangenen gegenüber ebenfogut mit Ausnahmeverhältnissen zu thun, wie überhaupt im Kriege. Kriegsgefangenen, in großer Ansammlung vereinigt und von einem verhältnismäßig schwachen Personal überwacht, muß, will man ihrer sicher sein, die sehr ernste Handhabung einer ausgedehnten Straf Gewalt als drohende Perspektive vorschweben. Die leicht abzuschüttelnde Abwendung eines mißglückten Fluchtversuches erzeugt zahlreiche Erneuerungen desselben. — Ebenso ist die Einführung des Ehrentwortes in Vertragsstipulationen, die unter allen Verhältnissen bindende Kraft haben sollen, ein kaum zu befürwortendes Experiment. Was ist persönliche Ehre? Bei den Einen hat sie einen ganz anderen Werth, als bei den Anderen; sie kann von der höchsten Bedeutung sein innerhalb geschlossener Kreise von Männern gleicher Lebensanschauung und gleichen Lebensberufs. In dem großen Getriebe der Welt entchlüpfen der Begriff der Ehre und die Fessel des Ehrentwortes jeder festeren Handhabung <sup>2)</sup>. In einem internationalen Vertrage möchten nur solche verpflichtende Bindemittel Platz finden dürfen, deren innere Wesenheit unter allen Verhältnissen und unter allen Contrahenten gleiche Würdigung beanspruchen können. —

Die unbedingte Freiheit der militärischen Action im Kriege ist eine unerläßliche Voraussetzung für den militärischen Erfolg. Das ist der Grundsatz, welcher von einseitig militärischer Seite jedem Bestreben entgegengehalten werden muß, das der Action durch ein internationales Kriegsrecht Fesseln anlegen will. Er ist es auch, der den Berathungen der Conferenz zu Brüssel von vornherein ein ungünstiges Prognostikon stellte. Man kann ohne Zögern hinzufügen und sich dabei auf die Erfahrungen des jüngsten

<sup>1)</sup> Der Text des Brüsseler Vorschlages lautet im Art. 28: „Les prisonniers de guerre sont soumis aux lois et règlements en vigueur dans l'armée au pouvoir de laquelle ils se trouvent. Contre un prisonnier de guerre en fuite il est permis après sommation de faire usage des armes. Repris, il est passible des peines disciplinaires ou soumis à une surveillance plus sévère. Si après avoir réussi à s'échapper, il est de nouveau fait prisonnier, il n'est passible d'aucune peine pour sa fuite antérieure.“

<sup>2)</sup> Der betreffende Art. 31 lautet: „Les prisonniers de guerre peuvent être mis en liberté sur parole, si les lois de leur pays les y autorisent et en pareil cas ils sont obligés sous la garantie de leur honneur personnel de remplir scrupuleusement, tant vis-à-vis de leur propre gouvernement, que vis-à-vis de celui, qui les a faits prisonniers, les engagements, qu'ils auraient contractés. Dans le même cas leur propre gouvernement ne doit ni exiger ni accepter d'eux aucun service contraire à la parole donnée.“

orientalischen Krieges stützen: wäre 1874 eine Convention vereinbart worden, die über Kriegsgebrauch und Kriegsgefeß hinausgehend für eine militärische Action selbst Schranken mit effectiv bindender Kraft gezogen hätte, so würde die nächste Sturmfluth eines Krieges sie durchbrochen und fortgeschwemmt haben. Es hieße, sich muthwillig einer Täuschung hingeben, wollte man es verkennen, daß der Krieg der Gegenwart viel rücksichtsloser, viel gewaltsamer und viel allgemeiner erfassend geführt werden muß, als dies je früher der Fall war. Der dritte schlesische Krieg konnte sich sieben Jahre lang auf einem sehr beschränkten Kriegstheater bewegen, ohne die von ihm betroffenen Lande zu vollständiger Erschöpfung zu bringen. Selbst der dreißigjährige Krieg gebrauchte drei volle Decennien dazu, Deutschland zu verheeren. Der Krieg der Neuzeit verwendet zu colossale Mittel, personell und materiell, spannt den Nationalwohlstand zu weitreichend an und verfügt zu unbedingt über den gesammten Haushalt der Staaten, als daß er nicht auch die rückhaltloseste Verwendung der bewaffneten Macht, die er in's Feld ruft, als unerläßliche Consequenz aller mitsprechenden Momente gebieterisch fordern müßte. Kriege wie die von 1866 und 1870—71, in denen recht eigentlich Typen des modernen Krieges zur Anschauung kommen, können nicht viele Feldzüge aneinander reihen; sie drängen von vornherein zu Entscheidung bringenden Krisen.

Man vergesse dabei auch eine zweite Thatsache nicht. Der innige Zusammenhang aller Culturvölker mit einander, das Zusammenschieben der einseitig nationalen Interessen zu internationalen, die mächtige Mitbetheiligung aller Einzelstaaten an der Gesamtentwicklung der europäischen Welt — sie können die Spannung, in welche ein einseitig erfaßter Conflict das Ganze versetzt, nicht auf längere Dauer ertragen. Die Normen des Friedens sind so wichtig, so unentbehrlich geworden, daß die Störungen, welche der Krieg auch nur indirect hervorruft, überall auf das Empfindlichste gefühlt werden. Das Getöse seines an dem einen Ende des großen Staatencomplexes geführten Kampfes durchzittert Europa in seinem Gesamtgefüge. Der Conflict muß rasch zum Austrag gebracht werden, soll die Position der Kämpfenden vor Verschiebungen und Beeinträchtigungen durch ausgedehntere Verwickelungen und durch Einmischung fernzuhaltender Elemente gesichert sein. Der gewaltigste Anlauf wird genommen werden müssen, um den Sieg zu gewinnen, bevor Zeit übrig blieb, den Streit des Einzelnen zu dem der Gesamtheit zu machen. —

Soll die Humanität mäßigend und milbernd in ein Gewühl eintreten, in welchem Gewalt und Leidenschaft als berechnete Potenzen herrschen, so muß sie ihre Anknüpfungen da suchen, wo die letztere von beiden ihren Ausgang nimmt. Der Stab des Gesetzes ist zerbrochen, aber Ehre und Gewissen sind desto lebendiger in den Herzen der Einzelnen wie der Völker angeregt. Möge es der modernen Gesittung gelingen, hier Reime einzusenten, denen auch in Mitten des furchtbarsten Streites Fesseln entwachsen, wie sie die Doctrin und das Recht des Friedens nicht darzuleihen vermögen. Wollen aber auch diese ihren Antheil an der allgemeinen Culturarbeit auf dem Boden des Krieges bewahren, so werden sie zuvörderst sich zu beschränken wissen müssen. Das Utopien eines construirten Krieges ist zu verlassen; er ist zu nehmen, wie er einmal ist und sein

wird, als Kampf. Haben Herkunft und Brauch seiner Action regelnde Formen gegeben, so haben dieselben nur unter der Rücksicht Platz greifen können, daß sie einen ihnen stetig anhaftenden Austausch mit einander fanden. Wird dazu geschritten, sie neu zu verzeichnen, so wird wesentlich an diesem Umstande festzuhalten sein. Aussprüche bewährter Rechtslehrer, Erledigungen, welche Präcedenzfälle gefunden, können innerhalb eines Kriegesrechtes kaum autoritatives Gewicht gewinnen, weil der Krieg sich nicht auf einem specifischen Rechtsgebiet vollzieht, und weil die Kriegslagen einmal an sich und ihrer Natur nach stets verschieden zusammengewebt sind, sodann aber einer subjectiven Auffassung unterliegen, welche für die zu fassenden Entschlüsse kein anderes Gesetz anerkennen kann, als das der militärischen Nothwendigkeit. —

---

# Die Stellung der Frau im deutschen Recht.

Von  
Prof. Rudolph Sohm.

Die Geschichte der Frauen hat die Eigenthümlichkeit, daß sie nicht eine Geschichte der Frauen, sondern eine Geschichte der Männer ist. Das Weib gibt seine Stellung nicht sich selbst, sondern empfängt sie vom Mann. Daher ist die Stellung der Frau der unmittelbare Ausdruck des Charakters des Mannes, der sie ihr gegeben. Die Werthschätzung der Weiblichkeit steht in einem ganz bestimmten Verhältniß zu der Entwicklungsstufe der Männlichkeit. Die vollendete Männlichkeit schließt die vollendete Ritterlichkeit in sich. Das Weib ist der Schlüssel des Mannes, und den unverheiratheten Junggesellen müssen wir als eine noch uneröffnete Persönlichkeit bezeichnen.

So ist die Stellung der deutschen Frau der Schlüssel zu dem Wesen des deutschen Mannes, des deutschen Volkes.

Die Weiblichkeit des Weibes ist erst vom deutschen Volk entdeckt worden. Wol finden wir im Alterthum einzelne Sichtbilde des ewig Weiblichen. Was macht, daß wir der Odyssee den Vorzug geben vor der Ilias mit ihren gewaltigen Gemälden der männermordenden Schlacht? daß uns die Geschichte des irrenden Helden anmuthet wie ein deutsches Gedicht? Es ist der Geist des Weiblichen, welcher der Odyssee aufgeprägt ist durch die beiden wunderbaren Gestalten der lieblich-strengen jungfräulichen Nausilaa und vor Allem der sinnigen Hausfrau Penelope, der Königin der griechischen Weiber. In der Ilias findet sich nur eine Scene, welche dem deutschen Gemüth in gleicher Weise sympathisch ist, die Abschiedscene Hector's und der Andromache: „Du aber Hector bist mir Vater und Mutter“, und nicht umsonst ist gerade diese Scene unserem Gedächtniß unvergänglich. Aber solche Sichtbilde ausgenommen, ist das ganze Alterthum blind für die echte Weiblichkeit. Werfen wir einen Blick in die olympische Götterwelt, in welcher das classische Alterthum seine Ideale der Menschheit gezeichnet hat. Da ist die herrschsüchtige Hecate, die weise, aber blaustrümpfige und männlich-emanzipirte Athene, die jagdsfrohe Artemis, die sinnliche Aphrodite, aber keine Einzige, welche ein Weib wäre nach unserem Sinn. Die Idee der Weiblichkeit ist

noch nicht entdeckt. Dem entspricht die gesellschaftliche Stellung der Frau im Alterthum. Die antike Gesellschaft ist eine Gesellschaft nur von Männern. Unter den Männern erscheint ausschließlich die emancipirte Frau, d. h. die Frau, welche das Weibliche des Weibes abgestreift hat. Das Weibliche ist kein Culturelement des antiken Gemeinlebens, und die Frau hat ihre Stellung ausschließlich im Hause, als eine Dienerin, nicht als eine Genossin des Mannes.

Anders beim deutschen Volk.

Das Wort Frau (*frouja*) ist das Femininum zu dem althochdeutschen *frô*, d. h. Herr (der Erfreunde, der gnädige Herr). Noch heute sprechen wir von Frohndiensten, d. h. Herrendiensten, vom Frohnleibnam, d. h. vom Leibnam des Herrn (*corpus domini*). Die deutsche Sprache nennt die Frau eine Herrin, und zwar eine gnädige, eine Gnade und Ungnade austheilende Herrin.

Den Commentar zur deutschen Sprache gibt das deutsche Mittelalter.

Das Mittelalter, dessen charakteristische Epoche in die Zeit von der Mitte des elften bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts fällt <sup>1)</sup>, bedeutet die Jugendzeit des deutschen Volkes. Im Mittelalter haben wir unsere Flegeljahre durchgemacht. Es war eine raue und rohe Zeit, die Zeit des Faust- und Fehderechts, die Zeit, wo der Pilger, der Kaufmann nicht ungefährdet seine Straße zog, bedroht nicht etwa durch den Auswurf, sondern durch den Adel der Nation. Aber im Mittelalter hat das deutsche Volk zugleich seinen Jugendtraum geträumt. Wir mit unserem Pessimismus, mit unserer Verzweiflung an der Welt können uns nicht von ferne mit dem Mittelalter messen, mit seinem glaubenstarken Optimismus, mit seiner jugendfrohen Begeisterung, mit seinem Vertrauen auf Gott und auf sich selbst. Die Zeit der Kreuzfahrten, der Dome und der Lieber ist die Zeit der Ideale des deutschen Volkes. Und zu den Idealen des deutschen Volkes zählt — die deutsche Frau.

Schon Tacitus, der erste Schriftsteller, welcher uns eingehende Kunde von unseren Vorfahren überliefert, betont als eine charakteristische Eigenschaft der Deutschen ihre Werthschätzung der Frau: „sie schreiben den Frauen etwas Heiliges und Prophetisches zu“ <sup>2)</sup>. Während der Mann die physische Vollkraft ist, macht die körperliche Schwäche der Frau, daß in ihr das geistige Element hervorleuchtet: ihre Stärke ist das Gemüth, eine unsichtbare überirdische Kraft, dem Göttlichen näher verwandt als das Wesen des Mannes, in welchem mit dem Gefühl der Stärke sich zugleich das Bewußtsein von der Befangenheit in sinnlicher Leidenschaft und Rohheit verbindet.

Den von Tacitus ausgesprochenen Gedanken sehen wir im Mittelalter zur vollen Wirklichkeit geworden.

Die Frau ist der Mittelpunkt der deutschen mittelalterlichen Dichtung. Die Heldensage in der Form, wie sie im Mittelalter poetische Gestalt gewinnt, ist Frauensage. Die Heldin der Nibelungen ist Kriemhilde: das Epos singt von der Kraft des Weibes zu lieben und zu hassen. Die Gudrun feiert die unerschütterliche bräutliche Treue der verlobten Jungfrau. Und daneben die deutsche

<sup>1)</sup> Vergl. Wilh. Scherer, Geschichte der deutschen Dichtung (1875), S. 3 ff.

<sup>2)</sup> Tacit. Germ. c. 8: inesse quinetiam sanctum aliqui et providum putant.

Lyrik. Die ganze mittelalterliche Lyrik, soferne sie weltlichen Inhalt hat, ist eine Verherrlichung der Frau. Die deutschen Minnedichter singen nicht von der amour, dem sinnlichen Begehren der Troubadours, sondern von der Minne, dem „Gedenken“, der Sehnsucht des ritterlichen Mannes nach dem weiblichen Ideal, welches ihm in der „Herrin“ erschienen ist.

Die deutsche Frau ist auch der Mittelpunkt einer Wissenschaft, — der Geheimwissenschaft. Dem Auge des Mannes verschlossen, thut sich das Geheime, Unsichtbare dem zarteren Gemüth der Frau auf. Es gibt keinen Propheten, aber Prophetinnen, kundige Wahrsagerinnen des Schicksals. Auch die heilenden Sprüche kennt die Frau. Sie ist der Arzt des Mittelalters. Die Heilkunde steht auf gleichem Boden mit der Zauberkunde; außer dem Heilmittel weiß die Frau den geheimen Spruch, welcher das Blut still stehen und die Wunde sich schließen macht. Auch Lesen und Schreiben zählt zu den Geheimkünsten jener Zeit. Gerade in der klassischen Epoche des Mittelalters ist die Laienbildung untergegangen, und selbst der adelige Mann weiß wol das Schwert, aber nicht die Feder zu führen. Lesen und Schreiben ist neben den Geistlichen allein den Frauen vorbehalten. Im Boudoir der Frau befindet sich die Bibliothek jener Zeit, Liebesromane und „Psalter und Bücher, die zum Gottesdienst gehören, welche Frauen pflegen zu lesen“, wie der Sachsenspiegel sagt. Der Glaube an die geheimen Künste und das geheime Wissen der Frau hat noch nach Ausgang des Mittelalters in dem Hexenaberglauben eine unheimliche Nachwirkung hervorgerufen. Die Hexenprocesse des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts sind die Caricatur zu dem Taciteischen Wort: sie sehen in den Frauen etwas Heiliges und Prophetisches.

Die deutsche Frau ist vor Allem ein Mittelpunkt des mittelalterlichen Lebens geworden. Der Ritter ist das männliche Ideal des Mittelalters, und der Dienst des Ritters ist dreierlei: Gottesdienst, Reichesdienst und Frauendienst. Der Reichesdienst, auch der Gottesdienst vermag den Rittermann nur periodisch und vorübergehend in Anspruch zu nehmen; der Frauendienst stellt gewissermaßen den stehenden Mittelpunkt, die tägliche Aufgabe des adeligen Mannes dar. Die Frau ist die Trägerin des „höfischen“ Lebens, welches dem Ritterthum und überhaupt der gebildeten Gesellschaft des Mittelalters sein Gepräge und seinen Glanz gibt. Zum ersten Male in der Geschichte der Menschheit erscheint im Mittelalter die Frau als Bildungselement des nationalen Gemeinlebens, und wenn im Turnier der Siegespreis von Frauenhand vertheilt wird, so empfängt die Frau selbst den höchsten Preis, das sich Beugen des Mannes vor echter Weiblichkeit.

Der Frauencultus hat sogar im Gottesdienst eine Stelle gefunden: der Mariencultus ist der Frauendienst in religiöser Form.

Das Mittelalter zeigt uns die Frau in Wahrheit als eine Herrin, als die Königin des Mittelalters: die deutsche Frau ist eine Herrin auf dem Gebiet der Sitte.

Welche Stellung hat die Frau im mittelalterlichen deutschen Recht?

Die Stellung der Frau im deutschen Recht ergibt sich aus dem Satz, daß die deutsche Rechtsfähigkeit als ihre Voraussetzung die Geschäftsfähigkeit fordert. Das deutsche Recht kennt keine Freiheit und Gleichheit für Jedermann,



für Alles, was Menschenangeficht trägt. Es genügt nicht, geboren zu sein, um frei zu sein. Die deutsche Freiheit stellt an erster Stelle Anforderungen an ihr Subject, die Anforderung, die Last der Freiheit tragen zu können. Frei ist nur, wer die Pflichten gegen das Gemeinwesen erfüllen kann. Und die erste Pflicht, von deren Erfüllung die Rechtsfähigkeit abhängt, ist die Wehrpflicht. Der Freie muß fähig und bereit sein, sein Leben für das Gemeinwesen einzusetzen. Nur wer dem Gemeinwesen sich ganz hingibt, dem gibt das Gemeinwesen sich selbst, d. h. die rechtliche Persönlichkeit, die Freiheit. Frei, vollfrei ist nach deutschem Recht nur der wehrfähige Mann. Die regierende Versammlung des altdeutschen Staates ist die Heerverversammlung (das „concilium“ des Tacitus, das „Märksfeld“ des fränkischen Reichs), d. h. die Versammlung aller wehrfähigen Männer, welche durch das Kommen zur Heerverversammlung zugleich die höchste Pflicht, die Wehrpflicht (welche auch im altdeutschen Staat eine allgemeine Wehrpflicht ist) erfüllen, und das höchste Recht des Mannes, die Theilnahme an der öffentlichen Regierung, ausüben. Wer nicht wehrfähig ist, dem ist die Theilnahme an der Heerverversammlung und zugleich damit die Theilnahme an der öffentlichen Pflicht und am öffentlichen Recht versagt. Von der öffentlichen Rechtsfähigkeit ist nach altem Recht zugleich die Privatrechtsfähigkeit (die Vermögensfähigkeit) abhängig. Nur der wehrfähige Mann kann Vermögen haben. Dem nicht Wehrfähigen ist wie die Stimme im Staat, so auch das Eigenthum und die Herrschaft im Hause versagt. Frei, rechtlich selbständig, politisch und wirthschaftlich mündig kann nach ursprünglichem deutschem Recht nur sein, wer den Ansprüchen gewachsen ist, die das Gemeinwesen an seine Angehörigen richtet. Wer nicht wehrfähig ist, der ist zugleich nicht fähig, sich selbst in der Gewalt zu haben, sondern muß der Gewalt und dem Schutz eines Anderen, einer Vormundschaft unterliegen. In Vormundschaft steht der Greis, der Gebrechliche, der unmündige Knabe, und — die Frau. Die Frau ist der deutschen Freiheit unfähig, weil sie der Schwere der deutschen Freiheit nicht gewachsen ist. Sie unterliegt nicht einer Altersvormundschaft wie der Knabe, sondern einer Vormundschaft um ihres Geschlechtes willen. So lange sie lebt, bedarf sie eines Gewalthabers, unter dessen Schutz sie als unselbständiges Glied an den Wirkungen der Rechtsordnung Theil nimmt.

Die Stellung der Frau im deutschen Recht folgt aus ihrer Unterordnung unter die Geschlechtsvormundschaft.

Die Vormundschaft bedeutet ursprünglich alle Gewalt über die Person des Mündels. Sie ist eine unbeschränkte Gewalt über Leib und Leben, unbeschränkt auch durch die öffentliche Gewalt, für welche die Persönlichkeit des Mündels nach altem Recht überhaupt nicht existirt. So steht auch dem Geschlechtsvormund der Frau, ihrem Vater, oder, nach Eingehung der Ehe, ihrem Mann ein Tödtungsrecht, ein Züchtigungsrecht, ein Verkaufsrecht zu. Der Mann kann seine Frau wie des Lebens so der Freiheit berauben und sie in die Knechtschaft verlaufen, um ihren Vermögenswerth zu realisiren, wie etwa den Werth anderer fahrender Habe. Die Frau ist vermögensunfähig: es gibt keine reichen Erbinnen zu heirathen. Nur der Mann ist vermögens- und erbfähig, und Alles, was die Frau erwirbt, erwirbt sie ihrem Gewalthaber.

Erst allmählig ist eine Fortentwicklung und damit eine Abschwächung eingetreten. Das Tödtungsrecht des Geschlechtsvormundes reducirt sich von Rechtswegen auf den einzigen Fall, in welchem es wahrscheinlich thatsächlich von jeher allein seine Ausübung gefunden hatte, auf den Fall der Unkeuschheit des Mündels. Das Recht, in die Knechtschaft zu verkaufen, verschwindet; nur das Recht des Geschlechtsvormundes, sein Mündel in die Ehe zu verkaufen (zu verloben) bleibt zurück. Von den Rechten des Vormundes über die Person der Frau erhält sich ungeschmälert nur sein Erziehungsrecht, welches mit dem Rechte der Disciplin sich verbindet. Gleichzeitig tritt die Frau in die Vermögensfähigkeit ein. Seit dem Ausgange des fünften Jahrhunderts ist der Frau das Privatrecht zugänglich geworden. Sie wird zuerst des Eigenthums an fahrender Habe (der *res nec mancipi* des deutschen Rechtes), bald auch des Eigenthums an Grund und Boden fähig. Allerdings schließt die Fähigkeit, Vermögen zu haben, nicht auch die andere, das Vermögen selbst zu verwalten, in sich; vielmehr bewirkt die Geschlechtsvormundschaft, nachdem die Vermögensunfähigkeit beseitigt, von nun an die Verwaltungsunfähigkeit der Frau. Ihr ganzes Vermögen ist dem Willen der Frau entzogen und dem Willen, ja auch dem Genuße ihres Vormundes preisgegeben. Trotzdem ist der Fortschritt ein eminenter. Die Frau ist Person geworden, Person im Rechtsinn, rechtsfähig, wenngleich zunächst nur für das Gebiet des Privatrechts und wenngleich, in Folge der noch fortbestehenden Geschlechtsvormundschaft, nur eine Person minderen Rechtes. Sie ist nicht vollfrei, aber sie ist halbfrei geworden<sup>1)</sup>. Während sie in der ältesten Zeit nur für das Haus, nicht für den Staat existirte, hat sie jetzt eine unmittelbare Beziehung zur Rechtsordnung und zum Rechtsschutz gewonnen.

Im dreizehnten Jahrhundert macht sich eine neue Epoche bemerkbar. Die Geschlechtsvormundschaft über die erwachsene unverheirathete Frau ist bereits der Auflösung nahe. Im fränkischen Recht ist die Geschlechtsvormundschaft vollkommen untergegangen. Bei den übrigen Stämmen dauert sie in der Hauptsache nur als Proceßvormundschaft fort. Die Jungfrau ist privatrechtlich emancipirt. Sie ist in freier Verfügung und Nutzung ihres Vermögens. Nur vom öffentlichen Recht ist sie ausgeschlossen, und bedarf sie daher im Gericht (das Gericht ist Volksversammlung) der Vertretung durch einen Mann, ihren Vormund, der ihren gesetzlichen processualischen Vertreter darstellt.

Aber dieses letzte Resultat gilt nur für die unverheirathete Frau. Für die Ehefrau ist das Vormundschaftsrecht in Kraft geblieben. Auf dem Gebiete des Eherechts treten wir zugleich in den Mittelpunkt der die Frau betreffenden Rechtsätze ein.

Die Ehe übt nach deutschem Recht auf die persönlichen Verhältnisse der Ehegatten eine doppelte Wirkung. Sie erzeugt einerseits ein gegenseitiges Gleichordnungs- und andererseits ein einseitiges Unterordnungsverhältniß.

<sup>1)</sup> Der Halbfreiheit der Frau entspricht das Princip des sächsischen Rechts, daß die Frau nur das halbe Wergeld des Mannes hat, Sachsensp. III, 45 § 2. In den alten Volksrechten findet sich dagegen, von einem anderen Standpunkte aus, häufig ein höheres Wergeld der Frau, gleich dem höheren Wergeld des unmündigen Kindes: nicht ihre rechtliche Stellung, sondern ein ethisch bedeutungsvolles Moment, ihre Schwäche, qualificirt das Verbrechen.

Das Gleichordnungsverhältniß ruht auf dem Rechtsfact, daß die Frau nach Eingehung der Ehe am Stand und Rang des Mannes Theil nimmt. Die Standesgleichheit bedeutet die Gleichstellung der Frau mit dem Mann an rechtlichem Werth der Persönlichkeit. Die Ehe, welche keine Standesgleichheit der Ehegatten herbeiführt, die Mißheirath, ist eine dem Wesen der Ehe widersprechende und daher vom deutschen Recht gemißbilligte Ehe. Ja, es begegnen noch deutliche Spuren, daß die Mißheirath einst mit Todesstrafe bedroht war. Daneben bedeutet die Ranggleichheit der Ehegatten die Gleichstellung der Frau mit dem Manne auch an gesellschaftlichem Werth der Persönlichkeit. Die Frau nimmt wie an dem Namen, so auch an den Titulaturen des Mannes Antheil. Sie wird Frau Geheimrätthin, Frau Doctorin. Auch der niedere Adel ist eine bloße Titulatur, ist rechtlich kein Stand, sondern nur ein Rang. Wie die Frau des Doctors Frau Doctorin, so wird die Frau des Grafen Frau Gräfin. Wir meinen wol besonders correct zu sprechen, wenn wir nicht Frau Doctorin, sondern Frau Doctor, nicht Frau Geheimrätthin, sondern Frau Geheimrath sagen. Dennoch ist dieser Sprachgebrauch ebenso verkehrt, wie wenn wir anstatt Frau Gräfin sagen wollten Frau Graf. Die Frau des Doctors ist nicht bloß Frau Doctor, d. h. Frau eines Doctors, sondern ist selbst Frau Doctorin, die Frau des Professors selbst Frau Professorin. Die Eingehung der Ehe bewirkt, daß Rang und Titel des Mannes von der Frau zu eigenem Recht erworben wird.

Dies Gleichordnungsverhältniß, welches aus der Ehe hervorgeht, wirkt nach außen, Dritten gegenüber. Der Mann will, und das Recht gewährt ihm diese Forderung, daß seine Frau von jedem Dritten gleich geschätzt werde wie er selbst. Dagegen übt das Unterordnungsverhältniß, welches die zweite Folge der Ehe darstellt, seine Wirkung nach innen, auf das Verhältniß der Ehegatten zu einander. Die Ehe erzeugt die eheherrliche Gewalt, die Vormundschaft des Mannes über die Person der Frau. In der Hand des Ehemannes hat die Geschlechtsvormundschaft ihre Energie gewahrt, und ist sie es vor Allem, welche dem persönlichen Verhältniß der Ehegatten ihren Stempel aufdrückt.

Die Ehe fordert nach deutschem Recht an erster Stelle das Dasein der eheherrlichen Gewalt. Daher ist der principale Eheschließungsact des alten Rechts ein Kaufvertrag: der Kaufvertrag, welchen der Bräutigam mit dem Vater oder Vormund der Braut über die Braut abschließt. Die Braut kann nicht umsonst erworben werden, kann nicht geschenkt werden. So wenig nach altem deutschem Recht, wie nach römischem, eine Sachschenkung, so wenig ist eine Brautschenkung gültig. Soll die rechtliche Wirkung des Uebergangs der vormundschaftlichen Gewalt von dem bisherigen Gewalthaber (Vater oder Vormund) auf den Bräutigam stattfinden, so bedarf es der Preiszahlung, und der Brautkauf ist die Eheschließung, weil ohne Kaufgeschäft die Ehe eine Ehe ohne eheherrliche Gewalt, d. h. keine Ehe wäre. Daher führt der für die Braut gezahlte Preis bei den deutschen Stämmen den technischen Namen Witthum <sup>1)</sup>, d. h. die bindende

<sup>1)</sup> Burgundisch *wittemon*, angelsächsisch *weotuma*, friesisch *wetma*, alemannisch *widem*. Das Wort stammt von der Wurzel (goth.) *vidan*, d. h. obligare, binden.

Gabe. Die Zahlung des Brautpreises ist der Act, welcher, als die Grundlage für den Erwerb der ehelichen Gewalt, das Kennzeichen der rechten Ehe und zugleich die Schließung der rechten Ehe darstellt.

Der Brautkauf ist eine bei allen Völkern begegnende Erscheinung. Aber in ältester Zeit, und noch heute bei den wilden Stämmen steht der Brautkauf schlechtweg unter den Rechtsätzen des Sachkaufs. Der Brautpreis wird verhandelt und bedungen wie der Preis eines guten Schwertes oder sonst eines Werthobjects. Dies Stadium der Entwicklung ist vom deutschen Recht schon auf seiner ältesten Stufe überschritten. Der Brautkauf unterscheidet sich vom Sachkauf durch die gesetzliche Fixirung des Preises. Das Witthum hat eine bestimmte gesetzliche Höhe: die Sache, auch der Unfreie, hat einen Preis von Verkehrswegen nach Angebot und Nachfrage, die Braut aber hat einen Preis von Rechtswegen, der Brautkauf ist ein Kaufvertrag ohne Handeln und Mädeln über den Kaufpreis. Die Höhe des Witthums bestimmt sich nach dem Stamme und nach dem Stande der Braut („secundum genealogiam suam“). Die sächsische Braut hat den höchsten Preis: das alte sächsische Recht fordert ein Witthum (puellae pretium) von 300 Goldschillingen. Innerhalb der einzelnen Stämme hat die adelige Braut den höchsten Preis, die freie Braut den einfachen, die halbfreie den halben Brautpreis. Bei den salischen Franken betrug das Witthum für die freie Jungfrau 62½ Goldschillinge, für die halbfreie die Hälfte: 30 Solidi. Den Goldsolidus können wir ungefähr mit unseren heutigen Doppelkronen vergleichen, woraus erhellt, daß die Brautpreise für dormalige Verhältnisse eine beträchtliche Höhe hatten. Und dieser Brautpreis muß voll entrichtet werden. Wie das Wergeld (pretium viri), welches für den erschlagenen Mann gezahlt werden muß, den Preis und rechtlichen Werth des Mannes, so drückt das Witthum den rechtlichen Werth der Braut aus. Und nicht bloß das Recht, auch die Ehre der Braut fordert, daß sie nicht unter ihrem Werth fortgegeben werde; ihr Geburtsrecht muß durch Zahlung des „echten“ Brautpreises, des ihr gesetzlich zukommenden Witthums zugleich anerkannt und realisirt werden. Die Unwandelbarkeit des Preises, welche den Jungfrauenkauf rechtlich vom Sachkauf unterscheidet, hat eine ganz bestimmte ethische Idee zum Hintergrund. Sie bedeutet, daß der Gegenstand des Brautkaufes, die Jungfrau, von unschätzbarem Werth ist. Der Preis der Braut kann nicht vertragsmäßig vereinbart werden, weil er in Geld überhaupt sich nicht ausdrücken läßt; es bedarf eines Rechtssatzes, um an sich Ungleichwerthiges einander gleichwerthig zu setzen. Der Werth des Weibes überschreitet den Werth der Sache, und die Erkenntniß ist bereits durchgedrungen, daß der Kauf der Frau nicht von Vermögensinteresse, sondern ausschließlich von ethischem Interesse ist.

Aber der Brautkauf trägt die Formen des Sachkaufs an sich. Aus diesem Grunde bedarf es, wie für den Sachkauf so auch für den Brautkauf, um das Rechtsgeschäft gültig abzuschließen, der Zahlung des Preises. Die bloße Willenseinigung ist nach deutschem Recht zum gültigen Vertragschluß nicht ausreichend. Doch wird die Zahlung des Preises, auch beim Brautkauf, durch eine bloße Scheinzahlung, durch die Zahlung eines Handgeldes (arrha) ersetzt. Der Brautkauf ist rechtlich perfect, schon wenn das Draufgeld gegeben ist. Bei

den Franken betrug das Draufgeld des Brautkaufvertrags einen Solidus und einen Denar (einen Goldschilling und einen Silberpfennig). Hier ist in der späteren Uebung der Ring in die Stelle des Handgeldes eingetreten. Der Ring, den wir noch heute als Trauring haben, ist das vom Bräutigam gegebene Handgeld, um den Ehevertrag als Kaufvertrag formell gültig zu Stande zu bringen, und findet sich daher noch im 16. Jahrhundert, daß die Ringe nicht gewechselt werden, wie heute, sondern der alten Uebung entsprechend, nur ein Ring gegeben wurde, vom Bräutigam an die Braut.

Der Brautkaufvertrag ward nach altem Recht, wie schon bemerkt, mit dem Gewalthaber der Braut, ihrem Vater oder Vormund, nicht mit der Braut selber abgeschlossen, und verstand sich von selbst, daß ebenso nicht die Braut, sondern der Gewalthaber den Brautkaufspreis erhielt. In dem Verkaufsrecht des Gewalthabers war das alte Recht der freien Disposition des Geschlechtsvormunds über seine Mündel noch erhalten. Ja, die Braut war ursprünglich das willenlose Object des Brautkaufs; es war gleichgültig, ob sie ihre Zustimmung zur Eingehung der Ehe mit dem von ihrem Vormund Erlorenen gab oder versagte. Doch ist auch an dieser Stelle das Recht des Geschlechtsvormunds in stetiger Entwicklung abgeschwächt, zuletzt beseitigt worden. Schon im 6. Jahrhundert gilt das Princip, daß der Brautkauf der Zustimmung der Braut bedarf, so daß er also nicht gegen ihren Willen gültig werden kann. Gleichzeitig wird das Witthum, d. h. der Preis des Brautkaufvertrags nach einer bei allen Stämmen durchbrechenden Uebung nicht mehr dem Geschlechtsvormund, sondern der Braut selber zugetwandt. Das Witthum verwandelt sich in Folge dessen in eine vom Mann seiner Frau bestellte Wittwenversorgung (regelmäßig in der Form eines Leibzuchtrechts an Grundstücken), d. h. in die Form, welche dem späteren Recht und unserem heutigen Sprachgebrauch allein noch geläufig ist. Der Brautkaufvertrag ist damit ein Vertrag geworden, welcher zwar noch von dem Gewalthaber (Vormund) der Braut, aber nicht mehr zu eignen Gunsten, sondern zu Gunsten eines Dritten, der Braut nämlich, geschlossen wird. Der Vormund (oder Vater) empfängt nur noch das Handgeld, einen Schilling und einen Pfennig, weil er der Contrahent, der Verkäufer ist, aber nicht mehr den Preis, das Witthum. Seit dem 12. Jahrhundert ist endlich auch dieser Rest der vormundtschaftlichen Rechte bei den meisten Stämmen beseitigt. Dem Geschlechtsvormund steht nur noch ein Zustimmungsrecht (ein Veto) bei Eingehung der Ehe zu; der Ehevertrag wird nicht mehr von ihm, sondern nur unter seiner Genehmigung von der Braut selber abgeschlossen. In Folge dessen wird von nun an auch das Handgeld der Braut gegeben, nicht mehr ihrem Vormund, und tritt die schon oben ange deutete Sitte in Kraft, welche als das Handgeld, als die Scheinzahlung des Brautkäufers der Braut den Ring des Bräutigams zuwendet.

Mit dieser Entwicklung ist der alte Gedanke, daß der Ehevertrag ein Kaufvertrag ist, immer entschiedener in den Hintergrund getreten, und in gleichem Maße deutlicher tritt an Stelle des Kaufvertrags ein Rechtsgeschäft von ausschließlich familienrechtlichem Inhalt hervor: die Verlobung. Denn die Verlobung ist es, deren Geschichte wir im Vorigen kennen gelernt haben. Sie hat

in langsamen Uebergängen aus dem alten Brautkauf (der Verlobung, die mit dem Vormund der Braut geschlossen ward) in unsere Verlobung sich verwandelt; aber die Formen des alten Kaufgeschäfts sind noch heute erkennbar, und das Handgeld des Käufer-Bräutigams ist noch, wenngleich nicht mehr im Recht, so doch in der Sitte lebendig.

Zugleich erhellt, daß die Verlobung nach deutschem Recht eine ganz andere Kraft besaß als heute. Die Verlobung des heutigen Rechts ist nur ein Versprechen, die Ehe später schließen zu wollen; die Verlobung des deutschen Rechts ist dagegen die Eheschließung selbst, denn sie ist der Brautkaufvertrag, welcher den sofortigen Erwerb der Braut, d. h. die Ehe als Rechtsverhältniß begründet, ebenso wie der Sachkauf nach deutschem Recht den Erwerb der Sache, das Eigenthum. Die Verlobung des deutschen Rechts ist der bindende Ehevertrag, welcher deshalb bestimmter Rechtsförmlichkeiten bedarf, weil er der über das Dasein oder Nichtdasein der Ehe entscheidende Vorgang ist.

Aber der deutsche Ehevertrag (die Verlobung) ist ein Ehevertrag mit aufgeschobener Erfüllung. Nicht sofort wird dem Bräutigam die Braut zur Heimführung übergeben. Im Gegentheil, es geziemt sich, daß dem Abschluß des Verlobungsvertrages erst später seine Ausführung folge.

Die Erfüllung des Verlobungsvertrages ist die Trauung. Trauen bedeutet Anvertrauen, Uebergabe. Die Trauung ist die Uebergabe der verlobten Braut an den Bräutigam. Es versteht sich von selbst, daß die Trauung des alten Rechts eine Trauung der Braut durch ihren Gewalthaber (Vater oder Vormund) ist. Der Geschlechtsvormund erfüllt die durch den Brautkaufvertrag übernommene Verbindlichkeit durch Trauung (Uebergabe) der Braut, wie der Verkäufer seine Verkaufspflicht durch Uebergabe der Sache. Die Kirche konnte nicht trauen, d. h. nicht die Rechtshandlung der Uebergabe der Braut in die Gewalt des Bräutigams vollziehen, so wenig wie sie eine fremde Sache Jemandem hätte zu Recht übertragen können. Die kirchliche Handlung, welche allerdings von jeher bei Eingehung der Ehe in Uebung war, enthielt den Trauungsact nicht, sondern setzte denselben voraus und war lediglich eine kirchliche Segnung der bereits vorher in rechtlich vollkommener Weise geschlossenen Ehe. Noch im elften Jahrhundert begnügte die Kirche sich damit, den Trauungsact äußerlich an die kirchliche Handlung heranzuziehen: die Trauung ward durch den Vater oder Vormund der Braut in Gegenwart des Geistlichen vor der Kirchenthür vollzogen, um sofort auf die Trauungshandlung den Eintritt in die Kirche und die Segnung der Ehe folgen zu lassen. Erst seit dem zwölften Jahrhundert ist mit dem Untergang der alten Geschlechtsvormundschaft die kirchliche Trauung, d. h. die Trauung durch die Kirche (durch den Geistlichen) angekommen. Wie die Braut in Folge der Auflösung der geschlechtsvormundschaftlichen Rechte sich selber verlobte, ebenso ist sie durch denselben Vorgang in den Besitz des Rechtes, sich selber zu trauen, eingetreten. Sie übt das Selbsttrauungsrecht durch die Wahl eines Dritten, eines „gekreuzten Vormundes“, welcher sie dem Bräutigam übergibt, und dieser Dritte, gewissermaßen der Trauhänder der Braut, ist immer ausschließlicher (obgleich noch bis in's sechzehnte Jahrhundert die Trauung durch einen gewählten Laien begegnet) der Geistliche, so

daß in Folge einer spontanen, durch die freie Volkssitte getragenen Bewegung die Kirche allmählig in den ausschließlichen Besitz des Trauungsamtes gelangt ist.

Zugleich erhellt, daß diese Trauung (auch die kirchliche Trauung, welche in der evangelischen Kirche erst seit dem vorigen Jahrhundert in die Rolle eines Eheschließungsactes eintrat) nach deutschem Recht keine Eheschließung, sondern nur Vollziehung der durch die Verlobung bereits geschlossenen Ehe war. Der Eheschließungswille, welcher durch die Verlobung schon in rechtsverbindlicher Form erklärt war, wurde durch die Trauung lediglich in Kraft gesetzt. Darum, weil nicht die Trauung (die Uebergabe), sondern die Verlobung (die Willenserklärung) der Rechtsgrund der Ehe war, gewöhnte man sich daran, die Verlobungshandlung unmittelbar vor der Trauung zu wiederholen, um zweifellos zu machen, daß ein rechtsgültig erklärter Verlobungswille durch die Trauung vollzogen werde. Diese Bedeutung hat die Consenserklärung der Ehegatten bei der Trauung, und der alte Verlobungsring (das Handgeld des Bräutigams) ist ein Trauring geworden, weil die Formen der Verlobungshandlung (des alten Brautkaufes) in der Consenserklärung der Trauenden sich wiederholen<sup>1)</sup>.

Aber die Trauung des deutschen Rechts bedeutet, obgleich nur Ehevollzug, den Moment, von welchem erst die rechtlichen Wirkungen der Ehe sich völlig realisiren. Die Verlobung hat das Band der Ehe geschlossen, aber die Vollkraft der Ehe tritt erst mit der Trauung ein. Erst jetzt gelangt die Braut wirklich in die eheherrliche Gewalt (die Vormundschaft) ihres Bräutigams, der zugleich von nun an erst die Rechte des Ehemannes ausübt. Die Trauung ist der Regierungsantritt des Bräutigams als Eheherrn, die feierliche Uebergabe der Braut in seinen Besitz, die Vollendung der Ehe, consummatio matrimonii.

Das ganze deutsche Eheschließungsrecht wird von dem Gedanken beherrscht, daß die eheherrliche Gewalt, die eheliche Vormundschaft des Mannes über die Frau den Mittelpunkt des ehelichen Verhältnisses darstellt. Durch die Verlobung (Kauf) muß die rechtliche Voraussetzung, durch die Trauung muß die tatsächliche Wirklichkeit der eheherrlichen Gewalt herbeigeführt werden. Nur die rechtsgültig verlobte (gekaufte) und rechtsgültig getraute Frau ist eine rechte Ehefrau, weil nur sie der ehelichen Vormundschaft ihres Mannes unterliegt.

Der Inhalt der eheherrlichen Gewalt ist der der alten Geschlechtsvormundschaft, welche an dieser Stelle den Zerkungsproceß, dem sie sonst unterworfen war, Widerstand geleistet hat. Zwar ist im Mittelalter keine Rede mehr von dem Löbungsrechte der alten Zeit und von dem Rechte, die Frau in die Knechtschaft zu verkaufen. Aber die Frau ist der Erziehungsgewalt des Mannes unterworfen. Mit Rücksicht auf Ariemhilde, die das verhängnißvolle Geheimniß verathen, spricht Siegfried: Man sol sô frowen ziehen, daz st üppecliche sprüche

<sup>1)</sup> Der Ring als Handgeld, d. h. der alte Verlobungsring, ist ein glatter Ring, und wird vielfach heute der glatte Ring nur bei der Trauung gegeben, so daß der Verlobungsring sich nur noch als Trauring, als Form der Verlobungserklärung zum Zweck unmittelbar folgender Trauung, erhalten hat.

läzen underwegen. Und wie er sein Wort wahr gemacht hat, wird uns von Ariemhilde selber berichtet:

Daz hat mih sit gerouwen, sprach daz edel wip,  
 Ouch hat er so zerblouwen darumben minen lip:  
 Daz ich ie beswarte ir mit reden den muot,  
 Daz hat vil wol gerochen der helt küene unde guot.

So lange die Frau lebt, gilt sie rechtlich als unerzogen und muß einer Disciplinargewalt des Mannes unterliegen, weil sie sich selber in der Gewalt zu haben außer Stande ist.

Das gleiche Unterordnungsverhältniß, welches das persönliche Verhältniß der Ehegatten beherrscht, dominiert ebenso auf dem Gebiete des ehelichen Güterrechts. Wol ist auch die Ehefrau vermögensfähig geworden, aber ihr Vermögen vermag sie nicht selber zu verwalten. Das deutsche Recht perhorrescirt das Gütertrennungssystem, die vermögensrechtliche Freiheit der Ehefrau, welche das römische Totalrecht zum Ausdruck bringt. Vielmehr fordert das deutsche Recht Vereinigung des fräulichen Vermögens mit dem des Ehemannes, sei es, daß (wie nach dem norddeutschen Recht des Mittelalters) der Mann in die vormundschaftliche Verwaltung des Frauengutes zu eigenem Besitz und zu eigenem Nutzen eintritt, sei es, daß (wie nach süddeutschem Recht) eine volle Gemeinschaft des beiderseitigen Vermögens mit gemeinschaftlicher Verwaltung, aber mit Vortwiegen der ehemännlichen Rechte die Folge der Ehe darstellt.

Das gesammte deutsche Eherecht und Frauenrecht ruht auf dem Satz, daß der Ehemann der Herr des Hauses, und überhaupt der Mann das Haupt des Weibes ist.

Fassen wir die ganze vorige Darstellung in ein Wort zusammen, so ergibt sich der Endschluß: die deutsche Frau ist eine Herrin auf dem Gebiet der Sitte, eine Unterthanin auf dem Gebiet des Rechts. Ihre Stellung soll die Frau nach deutscher Anschauung gründen nicht auf ihre Ansprüche, sondern auf ihr Sein, nicht auf ihre rechtliche Macht, sondern auf ihren ethischen weiblichen Werth. Die deutsche Frau soll eine Herrin sein, aber eine Herrin durch den freien Willen des Mannes.

---



# Die Loango-Küste.

~~~~~  
Von  
Dr. Paul Güssfeldt.  
~~~~~

Die Theilnahme für geographische Forschungen wird auch in Deutschland schon seit geraumer Zeit nicht mehr als ein ausschließliches Vorrecht der geographischen Fachkreise angesehen; aber den Charakter thätiger Mitwirkung im großen Stil haben ihr erst die jüngsten Jahre gegeben. Keine Bewegung ist in dieser Beziehung imponirender, das nationale Bewußtsein treuer wiederpiegelnd, als diejenige, welche sich gegen das Ende des Jahres 1872 zu Gunsten der central-afrikanischen Forschung einleitete. Unter dem Vortritt seines Kaisers brachte Deutschland durch die Vermittelung der geographischen Gesellschaften so bedeutende Summen auf, daß die mit der Verwendungs derselben beauftragte, neu gebildete „Afrikanische Gesellschaft“ unter ihrem Vorsitzenden Herrn Professor Dr. Bastian ohne Zeitverlust an die Aussendung von Reisenden denken konnte.

Als Operationsbasis war der in's Leben gerufenen Expedition die Loango-Küste gegeben worden, von der aus noch kein Europäer in's Innere vorgebrungen war. Diese kühne Wahl rechtfertigte sich durch die Aussicht auf große Erfolge, denn die genannte Küste berührte nicht allein das unbekannte Innere, sondern war selbst noch geographisch nahezu eine terra incognita. Die Expedition, welche meiner Führung anvertraut wurde, verließ Europa im Frühjahr 1873. Sie bestand ursprünglich aus drei Mitgliedern, denen sich sehr bald Stabsarzt Dr. Falkenstein, und — ein Jahr später — Herr Dr. Pechuel angeschlossen. Im Ganzen haben der Expedition acht Personen angehört. Meine Rückkehr nach Europa erfolgte im August 1875, diejenige der letzten an der Loango-Küste zurückgebliebenen Expeditionsmitglieder im Juni 1876.

Das Material nun, welches ich hier zum ersten Male für einen größeren Leserkreis zusammenstelle<sup>1)</sup>, ist in der Zeit gesammelt, wo ich im Auftrage der „Afrikanischen Gesellschaft“ in Westafrika thätig war.

---

<sup>1)</sup> Ein größeres, illustriertes Werk, betitelt „Die Güssfeldt'sche Expedition an der Loango-Küste“, herausgegeben von den Dr. Dr. Güssfeldt, Falkenstein, Pechuel, wird in wenigen Monaten bei Paul Flohberg in Leipzig erscheinen.

## I.

Unser Gebiet beginnt da, wo — wenige Grade südlich vom Aequator — die unter dem Namen der Loango-Küste bekannten afrikanischen Gestade aus den östlichen Säumen des atlantischen Oceans aufsteigen. Vielleicht wird die Vorstellung von der Lage dieser Küste lebendiger, wenn man mir die folgende Betrachtung gestatten will. Man denke sich zwei ideale Wanderer an jenen Ort versetzt, der als die Geburtsstätte Nachtigal's ja wol auch als ein besonders passender Ausgangspunkt für ideale, unausführbar scheinende Wanderungen betrachtet werden darf: ich meine die Stadt Stendal; beide ziehen gleichzeitig und mit gleicher Geschwindigkeit aus, der Eine gegen den Mittelpunkt der Erde, der Andere über die Erdoberfläche hin nach Süden. Alsdann wird, wenn der erste Wanderer, nach Zurücklegung von 855 deutschen Meilen, auf seinem unterirdischen Laufe das Centrum unseres Planeten erreicht hat, der andere ganz in die Nähe der an der Loango-Küste gelegenen deutschen Station Chingoro gelangt sein. So fern also liegt das Land, das uns hier beschäftigen soll; aber ferner noch, als die angegebene Meilenzahl es auszudrücken vermag, liegt es uns durch das Fremdartige seiner Natur und seiner Bewohner und durch den Widerstand, welchen es der Arbeit des Forschers entgegensetzt. Diese hat erst vor wenigen Jahren begonnen; zwar sind die Früchte nicht ausgeblieben; aber es sind Erfüllungsf Früchte eines jungen Baumes, der auf steinigem Boden steht und nur durch innere Festigkeit und äußere Pflege gedeihen konnte.

Einer der mächtigsten Ströme der Welt, der Congo — in seinem Unterlauf Zaire genannt — begrenzt die Loango-Küste im Süden; von dort aus zieht sich ein schmaler, sandiger Streifen nach Nordwesten — der Loango-Strand, von dem aus das Land meist träge und langsam aufsteigt; selten einmal fällt die Küste in lehmigen oder felsigen, sterilen Klippen ab und treten die Berge hart an das Meer. Nur wer an solchen Stellen — etwa durch Schiffbruch verschlagen — zuerst das afrikanische Festland betreten würde, könnte zu dem Irrthum verleitet werden, daß er es mit einem wüsten Lande zu thun habe. Wir verbinden so gerne mit dem Namen Afrika den Begriff der Wüste, des Wassermangels, der Unfruchtbarkeit, daß die Schilderung afrikanischer Gebiete, welche diese Mängel nicht aufzuweisen haben, nicht selten eine angenehme Enttäuschung hervorruft. Wir haben es mit einem hügeligen Lande zu thun, welches von mehreren Strömen durchschnitten wird, welches in seinen Thalsalten und Schluchten durch tropischen Wald, an seinen Thalhängen und auf seinen Hügelrücken durch weite, hier und da von Walbinseln durchsetzte Grasflächen charakterist ist. Freilich zeigt die Landschaft mit der wechselnden Jahreszeit auch ein wechselndes Gepräge, und das Bild, welches der Winter bietet, ist ungeahnt weit von dem des Sommers verschieden. Wir sind berechtigt, im äquatorialen Westafrika zwei Jahreszeiten durch ähnliche Contraste einander gegenüber zu stellen, wie wir dies mit unserem Winter und Sommer zu thun gewohnt sind; nur kehren sich, der südlichen Hemisphäre wegen, die Zeiten um, und es herrscht dort die niedrigste Temperatur, wenn Deutschland seinen Hochsommer hat, während die heißeste Zeit mit unserem Winter zusammenfällt. Streng genommen könnte man an der Loango-Küste vier Jahreszeiten unterscheiden; gewöhnlich

indessen spricht man schlechtweg von zweien: der trockenen und der Regenzeit. Letztere jedoch läßt sich in drei Perioden auflösen: nämlich in die Zeit der kleinen und der großen Regen, sowie in das dazwischenliegende kurze, regenarme Intervall, welches etwa mit unserem Weihnachtsfeste zusammenfällt.

Bei der Besprechung meteorologischer Verhältnisse eines unbekannten Landes pflegen die klimatologischen Factoren: die Temperatur und der Feuchtigkeitsgehalt der Luft, am meisten zu interessiren, da sie, in erster Linie, einen bestimmenden Einfluß auf unser Befinden und unsere Lebensfunctionen ausüben. Die Angaben, welche sich hierüber machen lassen, sind den systematischen Beobachtungen der gegen Ende des Jahres 1873 zu Chinchogo eingerichteten meteorologischen Station entnommen, und dieselben werden möglicherweise die Vorstellungen modificiren, die über die Temperaturverhältnisse jener Gegenden verbreitet sein könnten. Darnach beträgt — in Graden Celsius ausgedrückt — die mittlere Jahrestemperatur  $25^{\circ},_0$ ; die kältesten Monate sind Juli und August mit  $21^{\circ},_0$ , die heißesten März und April mit  $27^{\circ},_4$  im Mittel.

Ueber  $33^{\circ}$  C. pflegt das Thermometer nicht zu steigen, unter  $15^{\circ}$  nicht zu sinken, und nur ganz ausnahmsweise werden diese Werthe über- resp. unterschritten.

Aus diesen Angaben ist zu ersehen, daß die Temperatur der Mittagsstunden mancher unserer Hochsommertage denen des westlichen Afrika nicht nachsteht, und doch würden wir uns einer Täuschung hingeben, wollten wir dieselben miteinander identificiren. Die Unterschiede zeigen sich grell und deutlich, wenn wir aus den beschatteten Räumen unserer beobachteten Instrumente hinaustreten in's sonnenbeschiedene Freie und uns den directen Wirkungen des am Zenith erglänzenden Tagesgestirns aussetzen. Die Sonnenstrahlung ist eine so heftige, daß der Europäer sie mit Recht fürchtet und selten ungestraft bleibt, wenn er das Haupt nicht auf's Sorgfältigste schützt. Das Insolations-Thermometer steigt bis  $58^{\circ}$  C., der Erdboden erhitzt sich so sehr, daß ein rohes Ei, halb in ihn vergraben, in kurzer Zeit hart gekocht wird. Ein fernerer Unterschied gegen die Wärmeverhältnisse unserer Hochsommer liegt darin, daß die Nächte noch bis gegen 1 Uhr heiß bleiben, und daß alle diese Zustände ununterbrochen Monate lang andauern, während sie bei uns sich auf einzelne Tage beschränken.

Die Bezeichnungen für die beiden Jahreszeiten sind hergenommen von der Form der meteorologischen Niederschläge in denselben. Die kühleren Jahreszeit, der Winter, wird Nebeljahr, die heiße Jahreszeit wird Regenjahr genannt; diese Namen sind sehr charakteristisch. In den Monaten Juni, Juli, August sind die Nächte und Morgen nebelig, kühl und feucht; es vergehen oft mehrere Tage, selbst Wochen, ohne daß Sonne und Sterne sichtbar sind; der durch das tropische Klima bereits beeinflusste Europäer schauert alsdann, nicht selten von Frost geschüttelt, zusammen und läßt den wenig erfreuten Blick über die trübfeuchte Landschaft schweifen. Dafür begrüßt er es doppelt freudig, wenn einmal im Laufe des Tages die Nebel weichen, die Sonne von einem heiteren Himmel strahlt, die Temperatur nicht störend in die Energie des Körpers und Geistes eingreift. Solcher Tage hat die Nebelzeit auch aufzuweisen; aber sie sind nicht häufig. Nach und nach ändern sich die Verhältnisse; die ver-

schwommene unschöne Form der Wolken geht über in die prachtvollen Cumuli mit den herrlichsten lichten Nuancirungen und zartesten Farbentönen. Die Regen, in ihrem Eintritt bedingt durch die Zenithstände der Sonne, verwandeln sich aus feinen Staubregen in heftigere Niederschläge, und die eigentliche Regenzeit hat begonnen. Wir dürfen uns durch diesen Namen nicht zu der Vorstellung verleiten lassen, als regne es alsdann unaufhörlich. Die Regen fallen nur während einiger Stunden, nicht einmal täglich, und in der dazwischen liegenden Zeit bleibt der Himmel meist heiter und schmückt sich mit seinen schönen Wolken. Wenn nun die Sonne, welche im Anfang October zum ersten Male das Zenith vom Norden her passirte, in denselben zum zweiten Male im Anfange März von Süden her eintritt, beginnen die großen Regen, gekennzeichnet durch die mit ihnen auftretenden Gewitter. Sie wüthen während der Monate März und April, die mit Recht für die ungesundesten des ganzen Jahres gelten. Die elektrischen Entladungen sind von einer Gewalt und Pracht, für die man vergeblich einen Vergleich in heimathlichen Erscheinungen sucht; man sieht die Blitze oft aus einer Höhe von 10, selbst 20 Graden in blendender Aufeinanderfolge und feurig weißen, glänzenden Bändern in's Meer schießen; furchtbar krachende Donner, welche einen Weltuntergang einleiten könnten, folgen ihnen; aus den schwarzen Wolken fallen die Wassermassen in dicken, dichten, parallelen Strahlen herab, der Erdboden wird überschwemmt, es bilden sich Bäche und Ströme, die ganze Natur scheint entfesselt, ihre Kräfte gegen einander geschleudert, und auch der Beherzteste — in dem aufsteigenden Gefühl seiner völligen Ohnmacht — darf zittern, während er gleichzeitig mit anbetender Bewunderung dem wilden, großartigen Kampf um sich her folgt — ungewiß, ob nicht der nächste Augenblick ihn selbst als Opfer fordern wird.

Diese Hinweise auf den Gegensatz der Jahreszeiten werden genügen, um die Gegensätze, welche die Vegetation in ihnen zeigt, verständlich zu machen. Während der mehrmonatlichen regenlosen Nebelzeit knicken die hohen Halme der zu Prairien (Campinen) angeordneten Gräser zusammen, färben sich gelb und verzehren sich in gewaltigen Feuersbrünsten, welche die Eingeborenen absichtlich erzeugen. Wo man sonst üppigen, häufig undurchdringlichen Savannen gegenüberstand, die im frischesten, saftigsten Grün prangten, und in denen Roß mit Reiter verschwinden würden, dehnt sich eine lehmige, mit schwarzer Asche bedeckte Fläche, aus der die vertrockneten Stumpfe der büschelförmig angeordneten Grasshalme aufragen; pilzförmige Ameisenbauten sind das einzig Charakteristische auf ihr. Die schmalen Negerpfade, welche nach allen Richtungen über die Campine hinführen, sind staubig geworden; aber bis dahin das einzige Mittel des Vordringens, erscheinen sie jetzt fast überflüssig. Man würde irre daran werden, daß man in den Tropen wandert, wenn nicht hier und da eine Palmengruppe uns bedeutete, daß die Heimath fern ist. Verblühen und blätterlos sehen wir die unter dem Namen Affenbrodbaum bekannte *Adansonia* aufragen, mit ihrem angeschwollenen Stamm und der charakteristischen Verzweigung; sie ist der volle Ausdruck des winterlichen Todes, und da sie überall, innerhalb und außerhalb des Waldes, anzutreffen ist und ihre mächtigen Dimensionen keinen ebenbürtigen Nebenbuhler zulassen, so erhält die Landschaft vor Allem durch sie ihr winterliches Gepräge.

Erst die einbrechenden Regen entfeffeln wieder die bis dahin gebannte Lebenskraft der tropischen Vegetation; dann aber zeigt sie sich in ihrer ganzen verschwenderischen und erdrückenden Fülle. Der Wald, ausgezeichnet durch die bunte Mannigfaltigkeit seiner Bestandtheile, durch rankende Lianen, deren oft fußdicke verholzte Stämme in wunderlich phantastischen Verschlingungen sich hinaufwinden zu den belaubten Kronen, — der Wald schmückt und belebt sich mit neu entfalteter Blüthenpracht; die todte Steppe wird grün; wo irgend Reime schlummern, brechen sie auf; überall zeigt sich eine ungezügelter Begierde der Existenz, und das ruhige Walten der Kräfte, das sich im Wachsthum der Pflanzenschöpfung wieder spielt, scheint ergriffen zu sein von Leidenschaft. Das ist der tropische Frühling; ihm folgt ein ebenbürtiger Sommer, dem erst nach sechsmonatlicher Dauer die Donner und Blitze der eben geschilderten Gewitterstürme zur Ruhe des Winters hinüberführen.

## II.

Fragen wir nunmehr nach den Bewohnern jener fernen Gegenden. Daß die Eingeborenen Neger sind, bedarf zwar kaum der Erwähnung; aber eben weil sie es sind, erscheint die Beschreibung ihrer physischen und geistigen Eigenschaften, sowie ihrer häuslichen und politischen Einrichtungen besonders gerechtfertigt. Wir pflegen noch aus unserer Kinderzeit gewisse Eindrücke, die der „schwarze Mohr“ uns hinterlassen, in das spätere Lebensalter mit hinüberzunehmen, unter denen sich dann unsere Vorstellung vom Neger gestaltet. Je nach unserer Gemüthsdisposition bemitleiden oder verachten wir ihn, halten ihn für stupide oder böswillig, und weil uns bei europäischen Verhältnissen der Zwang fernbleibt, mit ihm in Beziehung zu treten, so glauben wir ungern daran, daß wir mit ihm wie mit anderen denkenden Wesen rechnen müssen. Wir malen ihn uns aus, ähnlich wie wir ihn in den Schaufenstern mancher unserer Tabakläden dargestellt finden: mit eingedrückter Nase, wulstigen Lippen, vorspringenden Kiefern und affenähnlichen unteren Extremitäten, das Ganze möglichst schwarz und möglichst wenig bekleidet. Damit verknüpft sich nicht selten die Idee, daß, wenn wir ihm eine Handvoll der billigsten Glasperlen hinhalten, er begierig darnach greift und uns alsdann Alles zu Gefallen thut. Für den Forschungsreisenden wäre es oft genug erwünscht, wenn dem so wäre; aber die Verhältnisse liegen anders. —

Freilich muß von vornherein als sehr wahrscheinlich ausgesprochen werden, daß die Neger, mit denen wir es hier zu thun haben, und die so sehr den traditionellen Vorstellungen widersprechen, zu den bestbeanlagten afrikanischen Stämmen gehören, und daß sie nicht den wahren Maßstab liefern, mit welchem die unzähligen anderen Stämme zu messen sind.

Die Loango-Bevölkerung ist durch Handelsbeziehungen mit Europäern, namentlich Portugiesen, bereits in Berührung gekommen; in Folge davon ist die Kenntniß der portugiesischen Sprache ziemlich verbreitet; auch im übrigen kann ein Einfluß nicht geleugnet werden, doch ist er ein so äußerlicher geblieben, daß es leicht wird, ihn bei der Betrachtung auszumergen. Das eben ist

der große Unterschied zwischen den afrikanischen Negern und anderen Naturvölkern, z. B. den Südsee-Inulanern, daß, während diesen die Woge der Civilisation den Untergang bereitet, sie sich an jenen bricht und an ihrer Eigenart zu Boden fällt, wie der Tropfen am Felsen. Ganze Völkerstämme sind bereits von der Erdoberfläche verschwunden, viele werden noch verschwinden, zu Grabe getragen von der europäischen Civilisation; aber die Neger bleiben unberührt davon. In ihren Ländern mag der Europäer sein verfrühtes Grab finden; sie selbst aber fahren fort, in gleicher Zahl und Lebenskraft Generation auf Generation sich vollziehen zu lassen.

Unter den Loango-Stämmen hat man hauptsächlich die Neger von N'Goy oder Kabinda und die von Boali zu unterscheiden. Ihre Sprache ist dieselbe, nur dialektisch differentiirt; man bezeichnet sie mit dem Namen der *Fiottsprache* und begreift auch wol die Neger, denen diese zugehört, unter dem Namen *Fiotts*. *Fiott* scheint im Grunde aber keine andere Bedeutung zu haben, als „Schwarzer“ ganz allgemein, im Gegensatz zum „Weißen“ und denjenigen Schwarzen, welche von den Eingeborenen mit dem Europäer auf eine Stufe gestellt werden, nämlich den sogenannten *Fumes* oder *Prinzen*. Denn die Gliederung in verschiedene sociale Schichten ist scharf ausgeprägt; sie ist das Product alter, fast zusammengebrochener Staatseinrichtungen und einer unerschütterten dastehenden Tradition.

Die alten staatlichen Einrichtungen kannten geschlossene Königreiche, nämlich die Königreiche von Boali, d. h. Loango, und von Katongo, letzteres mit dem Vorlande N'Goy oder Kabinda. Ein starker Decentralisationsproceß hat davon nicht viel mehr übrig gelassen als alte, nahezu bedeutungslos gewordene Würdentitel und das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Weder in Boali noch in Katongo gibt es einen König mehr, weil Niemand sich den jahrelangen Ceremonien und großen Kosten aussetzen will, welche der endlichen Bekleidung mit der Königswürde vorangehen müssen. So bestehen denn in Wirklichkeit hunderte kleiner Territorien, von denen benachbarte zu wenig größeren Gruppen, zu einer Landschaft, zusammentreten. Alle aber stehen unter bestimmten, ungeschriebenen Satzungen, welche durch Ueberlieferung von Mund zu Mund sich aus grauer Vorzeit auf die Gegenwart vererbt haben, — und diese sind es, welche neben den gleichartigen physischen Merkmalen die Gemeinsamkeit bestimmen.

Wie bereits erwähnt, steht den Prinzen das Volk gegenüber; *Fumes* und *Fiotts* sind streng aufrecht erhaltene Gegensätze. Die Prinzen bilden eine Classe für sich; sie werden angesehen als von anderem Blut, haben überall dieselben großen Vorrechte; es existirt ein besonderes Gesetz für sie, und sie betrachten sich alle unter einander als Brüder. Ehen zwischen Prinzen und Prinzessinnen pflegen gar nicht vorzukommen; letzteren ist die absolute Freiheit in der Wahl und Zahl ihrer Männer gelassen, nur ihre Kinder sind wieder Prinzen. Ist der Vater ein Prinz, so sind es die Kinder nicht mehr; doch werden sie durch den Namen *Moana Fume*, d. h. Kind des Prinzen, ausgezeichnet.

Die *Fiotts* theilen sich, je nach der Macht, die sie besitzen, in Herren und Unterthanen, entsprechend patriarchalischen Einrichtungen, nach denen jedem der Kleinen, meist nur durch ein Dorf repräsentirten, Territorien ein mit der Würde des Herrschers bekleideter Neger vorsteht und dort mit der Autorität eines

Baters schaltet. Diese kleinen Territorialherren bilden die eigentliche Aristokratie; mit ihnen hat es der Reisende vornehmlich zu thun, von ihrem guten Willen hängt er ab. Sie sind mit einigen Prinzen die Träger der noch erhaltenen Würdentitel aus der Zeit der Könige und erkennen gewisse Rangabstufungen unter einander an, namentlich innerhalb der kleinen Territorialverbände, durch die sie sich gruppenweise zusammengliedern. Die eigentliche Masse der Fiotts betrachtet sich als freie Neger im Gegensatz zu den wirklichen Sklaven, die man als vierten Stand bezeichnen darf, wenn man nach dem doppelten Eintheilungsprincip der Geburt und der Machtstellung die Classen sondert in: Prinzen, bestehende Aristokraten, eigentliche Fiotts und Sklaven.

Auf afrikanischem Boden — da wo ich ihn betreten habe — verliert der Begriff der Sklaverei Manches von der Gehässigkeit, mit der er in Europa getränkt ist. Ein Sklave nennt seinen Herrn „tati“, d. h. Vater, und wird von letzterem mit „moana“, d. h. Sohn, angeredet — das klingt nicht sehr grausam und charakterisirt in der That das Verhältniß, welches, an Ort und Stelle betrachtet, auch für einen Negrophilen kaum noch etwas Unnatürliches hat.

Ueber die Religion der Soango-Neger im Allgemeinen zu sprechen, dazu befähigt schon ein verhältnißmäßig kurzer Aufenthalt; die Schwierigkeit beginnt erst bei dem Versuch einer Vertiefung in die Details. Man erkennt ein höchstes Wesen an, welches „Zambi“ genannt wird; von diesem geht vieles Gute und dasjenige Böse oder dasjenige Ungemach aus, welches man den Fetisch-Götzen nicht zutraut; eine Personificirung, ein Cultus oder Anbetung dieses Zambi existirt indessen nicht, dazu ist derselbe zu hoch und unerreichbar. Die Fetische aber, die den eigentlichen Inhalt des Cultus ausmachen und deren Zahl in's Unendliche geht, sind vielleicht ohne Ausnahme an die Materie geknüpft; geschnitzte und bemalte Holzpuppen aller Größen, Sträucher und Bäume, Antilopenhörner, Felsen, Thierbilder und lebende Thiere können Fetische sein. Ein jeder Fetisch — dies ist die zu Grunde liegende Idee — repräsentirt gewisse Eigenschaften, Kräfte, die man, wenn man ihrer bedarf, in entsprechender Weise für sich zu gewinnen sucht. Das wenig Erfreuliche dabei ist, daß ein Fetisch meist nicht direct etwas Gutes gewährt, sondern nur das Böse, welches ein anderer Fetisch angezettelt hat, unschädlich macht oder fernhält; so treibt man einen Teufel durch den anderen aus. Alles Unheil, in welcher Form es auch eintreten mag, wird nie auf natürliche Ursachen zurückgeführt, sondern stets auf böswillige Fetische; es wird angenommen, daß gewisse Leute, sogenannte Zauberer, „feticheiros“ oder „n'dodges“, sich solche böse Fetische dienstbar machen können, um andere Individuen in's Verderben zu stürzen; daß namentlich der Tod stets das Werk eines Zauberers ist. Die öffentliche Stimme ist dann schnell bereit, den Zauberer — oft sind es auch mehrere — zu bezeichnen; er wird angeklagt und muß eine Art Gottesurtheil über sich ergehen lassen; man zwingt ihn, die geschabte giftige Rinde eines Baumes, der Cassa heißt, einzunehmen; gibt er das Mittel wieder von sich, so wird er freigesprochen und ist dann ein sehr respectirter Mann. In der Regel ist dies nicht der Fall, und man schlägt ihn, wenn er unter den Wirkungen des Giftes und vorgeschriebener springender Bewegungen zu taumeln beginnt, zusammen oder wirft ihn in's Feuer.

Ich habe selbst die verkohlten Reste eines früher im Dienst der deutschen Expedition beschäftigten Negers gefunden, den dieses Schicksal erreicht hatte. Je vornehmer ein Neger war, um so mehr Unglückliche beiderlei Geschlechts werden der Zauberei seines Todes angeklagt.

Der Fetisch-Cultus vollzieht sich nun durchaus nicht in der Form andächtiger Anbetung, vielmehr in Form einer Drohung. Es heißt hier Dienst und Gegen dienst; für das Geschenk, welches der „ganga n'kissi“, der Hüter des Fetisch, in Empfang nimmt, erwartet man nun auch eine ehrliche Leistung von Seiten des Fetisch. Deshalb wird auf diesen mit heftiger Rede und wüthender Geberde eingeschrien und eingescholten, und ihm mit Strafe späterer gänzlicher Ignorirung gedroht, falls er seine Schuldigkeit nicht thun sollte. Der Glaube an die Macht der Fetische ist ganz allgemein; selbst diejenigen Neger, welche sich vor dem Weißen geringschätzig über diesen Glauben aussprechen, sind demselben im Grunde genommen eben so unterthan, wie das übrige Volk. Daß eine erhabnere Religion je Eingang finden werde, muß bis jetzt bezweifelt werden.

Der Reisende leidet unter solchen Verhältnissen, weil das Unverständliche, Unfaßbare in seinem Treiben von den Eingeborenen auf Rechnung von Zauberei gesetzt wird. Nur Geschenke und vielleicht auch Gewehre können diese Auffassung unterdrücken, aber nie vollständig beseitigen; und in dieser Beziehung sind es namentlich die fortlaufend anzustellenden astronomischen Beobachtungen, welche den Verdacht immer wieder neu beleben. Es braucht wol kaum noch besonders hervorgehoben zu werden, daß alle Versuche, hierin eine Sinnesänderung zu bewirken, vergeblich sind. Der Reisende hat die Pflicht, sich den gegebenen Verhältnissen anzupassen, nicht aber letztere nach sich umgestalten zu wollen. Ohne Anrufung eines Fetisch würden die meisten Diebstähle an dem Eigenthum eines Weißen anentdeckt bleiben. Ein Beispiel unter vielen möge genügen. Auf der deutschen Station Ghinchoro wurde eine Flasche gestohlen, in der sich das zur Befuchtung des Psychrometers benutzte destillirte Wasser befand. Da der Thäter sich nicht ermitteln ließ, so wurde ein Fetischmeister mit dem Fetisch gerufen. Der Fetisch war ein in Holz geschnitztes Flußpferd, mit vielen eingeschlagenen eisernen Nägeln bedeckt. Nun wurde unter gewissen Feierlichkeiten ein neuer Nagel in den Leib des hölzernen Hippopotamus getrieben; durch diesen Nagel verpflichtete sich der Fetisch, bis zur Entdeckung des Diebes gegen diesen seine geheimen Kräfte spielen zu lassen. Der Dieb, dem dies natürlich sogleich zu Ohren kommt, wird von Angst ergriffen, und am folgenden Morgen findet sich die gestohlene Flasche wieder an dem alten Platz.

Ähnliche günstige Wirkungen lassen sich auch bei anderen Vorfällen erzielen. Als wir auf einer Reise, im Juli 1874, einst die Hälfte meiner Träger davongelaufen war, und sich nur mit größter Mühe andere Leute (die freilich nicht mehr Loango-Neger, sondern Bakunias waren) für den erzwungenen Rückmarsch finden ließen, mußte mein Dolmetscher bei einem herbeigebrachten Fetisch versprechen, daß der Weiße am Ende der Reise der Vereinbarung gemäß bezahlen würde. Hieran anknüpfend, rief ich nun vor der versammelten Menge den Fetisch an, indem ich ihm sagte, es verstehe sich ganz von selbst, daß der Weiße bezahle; wenn aber die Leute auf dem Marsche schlecht tragen sollten, so hätte



er, wenn er ein ordentlicher Fetisch sei, die Pflicht, die Trägen und Widerspenstigen zu bestrafen. Als nun am zweiten Marschtag wirklich der Fall eintrat, daß die neu gemieteten Träger sich weigerten, den letzten Theil des vorgenommenen Tagemarsches auszuführen, und alle, während einer ganzen Stunde versuchten Redekünste an der murrend dastehenden Menge abprallten, berief ich mich auf den Fetisch. Das brach den Bann mit einem Schläge; die Leute erhoben sich sämmtlich und setzten die Reise, trotz der einbrechenden Nacht, bis zu ihrem Ende fort.

Dem Blick auf die religiösen Anschauungen reiht sich die Betrachtung der Ehe naturgemäß an. — Die Ehe bei den Loango-Negern sowol, wie bei den benachbarten Stämmen des Innern ist ein Vertrag zwischen dem Manne und den Verwandten des Mädchens, der durch Zahlung einer stipulirten Summe von Seiten des Mannes vollzogen wird. Das Mädchen geht dadurch in den Besitz des Mannes über, und wird sein ausschließliches Eigenthum. Die Frau darf sich eines höheren Ansehens rühmen, wenn die Ehe mit Kindern gesegnet ist, und darf von Seiten der männlichen Bevölkerung ein noch decenteres äußeres Verhalten beanspruchen, als es ihr vor dem Abschluß der Ehe zu Theil wurde. Ein Ehebruch zieht Verstoßung, selbst Tod nach sich, während die dieser Verletzung zu Grunde liegende Handlung keinen Matel für das noch unverheirathete Mädchen in sich schließt. Die vornehmste Pflicht, welche der Frau neben der unverbrüchlichen Treue zu ihrem Manne zufällt, ist die Bestellung des Feldes und die Bereitung des Essens. Polygamie ist nicht nur erlaubt, sondern wird sogar erstrebt. Wem es nicht an beweglicher Habe fehlt, der hat auch mehrere Frauen; ihre Zahl und die Anzahl der Sklaven pflegen einen Maßstab für den Reichthum des Mannes abzugeben. Zur Zeit, wo das Mädchen herangewachsen ist, finden gewisse Gebräuche statt, von denen unter Anderem nur erwähnt sei, daß das junge Mädchen, vollständig verhüllt, von anderen Mädchen im Dorfe und umliegenden Dörfern umhergeführt wird, und daß alsdann um dasselbe herum Tänze und Gesänge ausgeführt werden.

Eine Festlichkeit ohne Tänze und Gesänge ist überhaupt nicht denkbar. Es gibt hauptsächlich zwei Formen, in denen sich die gemeinsamen Beziehungen der Eingeborenen unter einander ausdrücken, das sind die Tänze und die sogenannten „Palaver“. Die Tänze weichen insofern von den unsrigen ab, als ihr fröhlicher Verlauf wenig durch die Abwesenheit des weiblichen Geschlechts beeinflusst wird. Die Mondnächte werden mit Vorliebe dazu benutzt, und die Beharrlichkeit und Unverdroffenheit, mit der getanzet wird, stellt Alles in den Schatten, was in europäischen Ballsälen beobachtet werden kann. Freilich ist die Art des Tanzes eine von der unseren ganz verschiedene. Rundtänze gibt es gar nicht, und Alles kommt auf eine Quadrillenform heraus. Der Raum, dessen der einzelne Tänzer bedarf, ist ein ganz minimaler, auf wenige Quadratfuß beschränkter; auf diesem nun bewegt er seine sämmtlichen Gliedmaßen, Hände, Arme, Beine und Hüften, und zwar unter fortwährendem Singen, das mit der körperlichen Erregung lauter und lauter wird. Die Musik liefern in der Regel zwei Trommeln, sogenannte n'dungos; sie sind 6—10 Fuß lange, hohle Röhren, die sich nach einem Ende

zu ein wenig verjüngen. Das breitere Ende ist mit einem Fell bespannt; der Trommelschläger besteigt die Trommel wie ein Stedenpferd; indem er sie mit den Beinen festklemmt, bleiben ihm beide Hände zum Schlagen frei. — Ein bestimmter Rhythmus, dem sich der Rhythmus des Gesanges mehr oder weniger anschließt, wird stets beibehalten. Der Gesang ist meist ein Wechselgesang; dem solofingenden Improvisator, der irgend ein Ereigniß der letzten Tage, irgend eine Person, die nur zu häufig der weiße Mann selbst ist, besingt, antwortet der Chor. Je weiter die Nacht vorrückt, desto wilder werden die Klänge, die oft noch nicht ganz verhallt sind, wenn die Sonne bereits von Neuem sich zu erheben beginnt.

Die „Palaber“ sind die berechtigteste aller Eigenthümlichkeiten der Loango-Neger — nebenher gesagt auch vieler anderer westafrikanischen Stämme. Das Wort „Palaber“ wird meist von Engländern gebraucht, die Portugiesen nennen es „fundamento“, die Eingeborenen haben mehrere Worte dafür. Man begreift darunter die Behandlung streitiger oder unentschiedener Fragen in einer hierfür angesetzten Versammlung. Es existirt ein unverkennbarer Gang zum parlamentarischen Reden. Das Gefallen daran beim Einzelnen wächst wahrscheinlich mit der Gewöhnung. Die Meisterschaft des Redens ist vielen Loango-Negern eigen, und Nichts kann eine so günstige Anschauung ihrer geistigen Entwicklung geben, als wenn man sie reden sieht und hört. Ihr Mienenspiel besagt sehr wenig und verräth weder beim Redner noch bei den Zuhörern, was in ihrer Seele vorgeht. Wohl aber liegt in ihren Gesten, in der Haltung des ganzen Körpers, in der Modulation der Stimme eine große darstellende Kraft. Dabei fließt die Rede ohne Stockung, da weder Gedächtniß noch Phantasie unter dem Einfluß einer Schriftsprache gelitten haben. Die letzten Worte eines längeren Satzes werden von dem Kreise der Zuhörer, in deren Mitte der Redner frei steht, zum Zeichen der Aufmerksamkeit wiederholt, und dann fährt der Sprecher fort, indem er in die Hände klopft und ruft: „gang, gang, gang!“ d. h. hört, hört, hört!

Die großen „Palaber“ können Tage, selbst Wochen lang währen, weil alle Begebenheiten, die auf die Verhandlung Bezug haben, bis in die kleinsten Details vorgebracht werden. Die Strafen, welche die schuldig befundene Partei treffen, erreichen für die dortigen Besitzverhältnisse zuweilen eine ungeheure Höhe, und führen dann häufig zum vollständigen materiellen Ruin des Verurtheilten; sie pflegen zu bestehen in der Zahlung von Sklaven, von Hausthieren, von Palmöl und europäischen Tauschartikeln. Wenn die Verwandten nicht eintreten wollen, so verfällt der Verurtheilte im Falle der Zahlungsunfähigkeit in Sklaverei.

Das weitaus wichtigste Ereigniß in dem öffentlichen Leben sind der Tod und das Begräbniß eines Vornehmen; jener gibt Anlaß zum Ausdruck des wildesten Schmerzes, dieses zum Ausdruck der ausgelassensten Freude. Ich hatte Gelegenheit, den erschütternden Scenen beizuwohnen, welche sich unmittelbar nach dem Tode des Mamboma von Jenga, des Dolmetschers und ersten Regers der mir anvertrauten Expedition, zutrugen. Der einflußreiche Mann hatte sich während seiner Krankheit in sein eigenes Dorf in der Nähe der deutschen Station bringen lassen, ich eilte mit meinen Gefährten dorthin, gleich nachdem die Nachricht

des eingetretenen Todes mich erreicht hatte. Das ganze Dorf war in Aufruhr; um die Hütte herum, in der der Leichnam lag, tanzten Männer wie Weiber, Jeder für sich, mit wilden Klagetönen und ergreifenden Gesticulationen. Manche trockten auf Händen und Füßen im Staube umher, und wälzten sich auf dem Erdboden. In der Hütte, aus der einige Seitenwände herausgenommen waren, war das Gedränge und Wehklagen noch stärker; auf allen Gesichtern lag Trauer, Bestürzung und Furcht vor der im Hintergrund lauern den Anlage der Zauberei. Mehrere Weiber waren damit beschäftigt, dem Verstorbenen das Haupt zu rasiren; in den Mienen einer derselben lag der Ausdruck eines würdigen, in sich gekehrten Schmerzes. Der betäubende Lärm um mich her, die wilden Tanzbewegungen, durch welche Jeder seinem Schmerz einen individuellen Ausdruck verlieh, und mitten darin der stumme, bewegungslose Häuptling, den ein schneller Tod in seiner besten Manneskraft ereilt hatte, boten eines der eigenthümlichsten und — weshalb sollte ich es leugnen — ergreifendsten Bilder dar, welche Westafrika mir gezeigt hat. Die Beerdigung erfolgt bei Vornehmen erst Wochen und Monate nach dem Eintritt des Todes. Der Körper wird nämlich zuvor einem Conservirungsverfahren durch langsames Räuchern ausgesetzt. Mit den bei der Beerdigung verknüpften Feierlichkeiten will man den Verstorbenen ehren; je greller und lauter dieselben vor sich gehen, desto besser wird der Zweck erreicht. Aus der ganzen Landschaft, sogar von weit her, kommen dann die Häuptlinge mit ihren Scharen angezogen, und Tanz, Musik und Pulverknall erschallt weit hin durch die Küste.

### III.

Die Frage nach den Hauptbeschäftigungen der Neger läßt sich bestimmt gar nicht beantworten. Die Eingeborenen kennen Ackerbau, Handel, Fischfang, Jagd, das Aufziehen gewisser Hausthiere, die Herstellung gewebter Stoffe; alle jene Beschäftigungen werden indessen so gleichmäßig lässig ausgeübt, daß das Volk weder Ackerbau, noch Handel oder Industrie treibend im eigentlichen Sinne genannt werden kann. Man kann höchstens behaupten, daß ein natürlicher Hang zum Handel und eine natürliche Abneigung gegen den Ackerbau besteht. Die letztere findet sich freilich bei vielen afrikanischen Stämmen, und wird der Ackerbau als eine selbstverständliche Obliegenheit der Weiber angesehen. Nur die Urbarmachung des Bodens, namentlich wo derselbe ursprünglich mit Wald bestanden ist, fällt den Männern anheim. Da die Nahrung der Eingeborenen hauptsächlich eine vegetabilische ist, so ergibt sich daraus, eine wie wichtige Rolle den Weibern zukommt, und weshalb sie auch dann noch zu Frauen begehrt werden, wenn der Schmutz der ersten Jugendblüthe sie nicht mehr ziert. Das wichtigste Nahrungsmittel sind die unterirdischen Knollen des Maniok oder der Cassade. Auch der reisende Europäer lernt den Werth derselben bald schätzen und wird sich stets glücklich preisen, wenn er Maniok-Culturen begegnet. Daneben verdienen die Früchte der Delpalme und der verschiedenen Bananenarten genannt zu werden, ferner die Batate und die Erdnuß. Kornfrüchte sind nur durch Mais vertreten, und der Versuch, die den östlichen und nördlichen Theilen Afrika's eigenthümlichen Kornpflanzen zu acclimatificiren, erscheint deshalb

besonders erwünscht. Einheimisch sind ferner Erbsen und Bohnen. Es mag hier die Bemerkung gestattet sein, daß europäische Samen auf dem Boden der Loango-Küste mit sehr verschiedenem Erfolge gesät werden, daß Salat, Kohl, Radieschen, Rettige und häufig auch Mohrrüben, ferner Gurken, Melonen und Bete gute Resultate geben, daß dagegen die Kartoffel bisher fast ohne Ertrag geblieben ist. Als Erfahrungssatz hat sich herausgestellt, daß die aus europäischem Samen gezogenen Pflanzen meist Samen liefern, der für eine neue Aussaat unbrauchbar ist; sonst würden die genannten Pflanzengattungen schon längst auch bei den Eingeborenen eingebürgert sein. Damit das Bild der Nähr- und Genußpflanzen nicht unvollständig bleibe, muß der Tabak, der Rauchhanf, das Zuckerrohr, die Citrone, die Orange, die Ananas, die Tomate, der Colabaum und der überaus geschätzte Solanaceen-Pfeffer genannt werden. Wegen der Wichtigkeit, die der Oelpalme zukommt, mögen einige Worte über dieselbe hier gestattet sein. Die Oelpalme ist ein Charakterbaum für das ganze äquatoriale Westafrika, auf beiden Seiten der Linie. Ihre Durchschnittshöhe ist 40—50 Fuß; aus dem Ende des Stammes treten rosettenförmig die 10—20 Fuß langen, gefiederten Blattrippen, und zwischen ihren Ansätzen erheben sich die Fruchtstiele, auf deren oft 2 Fuß dicken Zapfen die einzelnen Delfrüchte dicht gedrängt sitzen. Die reife Frucht hat die Gestalt einer mittelgroßen Pflaume, an ihrem Grunde ist sie orangefarbig, während das freie Ende die Sammettschwärze mancher unserer Kirschchen hat. Schneidet man die Frucht auf, so zeigt sie einen von orangegelblichem Fleisch umgebenen Kern, den die Engländer im Handel „palmkernel“ nennen. Das Fleisch liefert das sogenannte Palmöl, das durch einfaches Auspressen von den Eingeborenen gewonnen, und in den Handel gebracht, gegen Tauschwaaren an weiße Händler gegeben wird, während die Palmkerne, die ein sehr viel feineres und sehr geschätztes Del enthalten, erst in Europa durch vollkommenere Pressen extrahirt werden. Das Palmöl spielt in der Negerküche dieselbe Rolle, wie das Olivenöl in der Küche der Südeuropäer; der Weiße, der im Innern reist, kann sich kein besseres Mahl denken, als ein zerhacktes Huhn in Palmöl gekocht, das stark mit dem einheimischen Pfeffer gewürzt ist, und zu dem als Zuspeise gedämpfter Maniok in Bereitschaft steht. Die Oelpalme liefert aber noch mehr als nur das Fett für die Speisen und den Handel. Aus ihrem Saft läßt sich Palmwein gewinnen, aus ihren Pflanzensaften lassen sich Gewebe herstellen, und ihre Gefäßbündel, da wo sie aus dem Stamme austreten, liefern Saiten für musikalische Instrumente. Der Palmwein wird einfach durch Anbohren gewonnen; er schmeckt süß und nicht unangenehm, so lange er frisch ist; aber schon nach wenigen Stunden geht er in Gährung über, nimmt alsdann einen säuerlich herben Geschmack an und wirkt berauschend. Es ist dies das einzig berauschende Getränk, welches die Neger selbst bereiten; der Handel hilft dem Mangel leider nur zu sehr durch den Import ungemessener Quantitäten von Brantwein nach.

Gegenüber der Mannigfaltigkeit vegetabilischer Nahrungsmittel tritt die Fleischnahrung sehr zurück. Eigentliche Viehzucht gibt es weder an der Küste noch in den daran stoßenden Binnenländern. Niemals erfreut der Anblick einer Heerde den Blick des Reisenden. Nur das Huhn bleibt seinem kosmopolitischen

Charakter getreu und ist überall anzutreffen, erscheint aber meist — zum Leidwesen des Reisenden — in der dürftigsten Gestalt, die sich noch mit seiner Lebensfähigkeit vereinigen läßt; die Eier sind dem entsprechend weit kleiner als die der normalen europäischen Hühner. Neben dem Huhn muß zunächst die Ziege genannt werden, die ebenfalls, wenn auch nicht ganz so oft und natürlich viel weniger zahlreich, angetroffen wird. Die anderen Hausthiere, die noch gefunden werden, nämlich Schafe, Schweine und Enten, sind so selten, daß sie als Nahrungsmittel kaum in Betracht kommen. Aehnliches gilt von jagdbaren Thieren. Die Jagd ist so wenig ergibig, daß eine regelmäßige Ernährung sich nicht auf die Jagdbeute gründen läßt; erlegt werden Antilopen, wilde Schweine, Büffel, Hippopotami und Affen. Fast möchte ich glauben, daß, wenn die Jagd nicht mit den schlechten Feuersteinschloßgewehren, sondern mit Speer und Lanze betrieben würde, der Ertrag ein reichlicherer wäre. Denn die wenigen Neger, die wirklich Jäger sind — besitzen die Kunst, sich sehr nahe an das Wild heranzuschleichen; sie würden mit dem Jagdspeer dieselbe tödtliche Wirkung erzielen, wie mit dem Gewehr, ohne durch den lauten Anall des Schusses das andere Wild zu verschrecken.

Kleinere Thiere und Vögel werden vielfach mit Schlingen gefangen, deren Aufstellung mit großer Kunst betrieben wird. Die Geschicklichkeit zum Fangen zeigt sich auch bei der Fischerei, der überall, wo sich Wasser findet, obgelegen wird. Die Fangmethoden passen sich den natürlichen Bedingungen an: im Meere wird mit riesigen, selbstgefertigten Netzen gefischt, die zwischen kleinen Canoes ausgespannt sind; in den unteren Flußläufen, wo die Ebbe und Fluth einen wechselnden Wasserstand bedingen, werden mit Stäben große Räume abgesteckt, in welche die Fische mit dem Fluthwasser eintreten, um dann in der Ebbezeit gefischt zu werden; im flachen Wasser bedient man sich wol auch eines aus Palmfiedern gefertigten Schleppnetzes, im fließenden Wasser kleiner Bergströme werden Reusen aufgestellt. Unter den Seefischen gibt es einige sehr schmackhafte. Die Neger pflegen, wenn sie besonders gute Fänge gemacht haben, die Fische zu räuchern; geräucherter Fisch in gepfeffertem Palmöl gilt für eine Delicatesse. Das Meer der Loango-Küste scheint viel weniger vom Hai bevölkert zu sein als andere westafrikanische Küstentheile. Der Wallfisch kommt zeitweise in diese Gewässer, und ebenso ein delfhinartiger Fisch, der in Scharen sich so weit dem Strande nähert, daß man mit der Büchse darauf schießt.

Von merkwürdigen — den Zoologen aber bereits bekannten — Fischen in den Flüssen seien nur zwei erwähnt; der eine hat sonderbar entwickelte Flossen, die ihn befähigen, nicht nur auf dem flachen Ufer sich schnell zu bewegen, sondern auch auf den Wurzeln und geneigten Stämmen der Mangroveebäume entlang zu klettern. Da ich das Vorkommen dieser Fische so lange bezweifelte, bis ich sie selbst sah, so muß ich nun eines ähnlichen Zweifels von Seite der Leser gewärtig sein. Ich bemerke noch, daß die Fische, die übrigens nur  $1\frac{1}{2}$ —3 Zoll lang sind, sich nicht mit der Hand fangen lassen, und daß sie von den Negerknaben mit Miniatur-Pfeil und -Bogen getödtet werden. Die zweite Art von Fischen habe ich im Nyangafluß gefunden; sie sind stark elektrisch und geben einen, von mir selbst erprobten heftigen Schlag, wenn man sie in der Nähe des Schwanzes berührt. An manchen Fluß-

mündungen kommen Aустern vor, die freilich einen weit schaleren Geschmack haben, als die unseren, aber dennoch dem erschöpften europäischen Magen oft eine willkommene Nahrung gewähren. Am Ausfluß der Banji-Lagune unter 3½ Grad südlicher Breite leben die Eingeborenen fast ausschließlich von Aустern. Endlich sind für den Küstenstrich noch Hummer und Krabben als Nahrungsmittel zu erwähnen.

Auch die Loango-Neger kennen Speiseverbote, die indessen lediglich auf Fleischnahrung Bezug haben. Einem Fetischgelübde entsprechend, das die Eltern bereits für das Kind thun, ist dem einen das Fleisch der Ziege, dem anderen das des Huhns, dem dritten das des Schweins oder der Antilope verboten. Uebertretungen des Gelübdes kommen kaum vor, so lange es sich um einheimische Thiere handelt; doch nimmt der Eingeborene, dem Schweinefleisch verboten ist, keinen Anstand, europäischen Schinken zu genießen.

#### IV.

Einer der charakteristischsten Züge für alle Stämme des hier besprochenen Theiles von Westafrika ist das Zusammenwohnen der Neger in Dörfern. Das Dorf ist die eigentliche politische Gliederung und eine um so festere, als sich überall eine Abneigung zum Nomadenleben und zu Wanderungen erkennen läßt.

Dörfer werden zwar, namentlich wenn die Blattern stark grassirt haben, oder wenn eine hervorragende Persönlichkeit gestorben ist, oft verlegt, aber bleiben doch immerhin innerhalb eines beschränkten Terrains. Nur von einem einzigen Stamme habe ich sowol bei den Bajombe-, wie bei den Bakunia- und Bajaka-Negern des Innern übereinstimmend gehört, daß er wild und unstet in den Wäldern lebt; diese, „Babongo“ genannten, Neger sollen von hellerer Hautfarbe sein, keinen Ackerbau, sondern nur Jagd und zwar mit Speeren betreiben und ihre Beute an der Grenze der Wälder gegen Salz und Feldfrüchte an die Bajakas und Bakunias verhandeln, in deren Gebiet sie insel förmig eingestreut zu leben scheinen. Sie sind in Zusammenhang gebracht worden mit gewissen, gerüchtweise existirenden Zwergvölkern — ein Zusammenhang, der seiner Aufklärung noch entgegensteht. Alle anderen Neger wohnen in Dörfern, deren Aussehen je nach der Art der Anordnung der Hütten und dem Baumaterial ein verschiedenes ist. Das Baumaterial, das an der Loango-Küste — wenigstens für die Herstellung der Wände — verwandt wird, ist der classische papyrus der Alten. In den sumpfigen Niederungen mancher westafrikanischer Flüsse sind ganze Quadratmeilen mit dem Papyrus bestanden; der lange, dreilantige, knotenlose Schaft erreicht eine Höhe von 10—30 Fuß. Er ist gekrönt mit einer graziösen Rosette schmaler, zarter Blätter. Dieses Gras, das in Aegypten jetzt vermuthlich ganz verschwunden ist, sich bekanntlich aber bei Syrakus noch einmal wiederfindet, liefert ein unerschöpfliches Material für die Wände der Hütten wie für ein weiches Lager; man verwendet das Gras erst, wenn es völlig getrocknet ist. Alle Hütten, die ich angetroffen habe, sind von viereckigem Aufriß; eine solche Hütte heißt ein „Chimbel“. Die Größe ist verschieden, im Durchschnitt mögen die Wände einen Raum von 5 Fuß im Geviert

einschließen; das Dach — aus Palmfibern hergestellt und aus zwei in ziemlich stumpfem Winkel an einander stoßenden Ebenen gebildet — steht auf beiden Seiten über und ist nach der Giebelseite so weit vorgezogen, daß ein bedachter Vorplatz entsteht, der mit Vorliebe von den Inassen aufgesucht wird. Eine Pflanzenmatte, ein hölzernes, aus Aesten gebildetes Kopfkissen und ein glimmendes Feuer liefern hier den hinreichenden Comfort für beliebig ausgedehntes Faullenzen. In den Dörfern des Litorals stehen die Chimbeßs unregelmäßig, ein jedes für sich allein, auf einem erhöhten, tennenartigen Grunde, während sie im Innern zu einer oder mehreren parallelen Straßen angeordnet sind und sich gegenseitig berühren. Neben den Chimbeßs bedient man sich auch bloßer, auf Pfählen ruhender Schuttdächer, sogenannter „moanzas“, in denen namentlich die Kinder zu schlafen pflegen. Es existirt bei den Negern ein strenges Hausrecht; bei Nacht ohne Weiteres in ein Chimbeß einzutreten, das von Mann und Frau bewohnt wird, würde Strafe zur Folge haben. Man muß durch Anrufen und dadurch, daß man in die Hände klatscht, zuvor die Aufmerksamkeit der Inassen erregen. Wer ohne Erlaubniß in ein Chimbeß tritt und daselbst Etwas zerbricht, wird als Dieb angesehen und verfällt der Sklaverei des beschädigten Eigenthümers. Daraus erklärt sich die Sitte, daß, wenn ein freier Neger aus irgend welchen Gründen den Schutz eines Weißen erlangen will, er in dessen Haus eintritt und Teller oder Gläser, die er daselbst antrifft, zerbricht; er sagt damit: ich will dein Sklave sein.

Aus Allem, was bisher gesagt, geht ein europäischer Einfluß nicht hervor; derselbe ist in der That auch ein sehr oberflächlicher, obgleich er überall, wo Küstenneger sich zeigen, doch auch nicht ganz verkannt werden kann. Da der Begriff des gemünzten Geldes fehlt, so führt der Handel eine große Zahl von Tauschartikeln ein, neben Branntwein namentlich gedruckte baumwollene Zeuge, welche nach und nach die einheimischen, aus Pflanzenfaser gewebten Stoffe verdrängt haben. Erst wenn man sich aus dem Litoral dem Innern zuwendet, sieht man die selbstgefertigte Bekleidung wieder zum Vorschein kommen. Die Tracht ist überall dieselbe: ein faltenreicher Schurz, meist mit Geschmack drapirt; völlig unbekleidet sind nur die Fischer in der Ausübung ihres Handwerks. Der europäische Handel liefert gestricke Jacken, Hemden, Mützen und allerlei Tand, lauter Dinge, die mit der Entfernung von der Küste rasch abnehmen. Die Eingeborenen wissen sehr wohl zu unterscheiden zwischen praktischen und unpraktischen Dingen; sie nehmen Beides vom Weißen, die letzteren aber nur als eine Zugabe, die bei einer Verrechnung nicht mitzählt; dazu gehören vor Allem Glasperlen, kleine falsche Bijouterien und Aehnliches. Geschätzt hingegen sind Messing- und Kupferstücke, verschiedene Formen von Messern, Teller, Krüge und Flaschen. Gold ist völlig unbekannt, Silber nur noch bekannt als Reminiscenz aus den Zeiten des Sklavenhandels, welcher ganz aufgehört hat. Die Kunst der Metallbearbeitung, des Gießens von Kupfer und des Schmiedens von Eisen wird innerhalb enger Grenzen ausgeübt; Holzschnitzereien wird eine besondere Vorliebe zugewandt; in gewissen Familien vererbt sich die Kunst der Elfenbeinschnitzerei; aber der größten Fertigkeit und Mannigfaltigkeit begegnet man in den aus Pflanzenfaser bereiteten Geweben, welche in allen Graden der

Feinheit hergestellt werden; die Kenntniß der Pflanzen, deren Faser sich am besten zu diesem Zweck eignet, geht staunenswerth weit. Die gebräuchlichsten sind die Bambuspalme, die Oelpalme, die Ananas und der Pandanus. —

## V.

Das Reisen im westlichen äquatorialen Afrika ist nur bei Verwendung von Menschenkräften möglich. Der Reisende, dem die Ausführung bestimmter wissenschaftlicher Aufgaben übertragen ist, kann nicht ohne Gepäck reisen; er hat Instrumente, Kochgeräthschaften, einige Provisionen, Gewehre, Munition und eine große Menge von Tauschartikeln mitzunehmen. Alles dies nun muß von Menschen fortgeschleppt werden, denn Lastthiere gibt es nicht, weder Kameele noch Elephanten, weder Esel noch Maulthiere, noch Pferde, noch Ochsen. Ein Versuch, Lastochsen zu acclimatistiren, welche die Expedition hundert Meilen südlich aus Benguela hergeholt hatte, scheiterte, und in fünf Monaten gingen von zwölf dieser Thiere neun ein. Die Benutzung der von der Natur gegebenen Wasserstraßen wird vereitelt durch das System von Katarakten, welches jedem der großen Flußläufe eigenthümlich ist. Es bleibt nur die einzige Möglichkeit, Menschen als Lastträger zu verwenden. Die Neger der Soango-Küste würden sich ihrer körperlichen Beschaffenheit nach dazu eignen; aber es fehlt ihnen nicht allein die nöthige Vorbereitung dazu, die nur gewonnen werden kann durch vorausgegangene Übung im Karawanendienst, sondern vor Allem der Wille. Einmal können sie nicht begreifen, was der Weiße in Ländern will, in die bis jetzt nie ein Europäer eingedrungen ist, und erklären sich das Unerkklärliche durch Supponirung der gefahrbringendsten Motive, und dann stehen sie — in Folge ihrer eigenen Unbekanntschaft mit dem Innern — unter einer knechtischen Furcht vor den nie erschauten Barbarenhorden der erstrebten Länder, die sie sich ausschließlich von Menschenfressern bevölkert denken.

In fast allen anderen Theilen des großen Continents gibt es Karawanenstraßen, auf denen dieselben Menschen Hunderte von Meilen zurückzulegen gewohnt sind. Hier aber kommen fast die gesammten Handelsproducte aus dem Litoral selbst, und wo dies — wie bei den Stoßzähnen der Elephanten — nicht mehr der Fall ist, macht der Zwischenhandel eigentliche Straßen nicht nothwendig. Auch große Reiche, deren Fürsten den Reisenden wirksam unterstützen könnten, gibt es nicht, und je mehr der Forscher die Verhältnisse zu überblicken lernt, um so mehr sieht er sich in seinem Streben, vorzudringen, gehemmt. Daher kam es, daß ich dreimal einen Anlauf nahm und immer wieder an die Küste zurückgedrängt wurde; und am schlechtesten erging es mir, als ich die meisten Sachen und die meisten Deute, nämlich sechzig an der Zahl, bei mir hatte. Gerade da ereignete es sich, daß die Hälfte meiner Träger davonlief — etwa sechs Tagereisen von der Küste — und ich mitten unter den fremden Bakunia-Negeren anfänglich rathlos dastand. Bei dem ersten Versuch schlug ich mich mit nur zwölf Mann und einer Büchse auf gut Glück zwölf Tagereisen weit in's Innere, ohne daß mir von den Eingeborenen Hindernisse in den Weg gelegt wurden, die sich nicht überwinden ließen. Bei der dritten Reise hatte ich nur drei Träger, einen schwarzen Diener und eine Büchseflinte, und ging damit — nördlich



von dem bis dahin festgehaltenen Terrain — in das Land der Bajakas, wo Hungersnoth und Plattern wütheten. Dieser verzweifelte Versuch, für die Sache, die ich übernommen hatte, alle Kräfte einzusetzen, hätte mir leicht das Leben kosten können,

Das Vorbringen von der Küste in's Innere hat namentlich in landschaftlicher Beziehung etwas Großartiges. Als den besten Ausgangspunkt muß ich den Kuillu-Fluß bezeichnen, der unter  $4^{\circ} 27'$  südl. Br. in's atlantische Meer mündet mit der Breite des Rheines bei Cöln, an beiden Ufern mit Mangrovenwäldern bestanden. Die Mangrovenwälder sind bekanntlich für alle tropischen Flußmündungen charakteristisch; soweit das wechselnde Spiel der frischen Stromfluthen mit der auf- und absteigenden salzigen Fluthwelle des Meeres reicht, so weit reichen auch die Mangroven. Ohne dieses Gebundensein an die Einwirkung der Gezeiten auf den frischen Strom würde die Mangrove den ganzen tropischen Gürtel erobern, denn ihr Wachsthum ist das Abbild der Unendlichkeit. Ein einziger Baum könnte ganze Quadratmeilen bedecken; aus jeder seiner Früchte senkt sich ein junger Stamm langsam herab, bis er die Wasseroberfläche erreicht und Wurzeln treibt; so entsteht unten ein Durcheinander von Wurzeln, die während der Ebbezeit aus dem Wasser aufragen und unabhelfbare Strecken sumpfigen Wassers bedecken; oben flügen sich, getragen von regellos emporstrebenden Stämmen, die Kronen zusammen, mit ihren lederartigen Blättern ein dichtes Schuttdach bildend. In dem eigentlichen Gebiet der Mangrove kommt keine andere Pflanze auf; deshalb lagert eine schwermüthige Monotonie auf dieser Region.

Verlassen wir sie, indem wir den Kuillu-Strom aufwärts fahren, so zeigt sich nach zwei- bis dreistündiger Fahrt eine Aenderung der Scenerie. Die flachen, lehmigen Flußufer treten ein wenig über dem Wasser hervor und bedecken sich mit graziösen Schlinggewächsen aller Art, während Palmen dahinter sich erheben, um der Mangrove mehr und mehr den Platz streitig zu machen. Endlich verschwindet diese ganz, man athmet freier auf, der Fluß behält seine imponirende Breite bei, hier und da, in der Mitte des Stromes, wie in der Nähe der Ufer, ragen die entblätternen Kronen oder die Stämme mächtiger Bäume auf, die herabgetrieben sind und auf einer Untiefe festliegen. Der Blick, der über das weite Wasser hinstreicht, ist bald gehemmt durch den majestätischen Urwald, der sich auf allen Seiten aufbaut. Denn wir sind bereits eingetreten in die letzten Ausläufer des immensen westafrikanischen Waldgebietes, das der Wanderer zu durchbrechen hat, wenn er die Ränder des Innern erreichen will. Er folgt dem Fluß, der eine glatte Straße verheißt, so weit es geht. Graue Papageien mit rothen Schwanzfedern fliegen in großen Scharen mit Geschrei und Gepseife über ihn fort; Flußpferde, nur den oberen Theil des Kopfes zeigend, lassen sich sehen, nachdem man bereits lange zuvor die Stellen beobachtet hat, wo die tief ausgetretenen Pfade dieser kolossalen Thiere am Wasser endigen.

Nun verändert sich abermals das Ansehen der Flußlandschaft; zwar der Wald bleibt derselbe und drängt von beiden Seiten hart an die Ufer heran; aber diese fangen an, sich zu erheben, und wir befinden uns an der Stelle, wo der Kuillu jenes Waldgebirge verläßt, das sich in parallelen Ketten dem inneren

Plateau vorlagert. Die Wasser, die bis dahin ruhig, wenn auch schnell, dahinflossen, werden jetzt aufgeregter, an den Ufern ragen Felsen empor, Felsbänke schieben sich in den Strom, bilden Wirbel und Stromschnellen. Es bedarf der ganzen Autorität des Weißen, um die Schwarzen zum Weiterrudern zu bewegen. Man hört ein dumpfes Brausen und nähert sich den eigentlichen Katarakten, die der Fluß dadurch bildet, daß er, in Felsen eingengt, über eine lange Felszunge hinschießt. Ich stellte mich auf die Felsen des linken Ufers und bewunderte die Landschaft, die keines Europäers Auge bis dahin erblickt hatte. Zu meinen Füßen stürzte der Ruillu wild dahin, und ergoß seine Wasser in ein seeartiges Becken, das auf einer Seite von einer hohen, senkrechten Felswand abgeschlossen war. Die üppigste Vegetation herrschte rings umher; man sah die waldbestandenen Höhen sich erheben, und wo Felsen heraustraten, fiel ein leichter Schleier grazioser Schlingpflanzen auf sie nieder; aus den Uferwassern stieg der prachtvolle Pandanus auf, mit Wurzeln, die denen der Mangrove ähneln, mit dem schön geschwungenen, an wilde Dattelpalmen erinnernden Stamme, und der ananasartigen Rosettenkrone. Aufwärts ließ sich das Thal bis zur nächsten Krümmung verfolgen; da entzog sich sein Lauf dem sehnsüchtigen, das Unbekannte suchenden Blicke. Von hier aus ließ sich nur noch auf Landwegen vortwärtskommen, und bald lernte ich kennen, was es heißt, in afrikanischen Urwäldern zu marschiren.

Die Eindrücke waren überwältigend. Niemals zuvor hatte ich eine solche Continuität von Waldgebiet gesehen. Ueberall und überall Wald, für viele Tage angestrengter Märsche hintereinander. Die bunteste Folge der verschiedensten Baumarten wechselt mit einander ab; meist schießen die Stämme hoch auf und vermischen erst oben ihre Kronen zu einem dichten und so undurchdringlichen Laubdach, daß ein geheimnißvolles Halbdunkel diese Gegenden umlagert. Im Gegensatz zu den Schluchtenwäldern des Bitorals treten Lianen und holzige Schlinggewächse sehr zurück, so daß dem afrikanischen Auge der Wald licht erscheint. Es gibt freilich auch eine zu ewigem Schatten verurtheilte Vegetation, die sich zwischen die Stämme einschiebt, meist bestehend aus aufgeschossenen Schäften, an die sich in zeilenförmiger Anordnung große, parallelabrige Blätter ansetzen; aber die Hand kann sie leicht zurückbeugen und dem Körper den Weg frei machen. Eine feuchte, bedrückende Luft ist dem Wald eigen. Hat man — wie es bei mir der Fall war — wochenlang unter den Einflüssen dieser von Feuchtigkeit geschwängerten Atmosphäre, dieses bedrückenden Halbdunkels, dieser gewaltigen Waldesmonotonie gestanden, so sehnt man sich nach Luft, Licht, Freiheit und einem Wechsel der Scenerie. Aber man muß das Ersehnte mit Mühe und Noth erkaufen, denn der Wald ist groß, das Terrain coupirt, von Bächen, Flüssen und sumpfigen Stellen durchseht. Zwischen die großen parallelen Ketten des Waldgebirges, die der Zug des Reisenden quer zu durchschneiden sucht, schieben sich secundäre Höhengsysteme und Thäler, die alle überwunden sein wollen. Das Wasser der kleinen Bergströme ist oft klar und gut, ein großes Labfal. Die einzigen Unterbrechungen sind künstlicher Natur, da wo die Eingeborenen mit Feuer und Art den Wald zerstört haben, um Platz zu schaffen für ihre Dörfer und Culturen. „Wilde Thiere“ im Sinne eines zoologischen Gartens — mit

Ausnahme von Leoparden — gibt es nicht. Rhinocerosse kommen gar nicht vor, Elephanten noch ganz vereinzelt, Flußpferde sind an enge Grenzen gebunden; aber Schlangen sind in Fülle da, und Gorillas haben hier ihre Heimath. Fast in jedem Dorf kann man Schädel dieses mächtigen Thieres bewundern; Scharen von Chimpansen und anderen Affen treiben in der Region der Baumkronen ihr unermüdbliches Spiel; Nashornvögel, Cocohühner, Adler und zahllose Aukfarten, graue Papageien beleben die Küste und wecken Nachts das Echo.

Hat man endlich die 2000 Fuß hohe Kette Nunzi überflogen, so erschließt sich dem an weite Entfernungen schon nicht mehr gewöhnten Auge der Blick in das Innere des Landes; man steht an der Grenze des überwundenen Waldes und überschaut ein hügeliges, freies Land mit einzeln eingestreuten Walbinseln; der Kuillu, noch immer in Felsen eingeschlossen, von Waldgalerien eingefasst, windet sich zwischen kuppigen Bergen hindurch; andere Volksstämme treten auf, eine andere Sprache wird gesprochen, der Einfluß des Küstengebiets erstirbt, eine neue Welt erscheint, zu der es den Forscher sehnsuchtsvoll hinzieht. Aber die Darven, die ihn umgeben, spotten seiner Sehnsucht und seiner Mission; nicht ein Mann findet sich, der ihn weiter geleiten will, — und soll nicht auch das Wenige, das er erlebt und gesehen hat, verloren gehen, so muß er dem kaum erschlossenen Terrain den Rücken kehren.

Groß und mächtig liegen die Aufgaben da, die dort noch zu lösen sind; gar mancher zur Aufopferung bereite Mann wird sich daran verbluten, Jahre noch können darüber hingehen, und Tausende werden aufgewandt werden müssen.

Wenn dann einst das Problem des nordöstlichen Durchzugs gelöst sein wird, dann, so hoffen wir, wird das gerechte Vaterland nicht vergessen, daß die deutsche Loango-Expedition es gewesen, welche den ersten Schritt hierzu gethan.

## Berlin im October und November 1848<sup>1)</sup>.

~~~~~  
Pfuel's Entlassung; das Ministerium Brandenburg und der Einmarsch  
Wrangel's in Berlin.

~~~~~  
Aus den bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten des Generals der Infanterie z. D.  
Dr. Heinrich von Brandt.

### I.

Man sprach schon in der letzten Dekade des October von der Entlassung des Ministerpräsidenten Pfuel. Man war nach allen Seiten hin mit ihm unzufrieden. Bei der Hofpartei war er den Anklagen und Verdächtigungen ärgster Art erlegen. Es hatte sich seiner eine völlige Lethargie bemächtigt. Ich bekam ihn fast nur noch in den Sitzungen zu sehen. In diesen schloß er nicht selten ein, und ich habe öfter den einen oder den anderen der Herren Minister, dem ich gerade am nächsten saß, ersucht, den Herrn Ministerpräsidenten zu wecken, damit durch sein Schnarchen nicht irgend ein Scandal herbeigeführt werde.

Den Versuchen der Rechten in der Nationalversammlung, das Ministerium zu einer gewissen Energie zu zwingen, setzte dasselbe eine kaum glaubliche Resignation entgegen. Bei der Debatte über den von Meusebach'schen Antrag: „Maßregeln zu ergreifen, die Mitglieder der Nationalversammlung gegen die Insulten eines frechen Pöbels zu schützen“ (am 21. October), mußte es von dieser Seite her gar harte Dinge hören. „Ich will schließen,“ sagte der Redner zum Schluß, „indem ich das feste Vertrauen zu der Regierung ausspreche, daß sie die gesetzliche Ordnung, soweit sie nämlich uns gegenüber verletzt worden ist, mit Nachdruck aufrecht zu erhalten wissen wird; denn wenn irgend eine Regierung nicht die Macht und die Kraft hätte, die Würde der Versammlung auch

---

<sup>1)</sup> Diese neue Publication aus General von Brandt's handschriftlichen Memoiren schließt sich den von uns schon früher gebrachten Mittheilungen unmittelbar an. Man vergl. „Deutsche Rundschau“, Band XI, S. 134—155, S. 428—440 und Band XII, S. 426—451.

von außen her zu schützen, so würde es den Parteien dieser Versammlung, welche die Freiheit des Volkes und die Freiheit seiner Institutionen mit Aufrichtigkeit erstreben, aber zugleich davon durchdrungen sind, daß die Dauer der Freiheit nur durch die feste Handhabung der gesetzlichen Ordnung gewährleistet werden könne, ich sage, es würde diesen Parteien dann schwer werden, ein solches Ministerium zu unterstützen.“ Das Getöse, das Bravo der Rechten, der Lärm der Linken ließen zur Genüge wahrnehmen, daß der Funke gezündet habe. Minister Eichmann allein behielt seine Ruhe, die ihm als ein nothwendiges Präservativ erscheinen mochte, die aber selbst seine Freunde peinlich berührte. Jedenfalls bewies er sich zu maßvoll in der Ausübung der Gewalt.

Als die Debatte mit am Heftigsten war, trat ich zum Ministerpräsidenten heran und fragte ihn, ob er sich bei der Debatte auch betheiligen werde. „So kann es nicht fortgehen; und betreibt Minister Eichmann die Sache ferner, wie er es bis jetzt gethan, so werden wir bald so weit sein, wie in Wien. Ich meinerseits werde nie mehr ein Wort über diese Angelegenheit verlieren, denn nach der Scene mit Minister Eichmann bleibt mir nur übrig, mich ganz zurückzuziehen; ich kann mit Ehren solchen Sachen nicht zusehen.“ „Apropos dieser Geschichte, lieber Brandt,“ entgegnete Pfuel, „da fällt mir ein, Ihnen zu sagen, daß der Minister sehr bereut, sich in dieser Art geäußert zu haben. Sieber Eichmann,“ sich an diesen wendend, fuhr er fort, „Sie erklären wol dem General, wie Sie die Sache gemeint haben.“ Eichmann nahm hierauf meine Hand und sagte: „Glauben Sie doch ja nicht, lieber Herr General, daß ich Ihnen nur im Entferntesten habe zu nahe treten wollen; ich wollte durch meine Aeußerung nur andeuten, daß wir als verantwortliche Räthe der Krone andere, schwerere Rücksichten hätten, und daß eine größere Verantwortlichkeit auf uns lasse; jedenfalls habe ich mich schlecht ausgedrückt, und Sie haben mich daher falsch verstanden; betrachten Sie die Sache als ungeschehen und lassen Sie uns in dem Streben zum Besten des Ganzen gemeinsam weiter gehen.“ „Gern,“ entgegnete ich, „Excellenz, unterdrücke ich jede Mißempfindung; aber seien Sie überzeugt, auf diesem Wege kommen Sie nicht zum Ziel.“

Die ganze Sitzung war übrigens so unruhig, daß es schwer werden würde, den Debatten, die sich in stürmischer Eile bewegten, zu folgen. Einzelne Abgeordnete erschöpften sich in picant sein sollenden Angriffen. Man nannte die Mittheilung über die wachsende Anarchie Ammenmärchen. Man bestritt sogar dem Ministerium die Befugniß, irgend eine Maßregel zur Sicherstellung der Mitglieder zu ergreifen, weil dies den Beschlüssen der Nationalversammlung entgegen sei, die sich unter den Schutz der Berliner Bürger gestellt habe. Man protestirte feierlichst, daß das Ministerium Etwas gegen ihre Beschlüsse unternähme. Eichmann, von allen Seiten geängstigt und geheßt, antwortete diesmal mit Entschiedenheit: „Das Ministerium sei wiederholt aufgerufen, in der Stadt Ordnung zu erhalten. Die Beschlüsse der Versammlung könnten Dem unmöglich entgegen stehen. Wenn sich die letztere dem Schutze der Berliner Bürger anvertraut habe, so hebe dies keineswegs die Pflicht der Regierung auf, auf den Plätzen und Straßen dieser Stadt Ordnung zu erhalten, und diese Pflicht wolle und werde das Ministerium nach Kräften erfüllen.“ Diese, wenigstens einige

Energie athmende Erklärung zog ihm von der Rechten laute Bravo's zu; die Linke schwieg. Eine neue Interpellation gegen den Finanzminister von Bonin ward durch dessen festes Auftreten, dem der gesunde Menschenverstand der Abgeordneten zu Hilfe kam, beseitigt und zeigte recht klar, daß es einer erleuchteten Entschiedenheit noch immer, wenn auch gerade nicht leicht, möglich gewesen wäre, die Majorität zu erhalten. Die Veranlassung dazu gab ein Erlaß des Ministers, welcher anordnete, daß alle Canalarbeiter, die sich bei den Ereignissen am 12. d. Mts. unmittelbar betheiligt hatten, und nebenbei noch hundert Andere aus der Gesamtheit der Arbeiter entlassen werden sollten, und daß Allen, die sich am 16. und 17. von der Arbeit entfernt hätten, kein Lohn gezahlt werde. Zugleich bedrohte dieser Anschlag Alle, die sich in Zukunft an Aufläufen betheiligen würden, mit sofortiger Entlassung. Die Linke, die wohl wußte, daß, wenn Ruhe und Ordnung unter diesen Classen hergestellt sei, sie ihrer treuesten Satelliten beraubt sein würde, that Alles, um diesen Befehl rückgängig zu machen. Derselbe war mit großer Gewandtheit abgefaßt, indem der Beschluß der Nationalversammlung in Betreff der schon erwähnten Petition, die Behrend eingebracht hatte, als Motiv der Nichtzahlung besonders hervorgehoben war. Er ist ganz unbestritten das Kühnste, was von allen Ministerien erlassen worden ist, weil er wie ein zündender Funke den Herd der Unruhen traf, weil darin die Anarchie direct und in ihrem Mittelpunkte angegriffen ward und weil die Beerdigung der sechzehn Arbeiter, die am 20. stattgefunden, wol darauf hindeutete, daß die Bürgerwehr nicht sobald wieder Luft haben würde, den Kampf aufzunehmen. Das Begräbniß bot in der That einen imponirenden Anblick und that zur Genüge dar, daß sehr viele Kräfte zu einer Revolution vorhanden waren, die die Abgeordneten in der Hand zu behalten wünschten, und daß es vielleicht nur einer entschiedeneren Wendung der Verhältnisse nach außen bedurfte, um die Bürgerwehr, schon aus Furcht, in neue Kämpfe verwickelt zu werden, auch dieser Partei in die Hände zu spielen. Jemand, der mit mir den Zug vorüberziehen sah, sagte zu mir: „Dies hat ein ganz anderes Gepräge als am 24. März, wo der Zug, die Todten abgerechnet, einem Maskenzuge ähnelte; hier dagegen sehe ich gefesselte Tiger und Hyänen, denen ihre Führer nur Maulkörbe angelegt haben.“ Ich weiß nicht, was es war, aber der Zug, sehr schlaue geordnet und aus den Elementen der Revolution geschickt gemischt, darunter die Reigenführer der Linken als erste Leidtragende, hatte ungemein viel Erregendes. Die Stille unter den gewiß 30,000 Menschen war es besonders, die auffallen konnte. Mir schien das Schweigen organisirt, ein bedeutsames Zeichen für Alle, die sich auf dergleichen verstehen.

Waldeck ging der Sache energisch auf den Leib, er wollte sie noch im Laufe des Vormittags entschieden haben; die Partei hatte es nicht an allerhand Gefindel vor dem Gebäude fehlen lassen, um die Abstimmennden nach Möglichkeit zu terrorisiren. Aber Herr von Bonin trat so kühn und energisch auf, daß die Sache, so lebhaft sie von Waldeck betrieben, so viele Verdächtigungen dabei angeregt wurden, fiel. Herr von Bonin erklärte rund heraus, daß ein solcher Zustand auf den Baustätten nicht ferner geduldet werden könne, und daß es Pflicht der Behörden sei, diesen Uebergreifen, dieser Geseklosigkeit und Unordnung unter

den Arbeitern mit aller Kraft zu steuern; die Maßregel sei in Uebereinstimmung mit allen anderen Ministern gefaßt worden, und man könne sich auch nicht entschließen, sie wieder zurückzunehmen. Wolle man Motive dafür, so sei er bereit, in einigen Tagen speciellere Mittheilungen zu machen. Mehrere Stimmen der Linken brachten bei dieser Gelegenheit das bekannte „Zu spät“ an, das jedoch auf die Abgeordneten weiter keinen Eindruck machte; Bonin selbst benahm sich dabei vortrefflich. Seine Haltung war ergreifend und gebietend, seine Züge edel, sein Auge voll Feuer. Es bedurfte dieser bedrohlichen Momente, um ihn in seiner ganzen Glorie zu sehen; dem wackeren Kämpfer fehlte nur die Armee!

## II.

Bei alledem entging es dem sorgfamen Beobachter nicht, daß sich eine Krise vorbereite. Ein albernere Abgeordneter, der wahrscheinlich von den Versöhnungsversuchen in der französischen Revolution gelesen, übernahm in einem Anfälle guter Laune die Rolle des Versöhners; aber seine Anteriora sowol, als seine ganze Haltung waren nicht geeignet, den Weg dazu anzubahnen. Man fand es sehr heiter, als er mit Hindeutung auf die Büsten der Componisten im Concertsaale zur Einheit und zum Frieden ermahnte. „Ich erinnere Sie, daß wir hier im Concertsaale, der Harmonie gewidmet, sitzen. Lassen Sie uns gründlich concertiren. Nehmen wir uns ein Beispiel an den alten Musikern, deren Brustbilder hier vor uns aufgestellt sind. Dieselben haben oft aus den Gegensätzen mannigfacher Töne die schönsten Harmonien hervorgerufen. Selbst Händel, unter dessen Bildnisse Herr College Haase sitzt, hat den Widerstand von unsüßlichen Noten, den Widerspruch rebellischer Töne zuletzt in Wohlgefallen aufgelöst (Heiterkeit). Betrachten wir ferner das Bild jenes mythischen Sängers Orpheus, der mit den begeisterten Klängen seiner Lyra die Felsen bewegte und bei dessen Harmonien sich die Thiere des Waldes schmeichelnd zu seinen Füßen legten. Wenn wir selbst harmonisch zusammenwirken und gute Gesetze machen, dann wird uns Niemand widerstehen und wir werden der Vertheidigung der Schutzmannschaften nicht bedürfen. Wenn wir in Einklang stehen mit dem guten Rechte, dann werden sich auch uns die Löwen der Gewalt zu Füßen legen.“ Die Heiterkeit, unter welcher diese Rede geendet wurde, gab dem Präsidenten Grabow Gelegenheit, geschickt die Fortsetzung der Debatte daran zu knüpfen; der Friede, zu dem der Abgeordnete rieth, dauerte noch nicht ganz so lange als am 7. Juli 1790, wo er, wenn wir nicht irren, vom Schlusse der Session bis zum Abend währte.

Und in der That wurden die Verhältnisse immer verwickelter. Nicht genug, daß sich im Innern die Zerrwürfnisse mehrten, auch mit der Centralgewalt in Frankfurt wurden die Zustände täglich drohender.

Die Zustände im Großherzogthum Posen, welche schon so oft und so lange die Versammlung beschäftigt hatten, sollten auch jetzt neue Veranlassung zur Mißstimmung zwischen der Frankfurter und Berliner Nationalversammlung geben. Während man in Frankfurt dem deutschen Wesen Rechnung trug, beschloß die Berliner Nationalversammlung, den Bewohnern Posens die ihnen bei der Besiznahme eingeräumten Rechte zu gewähren und diese durch ein mit der

Verfassungsurkunde zu erlassendes organisches Gesetz näher zu erörtern. Hierdurch waren die Frankfurter Beschlüsse gewissermaßen annullirt, wenngleich der Berliner Beschluß eigentlich nur das besagte, was durch das Besitznahme-Patent vom Mai 1813 längst feierlichst anerkannt war. Jedenfalls lagen diesem Beschlusse der Berliner Versammlung Motive unter, die zur Zeit noch nicht bekannt sind. Männer, welche die Meinung der verschiedenen Parteien wohl zu kennen glaubten, gaben sich der Ansicht hin, daß die Berliner Reigenführer hierüber mit den Polen unterhandelt hätten und daß beide Parteien dahin übereingekommen wären, für die Aufrichtung eines einigen großen Deutschen Reiches und die Wiederherstellung Polens in seinen alten Grenzen nach Kräften zu wirken.

Was jedoch die Aufmerksamkeit von diesem, ich möchte sagen, rein preussischen Interesse sehr abzog, waren die Verhältnisse in Oesterreich. Die Energie, welche Radeky und Windischgrätz für das dynastische Interesse entwickelten, und die Erfolge, welche sie bei Niederhaltung der Revolution und Herstellung der Ordnung erlangten, fingen an, den Berliner Demagogen bedenklich zu erscheinen. Wrangel und sein Corps waren ihnen längst eine unbequeme Nachbarschaft gewesen. Temme, Eisner und Waldeck hatten dies der Versammlung wiederholt gesagt; aber ein glücklicher Zufall, ein glücklicher Instinct hatte die Majorität abgehalten, auf die Declamationen jener Raben der Versammlung einzugehen.

Wie blind aber die Reigenführer dieser Partei ihrem eigenen Verderben entgegenrannten, wie sehr sie sich ihrer Stützen selbst beraubten, kann wol der am 24. October zur Abstimmung gebrachte Beschluß der Berliner Versammlung bekunden, worin sie, wir möchten sagen, den offenen Bruch mit der Frankfurter Versammlung proclamirten. Wurde ihr Antrag:

„daß nur solche Gesetze und Erlasse durch die Gesetzsammlung bekannt gemacht werden sollten, welche von der constituirenden Versammlung in Berlin angenommen, daß ferner die Erlasse der Frankfurter Centralgewalt, welche innere Angelegenheiten einzelner Länder, namentlich Polizeiwesen und Strafgesetzgebung, zum Gegenstand haben, für Preußen nur durch die Genehmigung der preussischen Volksvertreter gesetzliche Geltung erlangen könnten,“

angenommen, so war dieser Bruch offen ausgesprochen. Ganz ohne Zweifel waren die Ansichten hierüber sehr verschieden, und, ich leugne es nicht, ich hätte diesmal der Linken den Sieg gewünscht. Ich weiß wol, daß sie bei Motivirung ihrer Ansicht von ganz anderen Principien ausging; aber ich hegte die Hoffnung, das Ministerium werde sich bei dieser Debatte wiederfinden, es sei dies eine Regung des preussischen Gefühls, ein Bewußtwerden seiner Selbstständigkeit als große Nation. Daß Mehrere so gedacht haben, wie ich, geht aus dem Resultate der Abstimmung hervor, indem der Antrag auf Dringlichkeit der Vorlage, bei dem Herr Waldeck freilich ganz andere Dinge im Schilde führen mochte, nur mit einer Stimme in der Minorität blieb. Jedenfalls dürfte Herrn Waldeck's und d'Ester's Antrag nur als ein neuer Anlauf zur Herabdrückung der Autorität jener Versammlung betrachtet werden, wie er schon am 15. August, nur unverständiger und roher, von dem Altenburger demokratischen Congreß versucht worden war. Die Wirren in und außer Berlin stiegen mit jedem Tage.



Während die Anarchie täglich ihr Haupt Kühner erhob, begannen auch die Gutgesinnten wieder Hoffnung zu schöpfen. Es schien ihnen, als wenn die Widerwärtigkeiten angefangen hätten, eine heilsame Wirkung zu erzeugen; aber noch knüpften sie ihre Hoffnungen nur an das, was sich außerhalb Preußens zutrug.

Der König hatte an das Ministerium eine Ordre erlassen, worin er anbefahl, der Bürgerwehr seinen Beifall darüber zu bezeugen, daß sie am 16. ihrem Verufe nachgekommen sei. Nachdem man lange darüber debattirt hatte, inwiefern man diesen Befehl auszuführen habe, ward derselbe dem Bürgerwehr-commando mitgetheilt und zugleich in der damals üblichen Art als Placat überall angeheftet. Aber soweit ging die lächerliche Anmaßung dieser Leute, daß die Bürgerwehr diese Anerkennung ihrer Pflichterfüllung zurückwies; daß an vielen Orten die Placate abgerissen wurden und daß in einigen Stadttheilen, in denen das demokratische Element recht überhand genommen hatte, man sich durch Placate feierlichst dagegen verwahrte.

Die Anstrengung der Linken, ihre Autorität, die durch einzelne Abstimmungen schon bedeutend gelitten hatte, wiederherzustellen, wuchs von Tage zu Tage. Aber sie diente nur dazu, ihre Unbedeutsamkeit zu zeigen. Hierher gehört besonders die Eröffnung des Congresses der deutschen Demokraten, der bereits am 3. October von dem Kreisausschuß der Mark Brandenburg und dem Verein der Demokratie in Berlin ausgeschrieben war, und der mit den Angriffen d'Ester's und Waldeck's gegen die Frankfurter am 24. coincidiren sollte; er gab von der Armseligkeit der Bestrebungen dieser Partei und ihrer Hilfsmittel ein untrügliches Zeichen. Zuvörderst war die Versammlung, die im „Englischen Hause“ tagte, sehr dürftig vertreten, und die Gegenwart der Reigenführer dieser Partei, der Herren Ruge, Wislicenus etc., konnte Nichts dazu beitragen, die Märglichkeit ihrer Mittel zu bemänteln. Nur die Verzweigung der Gesellschaft durch ganz Deutschland und deren größerer oder geringerer Einfluß auf einzelne Provinzen, wie z. B. auf das durch und durch unterwühlte Schlesien, ward dadurch dargegethan. Das offene Geständniß des Congresses, daß er nur über 4 Thaler verfüge, trug nicht wenig dazu bei, ihn bei der Masse völlig zu discreditiren. Ich gestehe, daß ich für diesen Tag ernstliche Maßregeln für nöthig erachtet und daß ich mit General von Pfuel hierüber gesprochen hatte. Derselbe versicherte, daß er den Congreß in der Nähe beobachten lasse. Auch mit dem Polizeidirector setzte ich mich in Verbindung, aber derselbe war stets beschäftigt, immer unschlüssig, wollte die Hände durch höhere Befehle gebunden haben und nicht selbständig auftreten dürfen. Ob er hiermit Eichmann's Anordnungen meinte, oder ob seine Unentslossenheit nur die Wirkung der allgemeinen Unsicherheit und Erschlaffung in allen Zweigen des Dienstes war, muß ich dahingestellt sein lassen. Als ich später Pfuel fragte, ob er bereits Nachrichten von den Verhandlungen im „Englischen Hause“ habe, versicherte er, daß Alles auf Lächerlichkeiten daselbst hinauslaufe. „Die Gesellschaft ist nur wenig zahlreich gewesen,“ fügte er hinzu, „und hat nur 4 Thaler als Cassenbestand nachweisen können.“ Da mir die Sache, nach dem, was bereits vorgefallen war, etwas unwahrscheinlich vorkam, fragte ich weiter, ob er diese Nachricht von der Polizei habe.

„Nein!“ erwiderte der General, „ich habe meinen Bedienten dahin geschickt. Das ist ein kluger, pfiffiger Kerl, der hat mir Alles haarklein erzählt. Glauben Sie mir, es ist eine bloße Harlekade.“ So wenig sicher mir nun auch diese Bedientenmittheilung schien, so war sie doch nach dem, was wir soeben als Augenzeugen mit erlebt hatten, eine wahre Beruhigung.

### III.

Wir waren bei den Debatten wiederholentlich Zeuge von dem ordnungswidrigen Betragen fast aller Parteien gewesen. Sie hatten schon manch ärgerliches Wort des Präsidenten hervorgerufen. Er hatte von seinem Plaze her bereits die dringende Bitte an die hohe Versammlung gerichtet, von nun an — in der Sitzung vom 25. October — die Redner nicht mehr zu unterbrechen und allen Applaus, wenn Jemand dessen bedürfe, erst am Schlusse der Reden zu äußern. Eine Controverse zwischen dem Finanzminister und Waldeck, bei welcher Herr von Bonin diesem auf dessen Beschwerde über den Druck der Behörden erklärte, daß ihm hierüber keine Anzeige gemacht, wol aber von vielen Seiten her die dringendsten Witten zugegangen seien, den Verfassungsentwurf möglichst zu beschleunigen, flackelte ohne Zweifel den Haß der Linken gegen Herrn von Bonin auf. Die humoristische Weise, in welcher sich der Abgeordnete Pastor Wenger bei der Debatte betheiligte, vermehrte diese Animosität noch mehr. „Es ist uns wiederholt die Reaction grell geschildert worden, so grell, daß ihr nur der Schwanz und der Pferdefuß fehlt, damit sie der leibhaftige Teufel sei. (Gelächter.) Wenn dem so ist, was ich nicht weiß, denn er hat der Reaction noch keine Sorge gemacht (schallendes Gelächter auf der Linken), so lassen Sie uns dem Wirken desselben durch die Verfassung vorbeugen. Man hat immer nach draußen hingewiesen und gesagt: die Reaction ist draußen, sie wächst mit jedem Tage, streckt die Polypenarme durch alle Schichten der Gesellschaft und zieht ihre Sklaven an sich. Wenn dem so ist, wenn die gewaltige Macht schon vor der Thür dieses Saales steht, dann bitte ich Sie, die uns diese Macht so gräulich geschildert haben, eilen Sie mit der Verathung der Verfassung, ehe dies Schreckniß in diesen Saal eintritt, wo es noch nicht Platz gefunden hat, ehe es hier Fuß faßt und uns den Kampf für die Freiheit schwer macht. Wir wollen hier zusammen eine freisinnige Verfassung berathen — noch können wir es —; wenn aber diese Macht erst hier ist, dann können wir es nicht mehr. Warten wir nicht, bis sie einbringt, und gehen wir darum jetzt schnell an die Verathung der Verfassung.“

Hieran hatten sich bald eine Menge anderer Abgeordneter betheiligt, und da die Linke wol merkte, daß eigentlich Herr von Bonin der einzige Minister sei, der den Muth hatte, ihr entschieden entgegenzutreten, und da sie von diesem allein Widerstand bei Durchführung ihres Planes fürchtete, suchte und fand sie im Jagdgesetze den Vorwand, ihn anzugreifen. Die Sache schneite auch so urplötzlich herein, daß Absicht und Zweck dabei nicht zu verkennen waren. Die Debatte nahm sehr bald einen heftigen Charakter an. Der Abgeordnete Vissier motivirte den Antrag damit, daß es die dringendste Pflicht des Staatsministeriums sei, zur Vermeidung unfehlbar bevorstehender Auf-

regung der ländlichen Bevölkerung in allen Provinzen, die Sanction des von der Versammlung beschlossenen Jagdgesetzes auf das Schnellste zu vermitteln. Vergebens, daß sich Abgeordnete der Rechten der beantragten Dringlichkeit widersetzen, daß der Minister von Bonin sehr ruhig, aber gehalten, erklärte, es sei wegen der Masse von Arbeiten unmöglich, die Interpellation zu beantworten, daß er einen Ausstand von acht Tagen verlangte, weil er hoffe, bis dahin vielleicht die ganze Sache definitiv zu erledigen. Der Graf Reichenbach ergriff das Wort mit einer auffallenden Heftigkeit, verflocht seine Rede mit gehässigen Anklagen gegen den Grafen Matuschka, der angeblich in Begleitung von bewaffnetem Militär und großen Jagdgesellschaften die schön stehenden Saaten vernichtet habe, und schleuderte dabei zugleich seine Pfeile gegen den Oberpräsidenten Pinder, der ihn in einem an seine Wähler erlassenen Schreiben nicht undeutlich als einen Landesverräther bezeichnet habe. Parisius, Temme und Schramm ergriffen mit gleichem Eifer das Wort für Syfiedki's Antrag, und nach langem Hin- und Herübergerede blieb es dabei. Die Majorität war eine so entschiedene, daß das Ministerium nicht hoffen durfte, selbst durch Hinschleppung eine andere Wendung herbeizuführen.

Die Aufregung, welche die Debatte hervorgerufen hatte, ging in die Verhandlungen des folgenden Tages — 26. October — über und führte den Wechsel der bisherigen Präsidenten der Nationalversammlung herbei. Herr Grabow, der von seinem Standpunkt aus die Debatten mit großer Pflichttreue und seltener Umsicht leitete, der aus den Widerwärtigkeiten seiner Stellung bereits heilsame Lehren gezogen, der in den aufstrebenden Führern der Linken sowol als in seinen Genossen schon erkannt hatte, wonach sie trachteten, war, wie man ihm anmerken konnte, schon lange über den ärgerlichen Gang der Debatten, die wegen steter Unterbrechungen nicht von der Stelle kamen, im höchsten Grade gereizt. Die Debatte dieses Tages begann sofort mit ganz ähnlichem Raisonniren über die Abstimmung des ersten Artikels der Verfassung, über das Amendement, das Herr Philipps über Posen eingeflochten hatte und dessen ich schon oben gedachte. Graf Cieszkowski, seinen abirrenden Polonismus abgerechnet ein braver, verständiger Mann, warnte, bat, nicht länger und nie mehr ein so unwürdiges Schauspiel zu geben. Es gab noch andere Abgeordnete, welche wie er fühlten und dachten. Herr von Berg, gewiß mit einem Hintergedanken, meinte, daß es der Wichtigkeit des abzustimmenden Beschlusses nicht entspräche, daß durch unwürdige Mittel eine Entscheidung herbeigeführt werde, und ward hierüber von den Abgeordneten von Daniels und Reichensperger angegriffen, indem letzterer das Wort „unwürdig“ für unstatthaft erklärte. Darüber entstand ein solcher Tumult, daß Niemand mehr sein eigenes Wort hörte. Nachdem die Ruhe einigermaßen hergestellt worden, ergriff der Präsident Grabow das Wort und erklärte, daß allerdings Aeußerungen gefallen wären, die nicht in der Ordnung seien. Hierüber fühlte Herr von Berg sich gravirt und wollte sich dem Ordnungsrufe nicht fügen. Der Präsident Grabow wandte sich an die Versammlung und legte ihr die Frage vor, ob der Ordnungsruf, den er ertheilt habe, von der hohen Versammlung gebilligt werde? Mit einer Majorität von 2 Stimmen ward entschieden, daß der Ordnungsruf nicht berechtigt gewesen

fei. Grabow verließ sofort den Präsidentenstuhl und überließ die Weiterführung der Debatte dem Vicepräsidenten. Die Versammlung selbst aber ward dadurch in die größte Aufregung versetzt. Man versuchte allerhand Mittel, den Präsidenten zu bewegen, seinen Sitz wieder einzunehmen. Der Vorschlag, die Versammlung solle den Präsidenten ersuchen, das Präsidium zu behalten, scheiterte an einer Erklärung des Herrn von Meusebach, welcher die Sache auf den verfassungsmäßigen Weg brachte. Als ein namentlicher Ausruf: ob die Versammlung mit dem Ordnungsrufe des Präsidenten einverstanden sei oder nicht, für die erste Alternative nur eine Mehrheit von einer Stimme ergab — es stimmten 345, mit Ja 174, der Abstimmung enthielten sich 171, — die absolute Majorität betrug 173 —, war die Sache entschieden, und Herr Grabow kam noch in derselben Session um einen vierwöchentlichen Urlaub ein. Ich will über Grabow's Parteilstellung nicht urtheilen; unter den vielen Präsidenten jedoch, die ich in Berlin, Frankfurt und Erfurt gesehen habe, scheint mir Niemand ein entschiedeneres Talent für dergleichen Dinge an den Tag gelegt zu haben, als Herr Grabow. Ruhig, besonnen, stets aufmerksam und gesammelt, voller Rechtskenntnisse, nicht ohne Talent für die Tribüne und unübertroffen in der Kunst, zu resumiren, die Debatte zu leiten und dann die Fragen zu stellen, konnte er die Ueberzeugung mit sich nehmen, daß er unersetzlich sein werde. Ob er der neuen Ordnung der Dinge oder dem alten Regime mehr zugethan gewesen, wer wollte darüber das Wahre wissen? Beides ist von den verschiedenen Seiten her behauptet worden; jedenfalls muß man sagen, daß er es mit Eliminirung gewisser Mißbräuche und Abirrungen der früheren Zustände ernst gemeint, daß er sich auch entschieden der neuen Richtung angeschlossen haben dürfte; aber er hatte zu viel Verstand und Einsicht, um über die Grenze des Möglichen und Erreichbaren hinauszugehen. Die Richtung, welche die Versammlung seit einiger Zeit eingeschlagen, war ihm in der Seele zuwider, und ich glaube, Herr Grabow war im Innern schon ganz mit sich im Reinen, als ihm die Verhältnisse die Verpflichtung auferlegten, einen Schauplatz zu verlassen, auf dem er mit großer Einsicht und Hingebung gewaltet hatte. Der König war ihm, wie ich aus einer gelegentlichen Aeußerung zu schließen berechtigt bin, persönlich nicht zugethan.

Was zunächst die neue Wahl eines Präsidenten betraf, so ist bekannt, daß Herrn von Unruh mit einer Majorität von nur 7 Stimmen über Philipps diese Würde übertragen ward.

Wenngleich der neue Präsident nicht ohne Talent für die Leitung der Geschäfte war, so konnte er es doch nicht verhindern, daß dieselben nicht bei jeder Gelegenheit einen aufregenden Charakter annahmen und täglich mehr von ihrer eigentlichen Aufgabe, Vereinbarung der Verfassung, abklamen. Die Ereignisse waren bereits stärker als die Menschen geworden. Innen gährte und kochte es; von außen her kamen täglich Botschaften, welche die Rechte ermunterten, die Linke aber erschreckten und zur Eile trieben. Und doch waren die Andeutungen, daß es mit dem Ansehen dieser starken Partei bergab gehe, nicht selten. Ich möchte hierher die Zusammenkunft der Enragés der verschiedenen Ständeversammlungen am 27. October in Berlin rechnen, welche ganz fruchtlos ablief.

Was eigentlich der Plan dieser Leute gewesen, ist ihr Geheimniß geblieben; aber es darf wol angenommen werden, daß sie beabsichtigten, dem Parlament in Frankfurt gegenüber eine Macht zu bilden, die das letztere ihrem Willen fähig machte und womöglich von dem Wege der Mäßigung abbrächte. Ruge, der die Geschichte der französischen und englischen Revolution, welche die Herren zu copiren beabsichtigten, nur zu gut kannte, hatte Danton's berühmte Worte in Bezug auf die Girondisten wol begriffen: „Ce sont de beaux parleurs, qui délibèrent et qui tâtonnent. Nous avons plus d'audace qu'eux — il faut donc marcher sur eux — la canaille est à nos ordres.“ Er hatte den Gedanken zu dieser Zusammenkunft ausgeheckt. Er wollte Marat's Rath ausführen: „organiser la violence, le despotisme de la liberté“, — er wollte diesen organisiren „pour écraser le despotisme des rois.“ Aber es zeugte zugleich von dessen unpraktischer Auffassung dieser Ansicht. Noch war viel zu viel Treue im Volke um auch nur entfernt auf einen Anklang solcher Ideen rechnen zu können, und die Keime der Humanität, die trotz einer verkehrten Schulbildung dennoch tiefe Wurzeln in den Gemüthern der Menschen geschlagen hatten, fingen an, wieder Blüthen zu treiben. Das Königthum hatte seit der Revolution entschieden an Anhängern gewonnen. Es kam nur darauf an, ihm Organe zu schaffen, um die Achtung dafür an den Tag zu legen. Das Project schlug eben darum gänzlich fehl; die große Versammlung, die auf Betrieb des demokratischen Congresses am 29. ej. abgehalten ward, eigentlich um über die Rettung Wien's zu berathen, so drohend sie auch erschien, blieb gleichfalls ohne Resultat. Jedenfalls war sie in der Absicht angeregt, entscheidende Schritte herbeizuführen, möglicherweise die Brücke abzubrechen, die zur Ordnung und Geseßlichkeit zurückführte. Es bedurfte keiner großen Einsicht, um aus dem ganzen Gebahren derselben auf eine baldige Wiederherstellung der Ordnung schließen zu können. Das Ganze trug den Charakter eines leeren Gepränges, der Ermüdung und Abspannung; auf vielen Gesichtern war das Sehnen nach Ruhe deutlich zu erkennen; die Feuermänner, die umhergingen, um zu schüren und anzuregen, fanden wol hier und dort Gehör, die Hochs aber, die hervorgerufen werden sollten, die Bestimmungen zu den Beschlüssen selbst fielen sehr dünn aus. Die Leiter der ganzen Operation waren dadurch in Widerspruch mit sich gerathen, daß sie die entschiedenste Unordnung auf dem Wege der Ruhe und Ordnung hervorgerufen wollten; daß sie, während sie die Unordnung und Gewalt für sich vorweg forderten, die Menge, ich möchte sagen, nur zur passiven Repräsentation ihrer großen Macht benutzen wollten. Sie hatten vergessen, daß es bei Revolutionen vor allen Dingen darauf ankommt, so viel Mitschuldige wie möglich zu finden und jeden Rückzug abzuschneiden. Die Ruhe, die Ordnung, die Mäßigung, die sie unaufhörlich predigten, machte selbst die roheste Menge schüchtern und entführte sie ganz unvermerkt den Händen, die sie benutzen wollten.

Zu gleicher Zeit trat der Zwiespalt zwischen der Berliner und Frankfurter Nationalversammlung entschieden hervor. Die Frankfurter Versammlung nahm von dem Beschluß der Berliner Versammlung vom 23. October, worin für das Großherzogthum Posen gewisse Rechte vorbehalten waren, ganz Abstand und

befahl die Demarkirung: eine Maßregel, welche die Polen verabscheuten und die die Deutschen in dem demarkirten Theile mit Besorgniß erfüllte.

In den Sitzungen der Berliner Nationalversammlung kam es am 30. und 31. October zu den lebhaftesten Erörterungen und Scandalen, die ich als den Grabgesang derselben betrachten möchte. Die Interpellation um Beseitigung des Jagdgesetzes wiederholte sich, die Minister wurden gedrängt. Am Hofe, hörten wir, war man entschieden dagegen; der Adel aus einigen Provinzen aber hatte Abgeordnete nach Berlin geschickt, um dafür zu wirken; man nannte den Grafen York unter ihnen. Die Minister sollen ebenfalls darauf hingewirkt haben und so war diese Sache in suspenso geblieben, bis die Stunde der Erlösung schlug. Wenn die Minister Walpole's bekannte Maxime: „*quieta non movere*“, wie ich mir dies denke, für sich in Anspruch nahmen und nur daran dachten, Zeit zu gewinnen, so war die Maxime der Treiber der Sinken eine ganz andere. Sie, die ihre politische Weisheit aus allen Ecken, Winkeln und Kirchthäusern des Jacobinismus zusammengescharrt, kamen stets auf ihre Lieblingsprojecte zurück und behandelten die Minister, wie Molière's Arzt seine Patienten. Es war ein stetes „*resaignare, repurgare et reclystorigare*“ mit ihren Lieblingshemata, besonders mit dem Jagdgesetz, bis es endlich am 31. als bestätigt der Versammlung vorgelegt werden konnte.

#### IV.

Berlin selbst hatte durch die letzten Aufregungen wieder eine unruhige Physiognomie angenommen, und so beruhigend auch die demokratischen Demonstrationen der letzten Tage auf die Einsichtigen gewirkt haben mochten, so zeigten sich doch Indicien, die auf einen bevorstehenden Sturm schließen ließen. Man sah in den Straßen eine Menge gut bewaffneter Leute, die keineswegs zur Bürgerwehr gehörten; eine Anzahl jener finsternen Gestalten, die man lange nicht gesehen, wurde wieder sichtbar, die Gruppierungen auf den Plätzen häufiger, die Bemerkungen gegen bekannte Persönlichkeiten der Rechten lauter und flagranter; die fliegenden Buchhändler auf den Straßen boten unter der Hand aufregende Producte der Demokratenliteratur aus; es tauchten Kerle, die mit kleinen Guillotinen die Straßen durchzogen, hier und dort auf, und Gruppen Neugieriger hörten deren Vorträge schweigend aber doch aufmerksam an. Doch kam es auch vor, daß Leute, vor deren Häusern sich diese Charlatans aufstellten, die Thüren verschlossen oder sie höhnnend von bannen wiesen. Ich habe an einem Tage zwei solcher Guillotinenmodellisten gesehen. Sie nahmen ihren Weg nach dem Gensbarmenmarkt, der damals überhaupt einen „*Confluxus canaillorum*“ bildete. Am 30. gegen Abend traf ich mehrere mit Stutzen bewaffnete Leute, die Bahren, auf welchen man Tote oder Verwundete wegzuschaffen pflegt, begleiteten. Ich fragte einen solchen Kerl, wohin er die Bahre brächte und wozu sie bestimmt sei. „Ich bringe sie nach dem Schauspielhause,“ antwortete er, „wozu sie dienen soll, kann sich wol Jeder beantworten, der fünf Sinne hat,“ und schielte mich dann mit einem Blicke an, der jedenfalls sagen sollte: „wartet nur einige Augenblicke, so soll sich das Räthsel lösen.“

Wie unsicher und schwankend Alles war, wie Niemand recht wußte, wer

eigentlich zu befehlen habe und welche Einflüsse sich geltend machten, beweist ein Zug aus dieser Zeit. Es ist bekannt, welche Ereignisse damals in Siegnitz stattfanden und wie renitent sich ein Theil der Landwehr daselbst benahm. Auf die erste Nachricht hiervon schlug ich General von Pfuel vor, sofort die entscheidendsten Maßregeln zu nehmen, einen Militär- und einen Civilbeamten mit dictatorischer Gewalt dorthin zu schicken und mit den energischsten Instructionen zu versehen. Zugleich aber sollten die militärischen Mittel herbeigeschafft werden, diese Maßregeln zu unterstützen; ich rieth sogar, den Officier, der sich etwa in dieser Angelegenheit schwach benommen haben könnte, vor ein Kriegsgericht zu stellen. Damit verband ich den doppelten Zweck, den Militärbefehlshabern Energie einzuhauchen und der Provinz Schlessien im Allgemeinen, besonders aber dem meuterischen Siegnitz, eine Lehre zu geben. General von Pfuel war ganz meiner Ansicht. Ich sprach mit Oberst von Griesheim und fragte ihn, ob er sich wol jenem Auftrage unterziehen wolle. Er war dazu bereit. Aber als es hinterher zur Ausführung kommen sollte, hatte irgend Jemand vorgeschlagen, die Sache nach alter guter Art auf den ressortmäßigen Weg zu bringen und das Generalcommando damit zu beauftragen. Sie ward nun zwar durch den verständigen und einsichtsvollen General von Rauch, welcher mit einer hinlänglichen Anzahl Truppen vor Siegnitz erschien und die Meuterer zur Ordnung zurückzuführen zwang, hinterher gut abgemacht; aber der eigentliche Zweck, den Herren nach allen Seiten hin eine entschiedene Lehre und zugleich ein Beispiel von Energie zu geben, war damit doch nicht erreicht.

In der Nationalversammlung selbst entwickelten sich die Sachen in jeder Sitzung mehr und es bedurfte eben keines großen Maßes von Einsicht, um derselben bei ihren selbstmörderischen Tendenzen prophezeihen zu können, daß ihr Reich nicht mehr lange währen dürfte. Ein Abgeordneter, Lehrer am Gymnasium zu Ruppin, interpellirte, im Verein mit Bucher, den Minister von Pfuel über die Dislocirung der Truppen um Berlin und über deren Zahl. Der Minister stellte die Leute für den Augenblick zwar zufrieden, jedoch nicht ohne Verbindlichkeiten einzugehen, die ihn für die Folge compromittiren konnten. Die Debatte über Abschaffung des Adels ward an demselben Tage mit großer Begehrlichkeit fortgeführt. Am Aufrichtigsten benahm sich hierbei Jacoby, welcher die Ansicht aussprach, der Adel, wie jedes Kastenwesen, habe durch die Revolution seine Bedeutung verloren und sei durch den Geist der Zeit factisch aufgehoben; man möge also nicht erst über dessen Abschaffung debattiren, sondern lieber zur Tagesordnung übergehen. Der Anwalt Dyfiedt, der sich wegen Anmaßung des Adels in Untersuchung befand, demonstirte dagegen in seiner trivialen obsoleten Art und Weise, und Herr Mähke, der sich, wie man erzählte, früher vergebens um die Tochter eines Edelmannes beworben hatte, ging in seiner Wuth so weit, daß er sogar nicht einmal den Adel der Einsicht und Intelligenz mehr dulden wollte, einen solchen ebenso verwerflich als den Geburtsadel nannte; das gemeinsame Streben müsse dahin gehen, daß alle Staatsbürger gleich an Intelligenz und Einsicht würden — was denn auch gebührend mit Gelächter Seitens der Rechten aufgenommen ward. Herrn Lemme preßten die Rückerinnerungen an einen Familienscandal die Worte aus: „Soll dem Adelsstande noch

fortwährend das Vorrecht zustehen, daß er die Bürgertöchter verführen kann, um sie dann mit Lumpengeld abzuspeisen?" was ihm allerdings Psui's von der Rechten und Bravo's von der Linken zuzog und noch ein anderer Abgeordneter endlich, der keine Pastete fertig erachtete, ehe er nicht seine ungenießbaren Ingredienzen hineingemischt, wollte den Adel humoristischen Todes sterben lassen, ward aber von der Tribüne heruntergezischt. Wie einst in Frankreich ein ganz obscurer Deputirter, ein Mr. Sambel, zuerst durch seinen Ausruf: „Alle Adels-titel sind abgeschafft," der allgemeinen Stimmung Ausdruck gab, so waren es auch hier obscure Leute, die sich für Beseitigung des Adels erhoben. Der Minister Eichmann, welcher im Laufe der Debatte das Wort nahm, empfahl, sich dem Waltherschen Amendement anzuschließen, das also lautete:

„Es gibt vor dem Gesetze keine Vorrechte der Geburt, des Ranges oder Standes u. s. w."; er wies auf den Beschluß des Frankfurter Parlaments hin, welches diesen Paragraphen so gefaßt hatte:

„Alle Deutschen sind gleich vor dem Gesetze, Standesprivilegien finden nicht statt," und fügte noch hinzu, daß, nachdem bereits dort über die Sache entschieden sei, es eigentlich keiner Versammlung mehr zustände, darüber zu beschließen, was jedoch der Linken sehr wenig gefiel. Nachdem ein Langes und Breites über die Sache debattirt worden, kam es auf den Antrag des Abgeordneten Schneider zur Fragestellung. Diese ward also beliebt: „Es gibt im Staate weder Standesunterschiede, noch Standesvorrechte. Der Adel mit seinen Titeln und Bezeichnungen ist abgeschafft." Von den Edelleuten in der Versammlung stimmten nur 8 für den Vorschlag — soll doch einst der Gedanke auf Abschaffung des Adels in den Köpfen adeliger Jacobiner, in denen eines Lameth, Aiguillon und St. Fargeau, entstanden sein; dagegen stimmten 12, 3 enthielten sich der Abstimmung, beurlaubt waren 5, ohne Ursache fehlten 2. Im Ganzen haben 159 mit „Ja", 193 mit „Nein" abgestimmt. Der erste Anlauf war also beseitigt und da die Session geschlossen ward, so kam man erst in der neunzigsten Sitzung am 31. October zu einem Resultat über den Artikel 4 der Verfassung. Derselbe wurde auf Behrend's Antrag folgendermaßen redigirt:

„Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich. Es gibt im Staate weder Standesunterschiede noch Standesvorrechte. Der Adel ist abgeschafft."

Mit „Ja" hatten gestimmt 200, mit „Nein" 153. Enthalten hatten sich der Abstimmung 3. Nicht anwesend waren 47 Abgeordnete. Herr von Berg stimmte diesmal für Abschaffung des Adels, ebenso Herr von Besser, von Puttkammer und Herr von Bruchhausen. Herr von Meusebach schloß sich der Abstimmung für „Nein" an. Herr von Berg, von Besser (der noch am 30. entgegengesetzt gestimmt), von Bruchhausen (ebenso wie Besser), Graf Cieskowski, von Kirchmann, von Lipski, von Wisiecki, von Gebed, von Reekow, von Puttkammer (der gestern nicht dafür gestimmt) und Graf Reichenbach entkleideten sich freiwillig ihres Adels, legten ihn auf den Altar der Demokratie nieder. Herr von Unruh, von Wangenheim und von Potworowski enthielten sich der Abstimmung. Herr von Tarcjanowski war ohne Entschuldigung ausgeblieben.

Die Abstimmung über den Zusatzartikel:

„Der Gebrauch adeliger Titel und Prädicate ist in öffentlichen Urkunden untersagt,"



ward ferner mit 208 gegen 115 Stimmen angenommen, während 72 Mitglieder gefehlt hatten.

Wir haben die Namen jener Leute, die freiwillig ihrem ererbten Standesunterschiede entsagten, hier angeführt, um sowol die Verwirrung der Begriffe, als auch den Eindruck zu kennzeichnen, welchen der auf dem Plage vor dem Schauspielhause bereits herrschende Terrorismus auf schwache Gemüther hervorzubringen vermochte. Der vernünftige Theil der Bevölkerung nahm an diesen Beschlüssen wenig Theil. Ich glaube, es wäre gescheidter und zugleich weniger ridicul gewesen, wenn man die Sache auf sich hätte beruhen lassen. Die Verzweigung des Adels in bürgerliche Familien ist ja so groß und weit verbreitet im Lande, daß man flüchtig ganz davon hätte abstrahiren können. Merkwürdig ist es; wie sich ein Theil der Straßenjugend an dieser Frage mitbetheiligte. Ich hatte an meiner Thür eine Visitenkarte: „Der Generalmajor v. B.“ befestigt und regelmäßig fand mein Diener an jedem Morgen das „von“ abgeschabt. Er war nicht müde geworden, die Karten stets durch neue zu ersetzen, und erst als ich die schnellere Abnahme derselben bemerkte, erzählte er mir, wie ausharrend er sich in diesem Kampfe bewiesen hatte. Einige Tage darauf kam ich Nachts sehr spät nach Hause und fand auf der Treppe einen Knaben von 12 bis 14 Jahren bei einer kleinen brennenden Lampe eingeschlafen. Es war kalt und der Knabe war ganz erstarrt. Ich nahm ihn in mein Zimmer, erfrischte ihn durch einen Trunk Wein und gab ihm Etwas zu essen. Er erzählte mir darauf, daß er der Sohn einer armen Frau sei, welche unter dem Dache wohne, und daß er von seiner Mutter den Befehl erhalten habe, sie, da sie heute erst sehr spät zurückkommen werde, zu erwarten. Ich schenkte dem Kinde noch eine Kleinigkeit und ließ ihm zugleich ein Stück Decke zum Schutz gegen die Kälte geben. Von dem Tage an war das „von“ auf meiner Karte gesichert und mein Diener schloß daraus, wol nicht mit Unrecht, daß dieser kleine Demokrat das Geschäft des Wegradirens besorgt hatte.

Die Abschaffung der Orden und Ehrenzeichen erfolgte in derselben Sitzung. Ein Mitglied der Linken schlug vor, die Orden, diese Ueberbleibsel des Mittelalters, in die große Grube zu werfen, welche der 18. März für den Fliedertram des Mittelalters gegraben habe. „Bedenken Sie,“ schloß er, „daß Sie in einer großen Zeit leben und solche kleine, lächerliche Mittel nicht gebrauchen können, um wirkliche Großthaten zu feiern, und daß wir auf der anderen Seite einem viel zu freien Staate angehören, um uns anmaßen zu können, von Staatswegen zu beurtheilen: der Mensch ist verdienstvoll und tugendhaft und jener nicht.“ Mehrere Mitglieder seiner Partei äußerten sich in derselben Art; seine politischen Gegner traten mit anderen Ansichten hervor. Es ward, wenn auch vielleicht nicht ohne Geist, doch ohne Würde gekämpft.

Der Abgeordnete Pieper, Fleischermeister aus Pillau, ein rechtschaffener und redlicher Mann, legte durch seine drastischen Bemerkungen einen Muth an den Tag, welcher der Nachahmung werth gewesen wäre. Es war damals ein ziemlich allgemeines Gespräch in allen Cirkeln, daß einer von den Führern der Linken mit Sehnsucht der Verleihung eines Ministerportefeuilles entgegen sähe. Da erhält er denn eines Tages wirklich einen sogenannten blauen Brief, und als er ihn voll stolzer

Zuversicht eröffnet, findet er darin einen gemalten Efelstoppf. Hierauf anspielend sagte Pieper: „Sehen Sie nach dieser Seite hin (nach der linken Seite zeigend), da sitzt auch Mancher, der gern einen Orden haben will (allgemeines Bravo). Lesen Sie die Zeitungen von gestern und Sie werden finden, daß einer unserer Kollegen sich gestreut habe, ein Schreiben in blauem Papierumschlage zu finden und als er es aufgemacht, fand er einen Efel darin . . . . Wie kommt es,“ fuhr er fort, „daß Sie den Todten im Friedrichshain ein Denkmal errichten und die Orden abschaffen wollen? Ist das nicht auch ein Orden? Sie wollen die Orden abschaffen und wahrlich mit dem, was wir heute abgemacht haben, machen Sie keinen Reiberger satt.“

Graf Reichenbach ließ sich hierüber folgendermaßen vernehmen: „Wenn der Minister Eichmann für Beibehaltung der Orden spricht, das verstehe ich. Wenn die Botokuben sich darum streiten, ob der eine oder der andere von ihnen sich einen blau oder grün bemalten Knochen durch die Nase bohren darf, das verstehe ich; wenn aber diese Versammlung noch länger Worte verschwendet über Ordenskreuze und Bändlein, das Spiel der Hofleute und Bedienten, das verstehe ich nicht. Ich frage Sie, wollen Sie, nachdem Sie kaum 15 Minuten vorher den Adel abgeschafft haben, diesem den Triumph bereiten, ihnen sagen zu können: den Adel habt Ihr nun abgeschafft, aber von dem rothen Adlerorden vierter Classe könnt Ihr selbst Euch nicht trennen? Sie können nur für Abschaffung der Orden stimmen, darum bin ich für den Schluß.“ (Bravo.)

So Pieper der Fleischer und Reichenbach der Graf und frühere Landstand. Zänkereien zwischen Herrn Baumstark und von Berg schlossen sich hieran. Herr Dierschke endlich endigte diese albernen Debatten mit folgender Bemerkung, die ihn und die ganze Gesellschaft charakterisirt: „Nachdem uns, besonders der linken Seite, vorhin der Abgeordnete Pieper Ordensgellüste vorgeworfen und zugleich auf einen Efelorden hingedeutet, durch die Abstimmung aber nur den Beweis für sich geführt hat, so stelle ich ihm anheim, ob er diesen Efelorden noch ferner beschützen will. Demnächst aber möchte ich für ihn noch einen anderen Orden in Vorschlag bringen: den Orden von vier Windmühlflügeln, gegen welche ein Don Quixote de la Mancha ritterlich seine Lanze bricht.“ Wir erwähnen diese Dinge, um zu zeigen, mit welcher Frivolität die Sachen in der Versammlung behandelt wurden.

Von den Ministern hatte sich nur Eichmann und zwar in seiner gutmüthigen, um nicht zu sagen, larmoyanten Art und Weise an der Debatte theiligt. Der Regel nach sind die Leute, die einer exklusiven Religionsansicht folgen, heftiger, vehementen Natur; ich habe aber nie einen Mann in einem Amte gekannt, der weniger offensives Element in sich gehabt, als eben Eichmann.

## V.

Das Ministerium war in gänzliche Apathie versunken. Wie man bei einiger Beobachtung herausfühlen konnte, befand es sich im vollkommensten Widerspruche mit dem Könige. Es war eine Zeit angebrochen, wie wir sie nach Bute's Rücktritt zur Zeit Georg des Dritten in England finden. Der

König ward einerseits durch sein Ministerium selbst, andererseits durch die Nationalversammlung zu einem energischen Schritt gedrängt. Er hatte noch am 15. October eine Machtausübung gethan, die ihn in den entschiedensten Widerspruch mit den Ministern brachte. Diese, so sagte man, hätten bald darauf in einem Schreiben die Rechte constitutioneller Minister verlangt, womit sie also sagten, daß sie nicht blinde Werkzeuge des Hofes sein wollten, daß der König sich in die Lage eines constitutionellen Monarchen fügen müsse. Der König, in die Alternative versetzt, sich entweder in die Arme der Linken zu werfen, oder aber in einem Staatsstreich seine Rettung zu suchen, entschloß sich für den letzteren, dem er aber eine ganz constitutionelle Form gab. Das vollkommenste Mißverhältniß zwischen dem Charakter des Königs und dem Principe der Versammlung mußte jedem Ministerium, welches nicht mit dem Könige ging, nach kurzer Dauer den Garauß machen. Wie fast immer, so sollten auch hier die auswärtigen Verhältnisse dazu die Veranlassung geben, nämlich die Bedrängniß der Wiener. Schon Morgens in der Sitzung hieß es, man habe für den Abend einen Scandal zu befürchten. Man sprach von großen Vorbereitungen, und in der That bemerkte man auch schon um Mittag zahlreiche Zusammenrottungen. Viele Abgeordnete machten bedenkliche Gesichter. Nichtsdestoweniger ward die Abend Sitzung zur anberaumten Zeit um 5 $\frac{1}{2}$  Uhr eröffnet. Die Anzeige, daß des Königs Majestät das Jagdgesetz vollzogen habe, rief ein stürmisches Bravorufen und Händeklatschen hervor. Aber der freudige Zuruf machte keinen bleibenden Eindruck und ward sehr bald durch den Hinblick auf die Sachen, die auf der Tagesordnung standen, getrübt. Diese ward mit dem Antrage eröffnet:

„das Staatsministerium aufzufordern, zum Schutze der in Wien gefährdeten Volksfreiheit alle dem Staate zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte schleunigst aufzubieten.“

Der Antrag war von der äußersten Linken unterzeichnet, und die wüthendsten Rorphyäen liehen ihm ihre Stimmen. Viele derselben ergingen sich in Drohungen, und namentlich gedachte d'Ester die Sache durch Ungeßüm zur Entscheidung zu bringen, während Grün die Verantwortlichkeit der Minister anklingen ließ, wenn sie nicht den Befehlen, die d'Ester erzwingen wollte, schleunigst genügen würden. Nach langem und vielfachem Gezänke, in dem sowol Graf Dönhoff als Herr von Bonin das Wort ergriffen, ersterer diplomatisch mit Urkunden in der Hand, letzterer bestimmt und entschieden erklärend, daß es sich in Wien darum handle, energisch gegen die anarchischen Zustände einzuschreiten, ging man, die Anträge Walbeck's und das Amendement Dunder's ablehnend, zur Abstimmung über das Amendement Robbertus über:

„Seiner Majestät Regierung aufzufordern, bei der Centralgewalt schleunige und energische Schritte zu thun, damit die in den deutschen Ländern Oesterreichs gefährdete Volksfreiheit und die bedrohte Existenz des Reichstages in Wahrheit und mit Erfolg in Schutz genommen und der Friede hergestellt werde.“

Es ward mit 261 gegen 52 Stimmen angenommen. In der Minorität befanden sich bei der Abstimmung die ehemaligen Minister von Auerwald und Rühlwetter, in der Majorität aber die Herren Gierke, Wilde, Robbertus und — der Ministerpräsident von Pfuel. Als ich das „Ja“ desselben hörte, eilte

ich auf ihn zu und sagte: Excellenz, Sie haben sich wol versehen und mit „Nein“ stimmen wollen, worauf ich die Antwort erhielt — ein kleines „Ja“ oder „Nein“ ist bei dieser Majorität gleich unschuldig. Ich dachte natürlich nicht weiter daran, ihn zur Aenderung seines Botums zu bewegen.

Es ist bekannt, daß die Versammlung in dieser Sitzung nicht ganz frei von äußeren Eindrücken handelte. Gleich nach Beginn derselben hatten sich viele Menschen vor dem Schauspielhause versammelt. Anfangs schienen es die gewöhnlichen Zuschauer zu sein, später aber traten gegliederte Massen hervor, mit Fahnen, hier dreifarbigem, dort rothen, aber sie verhielten sich ganz still. Es schien, als erwarteten sie Befehle. Alle Augenblicke traten Leute daraus hervor und sprachen mit Abgeordneten. Herr Waldeck, Elsner, Behrend u. A. wurden herausgerufen und verhandelten mit ihnen, Anfangs in den Vorhallen, dann, als diese nicht mehr geöffnet werden konnten, aus den Fenstern, zu welchen man auf Stühlen kletterte. Während dieser Zeit sah man den Bürgervwehr-Commandanten Herrn Rimpler mit seinem Stabe ruhig auf der Tribüne. Man sagte, er habe verschiedentlich versucht, hinauszukommen, aber es sei ihm unmöglich gewesen, einerseits, weil die Hausthür verriegelt gewesen, andererseits, weil man ihm das Heraustreten aus einer Nebenthür verweigert habe. Nachdem sich das Gerücht verbreitet, man habe im Atrium einen Boten des auswärtigen Ministeriums, der Depeschen an die Minister gebracht, aufgegriffen und aufgehängt, machte ich eine Runde durch das Haus, um mich von dem Zustande der Dinge zu überzeugen. Ich fand auf den Gängen überall Bürgervwehr aufgestellt; im Innern gingen Menschen mit Lichtern und Fackeln umher; das Ganze hatte zwar das Ansehen einer entschiedenen Unordnung, aber es schien noch nicht darnach angethan, als hätte die Versammlung irgend Etwas zu befürchten. Man hatte allerdings einen Boten des auswärtigen Amtes aufgegriffen, ihn mit Erhängen bedroht und ihm die Depeschen abgenommen, ihn aber nach einigen Mißhandlungen wieder entlassen. Wie ich später hörte, sollten die Depeschen Nachrichten über das siegreiche Fortschreiten der österreichischen Armee vor Wien enthalten haben, was einen niedererschlagenden Eindruck auf diejenigen gemacht, die die Depeschen entsiegelt hätten. Was aber den Zustand der Dinge gefährdete, war die Unvorsichtigkeit, mit der man mit dem Feuer umging. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, daß man Fackeln an den Coulißen abschneuzte; überall ging man mit Licht herum, und daß alle Welt Cigarren rauchte, versteht sich von selbst. Es bedurfte nur eines unglücklichen Zufalls, und das Haus hätte in lichten Flammen gestanden. Auf dem Plage vermehrte sich indessen der Tumult. Viele Kerle nahen sich mit den Fackeln dem Hause und drohten, es anzustechen; andere schwoogen die Stöcke empor und begleiteten ihre Pantomimen mit entsprechenden Redensarten. Selbst ihre Führer schienen alle Autorität über sie verloren zu haben, denn ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie eine unheimliche Gestalt, die mit Behrend sprach, diesem einige Drohworte zurief und mit der brennenden Fackel nach dessen Gesicht stieß.

Ich ging in den Saal zurück, unterrichtete den Minister von Allem und fügte zugleich hinzu, ich würde meine Promenade fortsetzen und über den Stand der Dinge weiter berichten. Durch die Huissiers und Diener im Gebäude, welche

sämmtlich alte Soldaten waren und mich kannten, erfuhr ich Alles, was sich zutrug. Nachdem das Resultat der Abstimmung bekannt gemacht war und der Präsident mitgetheilt hatte, daß er die Sitzung aufzuheben beschloffen habe, erklärte ein Abgeordneter, daß man sich im Belagerungszustande befinde, indem man der Menge wegen, die das Haus umstände, das Local nicht verlassen könnte, und Herr von Meusebach bemerkte, daß die Versammlung selbst wol noch beschlußfähig sein dürfte, wenn die Abgeordneten aus dem Hause und den Kellereien zusammengelinstet würden, daß man daher die Sitzung fortsetzen möge. Der Präsident schloß hierauf die Versammlung um 10 $\frac{1}{2}$  Uhr. Viele der Abgeordneten blieben auf ihren Plätzen, andere bildeten Gruppen; trotzdem leerte sich der Saal allmählig.

In dieser Zeit kam Herr Jung auf mich zu. „Herr General,“ redete er mich an, „ich höre, daß eine Passage frei wird; mein Haus ist ganz in der Nähe; wollen Sie die Herren Minister nicht bewegen, eine Zuflucht bei mir zu suchen, und wollen Sie sie nicht begleiten?“ „Nein, Herr Jung,“ antwortete ich ihm, „es scheint hier Gefahr im Verzuge, und eben deswegen müssen die Minister des Königs auf ihrem Platze bleiben; was mich betrifft, so bin ich Soldat und muß jede Aufforderung, mich einer Gefahr zu entziehen, als eine Beleidigung betrachten.“ Herr Jung zog sich etwas desappontirt zurück. Ich theilte den Ministern meine Antwort mit, welche damit einverstanden waren. Als ich bald darauf versuchte, Nachricht über den Stand der Dinge einzuziehen, erfuhr ich, daß eine Thür nach der Charlottenstraße offen und durch ein Spalier der Bürgertwehr dort ein Ausgang ermöglicht sei. Ich wollte eben in den Saal zurückgehen und den Herren Ministern Anzeige machen, als mir die Minister Dönhoff und Rösler entgegenkamen und mich auf meine Mittheilung aufforderten, mit herauszukommen. Ich schlug dies jedoch ab, weil ich den Ministerpräsidenten erst abholen wollte. Aber ehe ich durch die Masse Herausgehender durchbringen konnte, verging eine geraume Zeit, und als ich in den Saal zurückkam, fand ich den Ministerpräsidenten nicht mehr dort. Ich fragte überall nach ihm, aber Niemand wußte mir Auskunft zu geben. Nachdem ich lange gerufen und gefragt, sagte mir Jemand, ich glaube, es war Jacoby, Herr General von Pfuel sei bereits vor einiger Zeit mit mehreren Herren hinausgegangen. Mir war die Sache höchst unangenehm; ich betrachtete es als eine Art Verpflichtung, ihn, ich möchte sagen, richtig wieder abzuliefern. Aber der General war nun einmal fort. Es kam nur darauf an, mich ebenfalls zurückzuziehen. Vor dem Hause selbst war es nicht mehr so tobend, wie vor einer Stunde; sei es, daß die Lösung zu größerem Scandale nicht erfolgt war, wie ich es vermuthe, sei es, daß der Regen die Wirten des Aufruhrs, die Wasser und Zuschauer von der Straße vertrieben hatte. Aber es waren noch immer Leute genug da, welche die bösesten Absichten zu haben schienen. Nach mehreren Abgeordneten, die vor mir gingen, stieß man mit Stöcken durch das Spalier, das die Bürgertwehr bildete. Mir schlug ein Keil mit einem dicken Knüttel derart auf den Regenschirm, daß derselbe mir fast aus der Hand fiel, was eine große Heiterkeit verursachte. Einem Anderen, der aber, wenn ich nicht irre, von der Linken war, ward unter großem Jubel ein tüchtiger Stoß, dem dann von der anderen Seite

her, über den Bürgertwehrmann weg, ein Hieb mit einem gedrehten Stride folgte, zu Theil, dabei gewürzt mit einer Redensart, die ich nicht wiederholen mag. Mit der Entfernung von dem Schauspielhause verloren sich jedoch Scandal und Insulten. Die Leute wichen überall zurück, und an der Ecke der Taubenstraße war das Volk sogar scheu. Ich benutzte die erste Lücke, um in die Taubenstraße zu gelangen, gewann von hier die Mauerstraße und ging über den Wilhelms-Platz nach dem Kriegsministerium.

Es regnete stark; mein etwas geknickter Regenschirm ließ das Wasser durch, und ich war ganz durchnäßt. Meine erste Frage im Kriegsministerium war nach dem Minister; da ich hörte, er sei noch nicht da, eilte ich in meine Wohnung, wechselte die Kleider und begab mich nach dem Schauspielhause zurück, um Nachrichten vom Ministerpräsidenten einzuziehen. Aber hier hatte sich die Menge ziemlich verlaufen, und es befanden sich daselbst nur noch einzelne Gruppen. Mehrere Bataillone Bürgertwehr waren auf dem Platze vertheilt. Ich trat hier und da hinzu, mischte mich unter die Leute, horchte auf Alles, was gesprochen ward, aber nirgends hörte ich von einem Unglücksfalle, der irgend Jemand zugestoßen sei. Nur über die lächerlichen Figuren einzelner Abgeordneten hörte man hier einzelne Witzeleien, während dort über die niedrige Freigiebigkeit der Führer lebhaft gescholten und dabei mir unbekannte Namen genannt wurden, ob absichtlich entstellte, oder wirklich mir unbekannte, lasse ich dahingestellt — des Generals von Pful ward nirgends gedacht. Verunglückt, dachte ich mir, kann er also nicht sein, und eilte über den Wilhelmsplatz wieder nach dem Ministerium. Auf dem Wilhelmsplatze trat gerade ein Bataillon Bürgertwehr auseinander, Beweis genug, daß man weiter Nichts zu befürchten schien. General von Pful aber war auch jetzt im Ministerium noch nicht angekommen. Ich erfuhr jedoch, daß der General von Jänichen noch wach sei. Ich ging also zu ihm und theilte ihm mit, daß ich General von Pful verloren und daß ich ihn trotz aller Mühe nirgends gefunden habe. „Trösten Sie sich, lieber Brandt,“ entgegnete mir General von Jänichen mit seiner gewöhnlichen Ruhe, „der Herr Ministerpräsident ist wohl auf und trinkt bei Madame Jung Thee. Sein Adjutant hat mir soeben Anzeige hiervon gemacht.“ Ich war wie versteinert und würde dieser Mittheilung keinen Glauben geschenkt haben, wenn sie nicht einen ganz amtlichen Charakter getragen hätte. Nach einer kurzen Mittheilung über die Abendfikung begab ich mich nach Hause. Es war 12 Uhr; ich fieberte stark und schlief erst spät, oder vielmehr früh Morgens ein.

Des anderen Tages um 9 Uhr war ich beim Minister. „Excellenz haben mich gestern nicht erwartet,“ rebete ich ihn an, „wie Sie es versprochen; das hat mir eine böse Nacht gemacht. Ich bin wie ein Rasender herumgelaufen“ fügte ich hinzu, „und habe Sie gesucht!“ „Ich bin zu Herrn Jung gerathen,“ sagte der General hierauf ganz gelassen, „dessen Frau ich von früherer Zeit her sehr gut kenne, und habe bei ihr Thee getrunken. Ich habe da die ganze Geschichte aus dem Fenster angesehen. Es war ein infamer Scandal. Ich bin denn doch der Meinung, daß man der Sache entschieden ein Ende macht.“ In dem Augenblicke kam eine Deputation aus der Provinz, um sich dem General vorzustellen. Es waren Müller aus Schlesien, die gegen einige neue Beschlüsse

protestirten und neue Rechte für sich in Anspruch nahmen. Bald darauf kam General von Rauch. Er war nur oberflächlich von allem dem, was vorgefallen, unterrichtet, hielt es auch nicht der Mühe werth, mich darnach zu fragen, und ich glaubte nicht nöthig zu haben, mich ihm aufzudrängen. Das Einzige, was er sagte, war: „Ist es denn wirklich wahr, daß der General von Pfuël bei Jung gewesen ist?“ „Ich habe es von ihm selbst gehört,“ entgegnete ich, und damit war unsere Unterhaltung zu Ende. Rauch ging zu Pfuël hinein, die Müller traten heraus. Ich begab mich auf mein Dienstzimmer, um einige Correspondenzen zu besorgen. Den Minister von Pfuël bekam ich an diesem Tage nicht mehr zu sehen. Doch war am 1. November das Gerücht allgemein, daß Pfuël seine Entlassung erhalten, daß das Ministerium abgetreten und daß Graf Brandenburg beauftragt sei, ein neues Ministerium zu bilden.

Diese Sache kam unvermuthet. Graf Brandenburg war schon früher nach Potsdam berufen worden, und schon damals sprach man davon, er würde ein neues Ministerium bilden. Aber da er bald darauf wieder abreiste, so verlor sich das Gerücht. Nicht lange darauf tauchte es jedoch wieder auf, und Minister Bonin bestätigte mir, daß es begründet sein dürfte. Darüber gingen dann wieder einige Tage hin, bis am 1. November folgende Cabinetsordre bekannt wurde:

„Nachdem Ich den General der Infanterie von Pfuël auf seinen Wunsch von seinen bisherigen Aemtern als Ministerpräsident und Kriegsminister entbunden habe, die übrigen Minister Mir auch haben erklären lassen, daß sie das bisherige Ministerium als aufgelöst betrachteten, will Ich Sie (Graf Brandenburg) mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragen. Bis dahin werden die Mitglieder des bisherigen Ministeriums ihre Geschäfte fortführen.“

Wie ich hinterher erfahren, hatte der General von Pfuël schon einige Tage nach Uebernahme seines Ministeriums den König gebeten, ihn von dem Amte, dem er unter den Verhältnissen, wie er sie jetzt erst kennen lerne, sich nicht gewachsen fühle, wieder zu entbinden. Ihn sollten besonders Intriquen seitens der Camarilla, wie man die Hofpartei damals nannte, hierzu betwogen haben. Der König aber soll ihn damals zur Ausdauer ermahnt und seinen Antrag durchaus ignoriert haben. Am 16. October aber hätte der Minister denselben schriftlich erneuert und die Entbindung von seinem Amte, wenn auch ohne Contrasignirung eines Ministers, aus dem Cabinet erhalten, jedoch mit der Anweisung, bis zur Greirung eines Nachfolgers im Amte zu verbleiben. Ich glaube, daß diese Sache ihre Richtigkeit hat, denn von diesem Augenblicke an datirt die gänzliche Theilnahmlosigkeit des Generals von Pfuël.

Ueber Pfuël brach man auf eine ganz unbarmherzige Weise den Stab. Man erinnerte sich jetzt plötzlich, daß er schon als junger Officier, als Lieutenant in des Königs Regiment, Sympathien für die französische Revolution gezeigt habe, daß er damals einen Urlaub nach der Schweiz dazu habe benutzen wollen, um nach Paris zu gehen, daß er hieran nur durch eine Krankheit, die ihn auf der Reise selbst befallen, verhindert worden und nur durch besondere Vermittelungen damals einer Untersuchung entgangen sein sollte. Man wärmte alle alten Geschichten auf, seinen Umgang mit Liberalen und Verdächtigen, Nichts aber zog ihm mehr den Haß der Hofpartei in ihren verschiedensten Nuancirungen zu,

als sein Verweilen bei Jung. Nach längerer Zeit hörte ich, daß General von Pful sich über jene Katastrophe also geäußert. Er sei, als er gehört, die Thüren seien geöffnet, mit vielen Anderen hinausgegangen; plötzlich hätte ihn das Drängen der Menge nach dem gegenüberstehenden Hause geworfen, wo er auf die Treppe zu stehen gekommen und gegen die Thür gepreßt worden sei. Hier hätte ihn Jung gefunden und ersucht, doch lieber einzutreten und bis zum Verlaufen der Menge zu verweilen, er werde in Jung's Frau eine frühere Bekannte finden; hierauf sei General von Pful eingetreten und habe einige Stunden in dem Hause zugebracht. „Uebrigens,“ soll er hinzugefügt haben, „hatte ich meine Entlassung bereits in der Tasche, ich war ein Privatmann und hatte aufgehört, ein Spielball in den Händen der Camarilla zu sein, die mich gern à coups d'épingles umgebracht hätte.“

General von Pful reiste bald von Berlin ab. Am Tage vorher war ich noch bei ihm. Als mehrere Herren vom Staatsministerium zu ihm kamen, begab ich mich hinaus in das große Vorzimmer. Ich hatte dort kaum einige Minuten gegessen, als Präsident von Unruh gemeldet ward. Nach den ersten Complimenten ging er zur Ministerfrage über: „Nun, was sagen Sie zu der Ministergeschichte?“ „Was soll ich dazu sagen,“ entgegnete ich, „wir haben ja die Sache kommen sehen; ich wünsche nur Graf Brandenburg die Energie, die dazu gehört, daß Schiff wieder in den Hafen zu bringen, denn so kann die Geschichte keineswegs fortgehen.“ — „Nun, mit Brandenburg wird es erst recht nicht gehen; glauben Sie mir, Herr General, darüber gehen der König, der Prinz von Preußen, darüber kann der Staat zu Grunde gehen, das Volksbewußtsein ist zu tief von diesen Ansichten durchdrungen, als daß man ihm heute mit dergleichen kommen darf; das Beste würde sein, der König resignirte und träte die Krone dem Sohne des Prinzen von Preußen ab.“ — „Der König ist noch weit stärker, als man glaubt,“ entgegnete ich; „er ist stark genug, alle Parteien niederzuhalten; es bedarf nur seines Befehls an die Armee und eines Appells an sein Volk, welches der Sache überdrüssig geworden; das Volk liebt ruhige, gute Zeiten, es fragt nach all' den Geschichten in der Kammer wenig. Die Mißbräuche, gegen die man recriminirt, sind abgeschafft; die Wege zu jeder gesetzlichen Freiheit sind angebahnt; die ganze Sache in die Geleise der Ordnung, Ruhe und Besonnenheit geleitet, wird ihre Früchte tragen.“ „Nun,“ sagte er, „da bin ich ganz Ihrer Meinung; aber dazu ist Brandenburg nicht der Mann, und der König könnte keinen mißliebigeren wählen.“ „Wollen Sie etwa den Fanatiker Waldeck zum Premierminister machen,“ entgegnete ich rasch, „wollen Sie Arends das Aeußere geben, soll etwa Bucher, sollen Jung oder Parisius Justizminister, Herr von Berg Minister des Cultus werden? Gestehen Sie nur, Herr von Unruh, daß die Parteien keine Ministercandidaten haben, und daß man den Leuten der Linken, die sich in dieser Zeit einen Namen gemacht haben, höchstens das Talent beimeffen kann, Vieles anzuregen, Nichts zur Entscheidung zu bringen, Alles zu verwirren.“ „Ich will Ihnen zugeben,“ sagte Unruh, „daß viel gefehlt, viel verfahren worden; aber wir stehen an der äußersten Grenze; so kann und wird es nicht fortgehen.“

In diesem Augenblicke trat General von Pful ein, und Unruh ging mit



ihm in sein Cabinet. Ich begab mich nach dem Staatsministerium, um zu sehen, was es dort Neues gebe, und, da ich daselbst Niemanden fand, zu Stehelsky.<sup>1)</sup> Hier war Alles in der höchsten Aufregung. Alle Welt raisonnirte gegen den Grafen Brandenburg, sprach vom gestrigen Abend, Jeder in seiner Weise. An einem Tische saßen einige Leute mit einem Plane von Berlin, auf dem ein Vertheidigungsplan für den Fall eines Angriffs verzeichnet war. Alle günstigen Punkte für Barricaden waren darauf vermerkt und die Stärke ihrer Besatzung angegeben. Man discutirte laut die verschiedenen Ansichten. Mit Anderen, die sich bei der Discussion nicht theiligten, ließ ich mich in ein Gespräch ein, um zu erfahren, wer jene Leute seien und ob man nicht jenen Plan erhalten könne. Mir wurden jedoch ablehnende Antworten, wie: „Ich kenne sie nicht; ich habe damit Nichts zu thun; ich verstehe mich darauf nicht.“ Der Geschäftsführer der Conditorei, den ich seit längerer Zeit kannte, ein verständiger Mann, wußte mir die Leute auch nicht zu nennen: „Ich habe sie hier wol schon gesehen, aber sie sind mir fremd. Ich vermuthe, es sind keine Hiesigen.“ Ich sah mir den Plan so genau an, wie es anging, und erkannte wol, daß er mit Einsicht angefertigt war; um so größer war mein Bedauern, seiner nicht habhaft werden zu können.

Im Hotel „König von Portugal“, wo ich aß, fand ich an diesem Tage mehr Fremde, als sonst; einige mir bekannte Officiere in Civilkleidern schöpften Hoffnung, meinten, daß es nun anfangen werde zu tagen; Fremde tranken einander stumm zu, durch Pantomimen auf eine Uebereinstimmung ihrer Gefühle deutend. Auf den Straßen aber war es öder, stiller. In einzelnen Läden soll man kostbare Gegenstände verpackt haben; es gab sich hier und dort Unruhe und Besorgniß zu erkennen. Doch wollte es mir scheinen, als wenn diese mehr künstlich herbeigeführt worden, als daß sie aus dem Volksbewußtsein selbst hervorgegangen sei. Nachmittags sah man auf den Straßen viele Gruppen; alle Localitäten waren mit Menschen angefüllt, welche die öffentlichen Angelegenheiten besprachen. Durch einige Vertraute erfuhr ich, daß die Linken schäumten, daß sie schürten, daß sie auf einen Protest gegen das Ministerium sännen. Ich ging Nachmittags zum Minister Eichmann; um mit ihm Dasjenige, was ich gehört hatte, zu besprechen. Ich ward ohne Weiteres eingelassen und fand den Grafen Brandenburg dort. Er reichte mir wie einem alten Bekannten die Hand. „Sie dürfen den Ereignissen nicht fern bleiben,“ redete ich ihn an, „daher will ich Ihnen mittheilen, daß die Linken versammelt sind, um einen Protest gegen Sie zu entwerfen, und daß sie diesen eben jetzt berathen.“ — „Nun, da bleiben sie ja in ihrer alten Lage des Protestirens,“ entgegnete Eichmann; Brandenburg aber schwieg. Da ich merkte, daß die Herren noch mit einander zu sprechen hatten, entfernte ich mich bald. Untermwegs sah ich Bonin, der mir sagte, daß er zu Eichmann gehe. Abends begab ich mich in den Sitzungsaal des Staatsministeriums, wo ich Eichmann, Bonin und Risler fand; ich will nicht mit Bestimmtheit behaupten, ob auch Graf Dönhoff dort war. Es ward über das

<sup>1)</sup> Eine bekannte Conditorei am Gensdarmenmarke, die erst ganz kürzlich (1876) geschlossen worden.  
Die Redaction.

neue Ministerium gar nicht gesprochen. Man erging sich nun über die Scandalosa des vorhergehenden Tages, und wie man dagegen einzuschreiten habe. Eichmann erwähnte, daß er dem Bürgertwehr-Commando sehr entschieden seine Meinung gesagt und ihm geschrieben habe, daß das Militär sofort ohne Weiteres zur Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung requirirt werden würde, wenn die Bürgertwehr nicht rechtzeitig und vollständig ihrer Aufgabe genügen werde. „Das ist gewiß sehr gut,“ fügte Minister Bonin hinzu, „aber es genügt nicht. Sie müssen es der Stadt, Sie müssen es allen Bewohnern Berlin's sagen, daß Sie Ordnung verlangen, und daß Sie die Mittel und Wege dazu finden würden.“ — „Ja,“ entgegnete Minister Eichmann, „das ist leicht gesagt, aber wie anzufangen?“ — „Nichts leichter als dies,“ antwortete Bonin, und nun setzte er sich hin, schrieb das Placat, welches am anderen Tage angeschlagen und Veranlassung zu einer Interpellation wurde, und las es vor. „Und wer wird es unterzeichnen?“ fragte Eichmann. „Das ist Ihre Sache,“ antwortete Herr von Bonin, „aber wenn Sie nicht wollen, so werde ich es thun.“ Minister Eichmann ließ sich hierauf das Concept geben, las es nochmals durch und steckte es zu sich; so erschien es denn des anderen Tages, allerdings ein wenig verändert, an den Straßenecken und Pumpen. Nach einigen weiteren Verhandlungen von geringerem Interesse schloß die Conferenz. Es war, als wenn die Herren sich einer Bürde entlebigt, für die man ihnen aber — man erlaube mir diesen etwas trivialen Vergleich — den versprochenen Tagelohn, auf welchen sie mit Gewißheit gerechnet hatten, schuldig geblieben war.

Ich muß hierbei noch eines Gerüchtes erwähnen, das man sich damals über den Ministerwechsel in die Ohren raunte, das sich aber seitdem durch die zuverlässigsten Nachrichten als völlig begründet herausgestellt hat. Man sagte nämlich, daß ursprünglich Bonin zum Ministerpräsidenten bestimmt, und daß dies sogar bis zum wirklichen Abschluß geblieben gewesen sei, daß die Cabinetsordre dafür bereits, von Eichmann contrasignirt, dem Könige vorgelegen habe. Graf Brandenburg habe nur die Mission gehabt, das Ministerium zu bilden, ohne daran selbst theilzunehmen. Wie dem nun auch sei, jedenfalls befand sich Bonin im Vorzimmer des Königs, und es war mit ihm Alles verabredet. Da kommt der Prinz von Preußen aus des Königs Gemach und sagt: „Nun, ich gratulire, der König ist im Begriff, die Cabinetsordre zu unterzeichnen. Sie sind Ministerpräsident!“ Zugleich umarmte er Bonin und fügte noch einige freundliche Worte hinzu. Dieser wartet und wartet. Da öffnet sich nach etwa einer Stunde die Thür des königlichen Gemachs, und Graf Brandenburg tritt heraus. Er theilt, gewissermaßen sich entschuldigend, Bonin die Nachricht mit, daß der König ihn (Brandenburg) ganz gegen seinen Willen zum Ministerpräsidenten ernannt habe. Der König habe lange, sehr lange geschwankt, habe gebetet, sich von Gott Erleuchtung erbeten, und da sei ihm die Offenbarung geworden, daß nur ein Brandenburg den Staat retten könne. Bonin bleibt ganz ohne Bescheid und kommt nach Berlin zurück. Des anderen Tages ward ihm das Finanzministerium angeboten, welches er ausschlug. Der König ließ ihm sagen, er gebe ihm vier Wochen Zeit, sich zu besinnen, und nach vier Wochen ward ihm jene Stelle nochmals angetragen. Bonin aber

blieb bei seinem Entschlusse. Verhält sich dies in der That derart, so wäre es die Junkerpartei gewesen, welche Bonin verfolgt und ihm geschadet hat. Sie hatte darauf gerechnet, er werde als Minister ebenso mit ihnen gehen, wie auf dem Vereinigten Landtage. Seine Führung der Geschäfte in seinem Oberpräsidio aber seit März, der Umstand, daß er für indirekte Wahlen ohne Censur, für zwei Kammern, gegen Einführung eines Standesunterschiedes in der ersten Kammer gesprochen, war ihm nicht vergessen worden. Sein jähes Festhalten an seinen Ansichten, seine unbequeme Haltung der Kamarilla gegenüber, deren Verführungskünsten er kräftig widerstand, verbunden mit seiner Auffassung seines Amtes als constitutioneller Minister, hatte ihn jener Partei ganz entfremdet. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß die Partei, mit der er als Minister ging, sich seiner Zuneigung am Wenigsten erfreute, und daß er redlich bemüht gewesen ist, zwischen den sich feindlich gegenüberstehenden Theilen der Staatsgesellschaft zu stehen, um Versöhnung, Eintracht und Ruhe herbeizuführen. Entschieden, gewandt, reich an Entwürfen, dabei versöhnlich und mild, das Rechte auch im Feinde ehrend, war er der Mann, die Heftigkeit des öffentlichen Mißvergnügens zu beseitigen und die Autorität wieder herzustellen. Namentlich waren es die Pietisten, die ihn verfolgten und die es ihm nicht verzeihen konnten, daß er gegen ihre Umtriebe mit Energie aufgetreten war. Daß die Redlichen ihn aber auch nicht mochten, geht vielleicht am Klarsten aus dem Umstande hervor, daß er bei der Wahl für das Frankfurter Parlament entchieden durchfiel und von 126 Stimmen nur 5 erhielt. Sonst aber erfreute er sich einer großen Anerkennung in seinem Verwaltungsbezirke.

General von Pfuel war seit seiner Amtsentlassung wie verwundet. Ich suchte ihn vergebens in seinem Hotel. Am 2. November erhielt ich folgenden Brief ohne Datum und in großer Eile geschrieben:

„Mein bester Brandt!

„Ich habe Sie heute früh vergeblich erwartet und gehe nun in einigen Stunden nach Potsdam und von da weiter, vielleicht auch nach Leptiz.

Ich schreibe Ihnen diese Zeilen, um mich Ihnen dankbarst auf das Herzlichste zu empfehlen, und hoffe ich, daß wir uns bald wiedersehen werden. Mir wird die Zeit, die wir verlebt haben, immer im Gedächtniß sein. Jetzt scheint der Augenblick gekommen, den Manche sehnsüchtig herbeigewünscht haben. — Der Himmel möge Alles zum Besten lenken. Gott mit Ihnen!

Ganz der Ihrige

Strottha ist, höre ich, gerufen, da Stodhausen abgelehnt hat.

Pfuel.“

Ich habe Pfuel seit jener Zeit nicht mehr gesehen. Nur äußerlich ist zu meiner Kenntniß gekommen, daß er der Ueberzeugung lebt, nach Kräften und seinem besten Wissen gemäß gehandelt zu haben, und lediglich an den Machinationen einer Partei gescheitert zu sein. Ich selbst habe mich bereits über ihn geäußert und wiederhole nur, daß ihm die Zucht des Gedankens fehlte, und daß er zwar reich an Originalität und Ideen, aber ohne Arbeitskraft und Thatkraft war. Ob es die Nationalversammlung, in der er seines leichten und vertraulichen Wesens wegen viele Anhänger hatte, redlich mit ihm meinte, wie sie es später versicherte, mag dahingestellt bleiben.

## Berliner Chronik.

### Beginn der musikalischen Saison.

Berlin, December 1877.

Als erste Novität dieser Saison ward uns Ignaz Brüll's neuestes Werk „Der Landfriede“ auf der Bühne des Opernhauses vorgeführt. — Das Libretto, von Mosenthal nach dem gleichnamigen Lustspiel Bauernfeld's verfaßt, ist vielfach als eine bühnengewandte wirkungsvolle Arbeit gerühmt worden. Ich kann in dieses Lob nur sehr bedingt in Betreff der beiden weiblichen Rollen einstimmen; denn Kaiser Maximilian genügt weder in historischer Hinsicht, noch ist er dramatisch belebt; Junker Robert ist eine ganz interesseloze, flache Figur, „Kunz von Rosen“, ein Hofnarr ohne Wiß, wir hätten beinahe gesagt ohne Verstand, jedenfalls ohne Geist, und die beiden mehr widerwärtigen als komischen Buschlepper endlich balanciren bedenklich auf der Messerschneide des gesellschaftlichen Anstandsgefühls. Kurz, mir scheint den gerechten Ansprüchen, die man an ein wirksames, dem Zeitgeschmacke Rechnung tragendes Textbuch stellen kann, allzuwenig Genüge geleistet. Die beiden anmuthigen Mädchenfiguren, Katharina und Brigitta, die doch nicht ausschließlich die Bühne beherrschen können, bieten zwar einen wohlthuenden Contrast, aber doch nur geringen Ersatz in der ganzen Ausdehnung eines Theaterabends. Das dem Ritter Wosjen in den Mund gelegte, an ein wohlbekanntes Citat anklingende: „Knapp, fattle mir mein Dänenroß“ und Ausdrücke in der Diction wie „futsch“ und „Schafskopf“ können auch nur als ungehörig bezeichnet werden. Die Anlage des ganzen Werkes, dichterisch wie musikalisch genommen, ist dem Umfange und einer nicht in Abrede zu stellenden Schwerfälligkeit nach weder die einer komischen noch einer Spieloper. Das Pompöse in der Handlung, die weit ausgesponnenen Scenen, das oftmalige Heranziehen großer Chormassen, der decorative Apparat verleihen dem Ganzen, wenigstens äußerlich, das Gepräge der großen Oper. Aber ich will den alten Streit über Spieloper, komische und große Oper und über die individuelle Berechtigung des Componisten zu ihnen, hier nicht erneuern. Erfreuen wir uns des wirklich Guten und Schönen, was der so schnell beliebt gewordene Componist in seinem neuen Werke spendet. In erster Reihe müssen hier die große Scene des ersten Actes, das Auftreten des Kaisers Maximilian mit seinem Jagdgefolge und das Terzett zwischen Robert, Kapaun und Wosjen als ungemein lebendig und künstlerisch nicht unbedeutend genannt werden. Wäre das Trinkgelage in der Raubritterburg nicht durch überhäufte Anwendung des brutalen Blechs und das einschneidende rohe Unifono der Singstimmen zu herausfordernd, so würde ich diese Scene für die wirkksamste der ganzen Oper erklären. Diesem etwas wüsten Treiben gegenüber ist das Eingangsduett für zwei Sopranstimmen von überaus zartem Dufte. Es könnte in seiner Anmuthsfülle dem introducirenden Duett aus Fr. Schubert's Oper „Der häusliche Krieg“ verglichen werden, ja in seiner Grundstimmung und äußeren Be-

wegung erinnert es sogar daran. Rhythmisch pikant und melodisch ganz originell tritt ein Mädchenchor des dritten Actes „Hurtig, hurtig, komm“, die Zinken spielen gleich den Fackeltanz“ trotz seiner Kürze lieblich belebend in den Vordergrund. Nicht in diesem vortheilhaften Lichte erscheinen die komischen Auftritte in der Behausung des Raubritters. Von vornherein schwülstig angelegt, bewegt sich die Musik in zu pathetischem ernstem Tone, der den hier ganz nothwendigen und schnellen Fluß hemmt, oft ganz versanden läßt. Aber nirgends hat die Laune den Componisten mehr verlassen, als beim Concipiren seines Festmarsches, unter dessen Klängen zu Ehren des prunkliebenden Kaisers die in Luxus lebende Patricier-Aristokratie von Augsburg stolz einhererschreitet. Grazioser zeigt sich der Fackeltanz, der durch das Arrangement des Balletmeisters die größte Anziehungskraft ausübt. — Die Aufnahme der Oper von Seiten des Publicums war eine bemerklich warme, und der anwesende Componist konnte sich durch den zuweilen überlauten Beifall, entgegengesetzt der stilleren Hinnahme in seiner Vaterstadt, einigermaßen für entschädigt halten. Die nicht leichte Inszenirung des Werkes verdient in allen Theilen Anerkennung, das Orchester unter Eckert's Leitung das höchste Lob. Sämmtliche Mitwirkende waren am Platze, obenan die Herren Weg und Friede. Von der Erscheinung des Fräulein Hofmeister ist die ganze Stadt erfüllt.

Das erste Abonnementsconcert unseres jüngsten Capellmeisters, des Herrn Franz Mannsädkt, im Vereine mit der von ihm geleiteten Symphoniecapelle brachte vor einem auffällig leeren Saale drei Novitäten, von denen wol das Clavierconcert des in letzter Zeit viel genannten Saint-Saëns am ersten eine Zukunft für sich beanspruchen darf. Es ist dies Concert (G-moll), wenn auch mannigfach an Bach, Mendelssohn, Chopin und Liszt anklingend, eine Composition voller Glanz und Leben, wirksam im Clavierspiele wie in der Instrumentation, die hier nicht rhythmisch klappernd nebenhergeht, sondern zum Vollbestand des Ganzen gehört. Im letzten übermüthig sprudelnden Satze, einer Art Tarantella, könnte ich die drei Bedenkschläge, als zu massive Zugabe in einer immerhin distinguirten Composition, missen. Fräulein Anny Später, die den Platz am Flügel eingenommen hatte, documentirte sich nicht nur als eine temperamentsvolle Beherrscherin ihres Becksteins, sondern auch als eine feinsinnige Künstlerin mit zierlichem Anschlage. — Die Symphonie (F-dur. Op. 9) von dem leider der Kunst zu früh entrißenen Hermann Götz befundet durchweg das bevorzugte Talent, aber ebenso auch noch die ganze Unreife. Am deutlichsten zeigt sich diese Unsicherheit in dem an Erfindung reichsten Satze, dem Intermezzo, in jenem unruhigen Zwiespalt zwischen Wollen und Können. Der Fluß der halb elfenhaften, halb gnomenhaft-burlesken Composition ist zu häufig gehemmt durch überreizte Inspiration, die aus der allzu großen Vorliebe für Kleinmalerei entspringt. Der Componist häuft hier in einem kleinen Raume zu viel Skizzenhaftes an, was nothwendig weiterer Ausführung unterworfen werden mußte. Deshalb macht der Satz mehr den Eindruck einer beachtenswerthen Studie, als eines geplanten, künstlerisch durchdachten Theiles. Die Manie, wo möglich jedes Instrument als Solo-Instrument hervortreten zu lassen, führt den Künstler zu manchen Sonderbarkeiten; so wirkt das Trompetensolo als Imitation des Hornthemas geschmackswidrig. Die übrigen Sätze, obwol schwächer an Erfindung, leiden unter diesem Zwiespalte weniger. Viele geistvolle Einzelheiten birgt namentlich der erste Satz. — Die dritte Novität bildete eine dramatische Scene von Liszt: „Johanna d'Arc vor dem Scheiterhaufen“. Von dem berühmten Autor hatte ich unter solchem Titel, bevor ich das Gedicht gelesen, etwas ganz Anderes erwartet. Unge sucht, klar, keinesweges originell, stellenweise nur der Banalität ungern ausweichend, schleppt sich die monotone Composition durch drei ermüdend lange Strophen. Wie konnte der geistvolle Mann ein so geschmackloses und unvernünftig ideales Poem sich zur musikalischen Bearbeitung wählen!

Eine besondere Weiße, ein heiliges Wehen tiefsten Ernstes ruhte über dem Vornmittage des 4. November in jenem Saale, der seine Pforten ausnahmsweise in so

früher Stunde einer auserlesenen Versammlung erschlossen hatte. Wer zu diesem für Berlin immerhin kleinen Kreise gehörte, wem es bechieden war, Mozart's Requiem unter Stodhausen's Direction zu hören, dem wird die Erinnerung dieses gewaltigen Eindruckes nicht so bald schwinden. Ich wenigstens entsinne mich nicht, von dieser Composition jemals, weder in Berlin noch an anderen Orten, eine so intensive und nachhaltige Empfindung mitgenommen zu haben. Daß die Ausführung des Werkes in allen Theilen, auch in dem orchestralen, unter solcher Leitung eine vollendete war, dafür bürgt der Name des Dirigenten, und darüber will ich nicht sprechen. Nur darf der wichtige Umstand nicht ungefragt bleiben, daß diesmal, und von nun an hoffentlich immer, das Requiem nach der von J. Brahms neu revidirten, vor Kurzem erst veröffentlichten Partitur ausgeführt wurde. Das Verdienst des Revisors, eigentlich des Wiederentdeckers, ist ein weittragendes; denn ein Vergleich der bisherigen Annahme mit den Aufzeichnungen der neuen Partitur zeigt evident, was früher ungenau, ja unrichtig, was uns so lange Jahre vorenthalten war. So erschien mir die Tempo-Änderung des „Domine Jesu“ aus dem langsamen Andante in das lebendig bewegtere Andante con moto nicht nur charakteristischer, sondern eingedenk der ungemein reichen auf- und niederarbeitenden Figuren der Streichinstrumente auch als die nahezu einzig mögliche Erfassung dieser wunderbar tiefen Composition. Um den von Neuem bestätigten Vortragszeichen, die ein unverzeihlicher Schlendbrian durch bequeme angeerbte Voraussetzungen in das Gegentheil umgewandelt hatte, die vollkommenste Anerkennung werden zu lassen, führe ich hier ein schönes Wort Stodhausen's an: „Der Einsatz des „Requiem aeternam“ ist forte zu spielen und zu singen; es handelt sich hier um die ewige Ruhe, die kein lautes Jammern mehr stören kann, um die Schauer des Todes, die das Todtenamt in herben Tönen der Versammlung vor die Seele ruft.“ Dasselbe gilt von den Schlußworten des Sacraments „dona eis requiem. Amen.“ Allerdings sind auch durch diese Zurückführung der Partitur in ihren Urzustand den Bläsern, insbesondere den Posaunisten große Schwierigkeiten erwachsen, so in dem „Tuba mirum“ und zum Schluß des „Christe eleison“, namentlich im letztgenannten Satz, wo die Posaune die schnellen Sechzehntel der Contrabässe aufnimmt. Ob die Munterkeit dieses feierlichen Instrumentes wirklich dem Herzen Mozart's entsprungen, oder ob sie einer modernen Anschauungsweise angepaßt ist, will ich heut unerörtert lassen. Vorzüglich ausgeführt, kann eine dämonische Wirkung nicht ausbleiben.

Mit sichtlicher Ungebuld und einer Beimischung von Erregtheit wurde, wie keiner zuvor, der ersten diesjährigen Aufführung der Hochschule von allen Fractionen unseres Concertpublicums entgegen gesehen. Hörte man doch, daß ein Werk ganz exceptionellen Schlages, in Wien aus norddeutscher Feder geflossen, die vielgenannte Symphonie von Brahms mit aller nur erdenklichen Sorgfalt unter Joachim's Leitung studirt werde. Man wußte auch, daß der vielleicht nicht mit Unrecht beneidete Besitzer dieses Werkes die Abgabe von Partitur und Stimmen an die Orchester Berlins so lange zurückgehalten hatte, bis die Sanction durch die Hochschule erfolgt war: eine Vorsichtsmaßregel, die allerdings für den einen Theil eine kränkende Zurücksetzung involvirt, aber vom Standpunkte des Verlegers, der das Opus für eine hohe Valuta sein eigen nennt, wol auch zu rechtfertigen ist. Die Erwartungen, wie sie straffer gespannt kaum sein können, waren in jeder Hinsicht die anspruchsvollsten.

Mit dem Namen Brahms verbindet, wie ich mich täglich erneut überzeuge, die Mehrzahl der älteren Concertbesucher noch immer die Vorstellung eines ungelösten Problems; ein unenträthseltes und deshalb peinliches Bild, von dem sie in ihrer schwer zugänglichen Zurückhaltung nicht recht weiß, ob bei dem immer wachsenden Ruhme des Künstlers Annehmen oder Ablehnen gefährlicher sei. Die jüngere Generation hat, Dank ihrer stürmischen Gemüthsart und ihrer geringeren gesellschaftlichen Verantwortlichkeit, viel leichteren Stand. Gleichgültig, ob sie sich irrt, verwirft sie entweder frischweg, oder geräth in einen idealen Taumel der Verjüngung, der in

rücksichtsloster Weise zugleich keinen anderen Namen der Mitwelt neben dem ihres Jdoles dulden mag.

Der Componist, dem nun einmal sein Genius den Weg unabwiesbar vorgezeichnet hat, ist, dem hohen Ernste seiner Kunststrichtung nach, eine zu feste, eigenartige Natur, als daß derlei Aeußerungen des Zweifels oder der Anerkennung ihn berühren könnten. Er hat kühn, gewaltig und liebenswürdig in umfangreichen wie in kleineren Werken seine Selbständigkeit, seine unantastbare Bedeutung hinreichend dargethan, und auf dieser Bahn hat er fortzuschreiten. Man verzeihe, wenn auch er es macht, wie er muß, ohne sich erst vorher zu vergewissern, daß es so auch genehm sei.

Die in Rede stehende Symphonie, die erste des Componisten (Op. 68. C-moll) nach einmaligem Hören vollständig in sich aufnehmen oder erschöpfend beurtheilen, ihr auch nur von Tact zu Tact unbeirrt folgen zu wollen und zu können, wäre eine Vermessenheit. Ein Erforderniß, das der Schöpfer dieses neuen großen symphonischen Werkes an Stelle jeder Kritik in erster Reihe jedem Unparteiischen unwiderstehlich abnöthigt, ist Respect; der Respect, den man der schaffenden Kraft entgegen zu tragen schuldet.

Daß Brahms sich dem ausgebehntesten und sprechendsten Orchesterwerke, der Symphonie, zuwenden würde und mußte, konnte man sicher voraussetzen, ebenso, daß er sie von neuen Angriffspunkten erfassen würde. Und das hat er gethan. Zwar ist die Form mit unwesentlichen Abweichungen äußerlich fast dieselbe geblieben. Aber innerhalb derselben wird mit allen adoptirten Errungenschaften instrumentaler Klangfarbe der nachbeethoven'schen Jahre und in der Ausdrucksweise neuzeitlicher Bildung, die auch eine vielleicht anfänglich befremdende Vicenz nicht scheut, gesprochen. So mag der einleitende Orgelpunkt, jener unvermittelt hereinströmende, durch eine harmonisch-kühne Dissonanzen-Versflechtung sich windende Aufschrei wol auf abwehrende Gemüther stoßen, die in ihrem behaglichen Musikgenuß, frappirt durch so unerhörten Losbruch aller Elemente, nicht gleich inmitten lebhaftester Action stehen, sondern, nach spannender Vorbereitung, erst dahin gelangen wollen. An solche Sprache, die das Ergebnis einer unaufhaltam fortstürmenden Zeit ist, wird man sich aber doch allmählig gewöhnen und ihr das Recht einräumen müssen, das ihr gebührt; denn es ist an eine so bevorzugte und begnadigte Künstlernatur wie Brahms nicht das Anfinnen zu stellen, dasselbe noch einmal zu wiederholen, was andere vor ihm gesagt. Das können die kleineren Geister thun, und sie unterlassen es wahrlich nicht.

Die einzelnen Sätze zu besprechen oder gar einer Kritik zu unterwerfen, ist mir selbst nach der Kenntnißnahme des vortrefflichen vierhändigen Clavierauszuges jetzt noch nicht möglich. Ich halte überhaupt über ein Werk, was so, wie wenige, wiederholtes Hören, nicht Rufen erfordert, das auf jeder Seite Neues und Frappirendes bringt, ein endgültiges Wort vorläufig für verfrüht. Hier wird, wie in Allem, die Zeit den Urtheilspruch fällen. Einstweilen möchte ich mir aber die Bemerkung nicht versagen, daß das umfangreiche Werk in den Gesichtspunkten, die gleich bei der ersten Wahrnehmung das Ohr so fesselnd berührten, so bedeutend angelegt und bewundernswürdig erscheint, daß man da, wo man dem ungewohnten Fluge der Conception nicht gleich zu folgen im Stande war, ungefährt auf Credit bewundern konnte. Ein Vorrecht, das nur dem Genius zukommt!

Die Aufführung des überaus schwierigen Werkes von Seiten der Hochschule war in der Erfassung des Totalen wie in der Wiedergabe feinsten Einzelheiten vollendet; eine Reproduction, die nur mit dem Worte „mustergültig“ zu bezeichnen ist. Das Institut hat dadurch nicht nur seine Lebenskraft und in Folge dessen seine Nothwendigkeit in glänzendster Weise von Neuem bewiesen, sondern durch den Höhgrad der Leistung auch eine hohe Staffel gerechten Ruhmes erstiegen.

H. Prigat.

## Literarische Rundschau.

### Zeller's Vorträge und Abhandlungen.

Vorträge und Abhandlungen. Von Eduard Zeller. Zweite Sammlung. Leipzig, Fues's Verlag (H. Reissland). 1877.

Die Frage, in wie weit es wünschenswerth sei, daß die Gelehrten neben ihrer Arbeit an der Erweiterung ihrer Wissenschaft auch dem Dienst an der Popularisirung der Ergebnisse derselben sich unterziehen, ist gerade in der letzten Zeit lebhaft besprochen worden. Man hat auf die Gefahr der Halbbildung aufmerksam gemacht, die aus der Lectüre solcher Arbeiten dem durchschnittlichen Leserkreis derselben nothwendig erwachse; und man durfte daran erinnern, daß an dieser Halbbildung gerade unsere Zeit auffallend und unerfreulich krankte. Vor wenigen Jahren endlich wurde von einem verdienten, wenn auch etwas hastigen Gelehrten bei einer den Naturforschern und Philosophen wohlbekannten Gelegenheit sehr bestimmt darauf hingewiesen, daß auch für die Forscher selbst aus der Betheiligung an der Popularisirung des Wissens bedenkliche Nachtheile entspringen könnten, daß sie jedenfalls alle hierauf verwendete Zeit ihrer eigentlichen Aufgabe entzögen, ohne dadurch neue Kraft für sich selbst zu gewinnen, oder Anderen Dankenswerthes zu leisten.

Es läßt sich nicht leugnen, daß jeder dieser Vorwürfe einen Mangel bezeichnet, der durch die thatsächlichen Interessen der theiligten Gesellschaftsclassen unserer Zeit hier mehr, dort weniger bekräftigt wird.

Verstehen wir unter einem Halbgebildeten denjenigen, er sei in welcher Lebensstellung und von welchem Bildungsgrade er wolle, der sich der Grenzen seines Wissens nicht bewußt ist, so bedarf es keiner besonderen Belege, welche bedauerlich einflußreiche Rolle die Halbbildung in unserem socialen, ethischen, religiösen und politischen Leben spielt. Nicht bloß in jenen Gesellschaftskreisen, die gleichsam den Mittelstand der Bildung repräsentiren, sondern auch in denen, die weit darunter, und in denen, die weit darüber stehen. Man glaubt hier eben fast überall, daß derjenige, dem seine gesellschaftliche Stellung die Reizung gibt, die Resultate der neueren wissenschaftlichen Entdeckungen kennen zu lernen, und dessen Wissen hinreicht, ihn diese Resultate einigermaßen verstehen zu lassen, auch Wissenschaft und Kunst besitze. Dadurch aber wird ein Dilettantismus groß gezogen, dessen Selbstgenügsamkeit, dessen Geringschätzung gegen alles wirklich erworbene, nicht bloß zusammengeborgte Wissen dem langsameren und tieferen Einfluß der Forschung auf die Fortbildung aller praktischen Verhältnisse, der durch die Schule sich vollzieht und durch die Kirche sich vollziehen sollte, hemmend entgegentritt.

Dazu aber kommt in der Gegenwart noch ein besonderer Umstand. Es hat vielleicht keine geschichtliche Periode gegeben, in der der Gegensatz zwischen der Weltanschauung, die von der Wissenschaft herausgearbeitet ist, und derjenigen, die in den leitenden Kreisen der Kirche und der Staatsregierung officiell die Herrschaft führt



und zweifelsohne einen großen Theil der Bürgerschaft befriedigt, ein so durchgreifender, einschneidender gewesen ist, wie eben jetzt. Der Fall Hobbach hat gezeigt, daß die maßgebende Partei in der Kirche noch heute Anschauungen excommunicirt, die seit den ersten epochemachenden Arbeiten von Strauß und Baur als ein Gemeingut aller ehelichen wissenschaftlichen Theologie gelten dürfen. Und wie viele unter den Vertretern der übrigen Wissenschaften werden sich nicht sagen, daß auch in dieser entwideltsten theologischen Ansicht noch Manches enthalten ist, was nicht mehr zu Recht besteht, sobald man unbefangen, frei von allen specifisch kirchlichen Gesichtspunkten, zu prüfen versucht. Ist aber die Kluft zwischen den Ergebnissen der freien Forschung und der traditionell in der Kirche, größtentheils auch noch in der Schule gelehrtten Weltanschauung so groß, dann führt die dilettantische Rost der ersteren nicht blos zu einem Indifferentismus gegen die Kirche, an dem die letztere durch ihre hartnäckige Selbstabschließung den größeren Theil der Schuld trägt, sondern auch zu jener viel gefährlicheren Ueberzeugung, daß das bessere Wissen der Gegenwart allen geschichtlichen Zusammenhang mit dem bisher Geglaubten aufhebe, ja zerstöre. Dadurch aber wird der Indifferentismus gegen die Kirche zu einer Gleichgültigkeit oder gar zu einer Geringschätzung gegen alle Religion, welche selbst die versittlichenden Wirkungen des fortschreitenden Wissens in Frage zu stellen geeignet ist. Eben hier aber liegt die Signatur der Halbbildung unserer Zeit.

Andererseits sind die Bedenken gegen eine Popularisirung des Wissens auch darin nicht ganz im Unrecht, daß dieselbe die kleineren Geister, die sich ihr unterziehen, leicht zu einer Abhängigkeit von dem Geschmaek und der Urtheilskraft des Publicums verführt, die ihrer Arbeit nur schädlich werden kann. Es gibt nicht Viele, denen es genügt, den Besten ihrer Zeit genug gethan zu haben.

Man hat gemeint, dieser letzteren Gefahr dadurch begegnen zu sollen, daß streng geschieden werde zwischen Denen, die berufen sind, die Wissenschaft zu fördern, und Denen, die befähigt sind, dieselbe zu popularisiren, damit die ersteren nicht durch die Arbeit der letzteren behelligt und gefährdet werden. Selten wol hat eine gute Absicht zu einer verkehrteren Meinung geführt, als in diesem Vorschlag. Derselbe ist nur so lange möglich, als man nicht bedenkt, welche Pflicht für die Gelehrten es ist, fortwährend Fühlung zu behalten mit den edleren Interessen der großen Gesellschaft; welches Recht ferner jeder Klarheitsbedürftige auf die Theilnahme an den Ergebnissen der Wissenschaft besitzt. Eine Forschung, die sich künstlich gegen die Gesellschaft isolirt, unterbindet sich die Lebensadern; sie raubt sich überdies ihren höchsten Zweck: die sittliche Aufklärung der Menschheit. Ferner aber kann dieselbe jenen Schäden der Halbbildung gewiß nicht dadurch begegnen, daß sie ihre besten Kräfte der Aufklärungspflicht entzieht. Sie hat allerdings nur den kleineren Theil der Gegenmittel zu ihrer Verfügung. Denn es ist Sache der Erziehung in Haus, Schule und Kirche, für die empfängliche Stimmung Sorge zu tragen, die den Ergebnissen wissenschaftlicher Untersuchungen entgegengebracht werden soll, dadurch, daß sie die Differenz zwischen Glauben und Wissen nicht künstlich vergrößert, sondern vorsichtig verringert. Jedoch jener kleinere Theil des zu Leistenden ist nicht so gering, daß man denselben allein den Handlangern und Kärnern der Wissenschaft anvertrauen dürfte, die sich mit gutem Willen, aber nicht immer mit ausreichenden Kräften herbeidrängen.

Soll die Wissenschaft wirklich förderlich popularisirt werden, so sind ihre Ergebnisse von Solchen darzustellen, welche im Stande sind, die Bedeutung der einzelnen Errungenschaften für die Gesamtheit unseres Erkennens eindringend zu würdigen. Gewiß also nicht Diejenigen kommen in Betracht, die über der intensiven Bearbeitung ihres beschränkten Gebietes jede Theilnahme an dem Fortschritt auf anderen Gebieten, und damit jeden Maßstab für eine zutreffende Werthschätzung der einzelnen Leistungen verloren haben. Gewiß aber auch nicht die, welchen die Kraft zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit fehlt; denn nur wer diese Kraft besitzt und erprobt hat, wird die Ergebnisse, die Andere gewonnen haben, mehr als oberhin verstehen. Es bleiben mithin als Berufene zu dieser Arbeit an der Verbreitung des

wissenschaftlich Gewonnenen nur jene Wenigen übrig, die mit gründlicher eigener Forschung eine Neigung zu allgemeiner philosophischer Durcharbeitung des ganzen Wissensgebietes verbinden; jene Wenigen also, die ein entwickeltes metaphysisches Bedürfnis besitzen. Gerade diesen wird es überdies immer naheliegen, ihre Wirksamkeit nicht bloß auf die Fachgenossen und etwa auf die akademische Jugend zu beschränken, sondern sich auch an ein allgemeineres Publicum zu wenden, das wissenschaftliches Interesse genug besitzt, um über den Arbeitskreis des Einzelnen hinaus lernen zu wollen. Die populären Darstellungen solcher Art werden endlich auch allein der schwierigen Aufgabe gewachsen sein, die Theilnahme eines größeren Leserkreises zu gewinnen; denn sie werden sowol Diejenigen anzuregen wissen, die aus ihrer eigenen geistigen Arbeit heraus das Bedürfnis empfinden, sich über den allgemeinen Stand der Probleme und Lösungen auch auf anderen Gebieten zu orientiren, als auch Diejenigen belehren können, denen eine praktische Lebensstellung die Zeit und die Neigung an ihrer Bildung fortzuarbeiten nicht verkümmert hat.

Unsere moderne Literatur in Deutschland ist an solchen Arbeiten glücklicherweise nicht arm, und eine eifrige Uebersetzerthätigkeit trägt dafür Sorge, daß auch die besseren hierhergehörigen Schriften unserer Nachbarländer, besonders Englands, allgemein zugänglich gemacht werden. Am besten sind die Naturwissenschaften vertreten, die noch auf lange Zeit hinaus reger Theilnahme sicher sind, weil ihre Arbeit in den letzten Jahrzehnten die reichsten Früchte gezeitigt hat. Am ärmsten dagegen an solchen Schriften ist die philosophische und die theologische Literatur. Gedruckt zwar werden populäre Arbeiten auch hier alljährlich genug, mehr sogar vielleicht, als einem verständigen Bedürfnis entsprechen; aber es sind doch nur sehr wenige darunter, die etwa wie Strauß' vielumstrittenes Bekenntniß, oder Daur's gediegene Abhandlungen über das Verhältniß der alten Philosophie zum Christenthum, oder endlich Schopenhauer's geistvolle, wenn auch nicht selten paradoxe und persönlich bittere Parerga und Paralipomena mit den besten unter den naturwissenschaftlichen Schriften wetteifern können.

Je schwerer dieser Mangel vielfach empfunden wurde, desto dankbarer ist die Leserkwelt schon dem ersten Theil von Zeller's „Vorträgen und Abhandlungen“ entgegen gekommen, der vor Kurzem bereits in zweiter Auflage erschienen ist. Auch die vorliegende zweite Sammlung ist dieser Theilnahme sicher; sie wird dieselbe vielleicht sogar in noch höherem Grade erwecken. Denn sie besitzt die Vorzüge der früheren: eine volle Beherrschung eines erstaunlich reichen Wissensgebietes, eine seltene Feinsinnigkeit der historischen Einsicht, ein durchaus selbständig erarbeitetes Urtheil über die sachlichen Probleme der Philosophie und der Theologie, dazu endlich eine Darstellungskunst, die jeden Gedanken ohne Zwang ebenso scharf, als anschaulich wiederzugeben weiß. Sie enthält jedoch noch den einen Vorzug mehr, daß die behandelten Gegenstände fast ohne Ausnahme zu den meist besprochenen Fragen der Gegenwart gehören. Auch in der ersten Sammlung haben wir es allerdings größtentheils mit Problemen zu thun, über die orientirt zu sein jedem Gebildeten ein Bedürfnis sein muß: so die Besprechungen über die Entwicklung des Montheismus bei den Griechen und Römern, über das Christenthum, über Schleiermacher, Daur, die Tübingen Schule, Strauß und Renan; und Diejenigen, welche uns inhaltlich ferner stehen, werden in einer Weise dargestellt, die ihnen die Theilnahme des Lesers von Anfang bis Ende sichert. Hier jedoch ist kaum eine Abhandlung vorhanden, die nicht schon durch ihren Stoff die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Denn selbst der kleine Aufsatz „Eine Arbeitseinstellung in Rom“ bezieht sich als ein Beitrag zur Charakteristik römischer Volksagen — er untersucht den sagenhaften Ursprung einer mehrfach überlieferten Erzählung von dem Auszug der römischen Musfanten ca. 312 vor Christi Geburt behufs Wiedererlangung der Erlaubniß zur Feier ihres Fünftages — auf Fragen, die ein Bild geben der vielen ähnlichen Untersuchungen unserer Zeit, welche die Entwicklung der religiösen Mythenbildung zum Gegenstand haben.

Zugleich aber ist Zeller vielleicht der Einzige, der sich berufen fühlen darf, an der Aufklärungsarbeit der Wissenschaft zugleich als Philosoph und als Theologe mitzuwirken.

Als Philosoph gehört Zeller neben seinem Freunde David Strauß und neben L. Feuerbach zu den wenigen unter den früheren Anhängern Hegel's (und Schleiermacher's), die durch ihre historischen und theologischen Studien dazu geführt wurden, sich von dem Bann jener Metaphysik zu befreien, welche glaubte, die letzten Ergebnisse aller erfahrungsmäßigen Forschung unabhängig von aller Erfahrung und mit größerer Sicherheit, als diese gewährt, begrifflich construiren zu können. Zeller aber ist im Gegensatz zu Strauß und Feuerbach, weil er mehr Philosoph ist als der erstere, und weniger Theologe geblieben ist, als der letztere, nicht in das entgegengesetzte Extrem einer materialistischen Weltanschauung gerathen, welche mit der rationalen Metaphysik auch alle Erkenntnistheorie über Bord wirft. Er hat es vielmehr verstanden, mit der Entwicklung der philosophischen Wissenschaften seit Hegel's Tode in gleichem Sinne fortzuschreiten; ja, sowol als akademischer Lehrer wie als Schriftsteller bestimmd auf dieselbe einzuwirken.

Auch für die Unkundigen tritt dies in den vier letzten Abhandlungen der vorliegenden Sammlung charakteristisch zu Tage. Die Erörterung „über Bedeutung und Aufgabe der Erkenntnistheorie“ aus dem Jahre 1862 bildet gleichsam den Abschiedsbrief an die Schule Hegel's.

Dieselbe beginnt mit einer Kritik jener speculativen Logik Hegel's, welche den ebenso verfehlten wie tiefsinnigen Versuch machte, in die Untersuchung der allgemeinsten Gesetze, denen unser Denken zu folgen hat, um in sich selbst einstimmig zu werden, zugleich die Untersuchung der allgemeinsten inhaltlichen Begriffe unseres Denkens, z. B. des reinen Seins, des Werdens, des Wesens, der Erscheinung u. a. hineinanziehen, d. i. eine Darstellung des Absoluten zu geben, wie es in seinem ewigen Wesen als solchem ist. Aus der Kritik dieser unstatthaften Verschmelzung von Form und Inhalt des Denkens entwickelt Zeller das Verhältniß der Logik zur Erkenntnistheorie als der Wissenschaft von den allgemeinen Elementen und Bedingungen der Erkenntnisthätigkeit. Erst in den Anfängen der neueren Philosophie ist die Aufgabe dieser Wissenschaft, so erfahren wir weiter, näher bestimmt; erst in der Philosophie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sind die erkenntnistheoretischen Probleme und ihre verschiedenen möglichen Lösungen eingehend entwickelt worden. Die übereilige metaphysische Speculation der Epoche Hegel's hat sie in den Hintergrund gedrängt; die Philosophie der Gegenwart (1862) jedoch wird aus ihrer unverkennbaren Verfahrtheit und Stockung nur durch eine eindringende Prüfung dieser grundlegenden Fragen hinausgeführt werden können. Dieser nothwendige Fortschritt aber bedingt einen scheinbaren Rückschritt auf Kant; denn auf dessen bahnbrechende erkenntnistheoretische Leistung wird Jeder, der die Grundlagen unserer Philosophie verbessern will, zurückgehen, „die Fragen, die Jener sich stellte, im Geiste seiner Kritik neu untersuchen müssen, um durch die wissenschaftlichen Erfahrungen unseres Jahrhunderts bereichert, die Fehler, welche Kant machte, zu vermeiden“.

Es sind jetzt funfzehn Jahre, daß diese Worte Zeller's zuerst veröffentlicht worden sind: die Entwicklung der Philosophie seit jener Zeit hat, besonders angeregt durch die naturwissenschaftlichen Fortschritte auf sinnesphysiologischem Gebiet, diese Forderungen zu erfüllen gesucht. Die psychologischen und erkenntnistheoretischen Probleme, und im Zusammenhange damit neuerdings auch die logischen Fragen sind die antreibenden Kräfte und bilden zugleich auch den wesentlichen Inhalt aller wissenschaftlichen Philosophie unserer Zeit. Sie alle aber, am wenigsten allerdings die logischen, werden so ausschließlich in Deutschland an Kant's Kritik der reinen Vernunft angeknüpft, daß gegenwärtig fast mehr nothwendig geworden ist, vor einem zu engen Anschluß an Kant zu warnen, als auf eine größere Rücksichtnahme zu bringen. Die Stockung der Philosophie ist dadurch aufgehoben, sie ist sogar einer so lebhaften und vielseitig angeregten Bewegung gewichen, daß man ihr eine Verminderung der Theil-

nahme wünschen könnte, um eine größere Concentration zu ermöglichen. Die Zersahrenheit jedoch hat sich nur vermehrt. Die alten Gegensätze sind geblieben, die vielen Variationen der speculativen Epoche haben noch fast eine jede ihren Vertreter, aber es sind neue Gegensätze und neue Vermittelungsversuche hinzugekommen, so daß das Ganze ein noch beweglicheres Schauspiel gewährt. Jedoch diese auf den ersten Blick krankhaft erscheinenden Symptome sind nur die Anzeichen eines gesunden Fortschrittes, der alle jene Uebertreibungen allmählig abschleifen, jene Irriihümer allmählig läutern wird. Es ist keine Frage, daß die gegenwärtig beliebte Koketterie der Philosophie mit den Naturwissenschaften zu einer ernstlichen Zusammenarbeit, die Entfremdung derselben von allen ethischen und religiösen Problemen, die auch unsere Gesellschaft im Allgemeinen unerfreulich charakterisirt, zu einer beiderseits förderlichen Verbindung überführen wird.

Zeller nun hat in diesem wirren Durcheinander von Ueberzeugungen die Ansichten im Wesentlichen unverändert beibehalten, deren Rudimente in dem eben skizzirten Vortrag enthalten sind. Dies beweisen sowol die „Zusätze“ zu demselben (1877), als auch die drei Vorträge „Ueber die Aufgabe der Philosophie und ihre Stellung zu den übrigen Wissenschaften“ (1868), „Ueber die gegenwärtige Stellung und Aufgabe der deutschen Philosophie“ (1877), endlich „Ueber teleologische und mechanische Naturerklärung in ihrer Anwendung auf das Weltganze“ (1876).

Zeller bestimmt der Philosophie eine fest umgrenzte Stellung sowol gegenüber den Naturwissenschaften, als innerhalb der Geisteswissenschaften. Ihre Aufgaben liegen nach seiner Auffassung in der Untersuchung „der allgemeinen Gesetze der menschlichen Natur, des Wesens des menschlichen Geistes, wie dasselbe jeder geschichtlichen Entwicklung als ihre Voraussetzung zu Grunde liegt“. Der Logik und der Erkenntnistheorie, deren Aufgabe oben schon kurz charakterisirt wurde, tritt die Metaphysik als die Wissenschaft von den Grundbegriffen unseres Erkennens überhaupt und den specielleren Grundbegriffen der Natur- und Geisteswissenschaften insbesondere zur Seite. Ihnen schließen sich die Psychologie, die Ethik, die Rechtsphilosophie, die Religionsphilosophie und die Aesthetik an, da diese alle sowol in ihrem Ausgangspunkt, als in ihrer Methode jenen allgemeinen Disciplinen eng verwandt sind.

Diese Umrisse, welche in dem ersten der genannten Vorträge enthalten sind, werden durch die übrigen näher ausgeführt. Zeller's Standpunkt ist, wie er selbst ihn bezeichnet, ein Ideal-Realismus. Er gibt es einerseits unumwunden zu: „Wir bedürfen der Rückkehr zur Erfahrung; wir müssen es anerkennen, daß all unser Wissen auf der Wahrnehmung realer Vorgänge beruht, die sich theils in uns, theils außer uns vollziehen.“ Er erinnert jedoch ebenso bestimmt: „Wir dürfen auch nicht übersehen, was Kant für alle Zeiten festgestellt hat: daß die Erfahrung selbst durch unsere eigene Thätigkeit vermittelt und bedingt ist, daß sie uns zunächst nur Erscheinungen liefert, deren Beschaffenheit nur zu dem einen Theile von dem objectiven Geschehen, zu dem anderen von der Natur und den Gesetzen des vorstellenden Geistes abhängt.“ Die Grundlage bildet daher ein philosophischer Realismus; aber dieser „führt durch sich selbst, sobald man mit ihm Ernst macht, zu einem Standpunkt, den man ebenso gut idealistisch nennen kann“. Es sind daher „Realismus und Idealismus keine absoluten Gegensätze, sondern sie bezeichnen nur die Richtpunkte, welche das philosophische Denken gleichzeitig und gleich fest im Auge behalten muß, wenn es weder den festen Boden der Wirklichkeit verlieren, noch die Erscheinung mit dem Wesen verwechseln will“.

In seiner „Geschichte der deutschen Philosophie“ hat Zeller Trendelenburg, Fechner und Lohe (in einer Coordination, die, wie mir scheint, den ersten viel gewinnen, die beiden anderen, besonders Lohe, viel verlieren läßt) als Vertreter dieses Ideal-Realismus zusammengestellt. Seine Ausführungen in den vorliegenden Abhandlungen zeigen, daß er unter diesen Dreien Lohe am nächsten steht, so wenig er seiner Selbständigkeit diesem gegenüber sowol in erkenntnistheoretischer, als in meta-

physischer Hinsicht vergibt. Gleich Locke faßt Zeller die Seele als ein selbstständiges, punctuelles Wesen auf, obgleich er, wie es scheint, den spiritualistischen Consequenzen, die jener in theilweisem Anschluß und Gegensatz zu Leibniz und Herbart aus dieser Annahme zieht, nicht beistimmt. Ausdrücklich und gewiß mit volstem Recht polemisiert er gegen den Materialismus von Strauß, der da meint, es sei ebenso möglich, daß sich Bewegung in Empfindung, als daß sie sich in Wärme umsehe, eine Annahme, die entweder eine nichtsagende Erschleichung ist, wenn nämlich unter der Wärme die subjective Empfindung verstanden wird, oder ein Selbstwiderspruch, wenn man unter der Wärme die Molecularbewegung versteht, welche die Physik als die Ursache jener Empfindung annimmt. Zeller schließt vielmehr: „Das Subject der Bewußtseinserscheinungen muß ein einheitliches, einfaches und somit unräumliches Wesen sein, denn nur in einem solchen kann der mannigfaltige Inhalt unseres inneren Lebens zur Einheit der Empfindung, der Anschauung, des Begriffes zusammengefaßt, nur von einem solchen kann das Gegebene im Selbstbewußtsein und im Gefühl auf einen Mittelpunkt bezogen, die ganze Reihe der persönlichen Thätigkeiten im Wollen von einem Punkt aus bestimmt werden.“

Leider ist es nicht gut möglich, den näheren Inhalt der metaphysischen und erkenntnistheoretischen Untersuchungen, die in der ersten und den beiden letzten Abhandlungen der Sammlung dargelegt sind, kurz so wiederzugeben, daß sie zugleich allgemein verständlich bleiben; sie werden vielleicht sogar in der eingehenderen Erörterung Zeller's nicht allen Denen, die gewöhnt sind, in der Lectüre solcher Schriften ein werthvolles Bedürfnis zu sehen, leicht verständlich werden. Gewiß liegt darin kein Mangel, sondern ein Vorzug der Sammlung. Denn es geht dem Schriftsteller in dieser Hinsicht wie dem Lehrer: wer seinem Publicum nie zuviel geboten, hat ihm auch nie genug gethan. Jedenfalls aber werden diese Theile der Sammlung das lebhafteste Interesse aller Leser erregen, die sich über die schwebenden Fragen der Erkenntnistheorie und Metaphysik unserer Zeit orientiren wollen. Zeller's Standpunkt sucht auch hier, entsprechend dem oben skizzirten allgemeinen Gedankenkreise seiner Weltanschauung, zwischen den Gegensätzen zu vermitteln, die das Denken unserer Zeit bewegen.

Mit Recht tadelt er das ausschließliche Zurückgehen auf Kant, das diesen in der Gegenwart zum Theil zum Gegenstand „eines unkritischen Cultus, einer auctoritätsgläubigen Orthodoxie“ gemacht hat. Er verwirft ebenso jenen Empirismus, der in neuester Zeit im Anschluß an die Lehren von Hume, Comte und Mill manchen Anhänger gewonnen hat. Er behauptet vielmehr gegen die letzteren mit Kant, daß sowol in den Anschauungen von Raum, Zeit und Zahl, als auch in unseren Begriffen der Causalität, ja selbst in unseren Empfindungen ein apriorisches Element enthalten sei, daß ferner alle unsere Anschauungen räumlich ausgedehnter Dinge nur die Erscheinungen wirklicher Vorgänge sind, die weder in ihrer Form noch in ihrem Inhalt jenen gleichen. Aber er erdtrert zugleich im Gegensatz zu Kant und seinen modernen Anhängern, in welchem Sinne die Dinge selbst trotz dieser Annahmen für uns erkennbar sind. Ähnlich zeigt die letzte Abhandlung, daß Zeller die philosophische Tragweite der neueren naturwissenschaftlichen Ergebnisse, besonders auch die Theorie Darwin's, auf die schon einer seiner Schüler, von Gizzi, bestimmter hingewiesen hat, wol anzuerkennen und für seine Metaphysik zu verwerthen weiß; aber sie zeigt zugleich, daß er fern davon ist, jene alle Teleologie aufhebenden Consequenzen zu ziehen, in denen sich die neue zoologische Schule in engerem Anschluß an den Materialismus oder an das, was man jetzt Monismus nennt, gefällt. Zeller entwickelt vielmehr, daß durch alle jene Fortschritte die Teleologie nicht aufgehoben, sondern nur in dem Sinne vertieft werde, dessen Ansätze sich schon bei Leibniz und Kant vorfinden.

Jedoch nicht bloß der philosophisch interessirte Leser wird der vorliegenden Sammlung reiche Anregung und Belehrung abgewinnen können; auch die vielleicht größere Zahl derer, die der religiösen Bewegung unserer Tage nicht gleichgültig zuschauen oder absichtlich sich verschließen, findet in derselben mannigfachen Anlaß zum

Nachdenken und ein reiches Wissen, das für unsere Interessen verwertbar werden kann. Alle die hierhergehörigen Abhandlungen zwar beziehen sich nirgends unmittelbar auf die kirchlichen und religiösen Fragen der Gegenwart. Sie behandeln einerseits religionsphilosophische und allgemeine religionsgeschichtliche Gegenstände, wie die Erörterungen über „Ursprung und Wesen der Religion“, über „Religion und Philosophie bei den Römern“, über „römische und griechische Urtheile über das Christenthum“, endlich über „Die Sage von Petrus als römischem Bischof“; sie geben andererseits Schilderungen von einzelnen bedeutenden oder allgemein charakteristischen Vorgängen und Persönlichkeiten der Religionsgeschichte, wie die Studien „über den Proceß Galilei's“, oder über „Lessing als Theolog“ und die Abhandlung: „Alexander und Peregrinus. Ein Betrüger und ein Schwärmer.“ Dennoch ist es allen diesen Abhandlungen unschwer anzumerken, daß die Theilnahme an den religiösen und kirchlichen Vorgängen der Gegenwart den Verfasser zu ihnen hingeführt und bei der Ausarbeitung derselben geleitet hat. So kann auch keine von ihnen die Wirkung auf die Gegenwart verfehlen.

In besonderem Maße ist eine solche Wirkung der zuerst in dieser Zeitschrift veröffentlichten Discussion der Sage von Petrus als römischem Bischof zu Theil geworden. Es ist bekannt, welch' erfreuliches Aufsehen diese historische Zersekung eines Grunddogmas der hierarchischen Ansprüche des Papstthums in allen den katholischen Kreisen erregt hat, die sich nicht aus Absicht oder Unfähigkeit den Fortschritten der Wissenschaft verschließen. Eine ganz besondere, gleichsam persönliche Bedeutung aber besitzt die Untersuchung über Ursprung und Wesen der Religion; dieselbe behandelt ein Thema, das Zeller früher schon mehrfach eingehend besprochen hat, zuletzt 1845 in einer Untersuchung, welche die (damals von Zeller selbst redigirten) „Theologischen Jahrbücher“ enthalten. Sie gibt somit eine zusammenfassende Darstellung der Ergebnisse, zu denen Zeller nach seinen vier Jahrzehnte umfassenden theologischen und religionsphilosophischen Studien gelangt ist. Es sei daher gestattet, die Anzeige dieses Theils der Sammlung auf diese eine Abhandlung zu beschränken; ist doch ein Theil der übrigen hierhergehörigen Arbeiten den Lesern dieser Zeitschrift wol bekannt.

Es ist von nicht geringem Interesse, diese Abhandlung mit den beiden ersten Abschnitten des Bekenntnisses von David Strauß zu vergleichen, welche die Fragen beantworten: Sind wir noch Christen? und: haben wir noch Religion? Strauß antwortet auf die zweite dieser Fragen bekanntlich mit einem skeptischen Bedenken: „Ja oder Nein, je nachdem man es verstehen will.“ Denn geblieben sei uns nur der Grundbestandtheil aller Religion (nach Schleiermacher), das Gefühl der unbedingten Abhängigkeit. Aber dieses Gefühl sei nicht mehr die Pietät gegen einen extramundanen Gott, wie der „Fromme alten Stils“ sie fordere, sondern die Pietät für das Universum selbst, das Ursache und Wirkung, Aeußeres und Inneres zugleich sei, nicht angelegt sei von einer höchsten Vernunft, sondern angelegt auf die höchste Vernunft. Wolle man eine solche Ueberzeugung, die jeden Cultus als einen Rest des Anthropopathismus ausschließe, noch Religion nennen, so sei die Frage zu bejahen. Unbedingt zu verneinen dagegen sei die erste Frage, ob wir noch Christen sind; denn von der christlichen Dogmatik kann Demjenigen, der sich auf den Boden der modernen Wissenschaft stellt, nichts mehr zu eigen sein.

Zeller's Abhandlung unterscheidet sich von der Untersuchung seines Freundes sehr wesentlich sowohl hinsichtlich ihrer Resultate als hinsichtlich ihrer Beweisführung. Den Hebel der Argumentation bildet für Strauß hier die Kritik der christlichen Dogmen, dort die Kritik des kirchlichen und philosophischen Gottesbegriffes. Zeller's Kritik dagegen ist keine gegenständliche, sondern eine rein historische. Die Untersuchung des Ursprungs und der Entwicklung der Religion im Zusammenhange des gesamten Culturfortschrittes gibt die Antwort sowohl auf die erste als auf die zweite Frage. Es ist jener Gegensatz gegen die Kritik von Strauß, der die Theologie über

dieselbe hinaus, wenn auch in vertiefter Anlehnung an dieselbe, zur Tübinger historischen Schule geführt hat, der auch den Unterschied dieser beiden Abhandlungen bedingt. Strauß ist im Grunde nie Historiker gewesen; er war vielmehr von Anfang an nur ein kritischer Theologe, obgleich seine Arbeiten zur Ausbildung einer historischen Theologie geführt haben. Seine Polemik ist deshalb sachlich genommen meist musterhaft klar und scharf, aber historisch genommen oft bitter ungerecht. Zeller dagegen ist gleich dem Stifter der Tübinger Schule durchaus Historiker; er ist es sogar in noch höherem Grade als Baur, der bis in seine letzten Arbeiten hinein noch viel mehr von den constructiven Geschichtstendenzen der Hegel'schen und Schleiermacher'schen Schule beeinflusst war. Deshalb zunächst, zugleich aber auch, weil Zeller, wie erwähnt, mehr Philosoph ist als Strauß, fallen seine Antworten ganz anders aus, als jene.

Schon in der Fragestellung weicht Zeller deshalb von Strauß ab. Denn bei der Frage, ob wir noch Christen sind, „kann es sich heutzutage nicht sowohl darum handeln, ob Jemand mit einem größeren oder kleineren Theil der überlieferten Lehren einverstanden ist, ob er dieses oder jenes Fest, diese oder jene Cultushandlung in ihrer ursprünglichen Bedeutung noch mitzubegehen im Stande ist, als vielmehr darum, wie sich der Gesamtcharakter seines religiösen Lebens, die Grundstimmung desselben zu dem verhält, was sich in der Gemeinschaft, der er angehört, von ihrem geschichtlichen Ausgangspunkt aus naturgemäß und stetig entwickelt hat.“ Es ist deshalb unzulässig, eine einzelne Erscheinung, etwa wie Strauß das apostolische Symbolum, zur Norm aller späteren zu machen. Es ist eben deshalb falsch, die geschichtliche Zusammengehörigkeit des Späteren mit dem Früheren wegen der Unähnlichkeit beider zu bestreiten, sobald das Erstere von dem Letzteren in gerader Linie abstammt. Sofern daher unser religiöses Leben von einer geschichtlichen Strömung getragen wird, welche sich von den Anfängen des Christenthumes an ununterbrochen in die Gegenwart fortsetzt, sind wir alle noch Christen, obgleich kein Zug des früheren Glaubens sich bis auf die Gegenwart unverändert erhalten hat.

Daraus aber folgt sofort auch Zeller's Antwort auf die allgemeinere Frage, ob das religiöse Leben durch die Bildung und Wissenschaft unserer Lage entbehrlich oder unmöglich gemacht worden sei.

Schleiermacher's, von Strauß acceptirte Definition der Religion, daß sie das Gefühl einer schlechthinigen Abhängigkeit sei, ist nur insofern richtig, als sie die Religion dem Gefühl als solchem zuweist. Es ist dagegen einseitig, diesem Gefühl keinen weiteren Inhalt zu geben, als den Gedanken einer absoluten Abhängigkeit, und sein Gebiet gegen alle anderen so abzusperren, daß es den Anschein gewinnt, als seien die religiösen Vorstellungen und Handlungen, das Dogma und der Cultus, mit dem religiösen Gefühl nicht seiner eigenen Natur nach, als seine unerläßlichen Bedingungen und Lebensäußerungen verknüpft, sondern nur von Außen her mit ihm in Verbindung gesetzt.“ Denn „das letzte Motiv aller Religion liegt in dem Wunsche, durch die Verbindung mit der Gottheit sich alle die Güter zu verschaffen, zu denen sie den Zugang eröffnet, sich von allen den Uebeln zu befreien, von denen man auf keinem anderen Wege frei werden kann.“ Alles daher, was den Menschen berührt, kann der religiösen Beurtheilung unterworfen werden; Alles aber wird dabei nur von einer bestimmten Seite und in einem bestimmten Interesse betrachtet. Denn: es ist immer nur das Wohl des Menschen, um das es der Religion zu thun ist. Sie kann daher gewisse Glaubenssätze über die Religion und die Welt nicht entbehren, so wenig wie die Metaphysik einen Gottesbegriff entbehren kann, der etwas Anderes ist, als das Universum selbst. Denn auch diese bedarf, obgleich ihr die Welt als unentstanden gilt, einer Kraft, die Alles hervorbringt, einer absoluten Ursache, die Alles bewirkt und umfaßt, einer absoluten Vernunft, für welche der Gegensatz von Mittel und Zweck, von Freiheit und Nothwendigkeit nicht besteht. Jene Glaubenssätze über die Gottheit sind jedoch weder vom Wissen erzeugt, wie die metaphysischen, noch unveränderlich, wie eine absolute Wahrheit allein es sein könnte:

sie entspringen in letzter Beziehung aus den veränderlichen Bedürfnissen des frommen Gemüths und des religiösen Gemeinlebens. Die Religion bedarf aber ferner auch gottesdienstlicher Handlungen, deren Zweck allerdings in dem Menschen selbst liegt, in ihrer Wirkung auf das innere Leben des Menschen. In diesem Sinne ist „die Gottesverehrung theils ein natürlicher Ausdruck des religiösen Gefühls, dem es Bedürfnis ist, sich in dieser Weise zu äußern, theils ein Mittel, um religiöse Stimmungen und Entschlüsse hervorzurufen.“ Der Werth aber, der diesen objectiven Bestandtheilen aller Religion, den Glaubensvorstellungen und dem Cultus beigelegt wird, „richtet sich bei einem Jeden nach dem, was sie ihm für sein persönliches Leben, sein Glück und seine Gemüthsruhe leisten.“ Wird aber das religiöse Leben als eine solche Gemüthsstimmung gefaßt und werden die objectiven Folgen dieser Stimmung in dem eben entwickelten Sinne angesehen, so bleibt die Religion ein unveräußerliches Gut aller Zeiten und aller Personen; denn selbst ein atheistisches Denken kann dieser Stimmung, weil sie psychologisch mit jedem Denken verknüpft ist, nicht enttrathen.

Diese Begriffsbestimmung aber ist es, auf welche der Ursprung und die Entwicklung der Religion gleich deutlich hinweisen, deren Ausgangspunkt nicht in irgend welcher Offenbarung gesucht werden darf, sondern allein in den Eindrücken, welche unsere rohen Urväter von Außen empfingen, in den Bedürfnissen, die sie ohne die Hilfe höherer Wesen nicht befriedigen konnten und durch diese Hilfe zu befriedigen hofften, in der Form endlich der Personification der wirkenden Kräfte, unter welchen der Begriff der Ursache sich dem Menschen zuerst darstellt.

Das aber sind Entwicklungen, bei denen es vielleicht zweifelhaft sein kann, ob sie im Einzelnen allgemeine Zustimmung finden werden, da für diese letzten Probleme Einstimmigkeit nie zu erreichen ist, die jedoch sicher nicht wenig dazu beitragen werden, jenen Indifferentismus gegen religiöse Fragen zu erschüttern, der zum guten Ton der Gesellschaft aller Kreise gehört, und jene anmaßende Sicherheit zu zersehen, mit der der Halbgebildete so oft wähnt, auf Grund seiner wissenschaftlichen Einsicht in die Unzulänglichkeit der christlichen Dogmen und den natürlichen Ursprung aller Religion über jede ihrer Formen aburtheilen zu dürfen. Damit aber würde das Beste erreicht sein, was in allen diesen Fragen erreicht werden kann. —

Wir dürfen nach dem Bisherigen darauf Verzicht leisten, auch die biographischen Skizzen von Albert Schweigler, Theodor Waiß und Gerwinus zu besprechen, sowie die kleinen politischen Abhandlungen über „Die Politik in ihrem Verhältniß zum Recht“, über „Das Recht der Nationalität und die freie Selbstbestimmung der Völker“ (1870), und über „Nationalität und Humanität“ (1871) näher zu charakterisiren. Besonders anziehend, sowol durch die Wärme des Tones als auch durch die Feinsinnigkeit der biographischen Charakteristik, ist die Darstellung des Lebens und der Wirksamkeit von Schweigler; sie erinnert nach beiden Beziehungen mehrfach an die glänzend gelungene biographische Skizze von D. Fr. Strauß. Auch die beiden letztgenannten politischen Abhandlungen sind einer solchen unmittelbaren Theilnahme fähig. Die Ereignisse von 1870 stehen uns allen noch zu nah, und die Urtheile über dieselben weichen gerade in den hier behandelten Punkten noch zu weit von einander ab, als daß nicht jedes aufklärende und vermittelnde Wort hierüber gern gehört werden sollte. Die Worte aber, die wir hier lesen, gehören zu den besten, die über diese Fragen ausgesprochen worden sind.

Ug.



## Heinrich Kruse's Mädchen von Byzanz.

Das Mädchen von Byzanz. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, Verlag von E. Firtel. 1877.

Der Held dieses Trauerspiels ist Pausanias, König der Spartaner, Oberfeldherr der Griechen, der Sieger von Plataä, der Eroberer von Sypros und Byzanz. Hier, in Byzanz, entartete der durch das Glück Verwöhnte so sehr, daß er nicht nur die schwelgerischen Sitten des Morgenlandes, sondern auch, in seinem Uebermuth, ein herausforderndes Betragen gegen die Bundesgenossen annahm und mit dem Perserkönig in hochverrätherische Verbindung trat. Sein herrschsüchtiges, rücksichtsloses Wesen entfremdete ihm nicht nur die Meinung der Griechen, sondern führte diese auch unvermerkt hinüber zu der anderen Macht, welche mit Sparta um die Hegemonie rang, zu den Athenern. — „Denn die Meisten“, sagt Plutarch (in seiner Lebensbeschreibung des „Kimon“) „hielten sich, weil sie die Härte und den Uebermuth des Pausanias nicht ertragen konnten, zu Aristides und Kimon. Und nicht genug, daß diese die Verbündeten für sich gewannen: sie schickten auch an die Ephoren eine Erklärung ab, worin sie die Entfernung des Pausanias verlangten, weil Sparta durch ihn in Mißcredit, Griechenland in Verwirrung komme.“ Zu derselben Zeit wurde sein vaterlandsfeindlicher Verkehr mit den Persern entdeckt: ein Sklave, welcher in Pausanias' Auftrage Brieffschaften an den Satrapen Artabazos überbringen sollte, verrieth ihn und lieferte diese den Ephoren aus. Ueber den Inhalt der den Sparterkönig compromittirenden Schriftstücke erfahren wir nichts Genaueres; es ist dem Dichter daher erlaubt und steht ihm wohl an, die Handlung des Pausanias in einem anderen als dem gemeinen Sinne des Verräthers erscheinen zu lassen, indem er sie durch ihr Motiv zu adeln sucht. Wir gestehen, daß es vielleicht einzig auf diese Weise möglich war, aus Pausanias einen tragischen Helden zu machen, dem unser Mitleid gehört und nicht unsere Verachtung.

Wohl, wohl dem Manne, der sein Ziel erreicht!

Denn wer das Ziel verfehlt, muß schuldig sein!

Nicht Hellas den Perserkönigen dienstbar zu machen war sein Vorhaben:

Für Kerges Asien, für Pausanias  
Europa!

Sein Traum war eine große, mächtige Monarchie, der Einheitsstaat, welcher das politisch zerfallene Griechenthum nach Innen festigen, nach Außen sichern soll.

Nichts Gutes ist die Vielherrschaft, wie Vater

Homer schon sagte. Einer nur sei Herr!

Als Gleicher mit dem Gleichen, schwört er seiner Mutter zu, habe er mit dem Perserkönig verhandelt; und diese nimmt das Bekenntniß des Sohnes mit den Worten auf: „Du kommst mir fast gereinigt vor, Pausanias“.

Wenn also der Pausanias der Dichtung uns dadurch in einem tragischen Sinne annehmbar gemacht wird, daß diese ihn aus der niederen Sphäre des Vaterlandsverräthers in die immerhin noch problematische des Patrioten erhebt, welcher selbst um den Preis eines Bündnisses mit dem Auslande, dem Feinde, das Vaterland retten will: so bleibt doch genug übrig von dem Pausanias der Geschichte, nicht nur um seinen Sturz zu rechtfertigen, sondern durch diesen allein uns versöhnen zu können. Hier nun, als der eigentlichen Fabel seines Dramas, bedient sich Kruse sehr geschickt jener lieblich-wehmüthigen Sage, welche gleichfalls von Plutarch erzählt wird. Sie ist so schön und rührend, daß wir sie in des alten Schriftstellers eigenen Worten hierhersehen wollen: „Ein junges Mädchen aus Byzanz, die Tochter vornehmer Eltern, Namens Neonite, wurde von Pausanias in schändlichen Absichten nach seinem

Hause gerufen. Die Eltern ließen sich durch Zwang und Furcht bestimmen, ihr Kind preiszugeben. Das Mädchen bat die vor dem Zimmer befindlichen Leute, das Licht wegzunehmen und näherte sich nun in der Finsterniß und lautlos dem Bette, worauf Pausanias bereits ruhte. Sie stieß aber aus Versehen an und warf dabei den Leuchter um. Durch dieses Geräusch aufgeschreckt, riß Pausanias den neben ihm liegenden Dolch aus der Scheide, weil er einen feindlichen Ueberfall argwöhnte. Er stieß zu und das Mädchen sank getroffen zu Boden. Sie starb an der Wunde und ließ von dort an dem Pausanias keine Ruhe mehr, sondern erschien ihm Nachts als Gespenst im Schlafe und rief ihm mit ergrimmtter Geberde die Worte zu:

„Komm' vor Gericht, vor Gericht! denn die Sünd' ist der Leute Verderben!“

In der Benutzung dieser Sage zeigt Kruse auf's Neue, wie richtig er die Aufgabe des dramatischen Dichters versteht; aus dem scharf abgegrenzten Gebiete der politischen Action, welches der Geschichte gehört, verlegt er den Schwerpunkt seines Dramas in jenes Zwischengebiet, welches recht eigentlich dem Dichter gehört, und auf welches demnach jener Satz Lessing's so wohl angewandt werden kann, daß die Absicht der Tragödie weit philosophischer sei, als die Absicht der Geschichte. Der Sklave, welcher die verhängnißvollen Briefe nach Asien trägt, verwandelt sich hier in einen jungen Kriegermann, Chares, der, hoch in Pausanias' Gunst stehend, von dem ganzen Enthusiasmus und aller Schönheit jugendlichen Heldenthumes strahlt.

Als unser freies Hellas so bedroht

Von Asiens Knechtschaft war, schwoll mir das Herz.

Achilles gleich auf Ethros, als im Kreise

Der Mädchen er die Kriegsbrommete hört' —

Chares, einst der Gespieler Kleonike's, liebt das holde Mädchen und wird von ihr wieder geliebt: man ahnt den Conflict und die Lösung ergibt sich durchaus natürlich. Wenn es dem Dichter gelungen, seinen Helden tragisch zu fassen, so führt er ihn nun in eine Situation, deren Wirkung im höchsten Sinne dramatisch ist. Nichts kann ergreifender sein, als die Scene, in welcher die bräutliche Leiche zur Gruft getragen wird und den ahnungslos herbeieilenden Verlobten der Trauergefang der Jungfrauen empfängt:

Wirft du Kleonike's Stimme kennen?

Ja, ich bin's, die dir von unten ruft!

Pflanze mir auf meine frühe Gruft

Jene Blume, die sie Sehnsucht nennen.

Sieh', aus meinem Staub die Wurzeln nähren

Wird der schöne, holzdenreiche Strauch.

Und du, theurer Chares, pfliegst ihn auch:

Du benehst ihn mit deinen Zähnen!

Chares überliefert nun, nicht, wie in der Geschichte, die Briefe des Pausanias, sondern die persische Antwort den Ephoren, und der Unglückliche, dem Richterspruch verfallen, von dem Schatten der Gemordeten verfolgt, ruhelos umhergejagt, flüchtet sich zuletzt zu dem Todtenorakel in Heraklea. „Hier ließ er die Seele der Kleonike heraufbeschwören und suchte ihren Zorn durch seine Bitten zu besänftigen. Sie trat ihm wirklich vor die Augen und sagte ihm: daß er bald, wenn er nach Sparta gekommen, von allem Leid werde erlöst werden — ein räthselhaftes Wort, womit sie vermuthlich auf seinen bevorstehenden Tod hindeutete.“ So hat es die Sage und Plutarch, und hier hat der Dichter von der schicksalsvollen Wendung nicht ganz den Gebrauch gemacht, welchen man vielleicht erwartet hätte. Der Eindruck derselben verliert sich fast hinter der Ausführung des ethischen Momentes in dem Charakter des Pausanias, auf welchen das ganze Gewicht des Schlußes gelegt ist. Das gespensterhaft Mythische verschwindet gänzlich, um dem rein Menschlichen allein

das letzte Wort zu geben und an die Stelle der Sage tritt wieder die Geschichte. Pausanias erleidet im Tempel der Athene den Hungertod, und seine Mutter, die — eine starre Lacedämonierin — ihm einst geflucht, sucht ihn nun auf, um in seiner Sterbestunde sich mit dem immer noch geliebten Sohne zu versöhnen. An ihrem Herzen haucht er sein Leben aus, während die Ephoren, die ihn verurtheilt, jetzt das Volk zurücktreiben mit den Worten: „Laßt euren König ruhig sterben“.

Man erkennt schon aus diesen Andeutungen, wie fest und bestimmt die Hauptfiguren hervortreten; ein Eindruck, welcher durch die Kunst der Gegensätze dramatisch belebt und gesteigert wird. Dem leidenschaftlichen Pausanias gegenüber steht Aristides, der Gerechte, der Bedächtige; dem feurigen Chares die Krämerseele des Selon. Von unaussprechlicher Anmuth umflossen ist die Gestalt der Leonile: sie schwebt gleichsam vorüber wie ein Frühlingstag.

Geschrieben ist das Drama in der einfach-edlen, niemals wort-, immer gedankenreichen Sprache, welche die Dichtungen Kruse's auszeichnet. Es ist nichts Geschraubtes, nichts Uebertriebenes darin; eher könnte man den Dichter den Vorwurf der allzu-großen Natürlichkeit machen, welche sich vor dem Pathetischen ordentlich fürchtet. Wir empfehlen sein neuestes Werk an dieser Stelle zunächst zur Lectüre; glauben aber auch, daß die Bühne die Pflicht hat, Notiz von demselben zu nehmen. Denn das deutsche Theater ist nicht reich genug, um ein Talent vernachlässigen zu dürfen, welches — wie das Kruse's — vornehm seine eigenen Wege wandelt.

x. **Trifan und Iolbe.** Von Gottfried von Straßburg. Neu bearbeitet und nach den altfranzösischen Trifanfragmenten des Trouvere Thomas ergänzt von Wilhelm Verk. Stuttgart, Gebrüder Kröner. 1877.

Wilhelm Verk, als Uebersetzer und Bearbeiter älterer deutscher und französischer Dichtungen längst vortheilhaft bekannt, hat hier am Meister Gottfried sein Uebersetzer-Meisterstück geliefert. Wer die Schwierigkeit kennt, mittelhochdeutsche Verse in auch nur erträgliches Neuhochdeutsch zu verwandeln; wer in den vielen vorhandenen Uebersetzungen, so große Verdienste dieselben auch haben mögen, in der Regel nur ein selbstames Sprachgemisch, halb ausgebrückte Gedanken, schwer verständliche Worte, ungeschickte Wendungen und gequälte Reime zu finden gewohnt ist: der wird sich in Verk's „Trifan“ auf die angenehmste Weise enttäuscht finden. Ein Originalwerk könnte sich nicht leichter lesen; und doch ist der ursprüngliche Charakter nicht verwischt. Wir empfinden ganz die einschmeichelnde Lieblichkeit, aber auch etwas von der manirirten Zärtlichkeit des Gottfriedischen Redestils. Mit geschmackvoller Hand hat sich der Bearbeiter einige leichte Aenderungen gestattet, die fast nur in Kürzungen bestehen und dem Gedichte bei den heutigen Lesern ganz gewiß zum Vortheile gereichen. Er hat darin als ein wahrer Freund des alten Epikers gehandelt, dem er doch so manches Befremdliche lassen mußte, das uns wie die unwirkliche Welt des Märchens anmuthet, während dicht daneben Züge von wunderbarer Lebenswahrheit die ewig gleiche Natur des menschlichen Herzens auf ergreifende Weise vergegenwärtigen. Der wahre Gottfried mit seinen großen Eigenschaften tritt eigentlich hier zum ersten Male in moderner Gestalt vor das moderne Publicum. Und Trifan und Iolbe selber, die so manche Metamorphosen durchzumachen haben, müssen besreut aufstehen, daß ihnen die schweren Bande unerträgliches Allitterationen abgenommen sind und ihnen die leichte Bewegung, der Glanz und heitere Schmuck ihrer alten poetischen Existenz zurückgegeben wird.

e. **Schauen und Schaffen.** Skizzen von R. v. v. Weber. Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger. 1878.

In einer jener feinen, inhaltvollen Skizzen, mit welchen der Verfasser obigen Buches die „Rundschau“ geschmückt, sagt er: „Alles Vorurtheil, physiologische Kurzsichtigkeit hält das Zusammenleben feuriger, reglamer Phantasie und des künstlerischen Genies mit denjenigen geistigen Functionen, welche die technische Erfindungskraft, das mechanische Talent bedingen, in einer Menschenseele fast für unmöglich.“ Diese Wahrheit, welche Weber auf den Schöpfer der Dampfmaschine anwendet, paßt auf Weber selbst. Als Techniker eine Autorität ersten Ranges, ist er zugleich einer unserer liebenswürdigsten Schriftsteller, ein Meister der Skizze, bei deren Behandlung es namentlich auf die künstlerische Gruppierung des Thatächlichen ankommt. Niemandem kann ein reicherer Schatz zur Verfügung stehen, als ihm, der auf beiden Gebieten, des Schauens und des Schaffens, Heimathsrecht

hat; Niemand weiß, gleich ihm, die Welt der Maschinen mit einem solchen Zauber der Poesie zu umgeben. Aber wenn diese sein nächstes Interesse beansprucht, so erschöpft sie es nicht; die glorreichen, dem deutschen Volke so theuren Erinnerungen an seinen Vater, Carl Maria von Weber, leben in ihm fort, und wie er sein Biograph geworden, so kommen manchmal noch die lieben Gestalten der Vergangenheit, um ihn in stillen, weihewollen Stunden zu besuchen. Am reizvollsten offenbart sich dieses Doppelspiel zwischen dem, was vergangen, und dem, was gegenwärtig, in den beiden Skizzen: „Eine musikalische Erinnerung an Napoleon III.“ und „Ein Name besser, als eine Hausnummer“, welche zuerst zu veröffentlichen die „Rundschau“ die Ehre hatte (Band V. S. 257). Der sonstige Inhalt des Buches, theils Skizzenhaft, theils in der allerliebsten Form der Novelle, bewegt sich unter und auf den Maschinen; aber mit einer Sicherheit, die nur dem Techniker, und einer Grazie, die nur dem Poeten eigen ist. Das Bändchen, welchem wir nicht Leser genug wünschen können, schließt mit Schilderungen von der Ostküste des Adriatischen Meeres, in denen Weber zeigt, daß er nicht nur zeichnen, sondern auch malen kann, und mit was für Farben!

e. **Wanderungen durch Spanien.** Von Ottomar von Mohl. Leipzig, Dunder & Humblot. 1878.

Der Name des Verfassers erweckt eine gute Vorbedeutung für sein Buch; denn er gehört einer Familie an, deren verschiedene Mitglieder sich hoch verdient gemacht haben um den Staat, die Wissenschaft und die Literatur. Unsere Erwartungen werden in der That nicht getäuscht. Denn mit einem Auge für die Wirklichkeit der Dinge, verbindet O. von Mohl eine Fülle von Kenntnissen, welche ihn befähigen, in der unterhaltensten und belehrendsten Weise darüber zu sprechen. Es ist nicht nur das künstlerische und kunsthistorische Interesse, welches ihn beschäftigt und in einem Lande wie Spanien besonders reiche Anregung findet; Herr von Mohl hat ebenso einen offenen Sinn für die Schönheiten der Natur, für die bunte Mannigfaltigkeit des Volkslebens und eine glückliche Feder, um beides zu schildern. Wie dem rechten Welt- und Menschenbeobachter soll, gilt auch ihm der Satz: „humani nihil a me alienum puto“; und mit derselben Theilnahme betrachtet er heute die Zigeuner in Granada, morgen die Frohnlehnams-Procession in Madrid, und hat dazwischen noch Zeit, folgend, an mehreren Stellen der Rathedrale sich findende, in den Stein gehauene Inschrift in sein Notizbuch einzutragen: „Es ist verboten, in dieser Kirche mit Frauen zu sprechen, bei Strafe der Excommunication und von zwei Duros (= 10 Mark) für fromme Werke.“ Spanien ist immer noch kein allgemeines Ausflugsziel unserer Reisenden; aber vielleicht eben deshalb von einer besonderen Anziehung für diejenigen, welche nicht nur auf betretenen Pfaden zu wandern lieben. Diesen können wir Herrn von Mohl's Büchlein als eine recht anschauliche, und wir glauben sagen zu dürfen, zuverlässige Darstellung dessen empfehlen, was sie dort, in Spanien, erwartet.

e. **Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.** Neues Lieberbuch von Friedrich Vobenstedt. Berlin, A. Hofmann & Comp.

In wahrhaft orientalischer Pracht, aber durchaus silblich und bezeichnend für den Inhalt, erscheint hier die zweite Sammlung der Mirza-Schaffy-Lieder, welche, — wie sie sich der ersten so berühmt gewordenen ebenbürtig anschließt — auch in der Kunst des Publicums und in ihrer Verbreitung mit jener wetteifert. Wenn der Dichter in dem Prolog dieses neuen Lieberbuches von den früheren Liedern sagt:

„Sie sind selbst ein Gesang geworden

Im Mund der Kinder Israel“

so ist das buchstäblich wahr; sie sind, wie in so viele andere Sprachen, auch in die hebräische übersezt worden und haben also, in einem wunderbaren Ruhmeszuge, die Grenzen ihrer fernern Heimath wieder erreicht. Die vorliegende Prachtausgabe, — jede Blattseite von einer in Ornamenten und Farben wechselnden Randeinfassung umgeben, jeder der sechs Abtheilungstitel als ein in Farbenbrud nach persischen Motiven ausgeführtes Vollbild gefast und das Ganze in einem Pergamenteinband, Weiß auf Blau, Roth und Gold in zartestem Schmelz — macht einen so vollendeten Eindruck, daß wir sie — rein äußerlich betrachtet — zu den schönsten und gebiegensten Erzeugnissen des diesjährigen Büchermarktes rechnen und auf sie des Dichters eignes Wort anwenden dürfen:

Zum Lohn und Schmuck dem ernsten Werke

Das Blumen winbet man den Kranz:

Die Weisheit gibt der Ammut Stärke,

Die Ammut gibt der Weisheit Glanz.

e. **Aus Europa.** Neue Sammlung Silberbrandt'scher Aquarelle. Nach Originalen aus dem Privat-Besitz Sr. Majestät des Kaisers. Chromofacsimilirt von K. Steinbock und W. Voellot. Berlin, R. Wagner.

Wir haben uns so sehr daran gewöhnt, jedesmal um die Zeit der Jahreswende eine neue Lieferung Silberbrandt'scher Aquarelle zu empfangen; sie haben so sehr dazu beigetragen, die Festfreude zu erhöhen und gleichsam dauernd zu machen: daß die Ankündigung, dieses Werk sei mit der vorliegenden Lieferung complet, uns fast mit Betrübniß erfüllen konnte, wenn nicht eine Mittheilung des um diese Verfertigung der Silberbrandt-Bilder hochverbienten Verlegers uns gewissermaßen beruhigte, indem aus derselben hervorgeht, daß sich im Privatbesitz des genannten Herrn noch eine Serie der werthvollsten Aquarelle des Meisters befindet, auf deren künftige Publication wir gleichfalls rechnen dürfen. Die Freude, mit welcher wir die vier neuen uns gebotenen Blätter empfangen, wird daher durch keinen Nebengedanken beeinträchtigt; und abermals dürfen wir dem Verleger Glück wünschen zu seiner Thätigkeit, welche, wie sie bisher ohne Beispiel auf diesem speciellen Gebiete technisch-künstlerischer Reproduction, auch von Erfolgen begleitet ist, welche gleichfalls alle früheren in der Schatten stellen. Ausgezeichnet durch die Preismedaillen von Wien (1873) und Philadelphia (1876), hat dieses Silberbrandt-Werk einen Absatz von gegenwärtig 86,000 Blättern erzielt, welcher — wenn man den Preis eines

jeden einzelnen Blattes von 9 — 15 Mark erwägt — in der That etwas Erstaunliches ist. Aber wie Silberbrandt, obwohl er mit trennem Herzen an der Heimath hing, doch die ganze Welt zu seinem malerischen Objecte gemacht hat, so beschränkt seine Verbreitung sich nicht auf Deutschland, sondern umfaßt alle Länder der Erde. Die neu erschienenen Blätter zeigen ihn abermals in seiner vollen Kraft als Maler des Meeres, in dessen stiller Lieblichkeit sowol als grandiosen Pracht; als Maler der Landschaft und der charakteristischen Architektur. In letzterer Hinsicht ganz besonders interessant ist Eaton (nicht Eaton, wie sich auf der Rückseite des Blattes irrthümlich findet) College; die rothen Backsteinmauern des Collegiatstiftes Heinrichs VI. (1440), überragt von den gelblichen Thürmen der Capelle der Jungfrau Maria und des heil. Nicholas geben ein wundervolles Bild. Ebenso durch Stimmung ausgezeichnet ist das Wasser des Saltenfjords bei Bobbe, ganz überstrahlt von der Herrlichkeit des Abendhimmels. Aber auch die beiden andern Blätter, die Needle-Hellen bei der Insel Wight und Schloß Blankenburg mit der Stadt zu seinen Füßen und den blauen Harbergen im Hintergrunde, reizen sich würdig der Sammlung an, welche den Meister des Aquarells in dem ganzen Reichthum und der ganzen Mannigfaltigkeit seines bewundernswürdigen Talentcs zeigt.

a. **Wörterbuch der Ostfriesischen Sprache.**

Von J. ten Doornlaai - Koolman. Norden, S. Braams. 1877.

Die alte friesischen Sprache, die sich auf den nordfriesischen Inseln an der Küste von Schleswig im Gebrauch erhalten hat, ist in Ostfriesland bis auf geringe Reste ausgestorben. Es wird dort ein Blatdeutsch gesprochen, welches durch die Eigenthümlichkeit von Land und Leuten in Ostfriesland und durch die Nähe von Holland viele Eigenthümlichkeiten darbietet. Freilich wird auch dort die alte Volkssprache vom Hochdeutsch immer mehr beeinträchtigt; um so mehr ist es anzuerkennen, daß ein namhafter Mann, der Reichstagsabgeordnete, Commerzienrath Doornlaai in Norden, sich seiner heimischen Sprache angenommen hat. Seit langen Jahren ist er bemüht, aus den Schriften seiner Heimath und namentlich aus dem Munde des Volkes, mit dem er vielfach verkehrt, alle eigenthümlichen Worte und Wendungen zu sammeln. Außerdem ist er ein bedeutender Sprachgelehrter und Etymologe, der sich die Anerkennung Franz Bopp's erwarb. So ausgerüstet hat er jetzt die beiden ersten Hefte seines Wörterbuches erscheinen lassen, das im Manuscript schon fertig vorliegt. Wir dürfen sagen, daß wir nie ein Wörterbuch gefunden haben, welches so vieles Anziehende auch für den Leser enthält. Sprache, Sitten und Gebräuche des Volkes, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten werden in solcher Fülle aufgeführt, daß man die innerste Volkssee beleuchtet. Herr Doornlaai ist übrigens ein in ganz Friesland hochgeschätzter Mann. Er verdankt sein bedeutendes Vermögen sich selbst, namentlich einer von ihm großartig eingerichteten Brennerei, die ganz Ostfriesland zu versorgen scheint. Wie man bei uns sagt: „Geben Sie uns einen Schnaps“, sagt man dort: „Geben

Sie uns einen Doornlaet." Außer seinen Sprachstudien hat er noch eine andere anerkanntenswerthe Liebhaberei, die Obstbaumzucht, die er im Großen betreibt und trotz des rauhen, stürmischen Klimas mit dem glänzligen Erfolge. Doch dies beiläufig. Sein Wörterbuch wird auch außerhalb Ostfrieslands allen Liebhabern der deutschen Sprache hochzuwillkommen sein.

16. Geography by George Grove. F. R. G. S. London, Macmillan & Co. 1877.

Das vorliegende kleine Buch gehört zu der Serie der „primers“, welche die große Verlagshandlung der Herren Macmillan seit einiger Zeit erscheinen läßt, und von welchen bald 25 Bändchen ausgegeben sein werden. Diese „primers“ enthalten in gemeinschaftlicher Form die Grundbegriffe aus den einzelnen Zweigen der Naturwissenschaft (science), Geschichte und Literatur — nach bekannter englischer Einteilung — und führen daher den Namen von „Fibeln“ in übertragendem Sinne. Sie zeichnen sich alle durch eine wunderbare Präcision in der Fassung, sowie dadurch aus, daß sie sämmtlich von Männern ersten Ranges geschrieben sind. Die „primers of science“ stehen unter der Leitung der Herren Huxley, Roscoe und Stewart, die beiden anderen unter dem rühmlichst bekannten englischen Historiker J. R. Green. Außer diesen Herausgebern finden sich unter den Mitarbeitern Männer wie Hooper, Norman Lockyer, Freeman, Raftaff, Lozer, Dowden u. a. Demnächst wird ein „Homer primer“ von Gladstone erscheinen. — George Grove ist der in weiten Kreisen bekannte Herausgeber von „Macmillan's Magazine.“ Seine „geography“ gehört zu den „history primers“ und betrifft demgemäß nur die factische, historische Bedeutung der Configuration der Erde, d. h. als Boden der geschichtlichen Entwicklung mit Ausschluß der physischen Geographie. Der erste Abschnitt behandelt die Karten, Kartenzeichnen und Kartenlesen; der zweite die Erde und die Erdtheile, der dritte die Océane, der letzte die verschiedenen allgemeinen Züge der Erdoberfläche, Continente, Inseln, Gebirge u. s. f. Die Ausführungen geben überall die neuesten wirklichen Resultate der Forschung. Alles Hypothetische, geistreich Fragwürdiges ist vermieden; geradezu bewundernswerth ist die einfache, fast spielende Art, in der Dinge, wie z. B. die Projection der Erdkugel (Mercator's) klar veranschaulicht werden (S. 20 ff.). Ueberall verräth sich der praktische Blick für die Fragen, welche dem Kinde und dem unerfahrenen lehrbegierigen Menschen am nächsten liegen. Aber selbst Dinge, die nach unserer Auffassung einer höheren Verständnißstufe reservirt bleiben, wie das Verhältniß der Erdoberfläche und ihrer Gliederung zur historischen Entwicklung, werden auf ihre einfachen Elemente faßlich zurückgeführt (s. besonders den Vergleich zwischen der alten und neuen Welt S. 55 und den Abschnitt über die Océane S. 65 ff.). — Auch nicht wenigen Gebildeten dürfte das anspruchslose Büchlein

Neues, oder wenigstens in dem betreffenden Zusammenhangs Neues darbieten. Der Weltverkehrs so langer Zeit hat nun einmal die Engländer zu Leuten gemacht, die besonders geographische Dinge so sehen, wie sie wirklich sind, und die ebenso verstehen, sich klar und treffend über dieselben auszusprechen. s. 12

17. Aus einer Kaiserzeit. Französische Erinnerungen eines Journalisten. Von Arthur Levysohn. Grönlberg i. Schl., Verlag von W. Levysohn. 1878.

Der Verfasser dieses amüsanten Büchleins ist der literarischen Welt als ein vielgewandter und vielgewandelter Odyssens der Tagespresse wohl bekannt. Der richtige Journalist, der Alles im Lichte der Tagesmeinungen und Tagesstimmungen sieht, mit seinem Sensorium jede Wendung rasch erfasst, und der zu Rag und Frommen der etwas schwerfälligen deutschen Presse die hohe Schule der Pariser und Wiener Redactionen mit einem seiner natürlichen Beigabungen entsprechenden Erfolge durchgemacht hat. So tritt er uns auch hier entgegen: er weiß, was vorgeht und auch, wie es vorgeht; — namentlich weiß er, was sich hinter den Coulissen abspielt. Das, was der gewöhnliche Mensch nicht erfährt, das allein interessiert ihn. Vielleicht nennt der gewöhnliche Mensch das Scandalsucht oder ähnlich; aber dann ist der gewöhnliche Mensch etwas bornirt und versteht nicht den eigentlichen Beruf des Journalisten. Wie sollten wir denn z. B. die lange Epoche des zweiten französischen Kaiserthums auch nur annähernd verstehen und daraus die politischen Auzanwendungen ziehen, wenn es nicht einige nützliche Leute gäbe, die uns die ganze Lumperei, die moralische Kältniß der Wertmeister und Handlanger desselben enthüllen! Mit den Auseinandersetzungen und Folgerungen der Doctrinäre allein lernt und treibt man nicht zeitgenössische Weltgeschichte. Wäre Bismarck lediglich von solchen Männern informiert worden, so hätte er vielleicht die schwachen Seiten Napoleons III. nicht zu verwerthen verstanden. Gerade in Paris wurden unsere Diplomaten stets von den Journalisten unterrichtet oder „orientirt“, wie sie es nennen. Levysohn's Schrift zerfällt nach Inhalt und Zeit der Abfassung in zwei Hauptgruppen, deren ältere uns gerade mehr Neues bringt, schon weil wir Vieles aus jener Zeit wieder vergessen haben. Besonders für die Geschichte der Tagespresse unter dem Alles corrumpirenden Empire ist die erste größere Gruppe von hohem Werth. Den Schluß des Buches bilden des Verfassers Erinnerungen aus der Kriegszeit, wo er persönlich jenseits und dießseits viel erlebt und erlitten hat, zumal er eine kurze Zeit in Versailles im Auftrage der deutschen Occupationsregierung den „Moniteur officiel“ redigirte. Diese Erlebnisse sind mit einer gewissen naiven Bescheidenheit vorgetragen und geben dadurch ein recht lebendiges Bild der sie umrahmenden Zustände.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. December 1877 zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Mar.** — Irilichter. Gedichte von Alexis Mar. Leipzig, Verlag von R. Edstein. 1878.

**Adam contra Eva.** Kurze Bemerkungen zu den Acten von einem Unparteiischen. Heidelberg, Verlag von Fr. Bassermann. 1877.

**Allmers.** — Dichtungen von Hermann Allmers. Zweite, stark vermehrte Auflage. Oldenburg, Verlag der Schulze'schen Buchbdlg.

**Amyntor.** — Peter Duibam's Rheinfahrt. Eine Dichtung in zwölf Gesängen von Gerhard von Amyntor. Stuttgart, Verlag von G. Hallberger. 1878.

**Andersen.** — H. Ch. Andersen's Werke. Neu übersezt, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen von Emil J. Jonas. Illustrierte Ausgabe. 15. Bdg. Berlin, Verlag von E. Vichteler & Co., Buchbdlg. 1877.

**Aprent.** — Das Menschenleben in seiner sittlichen Erscheinung. Von Johannes Aprent. Preßburg, Verlag von G. Sedenaft. 1877.

**Archivio Storico Lombardo.** Giornale della società storica Lombarda, e Bollettino della consulta archeologica del museo storico — artistico di Milano. Fasc. XV. Milano, Libreria editrice G. Brigola. 1877.

**Asher's Collection of english authors british and american.** Copyright edition. Vol. 124. 125. Some folks by John Habberton. In two volumes. Hamburg, Verlag von K. Grädener. 1877.

**Aßing.** — Aus Rachel's Herzensleben. Briefe und Tagebuchblätter, herausgegeben von Lubmilla Aßing. Mit Rachel's Bildniß. Leipzig, Verlag von F. A. Brodhäus. 1877.

**Bamberger.** — L'or de l'Empire. Etudes sur l'étalon monétaire et le change. Par Louis Bamberger. Traduites de l'allemand, avec l'autorisation de l'auteur par J. Arnoldy et E. van der Rest. Bruxelles, Toint-Schohier. 1877.

**Bartels.** — Der Grillenschächer. Original-Gedichte zum Vortrag in geselligen Kreisen. Scherz und Ernst in hoch- und plattdeutscher Sprache von Daniel Bartels. 1. Theil. 6. Aufl. Hamburg, Verlag von F. F. Neßler & Welle. 1877.

**Bauksine.** Rose Blätter aus den Mappen Berliner Künstler. Unter Redaction von L. Burger, C. E. Döpler, C. Gussow, A. von Heyden, C. Stefed, C. Teschenborff und P. Thumann. Zum Besten des Bestandes für Erbauung eines Künstlerhauses herausgegeben von dem Verein Berliner Künstler. I. Jahrgang. Berlin, Verlag von A. Eige. 1877.

**Beder.** — Maler Schönbart. Eine Geschichte aus der Mark Brandenburg. Von August Beder. 2. Aufl. Eisenach, Verlag von J. Neumeister, Buchbdlg.

**Berghaus.** — Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Heinrich Berghaus. Erstes Heft. Brandenburg, Verlag von Adolph Müller. 1878.

**Bergkristalle.** Novellen und Erzählungen aus der Schweiz. I. Serie: Novellen und Erzählungen von Arthur Bitter. 2. Aufl. Bern, Verlag von B. F. Gasser. 1878.

**Bericht über die Weltausstellung in Philadelphia 1876.** Herausgegeben von der Oesterreichischen Commission für die Weltausstellung in Philadelphia 1876. XIX. XX. Heft. Wien, Commissions-Verlag von Facky & Fried, t. l. Buchhandlung. 1877.

**Bericht,** Barhafter und vollkommener, wie Ihre Kaiserliche Majestät Herr Wilhelm I. erweiterter Kefzer der Teutschen die Stat Frankfurt an dem Main heimfucht u. Beschreiben und verfasst von einem Doctor der Philosophie. Zum Trud befördert durch Johannes Alt, Frankfurt.

**Berichte, Literarische,** aus Ungarn über die Thätigkeit der ungarischen Akademie der Wissenschaften und ihrer Commissionen, des ungar. National-Museums, der Risalady-Gesellschaft, der Distor. Gesellschaft, der naturwissenschaftlichen und anderer gelehrten Gesellschaften und Anstalten, sowie auch einzelner Schriftsteller. Herausgegeben von Paul Sufalov. I. Band. 2. 3. Heft. Budapest, 1877. In Commission bei F. A. Brodhäus, Sort. u. Antiq., Leipzig & Wien.

**Bertow.** — An des Thrones Stufen. Roman von Karl Bertow. 3 Bde. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchbdlg. 1878.

**Bibliothek, Philosophische,** oder Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit. Unter Mitwirkung namhafter Gelehrten herausgegeben, beziehungsweise übersezt, erläutert und mit Lebensbeschreibungen versehen von J. F. v. Kirchmann. 236.—248. Heft. Leipzig, Verlag von C. Koschny. 1877.

**Bibliothèque universelle et revue suisse.** No. 239. 40. Novembre, Décembre 1877. Lausanne.

**Biedermann.** — Philosophie als Begriffswissenschaft von Dr. med. et phil. Gustav Biedermann. 2 Theile. Prag, Verlag von F. Tempsky. 1878.

**Biese.** — Die Erkenntnißlehre des Aristoteles und Kant's in Vergleichung ihrer Grundprincipien historisch-critisch dargestellt von Dr. Reinhold Biese, Gymnasiallehrer in Barmen. Berlin, Verlag von W. Weber. 1877.

**Bilder aus Elßaß-Lothringen.** Original-Zeichnungen von Robert Ahmus. Schilderungen von Karl Stieler. Polychnitte aus den Ateliers von A. Cloß, Brenb'amour in Initialen von Julius Schnorr. Bg. 13—16. Stuttgart, Verlag von P. Neß. 1877.

**Björnson.** — Magnifik. Erzählung von Björnsterne Björnson. Deutsch von Edmund Lohelang. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, Verlag von Gehröder Paetel. 1877.

**Blätter, Dramaturgische.** Eine Monatschrift. Herausgegeben von Otto Hammann und Wilhelm Denjen. 7. Heft. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchbdlg. 1877.

**Blätter, Lustige.** Zur Erheiterung träber Stunden. Leipzig, Verlag von F. Börsert's Buchbdlg. 1877.

**Blätter, Oesterreich.-Ungar. Militärliche.** IV. Jahrgang 1877. II. Bd. 4.—12. Heft.

- Leichen, Verlag der Buchbdlg. für Militär-Literatur. (Karl Prochaska.)
- Bluntzschli.** — Das Völkerecht im Krieg und das Seevölkerecht insbesondere. Eine völkerrechtliche Untersuchung von F. C. Bluntzschli. Rörblingen, Verlag der E. F. Völschen Buchbdlg. 1878.
- Bodenstedt.** — Kunst und Leben. Ein neuer Almanach für das deutsche Haus von Friedrich Bodenstedt. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. 1877.
- Böheimb.** — Von Prag bis Schweidnitz oder Im Kampfe. Tragödie in fünf Aufzügen. Von M. Böheimb. Zweite veränderte Auflage. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1877.
- Böhtlingk.** — Napoleon Bonaparte. Seine Jugend und sein Emporkommen bis zum 13. vendémiaire von Dr. Arthur Böhtlingk, Dozenten an der Universität Jena. Jena, Verlag von Gb. Frommann. 1877.
- Bonghi.** — Pio IX e il papa futuro di Ruggero Bonghi, deputato al parlamento. Seconda edizione. Milano, Fratelli Treves, editori. 1877.
- Borde.** — Zwei Jahre im Sattel und am Feinde. Erinnerungen aus dem Unabhängigkeitskriege der Konföderirten von Peros von Borde, ehemals Stabs-Chef des General J. E. B. Stuart. Aus dem Englischen übersetzt von Koehler, Oberst-Lieutenant und Commandeur des 2. Schlef. Fußaren-Regiments No. 6. Deutsche Original-Ausgabe. 2 Bde. Mit einem Bildniß des General Stuart und einer Karte des Kriegsschauplatzes. Berlin, Verlag von E. S. Mittler & Sohn. 1877.
- Böttcher.** — Schulerinnerungen. Humoresken von Georg Böttcher. 2. Auflage. Leipzig, Verlag von F. Wölfert's Buchbdlg. 1877.
- Bourlet.** — Heirathen und Nichtheirathen. Erörterungen und Winke, die gegenseitigen Beziehungen der Geschlechter betreffend von G. A. Bourlet. Hamburg, Verlag von G. Kramer.
- Boutkowski.** — Dictionnaire numismatique pour servir de guide aux amateurs, experts et acheteurs des médailles romaines impériales et grecques coloniales avec indication de leur degré de rareté et de leur prix actuel aux XIX<sup>me</sup> siècle suivi d'un résumé des ventes publiques de Paris et de Londres. Rédigé sur un plan entièrement nouveau, accompagné d'indices littéraires sur les récentes découvertes, et de notices historiques peu connues sur les poètes, écrivains, architectes, peintres, sculpteurs et graveurs sur pierres fines qui illustrèrent chaque règne depuis Pompée le grand jusqu'au V<sup>me</sup> siècle de notre ère. Par Alexandre Boutkowski. Livraison I. Monnaies de Pompée le grand et de Jules-César. Leipzig, Verlag von T. O. Weigel. 1877.
- Braun-Wiesbaden.** — Reise-Eindrücke aus dem Südbosien, Ungarn, Istrien, Dalmatien, Montenegro, Griechenland, Ästien. Von Karl Braun-Wiesbaden. 2 Bde. Stuttgart, Verlag von A. B. Auerbach. 1878.
- Brehm's Thierleben.** Allgemeine Kunde des Thierreichs. Große Ausgabe. 2. umgear-
- beitete und vermehrte Auflage. 1. Abthlg. — Säugethiere. 2. 3. Bd. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1877.
- Brentano.** — Alt Ilion im Dumbreththal. Ein Versuch die Lage des Homerischen Troja nach den Angaben des Plinius und Demetrios von Skepsis zu bestimmen von E. Brentano. Mit einer Karte der troischen Ebene. Frankfurt a. M., Verlag der Zimmer'schen Buchh. 1877.
- Brommy-Pittrow.** — Die Marine. Eine gemeinschaftliche Darstellung des gesamten Seewesens für die Gebildeten aller Stände von weiland Rudolf Brommy, Contre-Admiral u. Heinrich von Pittrow, I. I. Fregatten-Kapitän a. D. Dritte neubearbeitete Auflage von Ferd. von Kronenfeld. Mit vielen Illustrationen. 6.—12. Flg. Wien, Verlag von A. Hartleben. 1877.
- Brosch.** — Papst Julius II. und die Gründung des Kirchenstaates. Von Moritz Brosch. Gotha, Verlag von F. A. Perthes. 1878.
- Brüggen.** — Polens Auflösung. Culturgeschichtliche Skizzen aus den letzten Jahrzehnten der polnischen Selbständigkeit von Freiherrn Ernst von der Brüggen. Leipzig, Verlag von Zeit & Comp. 1878.
- Budgets.** Les, en Prusse de 1862 à 1866. Paris, Verlag von E. Plon & Cie. 1877.
- Busch.** — Deutscher Volksglaube von Moritz Busch. 2. Aufl. Leipzig, Verlag von Fr. Wils. Grunow. 1877.
- Caballero.** — Spanische Novellen. Von Fernan Caballero. Aus dem Spanischen von Pauline Schanz. Wien, Verlag von A. Hartleben. 1878.
- Carriere.** — Die sittliche Weltordnung. Von Moritz Carriere. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1877.
- Columbia Spectator.** Vol. II. No. 4. 15. Nov. 1877. New-York.
- Conrad.** — Die religiöse Krisis. Ein atheistischer Versuch. Aus dem Italienischen übersetzt, eingeleitet und glossirt von M. G. Conrad. Breslau, Verlag von E. Schottländer. 1878.
- Conrad.** — Spanisches und Römische. Kritische Plaudereien über Don Emilio Castelar, Pio Rono, den vaticanischen Gott, und andere curiose Zeitgenossen. Von M. G. Conrad. Breslau, Verlag von E. Schottländer. 1877.
- Conrad.** — Die clericale Schilderhebung. Aus italienisch-deutschen Gesichtspunkten betrachtet von M. G. Conrad. Mit einem bisher ungedruckten Document des Jesuitenpaters E. M. Curci. Breslau, Verlag von E. Schottländer. 1878.
- Correspondenz, Allgemeine Literarische.** für das gebildete Deutschland. 1877. Bd. I. No. 4.—6. Leipzig, Verlag von F. Holz.
- Correspondenz, Kaufmännische.** Zeitschrift für die Interessen des Handels und der Industrie. II. Jahrg. 1877. Nr. 15/18. Brandenburg a. H.
- Darwin's** gesammelte Werke. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Flg. 59.—67. Stuttgart, Verlag von E. Schweizerbart. 1877.
- Demmin.** — Handbuch der bildenden und gewerblichen Künste von August Demmin. Unter Mitwirkung des Verfassers in's Deutsche über-



- tragen von Oscar Nothke. 7. und 8. Heft. Leipzig, Verlag von Karl Schöke. 1877.
- Deutschschrift** über die Pflanze der Kunst an den öffentlichen Bauwerken. München. 1877.
- Dessauer.** — Der Sokrates der Neuzeit und sein Gedankenschatz. Sammtliche Schriften Spinoza's gemeinverständlich und kurz gefaßt mit besonderer Hervorhebung aller Lichtstrahlen von Dr. M. Dessauer. Wien, P. Schettler's Verlag. 1877.
- Detlef.** — Russische Idyllen. Nachgelassene Novellen von Karl Detlef. Breslau, Verlag von E. Schottländer. 1878.
- Dichterhalle, Neue Deutsche.** Band I. No. 20. 21. 22.
- Dichter-Stimmen** aus Oesterreich-Ungarn. I. Jahrg. No. 8. Wien, 1877.
- Dingelstedt.** — Franz Dingelstedt's sämtliche Werke. Erste Gesamtausgabe in 12 Bänden. 9/10. Band. 3. Abthlg. Theater. 1/2. Band. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1877.
- Dommer.** — Handbuch der Musik-Geschichte von den ersten Anfängen bis zum Tode Beethoven's in gemeinschaftlicher Darstellung von Arrey von Dommer. 2. verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 1878.
- Droste-Hülshoff.** — Lieder mit Pianoforte-Begleitung componirt von Annette von Droste-Hülshoff. Münster, Verlag von Ad. Ruffell.
- Düringsfeld.** — Das Buch bewährtester Frauen. In Lebens- und Zeitbildern. Festgabe für Mütter und Töchter. Von Ida von Düringsfeld. 3. vermehrte und verbesserte Auflage. Mit über 100 in den Text gedruckten Abbildungen, sowie 8 Tonbildern. Leipzig, Verlag von D. Spamer. 1878.
- Drygalski.** — Schattenbilder aus Rußland. Charakter und Sittenschilderungen. Nach russischen Originalen zusammengestellt von A. von Drygalski. Stuttgart, Verlag von A. B. Auerbach. 1877. Dasselbe. Neue Folge. Ebenfalls bft.
- Ebers.** — Homo sum. Roman von Georg Ebers. Stuttgart, Eb. Hallberger. 1878.
- Ebert.** — Poetische Werke von Karl Egon A. v. Ebert. 7 Bde. Prag, Verlag der Bohemia. 1877.
- Ehhardt's Familienbibliothek.** Der gute Ton in allen Lebenslagen. Unter Zugrundelegung der Werke Le Savoir-Vivre und La Science du Monde von Madame d'Alq für deutsche Verhältnisse angepaßt und herausgegeben von Franz Ehhardt. Hg. 1. 2. Berlin, Verlag von F. Ebhardt.
- Edstein.** — Sturmnacht. Neue Novellen von Ernst Edstein. 2 Bde. Leipzig, Verlag von Rich. Edstein. 1878.
- Einzelrichterwesen, Das,** der neuen deutschen Gerichtsverfassung, in besonderer Beziehung auf die Provinz Hannover. Bremen, Verlag von J. Rühlmann's Buchhdl. 1877.
- Elbe.** — Junter Ludolf's Gedenkbüchlein. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformationszeit in Lüneburg von A. v. d. Elbe. Bremen, Nordwestdeutscher Volkschriften-Verlag. 1878.
- Faulmann.** — Stenographische Unterrichtsbücher. Allgemein verständlicher Unterricht für das Selbststudium der Stenographie nach Gabelsberger's System. Von Karl Faulmann. 4-6. Hg. Wien, A. Hartlebens Verlag.
- Fechner.** — In Sachen der Psychophysik von Gustav Theodor Fechner. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel. 1877.
- Fliggare-Carlén.** — Lebenswege. Von Emil Fliggare-Carlén. Aus dem Schwedischen übersetzt von Emil J. Sonas. Autorisirte Ausg. 2 Bde. Wien, Verlag von A. Hartleben. 1878.
- François.** — Stufenjahre eines Glücklichen von Louise von François. 2 Tble. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel. 1877.
- Französisch.** — Vom Don zur Donau. Neue Culturbilder aus „Halb-Asien“ von Karl Emil François. 2 Bde. Leipzig, Verlag von Dunder & Humblot. 1878.
- Frauen-Knauert, Deutscher.** Organ des Verbandes deutscher Frauen-Bildungs- und Erwerbs-Bereine. Herausgegeben von Jenny Birsch, Schriftführerin des Letzte-Bereins. Jahrg. 1878. Heft 1. Berlin, Commissions-Verlag von F. Berggöb.
- Freeland.** — General Klapka on the eastern question. Translated from the german, with a preface and appendix, by Humphry William Freeland. London, Verlag von Williams & Norgate. 1877.
- Frese.** — Goethe-Briefe aus Frh. Schlosser's Nachlaß. Herausgegeben von Julius Frese. Mit Goethe's Bild nach Rißelgen (1810) und mit F. P. Schlosser's Porträt nach Goethe's Zeichnung, vor 1775. Stuttgart, Verlag von C. Krabbe. 1877.
- Friedrich's des Großen** ausgewählte Werke. In's Deutsche übertragen v. Heinrich Mercks. Eingeleitet von Dr. Franz J. Wegeler, o. ö. Professor der Geschichte an der Universität Würzburg. Band IV. Briefe Friedrich's des Großen an b'Almont und den Marquis d'Argens. Würzburg, Verlag von A. Stuber's Buchhdl. 1878.
- Fries.** — Die sogenannte sociale Frage oder die neueste Volksverbummung. Von Eduard Fries. Zürich, Commissions-Verlag von R. Dander. 1878.
- Gaedde.** — Wann das Heimweh kommt. Drei Novellen von Hugo Gaedde, Verfasser des „Bilderbuch eines armen Studenten.“ 3. Aufl. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1878.
- Gehler.** — Die Acten des Galilei'schen Processes. Nach der Vaticanischen Handschrift herausgegeben von Karl von Gehler. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhdl. 1877.
- Geibel.** — Epätherbblätter. Von Emanuel Geibel. 2. Aufl. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhdl. 1877.
- Gedenkbuch.** — Erkenne Dich Selbst! Gedenkbuch zur Charakteristik der Freunde und Freundinnen. Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
- Gewerbehalle.** — Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Adolf Schill, Architekt. 15. Jahrg. 11. Heft. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1877.
- Gibbon.** — Aus Mangel an Geld. Roman von Charles Gibbon. Aus dem Englischen von Otto Böling. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bände. Bremen, Verlag von J. Rühlmann's Buchhdl. 1878.

- Giesebrecht.** — Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Von Wilhelm von Giesebrecht. 4. Band. Staufen und Welfen. — Zweite Bearbeitung. Zur vierten Auflage von Band I. bis III. Braunschweig, Verlag von E. A. Schwetschke & Sohn. 1877.
- Sindely.** — Geschichte des dreißigjährigen Krieges von Anton Sindely. Prag, Verlag von F. Tempel. 1878.
- Goldschmidt.** — Notizen zu Schriften von Paul Lindau von Wilhelm Goldschmidt. Berlin, Verlag von E. Vichteler & Comp. Hofbuchhlg. 1878.
- Söll.** — Culturbilder aus Hellas und Rom. Von Hermann Söll. Dritte, berichtigte und vermehrte Auflage. 2 Bde. Leipzig, Verlag von Zeit & Comp. 1878.
- Goethe's Werke.** Nach den vorzüglichsten Quellen revidierte Ausgabe. 33. Theil. Zur Morphologie. — Zur Mineralogie und Geologie. Herausgegeben und eingeleitet von E. Kallischer. Berlin, Verlag von S. Hempel.
- Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller.** X. Bd. Julius Wolff, Der wilde Jäger. Berlin, S. Grote'sche Verlagsbuchhlg. 1877.
- Grünau.** — Der Lehrbegriff der Kirche aus dem Standpunkte der wissenschaftlichen Naturerkenntnis betrachtet von Dr. Grünau. Berlin, Denike's Verlag.
- Guttman.** — Sechs Episteln über genossenschaftliche Dinge von E. Guttman. Insterburg 1877.
- Guxlow.** — In bunter Reihe. Briefe, Skizzen, Novellen von Karl Guxlow. Breslau, Verlag von S. Schottländer. 1878.
- Gwinner.** — Schopenhauer's Leben von Wilh. Gwinner. Zweite umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage der Schrift. Mit 2 Stahlstichen: Schopenhauer im 21. und 70. Lebensjahre. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1878.
- Haedel.** — Die heutige Entwicklungslehre im Verhältnis zur Gesamtwissenschaft. Vortrag, gehalten von Ernst Haedel. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung. 1877.
- Hallberger's Illustrated Magazine.** Founded by Ferdinand Freiligrath. 1877. No. 19—23. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger.
- Handbibliothek für das öffentliche Leben.** 2. Band. Deutsches Rechtsbuch. Ein Spiegel des heutigen bürgerlichen Rechts in Deutschland von Professor Dr. Felix Dahn in Königsberg. Nordlingen, Verlag der E. F. Wed'schen Buchhlg. 1877.
- Hartmann.** — Der bürgerliche Haushalt. Ein getreuer und verlässlicher Führer für Hausfrauen u. bearbeitet von Anna Hartmann. Ffg. 1. Leipzig, Verlag von R. Rasch.
- Hausenstein.** — Anna von Östing. Tragödie von D. Hausenstein. Graz, Commissions-Verlag von Leuschner & Lubensky. 1878.
- Haupt.** — Gold, Silber und Währung. Von Ottomar Haupt. Wien, Verlag von Friedr. Bed. 1877.
- Hauschatz, Humoristischer, für's deutsche Volk.** Herausgegeben von Ernst Eckstein. 1. Band. Leipzig, Verlag von R. Eckstein.
- Haym.** — Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt von R. Haym I. 1. Berlin, Verlag von R. Gärtnner. 1877.
- Haymerle.** — Gedichte von Franz Haymerle. Wien, Verlag von Faeßl & Frid. 1877.
- Heichen-Abenheim.** — Duftel Gustav. Eine Kindergeschichte mit ernsthaftem Ausgang. Nach John Habberton's „Helen's Babies“ von Heichen-Abenheim. Stuttgart, Verlag von A. B. Auerbach. 1878.
- Helmgarten.** Eine Monatschrift, herausgegeben von F. R. Hofegger. II. Jahrg. 1/3. Heft. 1877. Graz, Verlag von Leykam-Josefthal.
- Held.** — Sozialismus, Sozialdemokratie und Sozialpolitik. Von Adolf Held. Leipzig, Verlag von Dunder & Humblot. 1878.
- Hellwald.** — Die Erde und ihre Völker. Ein geographisches Handbuch von Friedr. von Hellwald. 45.—56. Ffg. (Schluß). Stuttgart, Verlag von W. Spemann.
- Hellwald u. Wed.** — Die heutige Türkei. Bilder und Schilderungen aus allen Theilen des Osmanischen Reiches in Europa. Herausgegeben von Fr. von Hellwald und L. E. Wed. Mit 120 Text-Abbildungen, fünf Konbildern und einer Karte. Leipzig, D. Spamer. 1878.
- Helmholz.** — Ueber die akademische Freiheit der deutschen Universitäten. Rede beim Antritt des Rectorats an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. October 1877 gehalten von Dr. F. Helmholz. Berlin, Verlag von A. Hirschwald. 1878.
- Hentl.** — Die Gott- und Weltanschauung deutscher Dichter und Dichterinnen im Spiegel ihrer lyrischen Lehr- und Spruch-Dichtung, nebst erläuternden Zügen aus ihrem geistigen Leben und Schaffen von Friedrich Hentl. Pörschburg, S. Fedenaß. 1878.
- Hesse-Wartegg.** — Prairie-Fahrten. Reise-Skizzen aus den nordamerikanischen Prairien. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit zahlreichen Abbildungen und Original-Illustrationen von Leo von Elliot und Anderen. Leipzig, Verlag von Gust. Weigel. 1878.
- Hettner.** — Georg Forster's Briefwechsel mit S. Th. Sömmerring. Herausgegeben von Hermann Hettner. Braunschweig, Verlag von Fr. Vieweg & Sohn. 1877.
- Heyse.** — Der Jungbrunnen. Märchen eines fahrenden Schülers von Paul Heyse. 2. neubearbeitete Auflage. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1878.
- Heyse.** — Neue moralische Novellen von Paul Heyse. Erste Sammlung der Novellen. Berlin, Verlag von Wilh. Fery. 1878.
- Hirth.** — Der Formenschatz der Renaissance. Eine Quelle der Belehrung und Anregung für Künstler und Gewerbetreibende wie für alle Freunde stilvoller Schönheit. Herausgegeben von Georg Hirth in München. 2. 3. Heft. Leipzig, Verlag von S. Hirth. 1877.
- Hoffmann von Fallersleben.** — Kinderlieder von Hoffmann von Fallersleben. Erste vollständige Ausgabe besorgt durch Dr. Lionel von Donop. 2. Aufl. Berlin, S. Grote'sche Verlagsbuchhlg. 1878.
- Hopfen.** — Bayrische Dorfgeschichten. Von Hans Hopfen. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger. 1878.

- Horaz.** — Auswahl seiner Lyrik. Uebersetzt von Joh. Karsten. Zweite Ausgabe. Bremen, Verlag von J. Kistmann's Buchhlg. 1878.
- Hüffer.** — Aus dem Leben Heinrich Heine's. Von Hermann Hüffer. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1878.
- Hüfer.** — Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals der Infanterie von Hüfer größtentheils nach dessen hinterlassenen Papieren zusammengestellt und herausgegeben von M. D. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Maurenbrecher. Berlin, Verlag von G. Reimer. 1877.
- J.** — Drei neue Erzählungen. Von J., Verf. der „Geschichte eines jungen Mädchens.“ Aus dem Dänischen überfetzt von Elisabeth Fongé. 2 Bde. Bremen, Verlag von J. Kistmann's Buchhlg. 1878.
- Jäger.** — Deutsche Bäume und Wälder. Populär-ästhetische Darstellungen aus der Natur und Naturgeschichte und Geographie der Baumwelt von Hermann Jäger. Mit 7 Kupferstichen und 3 ganzseitigen Holzschnittillustrationen. Leipzig, Verlag von K. Scholze.
- Jahn.** — Ein Sang von Lotharingen von Hermann Jahn. Berlin, Denicke's Verlag.
- Jahres-Bericht** der königlichen Akademie der bildenden Künste zu Berlin für das Lehrjahr von October 1876 bis August 1877. Berlin.
- Jensen.** — Aus Lübeck's alten Tagen. Novelle von Wilhelm Jensen. 2. Aufl. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1878.
- Jensen.** — Die braune Erica. Novelle von Wilhelm Jensen. 3. Aufl. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1878.
- Jensen.** — Epäte Heimkehr. Novelle von Wilhelm Jensen. 2. Aufl. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1877.
- Jensen.** — Aus wechselnden Tagen. Gedichte von Wilhelm Jensen. Berlin, G. Stille. 1878.
- Journal** für öffentliche Gesundheitspflege und Volkswirtschaft. Populäre Zeitschrift für familiäre und volkswirtschaftliche Interessen, für Angelegenheiten der Curorte und Mineralwässer. Herausgeber: Dr. D. Bisenz. I. Jahrg. 1877. Nr. 12—15.
- Jaacsohn.** — Geschichte des Preussischen Beamtenthums vom Anfang des 15. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Band II. Das Preussische Beamtenthum im siebenzehnten Jahrhundert von S. Jaacsohn, Dr. phil. Berlin, Verlag von Puttkammer & Mühlbrecht. 1878.
- Italia.** — Herausgegeben von Karl Hillebrand in Florenz. Band IV. Leipzig, Verlag von F. Hartung & Sohn. 1877.
- Jung.** — Christliches Geburtstags-Album mit Textstellen aus der Heiligen Schrift und Versen auf alle Tage des Jahres von G. Jung, Pastor emer. in Burg bei Magdeburg. Leipzig, Verlag von D. Rutze. 1878.
- Jürs.** — Späßige Rime's. Plattdeutsche humoristische Dichtungen von Heinrich Jürs. Hamburg, Verlag von G. Rramer. 1877.
- Kaben.** — Das Schweizerland. Eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal. In Schilderungen von Woldeemar Kaben, mit Bildern von G. Bauernfeind, A. Draith, Alexander Calame u. s. w. 25—28. Stuttgart, Verlag J. Engelhorn. 1877.
- Kalbed.** — Lyrische Dichtungen von Max Kalbed. Hirschberg, Verlag der Actien-Gesellschaft „Vöte a. d. Riesengebirge“. 1878.
- Kaldstein.** — Geschichte des französischen Königthums unter den ersten Capetingern von Carl v. Kaldstein. I. Band. Der Kampf der Robertiner und Karolinger. Leipzig, Verlag von L. D. Weigel. 1877.
- Kant.** — Wahrheitsgetreuer Bericht über meine Reise in den Himmel. Verfaßt von Immanuel Kant. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1877.
- Karsten.** — Ausgewählte Gedichte von Alfred de Vigny, übertragen von Johannes Karsten. Nebst einer biographischen Charakteristik. Bremen, Verlag von J. Kistmann's Buchhandlung. 1878.
- Kastrop.** — Gnomemärchen von Gustav Kastrop. Stuttgart, Verlag von Ab. Bong & Comp. 1877.
- Kaulich.** — System der Ethik. Dargestellt von Prof. Dr. Wilhelm Kaulich. Prag, Verlag von F. Tempsky. 1877.
- Ketulé.** — Die wissenschaftlichen Ziele der Chemie von August Ketulé. Bonn, Verlag von M. Cohen & Sohn. 1878.
- Klein.** — Lehr-Vertrag, Lehr-Zeugnisse u. s. nebst den Bestimmungen der deutschen Gewerbeordnung über das Verhältniß zwischen Lehrherrsinn und Lehrlingen von Wilhelm Klein. Rothenburg, Verlag der Beck'schen Buchh. 1878.
- Kleist.** — Der zerbrochene Krug. Von Heinrich von Kleist. Eingeleitet von Franz Dingelstedt. Mit 30 Illustrationen und 4 Photographien nach Original-Compositionen von Adolph Menzel. Berlin, Verlag von A. Hofmann & Co..
- Kohn.** — Historische Erzählung von S. Kohn, Verfasser des „Gabriel“. Breslau, Verlag von S. Schottländer. 1878.
- Kriegs-Chronik, Illustrirte.** Gedendbuch an den orientalischen Krieg. 2. 3. Fg. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1877.
- Klingel.** — Der zweite Theil des Goethe'schen Faust, neu und vollständig erklärt von Hermann Klingel. Leipzig, F. Hartung & Sohn. 1877.
- Kunwerdt.** — Grundriß der doppelten kaufmännischen Buchführung von J. Kunwerdt. Ein Lehrbuch zum Selbststudium und zum Gebrauche an Handelslehranstalten. Mit vier übersichtlich gehaltenen Tabellen. Leipzig, Verlag von F. Wölfert's Buchhlg. 1878.
- Lafontaines** Fabeln. Uebersetzt von E. Dohm. Illustrirt von Gustav Doré. Fg. 4/45. (Schluß.) Berlin, W. Moeser's Hofbuchhlg.
- La Mara.** — Musikalische Studentenköpfe von La Mara. Dritte, mit den Verbesserungen der Werke jedes Componisten vermehrte Auflage. Neue Lieferungs Ausgabe. 1. Fg. Carl Maria von Weber. Leipzig, Verlag von Fein. Schmidt & E. Günther. 1878.
- Lagwitz.** — Bilder aus der Zukunft. Zwei Erzählungen aus dem 24. und 39. Jahrhundert von Kurt Lagwitz. 2 Bde. Breslau, Verlag von S. Schottländer. 1878.
- Lazarus und Steinthal.** — Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Herausgegeben von Prof. Dr. M. Lazarus und Prof. Dr. F. Steinthal. Zehnter Band. Erstes Heft. Berlin, Ferd. Dümmler. 1877.

- Leistner.** — Kaiser Joseph II. unvergeßliche Gedanken, Aussprüche und Befehle in seinen eigenen Worten. Herausgegeben von Ernst Leistner. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1878.
- Leistner.** — Mädchen und Frauen. Liebe, Heirath und Ehe im Sprichwort-Wahrspruch. Mit fremden und eigenen Glossen herausgegeben von Ernst Leistner. Berlin, Verlag von G. W. Müller. 1878.
- Leizner.** — Gedichte von Otto v. Leizner. Leipzig, Verlag von F. A. Brodhaus. 1877.
- Leßing-Galerie.** — Charaktere aus Lessing's Werken. Gezeichnet von Friedrich Pecht. Dreißig Blätter in Stahlstich. Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht. Octav-Ausgabe, 1. Fg.: Lessing, Nathan der Weise, Minna von Barnhelm. Leipzig, Verlag von F. A. Brodhaus. 1878.
- Librowicz.** — Der Ruß und das Rüssen. Eine Studie von Siegißmund Librowicz. Hamburg, Verlag von B. S. Verensohn. 1877.
- Lindendorf.** — Im Luch. Eine Novelle von G. Lindendorf. Gotha, Verlag von G. Schloßmann. 1878.
- Literaturblatt.** I. Band. Nr. 12/15. Wien, 1877.
- Lorm.** — Neue Gedichte von Hieronymus Lorm. Dresden, Verlag von C. Pierson's Buchhdlg. 1877.
- Lorm.** — Lobte Schuld. Roman von Hieronymus Lorm. 2 Bde. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger. 1878.
- Lossing.** — Illustrierte Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika von Benson J. Lossing. Zeichnungen von Fel. Darley. 17.—20. Fg. Stuttgart, Verlag von A. B. Auerbach. 1877.
- Lynar.** — Clotilde. Eine Geschichte aus der Gesellschaft von E. Lynar. Mit einem Vorwort von Dr. Robert Koenig. Berlin, Verlag von Dobbert & Schleiermacher. 1878.
- Mähler.** — Wunderbau des Weltalls oder populäre Astronomie. Von Prof. Dr. W. Mahler. 7. Aufl. Neu bearbeitet und vermehrt von Prof. Dr. W. Klinkerfues. 2. Fg. Berlin, Verlag von E. Vichteler & Co., Hofbuchh. 1877.
- Mehring.** — Die Deutsche Socialdemokratie. Ihre Geschichte und ihre Lehre. Eine historisch-kritische Darstellung von Franz Mehring. Bremen, Verlag von E. Schünemann. 1877.
- Mejdell.** — Tankevirksomhedens Love. Studier af G. Th. Mejdell. Kristiania, H. J. Jensens Bogtrykkeri. 1877.
- Mendelssohn.** — Vierstimmige Lieder für Sopran, Alt, Tenor und Bass (im Freien zu singen) componirt von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Opus 41. 48. 59. 88. 100. Partitur. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.
- Merk.** — und Tagebuch für allerlei gebildet Volk. Berlin, Verlag von W. Donny & Sohn.
- Milner.** — Politit und politisches Denken. Von Dr. Emanuel Milner, Dozent an der Universität Albingen. Stuttgart, Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhdlg. 1877.
- Mool.** — Brauttschau. Gedichte von Kurt Mool. Leipzig, Verlag von R. E. Schöme.
- Moscheles.** — Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber, in ihren Werken für das Pianoforte allein. Herausgegeben von J. Moscheles, weil. Professor am Conservatorium in Leipzig. Siebente Auflage. Mit instructiven Erläuterungen zu jedem einzelnen Werk. Pracht-Ausgabe. 28.—30. Fg. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger. 1877.
- Mosse.** — Neuerer Insertions-Catlog (Zeitungs-Catalog) der im In- und Auslande erscheinenden Zeitungen, Journale und Fach-Zeitschriften. Herausgegeben von Rudolf Mosse, Zeitungs-Annoncen-Expedition. Berlin, Verlag von R. Mosse. 1878.
- Müller.** — Der russisch-türkische Krieg 1877. Von Prof. Wilhelm Müller. 3. Fg. Stuttgart, Verlag von E. Krabbe. 1877.
- Müller.** — Monita. Erzählung nach einer wahren Begebenheit. Von Otto Müller. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbhlg. 1877.
- Murad-Efendi.** — Ost und West. Gedichte von Murad Efendi. Odenburg, Verlag der Schulz'schen Hof-Buchhandlung.
- Nerodolff.** — Freud- und Leidsbewegt. Novellen von Arthur von Nerodolff. Wien, Selbstverlag des Verfassers. 1878.
- Neumann.** — Die Aufhebung des Proletariats mit Rücksicht auf Credit-Gesetze, Wucher-Gesetze und Armen-Verwaltung. Von R. Neumann. 2. Aufl. (1. Aufl. 1847.) Berlin, Verlag von W. Donny & Sohn. 1877.
- Nohl.** — Mozart's Briefe. Nach den Originalen herausgegeben von Ludwig Nohl. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Porträt und einem Facsimile. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1877.
- Novellisten, Italienische,** herausgegeben von Paul Heyse. 1. Band. Ein Engelsberg von Ippolito Nievo. In's Deutsche übertragen von D. Bordenes. — 2. Band. Bal b' Olivi von Anton Giulio Barrili. In's Deutsche übertragen von Carl Reißner. Leipzig, Verlag von F. W. Grunow. 1877.
- Nowatowski u. Flechner.** — Brasilien unter Dom Pedro II. Verfaßt und herausgegeben von Dr. A. v. Nowatowski u. F. Flechner. Wien, Verlag von Rud. Lechner. 1877.
- Oberländer.** — Der Mensch vormal's und heute. Geschichte und Verbreitung der menschlichen Rassen. Eine Völkertunde für Jung und Alt. Von Richard Oberländer. Mit über 100 Textillustrationen, fünf Tonbildern etc. Leipzig, Verlag von D. Spamer. 1878.
- Ohorn.** — Der stiegende Holländer. Dichtung in drei Acten. Von Otto Ohorn. 2. Ausgabe. Mühlhausen, A. Foerster. 1878.
- Ohorn.** — Die Tochter Juda's. Ein Sang aus Böhmens Königsstadt von Anton Ohorn. Prag, Verlag von Carl Bellmann. 1878.
- Oppel.** — Abenteuer des Capitän Mago. Eine phönitische Weltfahrt vor dreitausend Jahren. Mit Zugrundelegung des französischen Werkes von Caban bearbeitet und mit einer geographisch-culturhistorischen Einleitung und einem geschichtlichen Schlußcapitel versehen von Dr. Karl Oppel. Mit 70 Textabbildungen, 7 Tonbildern und einer Karte. Leipzig, Verlag von D. Spamer. 1878.
- Pasqué.** — Aus der Welt der Lüne. Erlebnisse eines Mädchen-Quartetts im Haidehause. Onkel Reinhold's Erzählungen aus dem Be-

- reich der Oper, des Volksliedes, des Künstlerthums und des Langes. Von Ernst Pasqué. Mit 70 Text-Illustrationen und 4 Tonbildern. Leipzig, Verlag von D. Spamer. 1878.
- Paul.** — Aus dem Norden. Eine Sammlung finnischer Dichtungen. In's Deutsche übertragen von Hermann Paul. Helsingfors, Verlag von G. W. Edlund. 1877.
- Petermann's** geographische Mittheilungen. 1877. Heft XI. Gotha, Verlag von Justus Perthes.
- Petersen.** — Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge von Marie Petersen. 19. Aufl. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1877.
- Petersen.** — Die Irrlichter. Von Marie Petersen. 29. Aufl. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1878.
- Pfeiffer.** — Poems by Emily Pfeiffer. London. 1876.
- Pierer's** Universal-Conversations-Lexikon. 6. vollständig umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Karten und Illustrationen. XI. Band. Oberhausen, Verlag von Ad. Spaarmann.
- Plutarch, Der neue.** Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolf Gottschall. 5. Theil. Leipzig, Verlag von F. A. Brodhaus. 1877.
- Polko.** — Umsonst. Roman von Elise Polko. Breslau, Verlag von E. Schottländer. 1878.
- Polle.** — Pan. Ein lustiges Lieberbuch für Gymnasiasten mit den Eingeweisen zusammengestellt von Prof. Dr. Friedrich Polle. Dresden, G. Schönfeld's Verlagsbuchhdlg. 1877.
- Puttli.** — Bergisheimnisch. Eine Arabeske von Gustav zu Puttli. 13. Aufl. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1877.
- Puttli.** — Ausgewählte Werke von Gustav zu Puttli. Zweite (wohlfeile) Ausgabe. 6 Bände. In 3 Bände gebunden. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1878.
- Puttli.** — Ausgewählte Werke von Gustav zu Puttli. VI. Band. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1877.
- Puttli.** — Walpurgis. Von Gustav zu Puttli. 5. Aufl. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1878.
- Quanz.** — Zur Geschichte der neuen chromatischen Claviatur und Notenschrift von Otto Quanz. Nebst 2 Beilagen. Berlin, Verlag von G. Stille. 1877.
- Raabe.** — Der Hungerpastor. Von Wilhelm Raabe. Dritte durchgesehene Auflage. Berlin, Verlag von O. Janke.
- Radenhausen.** — Zum neuen Glauben. Einleitung und Uebersicht zum Ostris. Von E. Radenhausen. Hamburg, Verlag von O. Meißner. 1877.
- Reblich.** — Lessing-Bibliothek. Verzeichniß derjenigen Drude, welche die Grundlage des Textes der Lessing'schen Werke bilden. Zusammengestellt von Carl Christian Reblich. Berlin, Verlag von G. Hempel. 1878.
- Reichenau.** — Aus unsern vier Wänden. Von Rudolf Reichenau. Erste Gesamtausgabe. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 1877.
- Reinhart.** — Bagledang. Zeitvertreib in Sagen und Schwänken aus dem Elsaß von Theodor Reinhart, Magister peripateticus. Straßburg, R. Scholz & Comp. 1877.
- René.** — Frühlingstage in Florenz von Arthur René. Breslau, E. Schottländer. 1878.
- Reusch.** — Die biblische Schöpfungsgeschichte und ihr Verhältnis zu den Ergebnissen der Naturforschung. Von Prof. Dr. Fr. Reusch. Bonn, Verlag von Ed. Weber. 1877.
- Reuß.** — Deutsche Novellen. Von Jos. von Reuß. 2 Bde. Norden, Diebr. Costan's Verlag. 1877.
- Reuter.** — Sämmtliche Werke von Fritz Reuter. Volks-Ausgabe in 7 Bänden oder 28 Lieferungen. 2. 3. Ffg. Wismar, Verlag der Hinrichsschen Buchhdlg. 1878.
- Revista Contemporanea.** Director D. José del Perojo. 1877. Nr. 44—48.
- Revue politique et littéraire.** Nr. 18. — 24. Paris. 1877.
- Revue de France.** 7<sup>me</sup> Année. Tome XXVI. 3<sup>me</sup> et 4<sup>me</sup> livr. 1877. Paris.
- Richter.** — Ein armer Student. Geschichte aus Irlands Schredentagen von Franz Richter. Heidelberg, Verlag von Ferd. König. 1878.
- Richter-Sturm.** — Kinderleben in Bild und Wort. Originalzeichnungen von Ludwig Richter mit Reimen von Julius Sturm. Eine Festsache für Kinder und Kinderfreunde. 2 Bde. Basel, Verlag von Ferd. Riehm.
- Riebe.** — Berlin unter'm alten Fries anno 1784. Von R. Riebe. Berlin, Verlag von A. Weile. 1878.
- Riegel.** — Kunstgeschichtliche Vorträge und Aufsätze von Hermann Riegel. Mit 8 in den Text gedruckten Holzschnitten. Braunschweig, Verlag von G. Westermann. 1877.
- Rieser.** — Ein Märchenstraß. Sechs Original-Märchen von M. Rieser. Mit 6 Original-Illustrationen von W. Schöffer. Berlin, Verlag von E. Schöf. 1877.
- Ritter.** — König Roderich. Trauerspiel von E. G. Ritter. Leipzig, Verlag von E. G. Neumann. 1878.
- Rivista Europea.** Rivista Internazionale. Volume IV. — Fascicolo III — VI. Firenze 1877.
- Rogan.** — Deutsche Criminal-Bibliothek oder Neuer Berliner Pitaval! Interessante Criminal-Geschichten aus alter und neuer Zeit erzählt von Carl Rogan. Heft 1. 2. Berlin, Verlag von E. Schöf.
- Roman-Bibliothek, Transatlantische.** 7. Band. Der Schulmeister von Flat-Cree. Eine amerikanische Dorfgeschichte von Edward Eggleston. Autorisirte Uebersetzung von W. Lange. Stuttgart, A. B. Auerbach. 1877.
- Rosegger.** — Waldheimat. Erinnerungen aus der Jugendzeit von F. R. Rosegger. Preßburg, Verlag von G. Sedenaß. 1877.
- Rosen.** — Die Balkan-Paidulen. Ein Beitrag zur innern Geschichte des Slaventhums. Von Georg Rosen. Leipzig, Verlag von F. A. Brodhaus. 1878.
- Rothendächer.** — Der Kurmainzer Landsturm in den Jahren 1799—1800. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Revolutionskriege und des Unterganges des alten deutschen Reiches von Karl Rothendächer. Augsburg, Verlag von Lampart & Co. 1878.

- Nüttemeyer.** — Der Rigi, Berg, Thal und See. Naturgeschichtliche Darstellung der Landschaft von E. Nüttemeyer. Mit einer Karte in Farbendruck und 14 Illustrationen nach Skizzen des Verfassers auf Holz gezeichnet von A. Stieler, geschnitten von A. Eloff. Basel, Verlag von F. Georg. 1877.
- Salonblatt, Deutsche.** Jahrg. 1. Nr. 4—12. Berlin, Verlag des Literarischen Central-Bureau.
- Sammlung** gemeinnütziger populärwissenschaftlicher Vorträge. 16/18. Heft. Wien, Verlag von A. Hartleben. 1877.
- Sammlung** gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtenhoff. XII. Serie. Heft 280/85. Berlin, Verlag von C. Fabel. 1877.
- Schaubühne, Deutsche.** Wochenschrift für Theater, Kunst und Musik. Herausgegeben von Edmund Wallner. Nr. 6/10. Erfurt, Verlag von Fr. Bartholomäus. 1877.
- Scherben.** Gesammelt vom mühen Manne. Zürich, Verlags-Magazin. 1878.
- Scherr.** — Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens. Culturgeschichtlich geschildert von Johannes Scherr. Heft 9/12. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.
- Scheuren-Polko.** — Stätten der Erinnerung an die Königin Luise im Rahmen mündlicher Uebersieferungen. Aufgezeichnet von Caspar Scheuren und Elise Polko. Düsseldorf, Verlag von F. Baumann & Comp. 1878.
- Schiller's Werke.** Illustriert von ersten deutschen Künstlern. 7.—12. Lieferung. Stuttgart, Verlag von Eb. Hallberger. 1877.
- Schiller's Briefwechsel mit Körner.** Von 1784 bis zum Tode Schiller's. 2. vermehrte Auflage. Herausgegeben von Karl Goedeke. Hoff. Ausg. 2 Tble. in 1 Bände. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1878.
- Schlüter.** — Die französische Kriegs- und Revolutionskriege. Eine zeitgeschichtliche Studie von Dr. Joseph Schlüter. Heildbrunn, Verlag von Gebr. Henninger. 1878.
- Schmidt.** — Kaiser Wilhelm der Siegreiche. Geschrieben von Ferd. Schmidt. Illustriert von L. Burger, H. Lüders u. a. 11.—18. Heft. Leipzig, Verlag von D. Spamer. 1877.
- Schmidt.** — Erlauchte Geister. Ein Citatenschatz als Geburtstags-Chronik. Zugleich Gedächtnis- und Tagebuchblätter für jeden Tag des Jahres. Von D. A. Schmidt. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.
- Schmidt-Weissenfels.** — Ferdinand Freiligrath. Ein biographisches Denkmal von Schmidt-Weissenfels. Mit Porträt. 2. Aufl. Minden, Verlag von A. Hufeland. 1877.
- Schönermark.** — Französische und Deutsche Anthologie französischer Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts von Werner Schönermark. 2 Theile. Halle, F. Gieseius. 1878.
- Schrieffer.** — Aus dem Dämelsmoor. Skizzen und Gedichte von Heinrich Schrieffer. Oldenburg, Verlag der Schulze'schen Hofbuchhandlung.
- Schröder.** — De plattbütsche Bismarck. Dat is Bismarck's Leben un Dabten, mit Döntjes un Kiemele darto. Vertelt van'n ohlen Jäger in'n Eüneborger Paibbuuren-Klubb. Kuntgeewen van Willem Schröder. Mit 35 fine Billers un en Titelbild untsaffaert. Leipzig, Verlag von D. Spamer. 1878.
- Schuré.** — Das Nihilistische Drama. Von Edouard Schuré. Verdeutschte von Hans von Wolzogen. Autorisierte Ausgabe. 2 Tble. in einem Bände. 2. Aufl. Leipzig, Verlag von E. Schloemp. 1877.
- Schwarz.** — Leben des Generals von Clausen und der Frau Marie von Clausen, geb. Gräfin von Brühl. Mit Briefen, Aufzügen, Tagebüchern und anderen Schriftstücken. Von Karl Schwarz. Mit zwei Porträts. 2 Bde. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlags-Buchhdlg. (Harnisch und Gohmann). 1878.
- Schwarz.** — Brevier der Kunst in Haus und Leben. Pflege des Schönen in Haus und Wohnung, Kleidung und Schmuck, vornehmlich Musik, Dichtung und Tanz, Bildnerei, Malerei u. s. w. Von Dr. A. Schwarz. Mit 70 Abbildungen nach Zeichnungen von E. Döpler d. Jüngeren. Leipzig, Verlag von D. Spamer.
- Schwebel.** — Die Sagen der Hohenzollern. Von Oskar Schwebel. Berlin, Verlag der Liebel'schen Buchhdlg. 1878.
- Schwarzfischerhain.** Silhouetten zu österreichischen Schnabahlpseln, gezeichnet von Hugo Ströhl. Wien, Verlag von M. Perles. 1878.
- Seehäfen und Seehandelsplätze der Erde,** nach ihren hydrographischen, nautischen und commerciellen Beziehungen. Herausgegeben von J. C. Jülls, Navigationslehrer in Gleseth und F. Balleer, Schiffscapitain in Begead. III. Band: Europa. I. Theil: Spanien, Portugal und Süd-Frankreich. Mit Uebersichtskarte. Bearbeitet von J. C. Jülls. Oldenburg, Verlag der Schulze'schen Hofbuchhandlung. 1878.
- Shakespeare's dramatische Werke.** Nach den Schlegel-Liedt'schen Uebersetzungen für die deutsche Bühne bearbeitet von Wilhelm Deschäuser. 23.—25. Band. Weimar, Verlag von A. Hufsch's Hofbuchhdlg. 1878.
- Shakespeare.** — William Shakespeare. Dramatische Werke. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. 3. Aufl. 1. Hg. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1878.
- Sime.** — Lessing: his life and writings. By James Sime. In two volumes. With portraits. London, Verlag von Trübner & Co. 1877.
- Simons.** — Aus Alt-römischer Zeit. Culturbilder von Theodor Simons. Dritte, vermehrte Auflage in 2 Bänden. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1878.
- Simons.** — Aus Alt-römischer Zeit. Culturbilder von Theodor Simons. Mit Illustrationen von Alexander Wagner. In Holz geschnitten von Theodor Knesing in München. Pracht-Ausgabe. Complet. Elegant in 1 Band gebunden mit Goldschm. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1877.
- Smets.** — Geschichte der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie, das ist der Entwicklung des österreichischen Staatsgebildes von seinen ersten Anfängen bis zu seinem gegenwärtigen Bestande nach den besten Quellen bearbeitet

- von Moriz Smets. 1. Halbband. Mit 6 Illustrationen. Wien, A. Hartleben's Verlag.
- Sommer.** — Bilder und Klänge aus Rudolfsstadt in Volksmundart. Von Anton Sommer. Gesamt-Ausgabe. 9. Aufl. Rudolfsstadt, Verlag der Buchh. der F. priv. Hofbuchdruckerei. 1877.
- Sonnenschildt.** — Kosmologie, Geschichte und Entwicklung des Weltbaues, unter Zugrundelegung der neuesten Forschungen der Wissenschaft, für Gebildete gemeinverständlich dargestellt von Hermann Sonnenschildt. Köln, Verlag von Ed. Heinr. Mayer. 1878.
- Stadion.** — Todte Blätter. Das Wanderbuch eines exklusiven Handwerksburschen von Graf Emerich Stadion. Leipzig, Verlag von F. Wölfert's Buchh. 1878.
- Stadenow.** — Aus allen Kreisen. Humoresken von Bernhard Stadenow. Bremen, Verlag von J. Rühmann's Buchh. 1878.
- Steffens.** — Volks-Kalender für 1878. Herausgegeben von Karl Steffens. 38. Jahrg. Mit Stahlstichen und zahlreichen Holzschnitt-Illustrationen. Berlin, Verlag von L. Gerschel.
- Steinvoß.** — Rüneburg und seine Umgebungen. Von Heinrich Steinvoß. Rüneburg, Verlag von Engel's Buchh. 1877.
- Stord.** — Von Hans und Heerd. Ein Büchlein Pyril von Friedrich Stord. Elberfeld, Verlag von W. Langewiesche's Buchh. 1878.
- Storm.** — Drei Novellen von Theodor Storm. 2. Aufl. Berlin, Gebrüder Paetel. 1878.
- Storm.** — Immensee. Von Theodor Storm. 21. Aufl. Berlin, Gebrüder Paetel. 1878.
- Storm.** — In St. Jürgen. Von Theodor Storm. 2. Aufl. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1877.
- Strauß.** — Poetisches Gedebuch. Gedichte aus dem Nachlasse von David Friedrich Strauß. Eingeleitet von Eduard Zeller. Mit einem Portrait. Bonn, Verlag von E. Strauß. 1878.
- Strauß.** — Gesammelte Schriften von David Friedrich Strauß. V. VI. Band. Bonn, Verlag von E. Strauß. 1877.
- Sybel.** — Historische Zeitschrift, herausgegeben von Heinrich von Sybel. Neue Folge. 2. Band. 3. Heft. 3. Band 1. Heft. München, Verlag von R. Oldenbourg. 1877.
- Studienblätter, Deutsche.** Organ für die Studirenden höherer Lehranstalten. 2. Jahrg. Monat October. Leipzig, Verlag von J. F. Nebel. 1877.
- Süßle.** — Uebungsstücke zum Uebersetzen in das Französische für die oberen Classen höherer Lehranstalten. Von Dr. Th. Süßle, Prof. am Kaiserlichen Gymnasium zu Metz. Zweite, vielfach verbesserte Auflage. Göttingen, Verlag von E. F. Viewegmann's Hofbuchh. 1877.
- Sydow.** — Moden- und Toiletten-Brevier. Unentbehrliches und Entbehrliches aus dem Gebiete von Tracht und Mode, Toilette und Putz, Zierrath und Schmuck. Von Johanna von Sydow. Mit 60 Abbildungen nach Zeichnungen von E. Doepler d. J. Leipzig, Verlag von D. Spamer. 1877.
- Taschenbuch, Historisches.** Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von W. F. Kiehl. 5. Folge. Siebenter Jahrgang. Leipzig, F. A. Brodhans. 1877.
- Temme.** — Ein Erbsprinz. Roman von J. D. F. Temme. 2 Bde. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchh. 1878.
- Tenze.** — Die Deiche und Uferwerke im zweiten Bezirke des zweiten Oldenburgischen Reichthandes mit geschichtlichen Nachrichten bis auf die heutige Zeit und einem Anhang, enthaltend die technischen Resultate. Von D. Tenze, Großherzoglich Oldenburgischer Oberbauinspector. Mit 13 Karten und 5 Figurentafeln in Steindruck. Oldenburg, Verlag der Schulze'schen Hofbuchh. 1878.
- Thayer.** — Ein kritischer Beitrag zur Beethoven-Literatur, von Alexander W. Thayer. Berlin, Verlag von W. Weber. 1877.
- Thomassen.** — Geschichte und System der Natur. Allgemein verständliche Darstellung der natürlichen Entstehung und des Kreislaufs der Welt, sowie der Entwicklungsgegeschichte ihrer Bewohner. Allen Gebildeten gewidmet von Dr. J. F. Thomassen. Dritte völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Mit ca. 100 Illustrationen. 2.—6. Hg. Köln, Verlag von Ed. Heinr. Mayer. 1877.
- Trendel's Haus-Kalender für 1878.** 31. Jahrg. Mit einem Titelbild und 12 in den Text gedruckten Holzschnitten. Breslau, Verlag von Ed. Trendel.
- Trendel's Volks-Kalender für 1878.** 34. Jahrg. Mit 6 Stahlstichen und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. Breslau, Verlag von Ed. Trendel.
- Tugendreich.** — Tolle Streiche. Gymnasial-Humoresken von Paul Tugendreich. 3. Aufl. Leipzig, F. Wölfert's Buchh. 1877.
- Unger.** — Aus meinem Garnison-, Feld- und Reiseleben. Erinnerungen eines norddeutschen Officiers. Von J. v. Unger. 3 Bde. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchh. 1878.
- L'Union Littéraire des poètes et des prosateurs.** 1877. Nr. 7. Toulouse.
- Universal-Bibliothek.** — Nr. 958. Die Stützen der Gesellschaft. Schauspiel in vier Aufzügen von Henrik Ibsen. Deutsch von Wilhelm Lange. Leipzig, P. Neclam jun.
- Unser deutsches Land und Volk.** Vaterländische Bilder aus Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben des deutschen Reiches. 2. gänzlich umgestaltete Auflage. Unter Redaction von Dr. G. A. v. Rössen und F. v. Rössen. In 12 Bänden. 1. Band. Bilder aus den deutschen Alpen, dem Alpenvorlande und aus Oberbayern. Von Fodor v. Rössen. Mit zahlreichen Text-Illustrationen, Tonbildern, Karten-Beilagen u. Leipzig, Verlag von D. Spamer. 1878.
- Urlichs.** — Briefe an Schüler. Herausgegeben von E. Urlichs. Stuttgart, Verlag der J. C. Cotta'schen Buchh. 1877.
- Usteri.** — Dichtungen von Johann Martin Usteri. Herausgegeben von David Hess. 3. Aufl. 3 Theile. Leipzig, Verlag von E. Firtel. 1877.
- Valeski.** — Zella. Novelle von Eugen Valeski. Stuttgart, Richter & Kappler. 1878.
- Walmy.** — Die Opfer der Wissenschaft oder die Folgen der angewandten Naturphilosophie. Drei Bücher aus dem Leben des Prof. Defens. Mitgetheilt von Alfred de Walmy. Leipzig, Verlag von Johann Ambrosius Barth. 1878.

**Bamberger.** — Ueber die Reformfähigkeit der Kirche von H. Bamberger. Budapest, Verlag von Friedr. Kilian's Universitätsbuchh. 1877.

**Berena.** — Lebende Blumen von Sophie Berena. Mit Illustrationen von Franz Wahrenborff. Berlin, Verlag von H. W. Müller. 1878.

**Biehoff.** — Goethe's Leben, Geistesentwicklung und Werke. Vierte umgearbeitete Auflage von Director Heinrich Biehoff. 4 Theile in 1 Band. Stuttgart, Verlag von C. Conradi. 1877.

**Birchow.** — Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat. Rede, gehalten in der dritten allgemeinen Sitzung der fünfzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu München am 22. September 1877 von Rudolf Birchow. Berlin, Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey. 1877.

**Bogel.** — Geschichte der Pädagogik als Wissenschaft. Nach den Quellen dargestellt von Dr. August Bogel. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1877.

**Bolksfreund, Deutscher.** — 1. Jahrg. 1878. Entworfen von Dr. jur. R. Wilhelm H. Stein-Gröpperhof. Leipzig, Verlag von H. Wiffert's Buchhblg.

**Böge.** Die. Wochenblatt für Politik und Literatur. Herausgegeben von Dr. Guido Böge. 5. Jahrg. Nr. 41. Berlin.

**Walder.** — Staatswissenschaftliche Aufsätze von Dr. Karl Walder, Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig. Berlin, Verlag von Th. Grieben. 1877.

**Wallner.** — Carneval und Maskenball. Herausgegeben von Edmund Wallner. Band III. Inhalt: Carnevals-Lafel-Lieder, Trinksprüche, Looft und Tischreden. Erfurt, Verlag von Fr. Bartholomäus.

**Warte, Schleifische.** Wochenschrift zur Hebung der Volksbildung und des Volkswohls durch praktische Förderung deutschen Gemeinns. 1. Jahrg. Nr. 29/31. Breslau 1877.

**Weinland.** — Aulaman. Naturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit des Höhlenmenschen und des Höhlenbären. Der Jugend und ihren Freunden gewidmet von Dr. D. F. Weinland. Mit 100 Textabbildungen, sowie fünf Ton-druckbildern nach Zeichnungen von H. Leutemann u. A. Leipzig, D. Spamer. 1878.

**Welt-Bibliothek.** Das erste Debüt von Ottomar Dittler. Leipzig, Verlag von Schulze & Co. 1877.

**Wemhade.** — Im Zwielficht. Märchen, erzählt von Wilhelm Wemhade. Berlin, Verlag von Winkelman & Söhne.

**Wenzel.** — Die Ältere Edda (Sámunar Edda) überseht und mit kurzen Erläuterungen versehen von Dr. Bobo Wenzel. Leipzig, Verlag von D. Wiganb. 1877.

**Western, The.** — A Journal of literature, education and art. New Series. Vol. III. No. 6. 7. 8. 9. St. Louis 1877.

**Westorf.** — Die vaterländischen Alterthümer Schleswig-Holsteins. Ansprache an unsere

Landleute von J. Westorf. Veröffentlicht im Auftrage des Königl. Ministeriums für geistliche, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten. Hamburg, D. Reijner. 1877.

**Wiede.** — Was Alles aus einem deutschen Lieutenant werden kann. Roman aus der Gegenwart von Julius von Wiede. 3 Bde. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. 1878.

**Willagen.** — Gedichte von P. J. Willagen. Dritte, vermehrte Auflage. Halle, Verlag von H. Geseius. 1877.

**Willomiger.** — Christian Lammfell. Ein Beitrag zur Charakteristik Karl von Holtei's als Romanschreiber. Von Prof. Dr. F. Willomiger. 2. Aufl. Breslau, Verlag von Ed. Trowent. 1878.

**Witte.** — Michelangelo Buonarroti. Von Leopold Witte. Leipzig, Verlag von H. Hartung & Sohn. 1878.

**Wittstock.** — Einführung in die englische Sprache. Nach der heuristischen Methode bearbeitet von Dr. Alb. Wittstock, Schuldirektor. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1878.

**Wolff.** — Speculation und Philosophie von Dr. Hermann Wolff, Dozent an der Universität Leipzig. 2 Bde. Berlin, Denike's Verlag. 1878.

**Wolffberg.** — Lust, Liebe, Leben. Gedichte von Louis Wolffberg. Bremen, Verlag von J. Kuhnmann's Buchhblg. 1878.

**Wolffmann.** — Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte. Studien von Alfred Wolffmann. Berlin, Verlag von A. Hofmann & Comp. 1878.

**Wynnen.** — Conservative Ziele für die Gegenwart und die Bedeutung des Vereinswesens für die Zukunft. Von Dr. C. F. Wynnen. Gotha, Verlag von F. A. Perthes. 1878.

**Zart.** — Bibel und Naturwissenschaft in ihrem gegenseitigen Verhältnis dargestellt von Gustav Zart. Berlin, Verlag von Th. Grieben. 1878.

**Zeitfragen des christlichen Volkslebens.** (Heft 11.) Band II. Heft 5. Frankfurt a. M., Verlag der Zimmer'schen Buchhblg. 1877.

**Zeit- und Streit-Fragen.** Deutsche Flug-schriften zur Kenntniss der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Rudolph, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt herausgegeben von Franz von Holkenborff. Jahrg. VI. Heft 91 — 94. Berlin, Verlag von C. Fabel. 1877.

**Zeller.** — Vorträge und Abhandlungen von Eduard Zeller. 2. Sammlung. Leipzig, Fues's Verlag (H. Reischel). 1877.

**Ziegler.** — Republik oder Monarchie? Schweiz oder Deutschland? Von Theobald Ziegler. Bonn, Verlag von C. Strauß. 1877.

**Zißler.** — Das verhängnisvolle Kreuz. Socialer Roman von Franz Zißler. Graz, Verlag von Leytam-Josefthal. 1878.

**Zurborg.** — Ueber den altdeutschen Minne-sang. Vortrag, gehalten in der „Literarischen Gesellschaft“ zu Jertz von Dr. H. Zurborg, Gymnasiallehrer. Jena, Verlag von Ed. Frommann. 1877.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaction verantwortlich: Edwin Paetel in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



# Im Hause der Väter.

~~~~~  
Novelle

von

Otto Roquette.

~~~~~  
Siebentes Capitel.

Als Herr Hagen sich am Nachmittag des nächsten Tages anschickte, seinen Gang zu Herrn Springmühl zu wiederholen, erschien der Nachbar Rothelm beladen mit Kupferwerken und Büchern, um seinen jungen Freunden die versprochenen Aufschlüsse und Einblicke zu geben über Vielerlei, was sie im Museum betrachtet und bewundert hatten. Bald saßen alle Drei über die Blätter und Zeichnungen gebeugt um den Tisch, und auch Hagen fühlte sich noch angelockt, über Benno's Schulter hinweg in die Blätter zu spähen. Da wurde der Rechnungsrath gemeldet, der zugleich seinen Schwiegersohn, den Oberförster Burt hart, mitbrachte. Dieser, ein breitschultriger, kräftiger Mann, mit gewaltigem blondem Schnurrbart und gutmüthigen grauen Augen, entschuldigte seinen Besuch durch den Wunsch, einen Mann kennen zu lernen, der sich weit in der Welt umgesehen und von dem er Manches auch auf seinem Gebiete zu lernen hoffe. Nach den ersten Begrüßungen und Vorstellungen rückte Herr Springmühl bald mit einer Bitte hervor, die der Schwiegersohn unterstützte, nämlich einer Einladung nach der Oberförsterei für den nächsten Sonntag. „Von meiner Familie bringe ich meine Frau mit, Miezchen meine Jüngste und ihren Bräutigam, die Uebrigen sind verhindert, wäre auch eine gar zu stattliche Karawane. Die Meinigen werden sich freuen, mit Ihren jungen Gästen zusammen zu sein. Und Sie sollen erstaunen, wie hübsch es draußen ist: Wälder, Hügel, Seen — für die Jugend Rahtnfahrten und Freiheit, umherzustrcifcn.“

Benno's Augen leuchteten auf, und Hagen zögerte nicht mit seiner Einwilligung.

„Auch Sie, Herr Doctor, sind freundlich eingeladen,“ wendete der Oberförster sich an Wilibald, dessen Augen, mit einem Blick gegen Rätth, noch heller aufleuchteten, als Benno's. — „Und auch Sie, Madame, versteht sich!“

fuhr Herr Burchart fort, indem er sich gegen Henriette verneigte, die sich im Zimmer eben Etwas zu schaffen machte. Er mochte sie, bei seiner noch geringen Bekanntschaft mit dem Hause, für irgend eine Verwandte genommen haben. Henriette aber stand bei der Anrede „Madame“ halb verschämt, halb befriedigt, machte jedoch, eingedenk ihrer Stellung, eine ablehnende Handbewegung von un-nachahmlicher Großartigkeit und eilte mit drei mächtig ausgreifenden Schritten nach der Thür. Benno aber war schnell hinter ihr her, hielt sie am Rode fest und rief lachend: „Sie muß mit! Henriette muß auch mit!“ — „Da sie eingeladen ist, gewiß!“ entgegnete Hagen, und Henriette verließ erröthend und lächelnd das Zimmer. — Als nach kurzen, hierhin und dorthin schweifenden Gesprächen die Herren aufbrachen, flüsterte Hagen dem Rechnungsrath zu, daß er Etwas mit ihm über das Verhältniß zu den Kindern zu besprechen habe, was denn wol bis zur nächsten Zusammenkunft aufgespart werden könne. —

Der erwartete Sonntag kam. Herr Hagen, der, so einfach er sonst lebte, doch nie zur Unzeit sparte, hatte einen schönen, geräumigen Wagen für den Tag bestellt, der am Gartenthor bereits harrte. Benno stellte sich dem Hausherrn in dem neuen Anzug dar, und Hagen erstaunte, was ein neues oder zweckmäßigeres Kleid aus einem Menschen zu machen vermag. Benno war nicht hoch gewachsen, seine nur um Weniges ältere Schwester überragte ihn um eines halben Kopfes Höhe; aber er machte jetzt eine sehr gute und feine Figur. Ein neuer Anzug wirkt zuweilen fast wie der Anfang eines neuen Lebensabschnittes. Ein halbwüchsiger Bube, dem Ärmel und Beinkleider zu kurz, der Rücken des Rodes zu eng geworden, wird bei seinem schäbigen mangelhaften Aufzug nicht für voll angesehen; ein neues Kleid verwandelt ihn, er hält sich aufrecht, er fühlt sich etwas mehr, er stellt sich als Jüngling dar und wird mit etwas Hochachtung behandelt, die ihn innerlich und äußerlich erhebt. — Der Hausherr haberte nicht mehr, sondern wiegte beifällig das Haupt — hatte er doch für diesen Tag sogar an sich selbst Etwas gewendet. Ein neuer, breitkrämpiger Hut war angeschafft worden, dazu ein paar neue Handschuhe vom allerstärksten Wildleder, die auch für den Winterfrost gut gewesen wären. Die Gesellschaft stieg in den Wagen, Vater und Mutter Martin standen und grüßten nach, schwindelnd fast über das Unerhörte — ihre Henriette fuhr in der Kutsche, und machte mit dem Hausherrn einen Ausflug auf das Land!

Hagen saß zurückgelehnt, beide Hände vor sich auf den Griff seines Stodes gestützt, mit dem breiten Hut, eine etwas fremdländisch aussehende, aber bedeutende Erscheinung. Neben ihm Katharina, frisch und glänzend von Jugend, heute fröhlicher als sonst, in allerliebstem, blumenhellem Gewand und blauen Bändern. Ihr gegenüber Wilibald Rothelm, dem dieser Platz und Anblick heute über alle Kunstwerke seines Museums ging, und neben ihm Henriette, einfach aber tadellos gekleidet. Sie saß stramm und aufrecht und schien in dieser Stellung größer als alle Uebrigen, zumal ihr Hut eine merkwürdig monumentale Gestalt hatte. Sie genoß die Stunde mit feierlicher Stimmung, so wehevoll, wie sie pflegte, wenn es in einen fünften Act hineinging. Auf dem Kutschbock aber schwebte Benno, sich häufig umsehend und in den Wagen nickend, so vergnügt, als verstände sich alles Glück von selbst.

Der Wagen verließ die Straßen und Vorstädte, bog in einen von den bekannten und vielberufenen Sandwegen ein und gelangte bald in den Kiefernwald. Die Fahrstunde war unter Gesprächen bald vergangen. Hügel tauchten auf, grüne Uferstreifen glänzten im Sonnenschein, schon lachte der Spiegel des Sees ruhig durch die Föhren. Dann eine Wendung durch helles Unterholz und Laubgebüsch zwischen den Stämmen der Kiefern, und die Oberförsterei lag in der Nähe der bläulichen Wasserfläche da, umgeben von mächtigen Eichen und einem Garten voll Herbstblumen und Obstbäumen. Mit lauter Fröhlichkeit wurden die Ankommenden empfangen. Der Oberförster war mit seinen ältesten Büben der Erste am Wagenschlage, Herr Springmühl und der Assessor folgten, Miezechen hüpfte herbei, die Frau Oberförsterin kam, und Johanna Springmühl, geborene Stäublin, stand als Großmama mit den jüngsten Enkeln in der Thür. Die Munterkeit der Wirthin machte den Gästen schon in der ersten Viertelstunde den Aufenthalt bei ihnen behaglich. Auf dem langen Tische im Garten war ein gutes Landfrühstück in Bereitschaft, um welches die Gesellschaft sich vergnügt versammelte.

Dann theilte sich der Kreis in verschiedene Gruppen, deren jede die nächsten Stunden nach ihrem Ermessen zubringen durfte. Miezechen und ihr Bräutigam Agathon Schnell luden die jüngere Gesellschaft zum Ufer, wo Rähne bereit standen. Sie verstand zu rudern, wie auch der Assessor; Benno hoffte es zu können, oder schnell zu lernen; Wilibald dachte schweigend, daß es sich für ihn schide, es auch zu verstehen, und so wollte er sich die Führung eines Ruders nicht nehmen lassen. Der umfassendste der Rähne wurde ausgewählt und bestiegen. Henriette hatte durchaus widerstrebt, sich an der Fahrt zu betheiligen, theils aus Aengstlichkeit vor dem Wasser, theils weil sie es für selbstverständlich hielt, der Hausfrau mit ihren Diensten zu Hilfe zu gehen. Aber sie wurde abgewiesen, da Hilfe genug da sei, und so mußte sie sich vom Getümmel der Jugend mitnehmen lassen. Die drei älteren Männer standen am Ufer, als der Rahn abstieß, und der Oberförster schien zufrieden mit der Art, wie sein künftiger Schwager die Fahrt lenkte.

Der Rahn glitt weiter und weiter in den See hinaus, und die Oberförsterei unter den Eichen schwand ferner und ferner. Eine prachtvolle Wasserfläche rings umher, dann die Biegung um einen vorspringenden Walbhügel, und die erweiterte Aussicht um neue Seebilder und Ufer- und Hügelgestaltungen. Die Gesellschaft freute sich der schönen Umgebung und ihres zwanglosen Beisammenseins. Und da Gesang nun einmal zur Fahrt auf stillem Wasser gehört, versuchten die Mädchen ihre Stimmen, und die jungen Männer, vom Rudern ab und zu rastend, stimmten ein, so gut sie es verstanden. Die Töne schwammen auf der ruhigen Fluth hin; gesellige Schwäne schienen ihnen zu lauschen und nachzufolgen; leichte Windwellen brachten den Schall an das Ufer hinüber, wo die Männer auf ihrem Spaziergange sich öfter nach den Dahinfahrenden umsahen. — Jetzt landete der Rahn an einer Insel, deren Ufer meist steil abfielen, und deren Hügelrücken man ersteigen wollte, um eine Ueberschau der ganzen Gegend zu gewinnen. Die Insel, nicht so dicht bewaldet wie die übrigen Höhen, zeigte mehrere Gruppen von einzelnen uralten Föhren, deren prachtvoll entwickeltes

Gefäß, goldbraun glänzend, wie riesenhafte Hirschgeweihe emporstrebte. An einem der schönsten Punkte lagerte man sich auf Moos und wilden Thymian, der immer noch nicht müde wurde zu blühen und zu duften. Hier umspannte das Auge die überraschendsten Ausblicke. Ein Zusammenhang von größeren und kleineren Seen wurde sichtbar, Sandungen sprangen hervor, kleine Vorgebirge spiegelten sich auf der Fluth, und alle Höhen, hier schon Berge genannt, waren bedeckt von dunklem Nadelholz, dessen Wipfel blaugrün und dämmerig im Herbstesdusse lagen. Diese Gegend mußte an einem grauen Tage ernst, melancholisch, niederdrückend wirken können; heute im lachenden Glanz der Sonne und Herbstfarben und des kristallhellen Aethers, der blau aus dem Wasser widerschien, belebt von zahllosen Schwänen, die hier in Walddüchten und auf Inseln heimisch waren, heute war sie heiter, und was ihr an Formengröße abging, ersetzten die Richter der Stimmung. Die junge Gesellschaft war zufrieden mit ihrem Anblick und wollte für den Augenblick die Welt nicht schöner.

Emilie (denn bei ihrem besseren Namen ließ Miezchen sich lieber nennen) nahm jetzt Katharina's Arm, um mit ihr allein umherzuspazieren, denn beide hatten einander als Mädchen Einiges zu sagen. Rothelm und der Assessor hatten sich auch leidlich in einander gefunden und folgten im Gespräche in einiger Entfernung. Auf Henriette kamen die vier Cavaliere, Benno und die drei Knaben des Oberförsters, zur Begleitung. Sie mußte sich viel necken lassen, ihr selbst halb zur Qual, halb zum Vergnügen; als aber die ländliche Unterhaltung in ein Bombardement mit Lannäpfeln ausartete, blieb ihr Nichts übrig, als selbst um sich zu greifen und zu ihrer Vertheidigung die Geschosse gegen ihre Angreifer zu richten. Sie traf schlecht; das kriegerische, rein epische Wesen war weniger in ihrer Natur vorgebildet, als das dramatische, und sie mußte oft aufkreischen vor Angst, die Knaben könnten von der Höhe herabrollen und in's Wasser fallen. —

„Ich bin recht gespannt,“ begann der Bräutigam, „ob Fräulein Stein ihr Debüt auf dem Theater in der Hauptstadt feiern wird, und ob wir es bald zu erwarten haben?“ — Wilibald sah den Sprecher groß an: „Was meinen Sie? Fräulein Stein — Theater?“ — „Wissen Sie es nicht?“ sagte der Andere. „Sie will zur Bühne gehen, bildet sich bei einer unserer ersten Künstlerinnen dafür aus.“ — Rothelm hatte davon noch Nichts erfahren und war nicht wenig über die Mittheilung erstaunt. Mehr als erstaunt — erschrocken, bis in's Innerste aufgeregt. — „Sie ist eine sehr reizende Erscheinung!“ fuhr der Bräutigam fort. „Sie wird als solche gewiß ihren Zauber üben, obgleich ich sie mir, offen gestanden, nicht auf der Bühne denken kann. Diese schüchterne Anmuth ist schön, aber um dieselbe auf dem Theater wiederzugeben, wird sie viel zu überwinden haben, nämlich ihr eigenes Wesen. Sie scheint mir eine rein innerliche Natur, die vielleicht gar nicht zu einer Darstellung nach Außen hin bestimmt ist.“ Wilibald fand jedes Wort des Assessors vortrefflich und ganz aus seiner Seele gesprochen, und alle Gefahren, welche Rätthy bei einer Theaterlaufbahn, und gar bei einer verfehlten, umgeben konnten, standen plötzlich verwirrend und bedrückend vor ihm. „Ich wußte nicht“ — stotterte er — „ich kenne die junge Dame erst seit so kurzer Zeit! Weiß denn Herr Hagen um ihre Absicht?“ — „Er

weiß darum. So so, Ihnen ist das neu? Ich bildete mir ein, Sie wären einverstanden.“ — „Einverstanden! Um Gottes Willen!“ — rief Wilibald — „das heißt, ich meine nur — daß — ein Debüt hier in der Hauptstadt vielleicht bedenklich für eine Anfängerin wäre!“ „Ohne Zweifel!“ bestätigte der Andere. „Herr Hagen sieht mir wie Einer aus, der sie gekliffentlich ihren Weg gehen ließe, um sie wol gar durch die harte Erfahrung eines Mißerfolgs zu curiren. Ihre Freunde sollten ihr das ersparen.“

„Agathon!“ So hörte man jetzt Emiliens Ruf aus der Entfernung herüberdringen. Der Bräutigam antwortete zurück und beschleunigte seinen Weg mit dem sehr erregten Gefährten. „Agathon, es ist Zeit, an die Rückfahrt zu denken!“ sagte die Braut. „Wo sind denn die Uebrigen geblieben?“ Ein mehrstimmiges Rufen: „Henriette! Benno! Fritz! Heinrich! Wölfschen!“ wurde begonnen und beantwortet, und so rief man sich auf der Insel zusammen, um den Rahn wieder zu besteigen. Wilibald's Gedanken waren bei der Rückfahrt so besangen und in Anspruch genommen, daß er in die Fröhlichkeit der Anderen nicht einstimmen konnte. Nicht daß die Absichten Katharina's, die man ihm mitgetheilt, irgend einen seiner Pläne durchkreuzt hätten, denn er hatte noch keinen Plan gehabt; er fühlte in dieser Stunde zuerst, daß das Mädchen ihm innerlich bereits wichtiger geworden, als er selbst gewußt, und daß ihr Verfolgen eines eigenen Weges für ihn so gut wie ein Verlieren sei. Um zu verbergen, was in ihm vorging, führte er das Ruder mit doppelter Anstrengung und ließ es oft dermaßen gleiten und patzchen, daß die Wasser hoch auf und in den Rahn spritzten und ihm Geschrei und Gelächter über seine Geschicklichkeit zu Theil wurden.

Da fing Benno an zu bitten, Henriette möchte ihnen die „Prinzessin Turandot“ vorspielen. Ihr war gar nicht darnach zu Muth, denn im Rahne wurden alle ihre Aengste vor dem Wasser wieder aufgeregt. Als sich aber das Brautpaar, welches ihre Declamationskünste noch nicht kannte, auch auf das Bitten legte, und man versprach, den Rahn dabei ganz ruhig hingleiten zu lassen, verstand sie sich dazu. So begann sie mit dem Räthsel: „Kennst du das Ding, das Wenige schätzen —?“ und führte es mit ernster Würde durch. Als aber zum Schlusse Turandot den Schleier vom Antlitz reißt, und mit den Worten: „Sieh' her, und bleibe Deiner Sinne Meister!“ ihre männermordende Schönheit blicken läßt — da verflummerte der Schreck ihr den Schlußeffect. Denn Benno hatte ein leises Wiegen des Rahnes begonnen, welches schnell in ein Schaukeln überging — Henriette erhob ein Zetergeschrei der Todesangst und erlöste dadurch die Uebrigen, die nun in Lachen auszubrechen sich nicht mehr scheuten. Aber Henriette war in ihrem Entsetzen nicht zu bändigen; sie sprang auf, als wollte sie in das Element, welches sie fürchtete, hineinspringen, um ihm zu entgehen. Dadurch wurde das Schaukeln zum Schwanken, ihr Geschrei nur herzerreißender, und die ganze Gesellschaft gerieth in Bewegung, da Henriettens Betragen dem Rahne ernstliche Gefahr drohte. Mit Mühe wurde sie beruhigt, und der Wunsch, sie an's Land zu setzen, ihr in nächste Aussicht gestellt, da man sich nicht mehr weit vom Ufer befand. Und als sie es endlich gerettet betrat und mit ausgestreckter Rechten das feste Land gleichsam segnete, da stand das Gelübde in ihrem Gesicht, sich niemals wieder auf des Schwanes Pfad hinaus zu wagen. —

„In welchem Stil ist die Oberförsterei gebaut?“ fragte Rätth, zu Wilibald gewendet, als sie sich dem Hause näherten. Er hatte ihnen in den letzten Tagen so viel von Kunststilen vorgetragen, daß die Frage gar nicht so fremd erschien — mochte die Fragerin immerhin dabei lächeln. Sie wollte den sonst Mittheilsamen, der jetzt auffallend schweigsam neben ihr her ging, eigentlich nur reden machen.

„Im Stil des Bedürfnisses und der Willkür, also in gar keinem,“ entgegnete er.

„Aber es sieht doch allerliebste aus,“ sagte sie, „wohnlich, bequem und freundlich!“

„Weil sich eine bestimmte Individualität der Bewohner dabei ausspricht,“ meinte Rothelm. „Hatte das Haus keinen Stil, so gaben sie ihm durch äußeren Schmuck wenigstens ein Aussehen, das auf inneres Leben schließen läßt.“

Das Haus bestand nur aus einem, durch Keller hochgehobenen Erdgeschos und Giebelwohnungen; aber in die Länge und Breite stark ausladend, gewährte es doch einen stattlichen Anblick. Eine balconartige Freitreppe, von zwei Seiten hinaufführend, mit geschmiedeten Geländern, leitete zum vorderen Eingang nach dem Garten und der Straße, und ein Hirschtopf über der Thür gab dem Forsthaufe sein charakteristisches Abzeichen. Die Wände aber waren bedeckt mit Spalieren für edlere Obstsorten, zwischen welchen sich rankende Rosen und wilder Wein bis unter das Dach hinauf zogen. Das Haus lag ganz in Grün eingespinnen. Nach der Hofseite zeigten sich Wirthschaftsgebäude zwischen Ebereschen, deren scharlachrothe Fruchtbündel prächtig in der Sonne glänzten. Waldleben und wohnliches Behagen schienen hier glücklich vereinigt.

Die Heimkehrenden wurden bereits erwartet und in das große Speisezimmer eingeladen. Auch hier waren die Wände geschmückt mit Hirschgeweihen, Jagdgeräthschaften und einigen alten Gemälden, auf welchen wenigstens zu erkennen war, daß sie Thierstücke darstellten. Werthvoller schienen ein paar geschnitzte Schränke, welche Rothelm mit Kennerblicken musterte und zur Genugthuung des Besitzers für vorzüglich erklärte. Es waren Erbstücke des Oberförstlers; er hielt viel darauf und suchte die Einrichtung dieses Saales in alterthümlicher Form zu vervollständigen. Trotz der wunderlichen Sammlung, die er zusammengebracht, machte der Raum, durch dessen Fenster der Wald und Garten hereinsah, doch einen wohlthuenden Eindruck. Man speiste mit Vergnügen von den einfachen, aber gut bereiteten Gerichten und Braten, welche die Hausfrau reichlich, als gälte es eine Compagnie zu bewirthen, hatte auftragen lassen, und der Oberförster brachte das Wohl seiner Gäste aus. Herr Hagen winkte Benno herbei und fragte ihn leise, ob er sich getraue, den Toast zu erwidern? Und Benno getraute es sich und brachte ohne Stoden ein Lebehoch dem gastlichen Forsthaufe und seinen gütigen Wirthen.

Hagen fand bei allen Gesprächen, die um den Tisch liefen, doch Zeit für mancherlei Gedanken. Es war ein Familientreis, in welchen man ihn aufgenommen hatte; Großeltern, Eltern, Kinder, bis zum jüngsten Enkel herab, saßen mit den Gästen an gleicher Tafel. Des Oberförstlers Auge wachte streng über seine Buben, und doch war es Familienton, der von den Wirthen auf die

Gäste übertragen wurde und die Gespräche harmlos belebte. Die beiden Kinder, welche Hagen hierhergebracht hatte, waren nicht die feinen, aber er wollte sie von nun an als die feinen betrachten — er hatte das heute mit Herrn Springmühl bestimmt abgemacht — er wollte ihnen, wenn er ihnen keine Familie bieten konnte, doch ein Haus und eine Stätte bereiten, darin sie einen Ersatz finden könnten. Nicht das heimatlose Schweben entwickelt das Gemüth und bildet den inneren Menschen — er hatte es an sich selbst erlebt. Heimatlosigkeit mag die Eigenart des Einzelnen herausfordern und stählen — ob beglückend? ist die Frage — den Grund zu beglückender Entwicklung legt nur die engere Grenze des Hauses mit seinen Gewohnheiten und Pflichten.

Nach Tisch gab es neue Wanderungen am See und durch den Wald. Die Frau Oberförsterin schloß sich jetzt der Jugend an (unter welcher sich auch Henriette befand) und führte sie zu den Merkwürdigkeiten der Umgegend: bald zu einem uralten, mächtigen Baume, bald zu eingezäuntem Wild, bald zu einer Stelle, wo Holzapfelbäume standen. Und da die Früchte, aus welchen sie trotz der Herbigeit allerlei Gutes zu bereiten verstand, gerade reif waren, ließ sie ohne Umstände schütteln und Ernte halten, und Alle luden Taschen, Hüte und Tücher voll. Der Oberförster mit Hagen und seinen Schwiegereltern setzte sich inzwischen in langsamere Bewegung. Als sie am Hofthor vorüberkamen, knigte eine unglaublich dicke, alte Frau dem Hausherrn entgegen, um sich dann, gestützt auf einen starken Aststock, schneller zurückzuziehen, als man ihr zugetraut hätte.

„Haben Sie diese wohlbeleibte Person wol genauer betrachtet?“ fragte der Oberförster, zu Hagen gewendet. „Sie ist die Mutter unserer Hausmagd und heut' zum Besuch da. Meine Frau hat kleine wirthschaftliche Vermittelungsgeschäfte mit ihr. Können Sie sich denken, daß diese Frau einst eine sehr gewandte Seiltänzerin war?“

„Man wird viel abziehen müssen, um sich vorerst ein dauerhaftes Seil für sie zu denken,“ meinte Hagen.

„Ich selbst habe sie als Künstlerin nicht mehr gesehen,“ fuhr Burchart fort, „aber mein Schwiegervater erzählt Wunderdinge von ihr.“

„In der That!“ rief Herr Springmühl. „Es ist freilich über vierzig Jahre her, und es gab noch nicht so viel zu sehen, wie heutzutage. Wir jungen Leute waren ganz hingenommen von der Grazie der schönen Guillemette, wenn sie ihre Seilkünste auch nur draußen vor der Stadt machte. Wir lernten sie auch persönlich kennen, denn wir wußten, daß ihre Familie hier in der Nähe ansässig ist, und es gab manche Wallfahrt nach dem Wirthshause, das sie hielten. Dazumal — ja, ja — die Guillemette und ich — wir waren sehr gute Freunde!“

„Aber David!“ entgegnete Johanna Springmühl, „so schneide doch nicht so schrecklich auf! Wenn man Dich hört, sollte man glauben, Du wärest wer weiß was für ein Don Juan gewesen! Glauben Sie ihm nicht, Herr Hagen, es ist kein wahres Wort daran! Die Person ist zehn Jahre älter als er; in ihrer Blüthezeit muß er noch ein Knabe gewesen sein!“

Herr Springmühl rieb sich vergnügt die Hände: „Achtzehn Jahre!“ erwiderte er; „doch schon achtzehn! Gesprochen habe ich sie aber wirklich einmal, Hannchen! Ach, Kinder, es ist wunderschön hier im Walde!“

„Nun, und diese Künstlerin“ — nahm Hagen das Thema auf — „ist endlich heruntergekommen, wie das so geht?“

„Als Künstlerin wol,“ entgegnete der Oberförster. „Daran sind die Jahre schuld. Sonst ist sie in recht guter Lage. Wir haben nämlich, ein paar Stunden von hier, dicht vor der kleinen Stadt eine ganz eigenthümliche Colonie oder Familie von Künstlern. Seit Menschengedenken gehört ihnen ein Wirthshaus an der Landstraße, Absteigequartier für Fuhrleute, Handwerksburschen und sonstige wohlfeil reisende Geschlechter — übrigens keine übel beleumdete Herberge. Der Ahnherr hatte sich mit schönen Künsten auf dem Seil Etwas erworben und das Wirthshaus gekauft. Seine Pauke, das Instrument, welches er mit Virtuosität gespielt, hängte er über der Thür auf, und der Volksmund nannte das Haus seitdem „Zur alten Pauke“. Die Familie dieses Ahnherrn wurde zahlreich, und sie, wie der Nachwuchs, werden immer noch alljährlich in die Welt geschickt, um die alten Künste zu bewahren. Zum Winter sammelt sich ein großer Theil derselben in dem Familienhause. Da treiben sie nun allerhand Gewerbe, oder studiren, um in der Uebung zu bleiben, und unterrichten die Jüngsten. Wenn aber das Frühjahr kommt, dann lüften und mustern sie ihre Garderobe und Geräthschaften, und ziehen in verschiedenen Gruppen aus. Sie geben sich für diese Zeit schöne französische oder italienische Namen, verbinden sich auch wol mit anderen Gesellschaften und nicht Alle kommen wieder nach Hause. Ein Stamm aber hält sich immer, und der Winter sieht meist einen größeren Kreis beisammen. Freilich eignet sich auch in einer so künstlerischen Familie nicht jedes Mitglied für den Kunstbetrieb, und was aus der Art schlägt, geht in mehr bürgerliche Dienste. So unsere Hausmagd, die Jüngstgeborene von den zehn Kindern der schönen Guillemette — übrigens zu Hause Frau Müller genannt. Sie ist Wittwe, jetzt Aeltermutter des Geschlechts und oberste Machthaberin des Wirthshauses.“

Hagen dachte des Tages, da er „Papa Buffalo“ gesehen und gehört und den „starken Mann“ persönlich kennen gelernt hatte. Die Möglichkeit eines Zusammenhanges zwischen diesem und der großen Kunstfamilie war gegeben, doch mochte er keine Frage darüber aussprechen.

„Anfangs war es mir peinlich,“ begann Frau Springmühl, „daß meine Tochter eine Person aus solchem Hause in Dienst nahm; allein sie versichert, daß dieselbe sich ganz tüchtig, ehrlich und brav erwiesen habe und noch bewähre.“

„In der That!“ bekräftigte der Oberförster. „Diese Leute mögen es draußen treiben, wie sie wollen, im Hause wird Ordnung gehalten, und wer unter dieser erwachsen ist, den mögen auch die heimkehrenden Wintergäste weniger verwirren. Wer sich der Ordnung nicht fügen mag, kommt lieber nicht wieder heim. Es ist eine merkwürdige Familie, und was das Merkwürdigste ist, es herrscht darin viel Familiensinn. Die Alte besitzt Bildnisse der Ihrigen von Urzeiten her. Sie hat mir einmal einen Einblick in ihre Schätze gegönnt. Da sind Porträts aller Art, in Kreide und Farben — keine Kunstwerke, versteht sich — dann Silhouetten, Daguerreotypen, und in unserer photographiereichen Zeit die Abbilder von Kindern und Kindeskindern, in allen Altersstufen und Situationen, in Costüm und Civil, eine endlose Galerie. Und die Alte deutete mit dem



Finger ein paar Mal dahin und dorthin, mit den Worten: Der, oder Die, hat nicht gut gethan! Verrieth sie keine besondere Gemüthsbewegung dabei, so schien sie doch auf ihren ganzen Stamm mit Genugthuung zu blicken, und auszusondern, was ihm keinen Ruhm gebracht.“

Hagen dachte noch einmal an den „starken Mann“. Der sah, obgleich seine Manieren nicht die feinsten waren, auch wol aus, als könne er Ordnung halten. Und vielleicht hatte er es gethan, und Benno hatte weniger zu sehen und zu hören bekommen, als Hagen gefürchtet. Denn in der ganzen Zeit, da er den Knaben bei sich hatte — es waren freilich erst ein paar Wochen —, war er stets darauf gefaßt gewesen, in seinen Reden, Manieren, Auffassungen, in seiner Führung, die Einwirkung der rohen Umgebungen, in welchen er einige Monate lang gelebt, zu entdecken. Es mußte die gesunde, bessere Natur, der Widertwille und Haß gewesen sein, die ihn in Gegensatz zu seiner Gesellschaft gebracht und ihn bewahrt hatten. Wer mochte dem jungen Burschen heute ansehen, daß er noch vor sechs Wochen als Dilettant die freiwillige und endlich die unfreiwillige Rolle des Hanswurst gespielt hatte? —

Inzwischen führte die Frau Obersörsterin ihre Schaar weiter durch den Wald, zu einer Anhöhe, wo sich eine halbkreisförmige Moosbank befand, von der man wiederum einen weiten Ausblick über Seen und mit Föhren bewachsene Hügel empfing. Ratharina und Rothelm waren um ein Geringses zurückgeblieben — er hatte es so einzurichten gewußt; sie aber kam der Frage zuvor, die er an sie richten wollte.

„Was haben Sie nur heut'?“ begann sie. „Sonst brachten Sie immer gute Laune mit, wenn Sie uns begegneten; heut', wo wir froh sind, schweigen Sie und zeigen ein ernstes Gesicht.“

Wilibald war betroffen und suchte nach einer Ausrede. Er log wenigstens nicht ganz und gar, als er begann: „Ich weiß nicht — mir ist, als bedrückte mich diese graugrüne Kieferngegend, der dürre Boden, der nur eine dürftige Pflanzentwelt hervorbringt, dieses eintönige, düstere Summen in den Wipfeln, die einförmige Farbe der Föhrenhügel. Selbst der Wasserspiegel scheint mir stumm und trübe. Ich bin aus meiner Jugend Laubwälder gewohnt, Berge und Felsen, den breiten, lebendigen Strom, mehr Saft und Farbe in der Landschaft. Wäre nicht die Herbstsonne, man könnte unter diesen starren Nadelhölzern schwermüthig werden!“

„Sie ist aber doch da, die Sonne!“ entgegnete Ratharina. „Sie ist da und macht das Düstere hell, und das stimmt mich schon fröhlich. Auch ich bin eine mehr heitere Gegend gewohnt, mit Felsen, auf welchen ich gern umherkletterte. Daß ich heute wenigstens wieder einmal auf Anhöhen umhersteigen kann, ist mir eine Genugthuung.“

„Es ist ein Glück, in seinen Wünschen bescheiden zu sein,“ entgegnete er. „Man sieht deren um so mehr in Erfüllung gehen. Ich bin es leider gar nicht. Mein Streben verlangt immer das Größte und Schönste ganz und ungetheilt, oder ich will es lieber gar nicht. Das Geringe mir durch Täuschung aufzuschmücken, will mir schwer gelingen.“

Ratharina sah ihn lächelnd an. „Das mag Ihr Recht sein.“ sagte sie,

„aufrieben aber werden Sie dabei selten sein. Mir hat stets eine kleine Freude, auch die allerkleinste, einen heiteren Glanz über das eintönige Tagewerk gebreitet, und in der freudlosen Zeit gab mir Manches Stimmung und Muth, was Andere kaum beachtet hätten.“

Er fühlte sich innerlichst berührt und ergriffen durch ihre einfachen Worte. Sie konnte von freudlosen Tagen sprechen, sie hatte schon Muth gebraucht für das Leben! Er wußte gar Nichts von ihrem Leben und hätte sie fragen mögen, wie ihre Kindheit gewesen.

„Sie freilich,“ fuhr sie fort, „sitzten stets umgeben von den höchsten Gebilden der Kunst, Sie haben das Schönste stets vor Augen, und so gewöhnt sich der Blick, daß er das Unscheinbare gar nicht mehr erkennt. Ich möchte wol wissen, ob es ganz gut ist, immer Titian und Raphael zu betrachten, immer mit Sophokles', Shakespeare's, Goethe's, Schiller's Gestalten zu leben? Ich selbst kann darüber nicht urtheilen, denn mir erscheint das Alles noch so neu und wundervoll! Aber meine Lehrerin sagte mir einmal, sie gebe darauf nicht gar zu viel; das Verweilen in den höchsten Regionen der Kunst mache einseitig und unduldsam. Gerade das Geringste, mit Glanz und Wärme erfüllt, darzustellen, sei oft ein größeres Verdienst, als in den gegebenen großen Formen sich zu bewegen.“

Wilibald sah plötzlich eine Handhabe für das, was er suchte, und griff hastig zu. „Ihre Lehrerin —!“ rief er. „Ich höre mit Erstaunen, daß Sie sich der Kunst, dem Theater zuwenden wollen!“

Sie schwieg einen Augenblick. „Warum macht Sie das erstaunen?“ fragte sie. „Wären Sie damit nicht einverstanden?“

„Einverstanden —?“ entgegnete er. „Ueberrascht bin ich nur — ich wäre nie darauf gekommen, dergleichen bei Ihnen zu vermuthen! Sind Sie in der That schon ganz einig mit sich darüber?“

„Ich habe seit Kurzem die Bücher bei Seite gelegt,“ sagte sie, „und bin — nicht recht zum Studiren gekommen — Oh! sehen Sie nur — wie schön!“

Ein Flug Schwäne hatte sich erhoben und bewegte sich, die breiten Flügel schlagend, über die Wasserfläche fort, die ihr schneeweißes Gefieder leuchtend widerspiegelte. Die Gesellschaft spendete dem selten gesehenen Schauspiel lauten Beifall, und Katharina benutzte den Augenblick, sich der lebhaften Gruppe wieder zuzuwenden.

„Nun habe ich Euch mehr gezeigt, als ich an Sehenswürdigkeiten in Vorrath zu haben glaubte,“ rief die Frau Oberförsterin. „Es ist daher gerathen, jetzt den Rückzug anzutreten, denn um eine Steigerung wär' ich verlegen.“

Die Sonne senkte sich schon hinter die Hügel, als die Gesellschaft nach dem Forsthause zurückkehrte, und die Großeltern dachten bereits an die Stunde der Heimfahrt, viel zu früh für die Jugend. Zu der Gesellschaft der Alten hatte sich inzwischen ein junger Mann gefunden, Herr Reinhart, Candidat der Philologie und Hauslehrer der Söhne des Oberförsters. Man hatte ihm heute einen freien Tag gegönnt, der von ihm für einen Besuch in der Stadt benutzt worden war. Rothelm war überrascht, in ihm einen Studiengenossen zu finden, mit dem er einst, wenn nicht enger befreundet, doch in Verkehr gewesen, und die

Befanntschaft war schnell erneuert. — „Der junge Mann bringt unseren Kindern ein Opfer,“ sagte Frau Springmühl zu Hagen, „daß er sich mit ihnen in diese Einsamkeit vergräbt, wo er gar keine Anregung findet. Mich tröstet nur, daß die Landluft ihm dienlich ist, da er seine Gesundheit durch übermäßiges Studiren zu sehr angestrengt hatte.“

Während die Dämmerung sich schnell verbreitete und die Gesellschaft sich im Saal schon wieder zu einer Mahlzeit versammelte, trat Emilie zu Rätth, indem sie ihr zuflüsterte: „Wenn Sie den Mond aufgehen sehen wollen, so kommen Sie mit! Agathon ist schon am Ufer, wir steuern noch einmal in den See und lassen hier speisen, wer Lust hat!“ Die Mädchen machten sich hastig davon und fanden am Ufer nicht nur Agathon, sondern auch Wilibald Rothelm. Der Nachen wurde bestiegen, und ein paar Ruderschläge brachten sie in den See hinaus. Weber Emilie noch ihr Bräutigam waren romantische oder sentimentale Naturen, aber es trieb sie, einen glücklichen Tag voll auszukosten und sich einen schönen Abschluß nicht entgehen zu lassen.

In langgestreckten dunklen Massen lagen die Anhöhen jetzt um die Wasserfläche umher, aus deren ruhigem Spiegel die Sterne widerglänzten. Nur das Schlagen der Ruder und das Plätschern des Wassers unterbrach die Stille. Der Mond flog auf, groß und prächtig in herblichem Glanze, und im Genuß der feierlichen Ruhe setzte man die Ruder außer Bewegung und ließ den Rahn frei schweben. Da begann Emilie eine alte Weise zu summen, die sie von ihrer Mutter oft gehört hatte: „Trag' mich, Schiffelein, leise, leise, ruhig fort im Wellenkreise!“ Rätth kannte sie auch und fiel mit der zweiten Stimme ein. Bald erscholl es lauter durch die Nacht, die Mädchen freuten sich des weithin-schallenden Klanges ihrer Stimmen, und die jungen Männer lauschten in glücklichem Schweigen. — Wilibald glaubte nie einen ähnlichen Augenblick erlebt zu haben. Sein ganzes bisheriges Leben erschien ihm leer, öde, dürrig; er fühlte, daß eine neue Welt in seiner Seele aufgehe, hell und wundervoll blendend, bei deren Einblick Fragen, Bedenken, Zweifel noch nicht zur Sprache kamen.

Ein Rufen erscholl vom Ufer und trieb zur Heimkehr. Die reine Stunde ging zu Ende, aber sie ließ ihren Zauber im Herzen zurück, mit welchem die Phantasie Wünsche und Hoffnungen erreichbar und beseligend malte.

#### Achtes Capitel.

„Es ist schön, daß Sie vor unserer Abreise noch einmal kommen!“ sagte Fräulein Althaus, die Gesellschafterin der Frau von Lilburg, zu Wilibald Rothelm, der eben in das Zimmer trat. Er hatte seit lange die Beziehung zu dieser Dame vernachlässigt, aber die Nachricht, daß sie verreisen wolle, trieb ihn, das Versäumte durch einen Abschiedsbesuch auszugleichen. „Wir reisen schon morgen,“ fuhr Fräulein Althaus fort, „und bleiben wahrscheinlich den ganzen Winter in Paris, oder — ich glaube wir wissen selbst noch nicht so recht, wo. Sie müssen sich einige Minuten mit meiner Gesellschaft begnügen; Frau von Lilburg hat mit ihrem Arzte noch eine Unterredung.“ Rothelm fragte, ob die Dame leidend sei und die Reise damit zusammenhänge? „Nicht sowol körperlich leidend,“ entgegnete die Gesellschafterin, „obgleich —“

Sie brach ab, da sie schon zu viel gesagt zu haben glaubte. Allein sie schien anderen Sinnes zu werden. Hildegart Althaus, etwa ein Jahr älter als Wilibald, hatte diesem gegenüber, wenn sie allein waren, immer eine Art von geschwisterlichem Ton angeschlagen und darin wol schon anklingen lassen, daß das Zusammenleben mit Frau von Tilburg sie einige Selbstüberwindung koste. Sie war ein begabtes und gescheutes Mädchen von guter Erziehung, hatte mehr gelernt als andere, und hätte ihre Gaben in einer minder vortheilhaften Stellung lieber verwerthet, als in der Gesellschaft einer Frau, welche ihr vielfach räthselhaft war. Frau von Tilburg aber hatte sich seit den zwei Jahren, die sie seither mit einander lebten, mit solcher Zuneigung an sie gekettet, ja an sie geklammert, daß sie von keiner Trennung wissen wollte. Gleichwol war diese Zuneigung ohne Vertrauen, und Hildegart konnte nur vermuthen, daß innere Kämpfe viele Tage ihrer Freundin verbitterten. So mochte auch Hildegart ihr nicht volles Vertrauen schenken, vor Allem ihr nicht sagen, daß sie seit zwei Jahren Braut sei. Das Verhältniß mußte leider aus Familienrücksichten geheim gehalten werden, und vielleicht erst von einer fernen Zukunft war eine glückliche Lösung zu erwarten. In einer freieren Stellung hätte sie Briefe von ihrem Bräutigam ungehindert erhalten können, und es peinigte sie, diese jezt auf geheimem Wege empfangen zu müssen, während Frau von Tilburg ebenfalls schriftliche Heimlichkeiten hatte und häufig nach dem Empfang verbrannte. An ein Entgegenkommen und Mittheilen war nicht mehr zu denken, nachdem zwei Jahre lang das Verbergen sich ausgebildet hatte, zumal Hildegart bei aller Theilnahme für die ältere Freundin ihr Innerstes längst gegen sie verschlossen hatte. Was sie zu verschließen hatte, waren unschuldige Hoffnungen eines treu ausdauernden Herzens; vor den Geheimnissen ihrer Freundin hatte sie ein beängstigendes Gefühl, in welchem sie dem Vertrauen endlich mehr auszuweichen, als es zu erhalten suchte.

„Es wird auch Ihrer Beobachtung nicht entgangen sein,“ sagte Hildegart, ihre Stimme dämpfend, „daß irgend ein Kummer unsere Freundin bedrückt, was denn auch auf ihr körperliches Befinden Einfluß übt. Sie soll sich zerstreuen, andere und freundlichere Eindrücke suchen. Ich vermuthete, wir kehren früher zurück, als wir uns die Reisezeit gesteckt haben. Wir wär' es schon recht, wenn nur —“

Im Nebenzimmer hörte man etwas lauter sprechen, und gleich darauf das Schließen einer Thür. Fräulein Althaus erhob sich, und schon trat Frau von Tilburg ein. Unverhehltes Wohlwollen stand in ihren Zügen, als sie Rothelm die Hand zum Willkommen reichte. Aber diese Züge waren tief beschattet, und Wilibald fluchte vor ihrem Aussehen. Er wollte sein längeres Ausbleiben entschuldigen; sie aber wehrte ihm, indem sie begann: „Sie haben im Voraus Absolution, junger Freund! Sie sitzen über Ihrem gelehrten Werke, brauchen Ihre Zeit und brauchen andere Anregung, als Sie in diesen Frauengemächern finden. Nun, wie ist es? Sie waren fleißig? Geht die Arbeit vorwärts?“

Wilibald hätte vor sich selbst erröthen mögen, denn leider war die Arbeit in den letzten Wochen so gut wie gar nicht vorwärts gegangen, was er freilich hier nicht eingestehen mochte. Frau von Tilburg aber wartete seine Antwort

gar nicht ab, da sie seinen Fleiß als selbstverständlich erachtete, und fuhr fort: „Eben ist Ihr Vetter, Herr von Morbach, von mir gegangen. Der gute Arzt hat mir eine Zerstreuungscure verordnet. Wir gehen zuerst nach Wien, liebe Hildegart — das wurde eben ausgemacht. Der Doctor wünscht, daß ich einen Arzt dort besuche.“

Sie wurde unterbrochen durch die Meldung, daß Baron Seligmann aufzuwarten wünsche. „Ach — Gott!“ sagte sie in einem Tone, der deutlich verkündigte, wie lästig ihr der Besuch sei. „Doch,“ fuhr sie bei Seite und halb lächelnd fort, „er bringt wahrscheinlich Reisegeld — er muß wol empfangen werden. Nun denn — sehr willkommen!“ Rothelm wollte dem Besuche weichen; sie aber bat ihn dringend, zu bleiben, und winkte zugleich Hildegart, das Zimmer nicht zu verlassen.

Baron Seligmann rauschte herein, ein Mann von stattlicher Höhe und brillanter Erscheinung, in welcher sich das kühnste Selbstbewußtsein ausdrückte. Vom Glück unerhört begünstigt, berechnete er seinen Besitz auf viele Millionen, war in den Adelsstand erhoben und hatte durch Geschäfte und Entgegenkommen Tausende von Leuten, bis in die Hofkreise, von sich abhängig gemacht. Er war Wittwer, seine einzige Tochter an einen Doctor Erbacher verheirathet, einen sehr geschätzten Arzt in der Hauptstadt. Obgleich Großvater, ließ es Baron Seligmann doch lächelnd gelten, daß man ihm nachsagte, er gehe auf Freiersfüßen; ja er machte gar kein Hehl daraus, daß er zu den Männen gehörte, welche um Frau von Tilburg sich noch bewarben. Ihr Vermögen stand in seinem Geschäft, er kannte ihre Mitgift. Er selbst aber war noch ein Mann, der zu siegen hoffen konnte. In seinem großartigen röthlichblonden Badenbart nach englischem Schnitt war noch kein weißes Haar zu erspähen — vielleicht ließ er die Kunst auch dabei walten — ebensowenig in seinem kräftigen Haarwuchs, der stets als ein Meisterstück der Frisirkunst gelten konnte, die sonst heutzutage auf Männerköpfen der individuellen Freiheit mehr und mehr gewichen ist. In seiner Kleidung ein Spiegel der Mode, sogar nach stark jugendlicher Seite hin, dazu weltmännisch, selbstvertrauend und nicht ohne angenehme Manieren, in englischer, französischer, italienischer, russischer Sprache völlig gewandt, galt er für eine der glänzendsten Persönlichkeiten, und sein Haus als das vielleicht großartigste der Hauptstadt.

„Nun, lieber Baron, was bringen Sie mir noch zum Abschied?“ rief Frau von Tilburg dem Eintretenden entgegen.

„Zuerst mein tiefes Bedauern über den Abschied, dann den pflichtschuldigen kleinen Dienst des unterthänigen Slaven!“ Er überreichte ihr eine Briefftasche, welche sie auf ein Nebentischchen warf. „Aber, meine Gnädigste,“ fuhr er fort, „ist es nicht wahrhaft herzlos gegen Ihre Freunde, jetzt zum Beginn der Saison zu verreisen? Wir sind ganz unglücklich über diesen Entschluß — wahrhaft trostlos! Was sollen uns Gesellschaften ohne Ihre Gegenwart? Sie stehlen uns den Mittelpunkt aus allen unseren Zirkeln!“

Frau von Tilburg lachte, mit abwehrender Handbewegung. „Baron!“ rief sie, „wenn für Alles so leicht ein Ersatz zu finden wäre! Signora Carola Rinuccini braucht nur am Arme des Baron Seligmann im Saal zu erscheinen, und der neue Mittelpunkt für die Gesellschaft ist geschaffen.“ Es war der Name

der schönen und gefeierten Primadonna von der italienischen Oper, die eben ihre Vorstellungen eröffnet hatte. Baron Seligmann fühlte sich ein wenig ertappt und verwirrt, denn er hatte nicht vermuthet, daß seine Privatbuldigungen schon bekannter geworden. Aber er lachte mit und sagte: „Wer in solchen Fällen leugnet, macht Zugeständnisse! Also leugne ich nicht, daß ich die Minuccini für eine bedeutende Künstlerin und piquante Erscheinung halte. Aber sie kann nur ein Wandelftern sein gegen die Alles überstrahlende Sonne.“

Die Sonne machte ein gelangweiltes und sehr verdüstertes Gesicht. „Ich räume den Platz für die Wandelfterne,“ sagte sie, „und wünsche für den Winter fröhlichen Reigen! Gern hätte ich Ihre Frau Tochter noch gesehen, und bedauere, sie nicht zu Hause gefunden zu haben. Grüßen Sie sie, und ebenso Ihren Enkel, meinen kleinen Cavalier!“

Baron Seligmann liebte es eigentlich nicht, auf seine verheirathete Tochter angesprochen zu werden, und nun gar die Erwähnung seines sechzehnjährigen Enkels war ihm eine bittere Pille, nicht bequem zu verschlucken, zumal in Gegenwart Rothelms, den er für einen, wenn auch ungefährlichen, Nebenbuhler in der Gunst der Dame des Hauses hielt. Er übergang die letzte Beziehung auf seine Familie und begann: „Fröhlichen Reigen für den Winter! Wie können Sie uns den wünschen! Gibt es gar kein Mittel, Sie früher zu uns zurückzulocken? Von meinem Maskenball im Januar will ich nicht reden — obgleich das ein Zeitpunkt wäre, wo Sie uns durch Ihre Heimkehr beglücken sollten! Ich habe mir große Dinge für diesen Maskenball ausgedacht. Der vorjährige bei Hofe war schön, sehr glänzend, sehr künstlerisch — der meinige soll weit darüber hinaus. Ich habe die Künstler dafür schon engagirt. Für drei Quadrillen lasse ich selbst die Costüme in Paris machen —“

„Aber Baron, wir sind noch in den Octobertagen, und Sie denken schon an den Trödel für den Januar!“

„Pah, Trödel! Gnädigste! Sammet, Seide, echte Goldstickerei — wir wollen den Aufwand nicht scheuen. Man muß bei Zeiten anfangen. Lassen Sie sich erbitten, kommen Sie zu meinem Maskenballe zurück und seien Sie die Königin des Festes!“

Frau von Lilburg wich geschickt aus, der Baron fuhr fort sie zu unterhalten, und Rothelm konnte nicht umhin, die Unterhaltung recht langweilig zu finden. Er begann ein Seitengespräch mit Fräulein Althaus, sah nach der Uhr und fand es schädlich aufzubrechen, denn es lag am Tage, daß Baron Seligmann vor ihm nicht vom Platze weichen werde. Die Dame des Hauses erhob sich mit ihm, reichte ihm die Hand und sagte: „Leben Sie wohl und schaffen Sie fleißig für uns arme Kinder der Welt, die Nichts weiter können, als sich an dem Geschaffenen freuen! Ich hoffe, das Buch wird fertig sein, wenn ich wiederkomme!“ Hildegart begleitete ihn bis an die Thür und sagte halblaut: „Noch vor dem Januar sind wir wieder da, wenn auch nicht wegen des Balles.“ —

Rothelm war froh, den Besuch hinter sich zu haben. Wenn er auch die freundschaftlichen Gesinnungen der beiden Damen nicht unterschätzte, so war doch der Mann, der die Wucht seiner gesellschaftlichen Stellung so bedeutend, sich selbst aber so flüchtig habe zu erkennen gab, gar nicht nach seinem Geschmack.

Er begriff nicht, wie Frau von Tilburg ihn um sich duldete, ließ ihm aber gern die Schranken und den Ringlauf allein. Denn zu allen früheren Beziehungen waren ihm die inneren Fäden schon abgerissen, und nur der Form nach ließ er sie halb und halb bestehen. Sein Denken und Streben hatte nur noch ein Ziel. Es ging nicht weit, von seiner Wohnung zum Nachbarhause, wo er ein täglicher Gast und beinahe wie zur Familie gehörig erschien.

Es hatte sich in den letzten Wochen und seit jenem Waldausfluge mancherlei verändert, und zwar in froher und beglückender Weise. Herr Hagen war zum Vormund der Kinder eingesetzt worden, und das Gefühl, für Jemand zu leben, zu sorgen, eine Pflicht für die Gegenwart und Zukunft zu haben, übte einen sehr günstigen Einfluß auf ihn. Manche Härten und Rauheiten schmolzen aus seinem Wesen hinweg, er duldete nicht nur Heiterkeit um sich her, er begünstigte sie sogar und war auf seine Weise selbst heiter, wenn Gespräch und Sachen um den Tisch ging. Katharina wohnte nun im Hause und hatte einige Zimmer des oberen Geschosses erhalten; Henriette war in ihrer Nähe untergebracht worden. Hagen hatte dieser in Erwägung gegeben, ob nicht bei der Vergrößerung des Hausstandes noch eine Magd in Dienst genommen werden müsse. Aber Henriette fühlte dadurch ihren Stolz beinahe verletzt und ihre Eifersucht gegen fremde Dienste aufgeregt. Sie gab zu bedenken, daß sie mit ihren Eltern schon drei Personen zur Abwartung der Hausgeschäfte seien, und das genüge durchaus, wo die Herrschaft auch nur aus drei Personen bestände. Es lag in ihrer Natur gar kein Trieb, ihre Vertrauensstellung zu überschätzen oder zu mißbrauchen, wodurch diese dann mehr befestigt wurde, als es durch kluge Berechnung hätte geschehen können. — Hagen trug Sorge, Katharinens Zimmer hübsch und zweckmäßig herzustellen. Er betrachtete die alten Möbel und meinte, es sei am besten, wenn er neue und modernere für seine Mündel anschaffe. Er selbst hing an diesen Dingen gar nicht, er bediente sich ihrer, weil sie da waren. Das alte Haus hätte abbrennen mögen, er würde es nicht beklagt haben, sondern ruhig in ein neues gezogen sein. Er war frei von traditionellen Begriffen oder Anhänglichkeiten; das Neue war ihm immer recht, wenn er es als zweckmäßig erkannte. Seine wenig modischen Kleider sogar trug er nur so, weil der Schneider sie ihm so machte; vielleicht nach dem Muster eines älteren Rockes, oder weil er wußte, daß alte Herren sich meist nach irgend einer Mode kleiden, bei der ihr Geschmack oder ihre Bequemlichkeit einmal stehen geblieben war. Hätte der Schneider ihm einen moderneren Anzug geliefert, Hagen würde ihn ohne Anstand getragen haben. So war er auch den Veränderungen im Hause nicht abgeneigt. Rätth aber wollte davon Nichts wissen und bat nur um die Erlaubniß, aus dem Vorhandenen selbst Etwas für ihre Zimmer zusammenstellen zu dürfen. Und als sie den Hausherrn dann einlud, ihre Einrichtung zu betrachten, mußte er lächelnd bekennen, daß sie aus dem Urväterhausrath ein ganz zweckmäßiges und hübsches kleines Ganzes geschaffen hatte.

Sein Verhältniß zu Katharina gestaltete sich vom Tage ihres Einzugs an für ihn sehr beglückend. Sie kam ihm einfach, offen, herzlich entgegen, wußte sie doch, daß er weicher empfinden konnte, als er sich den Anschein gab. War ihre Dankbarkeit für die Hilfe und Sorge, die er für ihren Bruder geleistet

und getragen, grenzenlos, so rechnete sie seiner Güte nicht minder hoch an, daß er sie selbst in seinen Schutz aufgenommen, in welchem sie sich sicher und dazu freier und glücklicher fühlte als jemals. Aber es war mehr als Dank, was sie für Hagen empfand; es war beinahe das kindliche Gefühl einer Tochter, vereint mit dem Bestreben, das Leben ihres Beschützers, durch welches, wie sie annahm, viel Trauriges gegangen sein mußte, nach ihren Kräften und seinen Wünschen zu erheitern. Der Erfolg ihres Bestrebens zeigte sich bald. — Anfangs hatte Hagen seine Aufmerksamkeit und Sorge mehr Benno zugewendet, dessen Zustand aufmerksamere Hilfe forderte und dessen Lage gefährlicher war; er hatte sogar ein gewisses Vorurtheil gegen Katharina überwinden müssen, welches sich hauptsächlich auf ihre beabsichtigte Laufbahn gründete. Ein wilder Thorenstreich konnte einem Knaben verziehen werden und vielleicht nicht so bedenklich sein; der abenteuerliche Plan (wie er ihn nannte) eines Mädchens machte ihn behutsam und argwöhnisch, er vermuthete darin ernstere Ursachen. Nachdem nun aber die schwerere Besorgniß um Benno's willen ihm mehr geschwunden war und er die reine Natur des Mädchens erkannt hatte, verdoppelte sich seine Theilnahme für Katharina und weckte mehr beglückende und reine Empfindungen in seiner Seele, als er selbst in sich gekannt hatte. Die Gegenwart eines jungen Mädchens in einem Hause wirkt in allen Beziehungen belebender, froher, durchgreifender, als die eines Knaben oder Jünglings. Dieser führt mehr ein Dasein für sich, das Haus ist ihm nicht die Welt; das Mädchen lebt für Andere und weiß in der kleinen Welt des Hauses die Freude heimisch zu machen, welche draußen oft vergeblich gesucht wird.

Katharina hatte nicht die Absicht, ein müßiger Gast im Hause zu sein. Sie brauchte Beschäftigung, sie wollte ihrem Vormund dienen und nützen. Sie wollte auch lernen, und es bereitete ihr große Freude, daß er selbst sich anbot, ihr mit Unterricht in neueren Sprachen zu Hilfe zu kommen. Sie mochte sich auch die Hauswirthschaft und Küche nicht entgehen lassen. Daß sie auch hier von Frau Martin und ihrer Tochter zuerst nur zu lernen habe, verhehlte sie sich nicht und war klug genug, in ältere Rechte nicht voreilig einzugreifen. Da sie aber Henriettens Gunst und Zuneigung gewonnen hatte, machte es sich bald von selbst, daß man Katharina's Stimme und Anordnungen in Rechnung nahm und ihr die oberste Leitung zugestand. — Auch Gesellschaft kam in das früher einsame Haus. Emilie Springmühl machte Katharina ihren Besuch, und es gestaltete sich ein Verkehr zwischen den jungen Mädchen. Ein täglicher Gast aber war der junge Nachbar, der mit Büchern und unter sonstigen Vorwänden erscheinend, die abendliche Unterhaltung wissenschaftlich zu beleben wußte. Es wurden förmliche Vorträge und Lehrstunden daraus, die sich sogar der Hausherr nicht entgehen ließ, um auch auf diesem Gebiet mit den Kindern zu leben.

So kam der erste Winterschnee heran, der Haus und Garten bedeckte und eine lange Zeit ohne Sonne, Laub und Blüthen in Aussicht stellte. Aber er schien den Bewohnern der alten Räume doch neues Behagen und neue Freuden zu verkünden. Und auch für einen Ersatz der grünen Natur war gesorgt, denn die Fenstergärten und Blumentische der Zimmer wußten sich, unter Mithilfe des Nachbar Gärtners und der Obhut Katharina's, den Wünschen der Menschen



anzubequemten und wechselten unter einander ab mit Blüthen, Duft und Farben.

Eines Morgens beim Frühstück sah Hagen von seiner Zeitung auf und sagte: „Nathan der Weise — im Schauspiel! Ihr seid noch nicht im Theater gewesen. Henriette mag Euch heut' Abend begleiten.“

Benno sprang jubelnd auf, und sein Erstes war, zu Wilibald zu eilen, um ihm das Glück mitzutheilen. Dieser übernahm sofort die Besorgung der Einlaßkarten, um sich den vierten Platz in der Reihe nicht entgehen zu lassen. — Der Abend wurde für alle Betheiligten zum Feste. Henriette saß heute nicht hoch oben, beschaulich einsam unter der Masse, sondern unten in seiner Gesellschaft, und erblickte mit Erstaunen in der Nähe, was ihr sonst unerreichbar fern gelegen. Ihre Andacht wurde dadurch noch feierlicher. Und Rätth und Benno theilten ihre Stimmung, zumal dieser noch nie ein größeres Schauspiel gesehen hatte. Rothelm freilich fing schon in den Zwischenacten an, über die Darstellung zu kehren — Henriette sah ihn mit Erstaunen an und kam zu der Befürchtung, der Charakter des jungen Mannes sei am Ende doch nicht so fleckenlos, als sie angenommen hatte. — Trotz seiner Reherei aber wandelte auch er in der besten Stimmung mit nach Hause, und es bedurfte kaum der Einladung für ihn, den Thee mit der Gesellschaft zu nehmen. Der Vormund hatte seine Freude an der glücklichen Unbefangtheit, mit welcher die Seinen sich dem Eindruck hingaben. Alles war gut, schön, herrlich gewesen. Auch Rothelm hielt mit seinen Ausstellungen zurück und ließ die Jugend erzählend nachgenießen. Endlich, nachdem die helle Fluth des Gespräches sich schon mehr verlaufen, nahm Hagen Katharina's Hand und fragte: „Nun? Nicht auch Lust bekommen, die Recha selber einmal darzustellen?“

„O nein!“ rief Rätth, indem sie ihn glücklich ansah: „Das liegt weit, weit — und ist für immer überwunden!“ — Wilibald athmete innerlich auf, diese Bestätigung aus ihrem eigenen Munde zu erfahren. Zu fragen hatte er nie gewagt, wie denn sein Wesen Katharina gegenüber, bei aller Heiterkeit des Verkehrs, ziemlich schüchtern und zurückhaltend war. Wenn er ihr eigenes Wesen, ihr Walten im Hause betrachtete, konnte er sich nicht denken, daß sie an ihrem Vorsatz noch festhalte; dennoch sollte die Befürchtung ihm dauern, bis zu dieser Stunde, die ihm neue Hoffnung gab. Und Katharina hatte Recht, wenn sie sagte, daß das weit hinter ihr liege. Es war ausgegeben ohne inneren Kampf, wie Etwas, das man in einem sonderbaren Traume gewollt hat und worüber man sich nur noch verwundert.

Hagen gewährte fortan den Kindern gern den Besuch des Schauspiels, zumal ihre Wünsche immer auf das Erhabene und Classische gerichtet waren. Henriette begleitete sie nur selten. That sie es aber, dann war sie nicht mehr zu bewegen, den Platz neben ihnen einzunehmen. Sie wußte, wo sie hingehörte, ja es behagte ihr sogar besser auf den schwülen Höhen, und erst am Ausgange vereinigte sie sich wieder mit der Jugend.

Für Benno's Erziehung hatte Hagen für's Erste so gut wie gar keinen Plan gemacht. Den Winter über sollte er jedenfalls in seinem Hause bleiben, theils durch Rothelm, theils durch den Vormund selbst unterrichtet. Benno

zeigte viel Eifer für die Naturwissenschaften. Es war nicht nur das Sammeln von Naturproducten, wie es die Mehrzahl der Anaben in einem gewissen Alter betreibt, sondern ein tiefer gehendes Interesse, welches das Große und Ganze der Natur umfaßt. Hagen hieß das willkommen und suchte ihn zu fördern. Und so war Benno bei seinem Vormund in der besten Schule und lernte durch ihn in Unterhaltungen, Erklärungen und durch Hinweise mehr und das Wissenswerthe schneller und früher, als mancher Student es erreichen kann. Ueber das Beobachten war Hagen nun hinaus, er glaubte seinen Pflegesohn so ziemlich zu kennen. Die Mängel, welche man ihm von Seiten der Schule beigelegt hatte, konnte er nicht entdecken, dagegen andere Fehler, welchen durch ernsten, ruhigen Zuspruch leicht zu begegnen war. Und da der Anabe gut einschlug, immer beschäftigt und regsam war, so ließ er ihm Freiheit, zu gehen und zu kommen, auch wol Bekanntschaften zu machen. Es dauerte nicht lange, so hatte Benno einen Freund. Er erzählte Wunderdinge von ihm und stellte ihn als das Ideal aller Vollkommenheit dar. Er hatte ihn an dem anständigsten Orte kennen gelernt, nämlich im Museum. Dort in den Bildersälen waren sie auf einander aufmerksam geworden, hatten sich öfter dort gefunden und ihre Herzen endlich gegen einander aufgeschlossen. Gegen die Familie ließ sich auch Nichts einwenden, denn Siegmund Erbacher war der Sohn eines geachteten Hauses und der Enkel des Baron Seligmann. So konnte Hagen, als Benno den Besuch des Freundes für die nächsten Tage ankündigte, sein: „Schön! Schön!“ mit gelassener Billigung aussprechen.

Und der Freund erschien. Siegmund Erbacher war trotz seiner sechzehn Jahre nur klein, aber von zierlicher und eleganter Figur; der Krauskopf von glänzendem Schwarz, das Gesicht vom feinsten orientalischen Schnitt und brillanten Farben; die Kleidung untadelhaft modisch, bis auf die lila Glacéhandschuhe, das Betragen ganz gesellschaftsmäßig. Er sprach mit einer Anabenstimme gewandt und fließend und wußte eine Unterhaltung zu führen. Er sprach eben so fließend englisch wie französisch — das war ihm durch Gouvernanten von früh auf anezogen worden — Herr Hagen, der sofort die Probe machte, mußte es anerkennen. Siegmund Erbacher spielte auch das Clavier, und nun gar auf der Violine war er concertfähig. Sein Lehrer, einer der ersten Meister des Bogens, hatte erklärt, Siegmund könnte darauf reisen, wenn er es nöthig hätte. So war dieses vollendete Kind der Residenz. Liebenswürdig plaudernd und schwatzend saß er da, und zwar, wie es sich schickte, meist der Dame zugewendet, hier Katharina, welche ihn mit lächelndem Erstaunen betrachtete. Hagen aber ließ seine Blicke auf ihm ruhen mit einem Gesicht, wie man etwa ein merkwürdig niedliches Insect betrachtet, mit dem Wunsch, es unter die Lupe zu nehmen. Das erstaunteste Gesicht aber machte Henriette, da sie den Gast draußen erblickte, als er sich verabschiedete. Sie hatte sich den gepriesenen Freund, den voraussichtlichen Erben vieler Millionen, merkwürdiger Weise — zu Pferde gedacht. Und nun stand er zu Fuß da, als ein Bäckchen mit rothen Backen! Vielleicht hatte man ihr früher einmal irgend einen Reiter in ähnlicher Lebenslage gezeigt, der in ihrer Phantasie für dergleichen typisch geblieben war. Kurz, sie war enttäuscht, und es wurde ihr schwer, an die Vortrefflichkeit des

Freundes zu glauben. Der Verkehr war aber angebahnt und wurde mit großem Eifer von beiden Seiten festgehalten.

Es ergaben sich sogar Vortheile für die winterliche Unterhaltung daraus. Da Hagen wußte, daß Katharina sang — ihr verstorbener Vormund, der Musicus, hatte ihre Stimme geschult — überraschte er sie eines Tages durch ein Pianino, welches in ihr Wohnzimmer gebracht wurde. Es war etwa seit acht Tagen im Hause, als das kleine Genie seinen ersten Besuch machte. Nun kam dieses mit seiner Geige und brachte Duos mit; es brachte ganze Stöße von Gesängen der neuesten Componisten und begleitete und übte mit Räthy Alles durch. Diese fühlte sich dadurch angeregt — die Musik hatte bei ihr so lange geruht, daß sie mit Vergnügen darauf einging. Siegmund wurde ein sehr häufiger Gast; es gefiel ihm auch sonst im Hause, vielleicht gerade im Gegensatz zu der modernen Pracht in der Wohnung seiner Eltern. Das Altmodische der Einrichtung fand er hinreißend, eine Commode bezaubernd, ein ziemlich unbequemes Sopha, mit Rohrgeflecht und Rissen, himmlisch und entzückend (er kannte Bezeichnungen nur in der höchsten Steigerung) und machte seiner Mutter die erstaunlichsten Schilderungen. Auch abgesehen von diesen, konnte es nicht fehlen, daß sich bei dem regen Verkehr der jungen Leute eine Beziehung der Familien anbahnte. Der Medicinalrath Erbacher fuhr eines Tages vor, um sich für die Freundlichkeit zu bedanken, mit der man seinen Sohn aufgenommen. Als Hagen den Besuch erwiderte, fand er den Doctor zwar nicht zu Hause, wurde aber von der Hausfrau empfangen und fand eine sehr angenehme und gebildete Dame in ihr, welche ihm erzählte, daß ihr Siegmund seinen Pflegesohn vergöttere.

Der Einzige, der seit dem Eintritt des kleinen Genies in das Haus unzufrieden war, weil er selbst dadurch zu kurz zu kommen glaubte, war Wilibald Rothelm. Die Plauderabende und Unterhaltungen über Kunst und Alterthum hatten fast ganz aufgehört. Katharina's Gesang erfreute ihn, aber das Uebermaß des Geigenspiels, welches sich breit machte, verstimmte ihn. Er hatte den Knaben früher nie gesehen, kaum Etwas von seiner Existenz gewußt. Vor einigen Jahren war er einmal in einer Gesellschaft bei Baron Seligmann gewesen, hatte aber das Haus seitdem nicht wieder betreten. Der Mann war ihm widerwärtig, und so blickte er mit einem Vorurtheil auch auf dessen Enkel, der ihm im Hause Hagen's den Verkehr störte. Als er eines Tages mit einer Mappe voll Zeichnungen kam, trat ihm Räthy entgegen mit den Worten: „Dazu werden wir heute kaum Zeit finden! Die Violine wird bereits gestimmt — hören Sie nur!“

Er verhehlte seinen Mißmuth nicht. „Wo die Musicanten hinkommen,“ sagte er, „hört jede vernünftige Unterhaltung auf!“ — Katharina stuzte, aber sie merkte sich seine Worte. Er habe vielleicht nicht Unrecht, dachte sie, und überdies — sie hatten einem Knaben doch zu viel gesellschaftliche Rechte im Hause eingeräumt! Sie mochte ein Duo mit Siegmund für's Erste nicht hindern, dann aber erhob sie sich und erklärte, der Rest des Abends gehöre einer anderen Kunst. Wilibald dankte ihr im Herzen und packte seine Mappe aus. Bei der Unterhaltung zeigte sich das kleine Genie ebenso angeregt, wie bei der Musik, und sehr bereit, zuzuhören und zu lernen. Und so kam es auch an manchen der folgenden gemeinsamen Abende zu einer Theilung der Kunstbestrebungen, und

mancher andere ging dahin, an dem die Geige gar nicht zur Sprache kam oder zu Hause blieb, und nur fröhliches Gespräch die Stunden ausfüllte. —

Es war aber auch in dieser Zeit, daß das Verhältniß der Geschwister sich innerlicher gestaltete. Sie hatten immer sehr zu einander gehalten — waren sie doch, sonst aller Familie los und ledig, Eines auf das Andere angewiesen. Regener und sorgsamer war das Gefühl bei Katharina für den jüngeren Bruder gewesen, als bei Benno. Aber als dieser nach einer harten Erfahrung, die er sich selbst erschaffen, jetzt zum Bewußtsein gekommen und unter freundlicheren Umgebungen seine eigentlich innere Entwicklung begann, vertiefte sich seine Empfindung für die Schwester und kam auch bei der Schwärmerei für den neuen Freund nicht zu Schaden. — Eines Tages saßen Beide in abendlicher Dämmerstunde beisammen, in Erwartung des Vormunds, der ausgegangen war. Sie sprachen von ihrer Kindheit, von der überraschenden und glücklichen Wendung der Gegenwart, und ließen auch in die Zukunft ihre Blicke schweifen. „Es ist doch sonderbar,“ sagte Benno, „daß wir gar Nichts von unseren Eltern wissen! Wer waren sie? Wo sind wir hergekommen? Andere Leute haben Verwandte, wir aber haben Niemand; es ist, als ob wir aus der Erde gewachsen wären. Ich glaube, die schwarze Hilpah, die uns früher zuweilen besuchte, weiß auch Nichts über uns, oder sie könnte es in ihrem Raubertwelsch von Sprache nicht sagen. Wie lange ist es wol her, seitdem Du sie im Hause des verstorbenen Vormunds gesehen hast?“

„Es mag ein Jahr vor seinem Tode gewesen sein,“ entgegnete Rätth.

„Du warst doch drei Jahre alt, als wir zu Herrn Schwarz gebracht wurden — hast Du irgend eine Erinnerung an die frühere Zeit?“

„Nur ganz traumhaft,“ entgegnete Rätth. „Deutlich steht mir eigentlich nur die alte schwarze Hilpah da. Aber eine andere Erinnerung habe ich bewahrt. Kannst Du des Tages noch denken, als Hilpah uns einmal aus dem Hause des Vormunds abholte — er war aufgebracht und mochte uns ihr nicht anvertrauen — und zu einer Dame führte, die zu einem kurzen Besuche angekommen? Ich mochte acht Jahre alt sein, und es steht mir Alles deutlich vor Augen. Es war in einem Garten vor der Stadt. Die fremde Dame nahm uns in die Arme und küßte uns.“

„Ich weiß!“ fiel Benno ein. „Sie hätschelte mich und ließ Dich bei Seite stehen. Ich wollte mir das von der Fremden nicht gefallen lassen und war sehr unartig. Rätth — kannst Du Dir denken? — ich glaube, ich habe diese Frau später wiedergesehen!“ — „Wann? Wo?“ fragte die Schwester gespannt. — „Es ist noch nicht lange her,“ entgegnete Benno. „An dem Tage, da ich zum letzten Mal die verwünschte und ewig bereute Hanswursthjade trug. In der albernen Hekjagd durch die Leute sprang ich in einen Wagen und mußte einen Augenblick darin sitzen bleiben, denn ich sah mit Erstaunen in ein bekanntes Gesicht. Es ist möglich, daß sie auch mich erkannt hat, denn sie fuhr zusammen und schrie auf. Allein es kann auch der bloße Schreck über meine Frechheit gewesen sein. Mein Gesicht war ziemlich bemalt.“

„Nicht so sehr, als Du wähnst!“ meinte Rätth. „Ich habe Dich doch auch erkannt.“

„Nun meinetwegen!“ rief Benno. „Was geht mich die Person an? Aber wie kommst Du auf sie zu sprechen?“

Katharina zögerte, allein endlich dem Drängen des Bruders weichend, sagte sie: „Ich habe so ein Gefühl, sie könnte — uns näher stehen —“

„Räthh, was fällt Dir ein! Du denkst doch wol nicht gar, daß sie unsere Mutter sein könnte? Nun, wahrhaftig, so Etwas hätte mir niemals ein Gefühl gesagt! Diese Person, die uns zu fremden Menschen gab — was rede ich! Du erinnerst Dich doch, wie sie Dich damals stehen ließ und nur sagte, Du wärest schlecht angezogen, während sie mich lieblos anwollte! Ich weiß heut' noch, wie es mich empörte, daß sie Dich kalt bei Seite schob. Diese Frau — meine Mutter? Gott bewahre mich! Das Weib ist mir unangenehm, widerwärtig!“

„Sie könnte doch unglücklich sein!“ meinte Räthh. „Traurige Verhältnisse können sie gezwungen haben.“ —

„Ja wohl!“ rief Benno — „ihre Kinder in der Welt umherlaufen zu lassen und selbst in der Kutsche spazieren zu fahren! Unsinn!“ Er lachte laut auf und machte sich lustig über den wunderlichen Einfall der Schwester. „Nein,“ fuhr er fort, „für mich gibt es dergleichen nicht mehr! Und wenn ihrer zehn Mütter kämen, und jede wär' eine Prinzessin, und hätte sogar einen Vater hinter sich, ich jagte sie alle zum Kukul! Wer mich zum Sohne haben will, mußte es mir früher sagen! Eine solche Ueberraschung erlasse ich ihm jetzt. Räthh — auf was für Abentheuren kommen wir! Es gibt nur Einen, dem ich ein Recht über mich zuspreche, und das ist Vormund Hagen! Er hat mich zu einem neuen Dasein erweckt, ihm danke ich, ihn verehere und liebe ich! Er hat mich mit Dir wieder vereint, und das ist sehr viel für uns — nicht, Räthh?“

„Ja, Benno, sehr viel! Bei ihm wollen wir ausharren und auch ihm Liebes zu thun suchen. Denn er hat einsam gelebt, und ich weiß, daß er Liebe braucht, daß er sie entbehrt hat, und daß wir ihm Etwas sein können!“

### Neuntes Capitel.

Das alte Haus umfaßte glückliche Bewohner. Waren die Tage draußen grau und düster, drinnen war heitere Stimmung und Thätigkeit. Hingen die Eiszapfen am Dach, man fand sie behaglich und lustig; bekleidete der Frost die Baumgezweige mit kristallenem Reif, man freute sich der winterlichen Pracht. Fiel der Schnee, und lagerte sich höher und höher über den Garten, die Jugend jagte mitten hindurch und nahm es für neue Lustbarkeit. Waren die Tage kurz, die Abende waren lang und schön, brachten gemeinsames Lesen und Lernen, brachten fröhliche Unterhaltung und Kurzweil aller Art. So ging es über die Mitte des December. Jeder fing an, Heimlichkeiten zu haben, und arbeitete und versteckte Etwas vor dem Anderen. Der deutsche Weihnachtsbaum mit seinen Lichtern beleuchtete alle die Ueberraschungen, und Hagen und die Kinder, Henriette und ihre Eltern fanden, daß er ihnen im Leben noch nie so schön und so tief in das Herz geleuchtet habe. Das fand auch Rothelm noch hinterdrein, der später erschien und sich außer Athem gelaufen hatte auf dem Wege von seinen Verwandten hierher, da er, wie er fühlte, heute unbedingt hierher gehörte.

Ja, er fühlte, daß sein Herz an dieses Haus gekettet sei, daß er Katharina mit der ganzen Macht seiner Seele liebe. Nicht mit wunschloser Schwärmerei, sondern mit dem innersten Bedürfniß, alle Lebensgeschicke mit ihr zu theilen. Daß er ihr nicht gleichgültig sei, glaubte er erkannt zu haben, aber noch war kein Wort der Andeutung zwischen ihnen gesprochen worden. Er hatte von ihr vernommen, daß es ihr fester Vorsatz sei, ihr Leben ganz ihrem Vormund und Pflegevater zu widmen. Ein solcher Vorsatz würde schwer zu erschüttern sein, sagte er sich. Er hatte sie in ihrer Pflichterfüllung streng, in ihren Ansichten ernst und gesetzt kennen gelernt, er traute ihr zu, daß, wäre ihre Neigung selbst der seinigen gleich, Katharina fähig wäre, dieselbe ihrem Pflichtgefühl zum Opfer zu bringen. Und wie sollte er vor ihren Vormund treten und um sie werben? Er hatte eine Anstellung, die ihm zweihundert Thaler einbrachte; was er darüber hinaus für seinen Lebensunterhalt brauchte, mußte er sich durch schriftstellerische Arbeiten erwerben. Ein Hausstand war darauf nicht zu gründen, noch hätte er die Geliebte niedrigen Sorgen preisgeben mögen. Er hegte Hoffnungen, große Hoffnungen, welche ihm sein Talent, seine Kenntnisse und seine Arbeitskraft noch erfüllen sollten — aber Ansehen, Bedeutung und Besitz lagen in der Zukunft. Er war noch jung und wußte doch, daß sich nicht im Sturm erklimmen läßt, was nur Schritt um Schritt erreicht werden kann. Hagen war wohlwollend gegen ihn gestimmt, das wußte er; aber er dachte sich, Hagen werde als Vormund sprechen: Ihr seid beide zu jung, und du hast Nichts, um ein Haus zu begründen; komm' wieder, wenn du das vermagst! Dem mochte sich Rothelm nicht aussetzen; es war eine halbe Abweisung, die sein Verhältniß zu dem Hause trüben konnte, das er schon keinen Tag mehr entbehren mochte.

Er beschloß, sich zu überwinden, seltener zu kommen und sein Epoche machendes Werk zu fördern, von dem er so viel erwartete. Er blieb zu Hause, er arbeitete — das heißt, er versuchte es, aber seine Gedanken waren drüben bei Katharina und den Ihrigen, die er schon wie die Seinen ansah. Und blieb er fest und ging er nicht hinüber, dann war beim nächsten Wiedersehen des Fragens viel, warum er denn nicht gekommen? Oder Benno sprang wol selbst zu seiner Thür herein, um ihn zu holen, und er konnte sich über die Unterbrechung nicht ärgern, sondern fühlte sich wie erlöst und trat lachend zu den Sachenden. Was sollte daraus werden?

Hagen hatte längst gemerkt, was da im Stillen vorging, wenn er gleich nicht den Beobachter spielte, und er war nicht gegen das eingenommen, was sich da vorbereitete. „Behalten werde ich das Mädchen doch nicht,“ dachte er, „und wenn sie ihn gern hat, warum sollen sie sich nicht haben? Er ist ehrenhaft, brav, wird Etwas leisten, davon bin ich überzeugt. Wenn ich sie ihm lasse, verliere ich sie am wenigsten, ja ich hätte den Vortheil, sie beide zu behalten. Aber was in ihm vorgeht, ist mir verständlich. Solche feinsühlende Gemüther haben manchmal zugleich Etwas von Stahlhärte im Charakter, und zwischen Stolz und Zartheit eingeklemmt, versagen sie sich selbst, was billig ist. Wo das Gewöhnliche so schwer scheint — vielleicht kommt man mit dem Ungewöhnlichen besser zurecht.“

Die Tage gingen, und es kam der Abend, den die Menschen des Jahres

Abſchluß nennen und nach deſſen letzter Stunde ſie den Anfang eines neuen Jahres rechnen. Da betrachteten und überſchauen ſie die abgelaufene Spanne Zeit und haben allerlei Gedanken, ſeufzen auch wol, daß auch das letzte Jahr nicht gehalten, was es verſprach, und denken mit ſtiller Frage in das nächſte hinein. Das thaten ſie ſchon ſo viele, viele Jahre, und thun es immer wieder; denn ſie leben doch, und ſo wollen ſie hoffen. Schlimm, wenn ſie das nicht mehr können! Die Jugend aber lacht und jubelt ſich in das neue Jahr hinein, und genießt die Stunde als ein Feſt. Sylveſterabend ſollte auch in dem alten Hauſe gefeiert werden. Denn wenn er ein Jahresabſchluß war, ſo war es ein glänzender und glücklicher für alle Theile. Der Alte ſaß lächelnd unter der jungen Schaar und ließ ſie gewähren. Der Freund, das kleine Genie, war gekommen; man machte erſt ein wenig Muſik, dann verfiel man auf Thorenſtreiche aller Art, verkleidete ſich und ließ den Vormund dramatiſche Silbenräthſel errathen. Rätth war luſtiger als jemals; Wilibald mußte ſich Gewalt anthun, ſeine innere Beklemmung zu unterdrücken und unter den Frohen wenigſtens nicht trübe zu erſcheinen. Man gab ihm allerlei lächerliche Rollen, die er ſchlecht ſpielte und damit Jubel hervorrief. Henriette war mitten darunter, nicht darſtellend, aber anregend und für Vieles gut. Später bereitete Hagen die Botole, die geſellig um den Tiſch rief und zu neuer Kurzweil winkte. Auf einen Kuchen von trockenem Mehl wurde ein Ring geſteckt, und der Kuchen ging zum Anſchneiden umher. Wer ſo ungeſchickt ſchnitt, daß der Ring fiel, oder ſo ſpät kam, daß er fallen mußte, der hatte ihn mit den Lippen herauszuholen. Rothelm hatte das Unglück — und ach! wie ſah ſeine Naſe aus und ſein ganzes Geſicht! Und dann wurde Blei gegoffen, und Henriette ward von Benno und Siegmund auf das Dringende gebeten, die Lady Milford aus „Kabale und Liebe“ darzuſtellen. Sie wollte nicht, obgleich ſie ein Glas Punsch getrunken hatte, und erſt als der Hausherr ſelbſt rief: „Nur nicht geziert! Voran mit der Lady!“ — da entſchloß ſie ſich, und declamirte aus dem Monolog, was ſie wußte: „Vertriebe dich jezt, weiches, leidendes Weib! Fahret hin, ſüße, goldene Bilder der Liebe! Großmuth allein ſei jezt meine Führerin!“ Aber als ſie an die Stelle kam: „In deine Arme werfe ich mich, Tugend! Nimm ſie auf, deine reuige Tochter Emilie!“ — da war ſchon kein Auge mehr trocken hinter den Taschentüchern. Und als ſie abſchloß: „Groß, wie eine fallende Sonne, will ich heute vom Gipfel meiner Hoheit herunterſinken, meine Herrlichkeit ſterbe mit meiner Liebe, und Nichts als mein Herz begleite mich in dieſe ſtolze Verweiſung!“ — Da ſchüttelte ſich Alles mit bedeckten Geſichtern, und ſelbſt der Hausherr ſchüttelte wenigſtens den Kopf und murmelte: „Schnurpfeifereien!“ — Aber es wurden auch Geſundheiten ausgebracht, und Vater und Mutter Martin mußten herein, als es zwölf Uhr ſchlagen ſollte, um auch mit klingenden Gläſern das neue Jahr leben zu laſſen.

Um dieſe Stunde aber war Wilibald Rothelm ſehr ernſt geworden. Er hatte ſich bezwungen, er war in eine ſeinem Weſen ganz fremde Ausgelaffenheit hineingerathen, und plötzlich kam eine Gegenwirkung, die ihn wie ein Bann feſſelte und feſthielt. Er ſaß blaß und trübe da, und Rätth und der Vormund ſahen ihn zuweilen betroffen und fragend an. „Sie ſpeiſen doch morgen mit

uns?" sagte Hagen beim Abschied, und Rothelm verneigte sich, und eilte schnell aus dem Hause. —

Der erste Tag des neuen Jahres kam, ein heller, strahlender Morgen. Blau war die Luft, blendend schien die Sonne auf den Schnee, der unter den Füßen knirschte. Kalt war es, bitter kalt; aber die Welt glänzte in schimmernder Pracht, und die Menschen liefen in buntem Gewimmel und in bunten Farben über und durch all' das winterliche Silbergeflimmer und zeigten fröhliche Gesichter, als wär' es ein glücklicher Tag für Alle.

Rothelm trat in Hagen's Zimmer. „Noch einmal Glück zum neuen Jahre!" rief er. — „Und das von ganzem Herzen auch Ihnen!" entgegnete der Hausherr. „Räthh ist mit Benno ausgegangen," fuhr er fort; mir aber ist es lieb, einmal mit Ihnen allein zu reden." Wilibald sah den Sprecher an und vermuthete nichts Gutes. Hagen aber rückte dem Gast einen Sessel, nahm Platz und begann: „Mein lieber Nachbar und Freund, ich habe die Absicht, sehr dreist in Sie hinein zu fragen. Es kommt mir vor, als hätten Sie meine Mündel Katharina gern. Ist dem so?"

Eine dunkle Röthe übergoß plötzlich Wilibald's Gesicht. „Herr Hagen" — stotterte er — „wenn dem so ist, so dürfen Sie glauben — daß ich hinter Ihrem Rücken Nichts — kein Wort —"

„Ich glaube an Ihre Ehrenhaftigkeit, ohne daß Sie mir die Versicherung geben!" fiel Hagen ein. „Wie Katharina denkt, weiß ich nicht; vielleicht aber haben Sie die Zuvorsicht, daß sie Ihnen günstig ist. Was mich betrifft, so habe ich gegen eine solche Neigung gar Nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß Frage und Antwort nun nicht mehr in's Weite geschoben wird. Ich gebe meine Einwilligung im Voraus."

Der Liebende wußte nicht, was er hörte; es summt ihm wie Zauber-melodie vor den Ohren, es flimmerte ihm vor den Augen, und einen Augenblick glaubte er, das höchste Glück sei da, wie aus den Wolken gefallen, und er brauchte es nur zu ergreifen. Aber Pflicht und Ehre sprachen plötzlich dagegen. Er saß sich und entgegnete: „Sie stellen mir das Schönste und Begehrtestwertheste in Aussicht, theurer Herr Hagen, was ich mir erdacht hatte! Ja, ich liebe Katharina und wünschte, sie mein zu nennen — und im Stillen hatte ich gehofft, Katharina denke auch von mir gut genug, um meine Wünsche zu theilen. Allen —"

„Ich bin doch gespannt, die Einwendung zu vernehmen," sagte Hagen, da Rothelm zögerte.

„Ich fühle das ganz Unerhörte meines Betragens," sagte er, „daß ich in einem solchen Falle noch Einwendungen machen und zaudern kann. Aber ich muß ehrlich gegen Sie sein! Sie haben übersehen oder vergessen, daß meine Mittel zu gering sind. Mein Gehalt —"

„Beträgt zweihundert Thaler" — unterbrach ihn Hagen. „Alles sonst Nöthige müssen Sie sich durch schriftstellerische Arbeit verdienen! Wie werde ich denn so Etwas übersehen oder vergessen? Haben Sie mir aus Ihren Verhältnissen doch nie ein Geheimniß gemacht! Auf solch' ein Einkommen hin heirathet man natürlich nicht, wenn man klug ist, oder noch nicht weiß, was



man selbst extragen und einer Frau zumuthen kann. Aber die Sache liegt hier anders. Katharina hat selbst ein kleines Vermögen, nur gering, und auch viel zu wenig für Zwei — aber meine beiden Mündel werden meine Erben. Das habe ich testamentarisch bereits festgesetzt. Ich denke nicht daran, vor Ihnen den Großsprecher zu machen, allein — ich habe bei Weitem mehr, als ich mir den Anschein gebe. Hier zu Lande nennt man das schon ziemlich reich. Selbst wenn Katharina mit Benno zu theilen hat, behält sie noch ein ansehnliches Vermögen. Von dem Augenblick an, da sich meine Mündel verheirathet, werde ich sie so stellen, daß an Verlegenheiten nicht zu denken ist. Diese Bedenken können Sie also bei Seite lassen.“

„Herr Hagen!“ rief Rothelm aufgeregt, „ich fühle schmerzlich die Wucht dessen, was Sie mir sagen! Ich weiß, daß Sie mich prüfen wollen, und ich — empfinde es als eine Schmach, daß Sie eine solche Prüfung über mich ergehen lassen! Daß der Lockungsköder, den Sie mir hinwerfen, mit Katharina's Namen in einem Athem genannt wird, ist mir unerträglich zu hören. Ich liebe sie um ihrer selbst willen, und — aber — meine Werbung um sie hört auf in dem Augenblick, wo es den Anschein gewinnt, daß — ihr Besizthum für mich anziehend würde! Was mein werden soll, will ich mir selbst erringen, den Besitz, wie die Hand eines Mädchens. Den Trödel, den sie mitbringt, bin ich stolz genug zurückzuweisen!“ Wilibald hatte sich in starke Aufregung hinein gesprochen, sein Gesicht glühte und seine Lippen bebten vor Entrüstung.

Hagen aber entgegnete ruhig: „Sie trauen mir sehr wenig Menschenkenntniß, aber einige Gedankenlosigkeit zu, mit der Annahme, ich hätte Sie prüfen wollen. Daß Sie mein Entgegenkommen ungefähr so aufnehmen würden, wie Sie es gethan, sah ich voraus. Es bedurfte dazu keiner Prüfung. Der Lockungsköder aber, von dem Sie reden, ist Ihrerseits gar nicht artig! Denn den Anschein, daß ich meine Mündel gern los sein möchte, und noch Etwas darauf gebe, wenn sie Einer nimmt — diesen Anschein kann ich mir Ihnen gegenüber doch nicht geben! Ich hätte also eher Ursache, ungehalten zu sein, als Sie. Aber ich bin nicht sentimental. Daß Sie ein Mädchen nicht des Geldes wegen lieben oder heirathen werden, kann ich mir schon denken. Das sollen Sie auch gar nicht, und Sie sind geschmidt genug, um zu verstehen, was ich gesagt habe. Nur das Ungewöhnliche und prosaisch Praktische meines Entgegenkommens verstößt gegen Ihren Idealismus — oder wie Sie das sonst nennen wollen. Daß Sie aber eben so praktisch denken, zeigen Sie dadurch, daß Sie sich klar gemacht haben, daß die Sache ohne besseres Einkommen nicht geht; ich fasse das Praktische nur anders, indem ich untersuche, wie sie gehen könnte. Sagen Sie mir, was sollte aus den armen reichen Mädchen werden, wenn kein anständiger Mann ihnen seine Hand reichen wollte, nur weil sie das Unglück haben, ein Vermögen mitzubekommen?“

„Herr Hagen, ich muß Ihnen bekennen,“ entgegnete Rothelm scharf, „daß ich in solchen Dingen keinen Scherz verstehe!“

„Ich auch nicht!“ sagte Hagen, plötzlich ernster. „Und so muß ich Ihnen denn auch bekennen, was, für einen gewissen Fall, mein Wunsch wäre. Wenn Sie nämlich gar nicht die Absicht haben, sich um Katharina Stein ernstlich

zu betreiben, so müßte unser nachbarliches Verhältniß einer veränderten Form unterzogen, Ihre Besuche müßten seltener, Ihr Verkehr mit meiner Mündel eingeschränkter werden. Das junge Mädchen könnte innerlich ernstler theilhaftig sein, und ein bloßes Spiel mit Neigungen erscheint mir zu gefährlich, um es in meiner Nähe zu dulden. Die Entfremdung wird freilich für alle Theile nicht angenehm sein, denn — wir hatten uns sehr an einander gewöhnt.“

Wilibald fühlte sich innerlich wie erstarrt; aber indem er sich zu einer trüglichen und scheinbar kalten Fassung zwang, erhob er sich, rückte seinen Sessel bei Seite und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihre Eröffnungen, Herr Hagen, und werde mich darnach richten. Für heut' denke ich, wird es genug sein. —“

„Nein, mein Vester!“ rief Hagen, indem er die Hand fest auf Rothelm's Schulter legte. „Es wird damit nicht genug sein, daß man den Troktopf spielt und davongeht — zumal wenn einem gar nicht darnach zu Muth ist! Mit einem so plötzlichen Abbruch und Riß durch das bisherige nachbarliche Leben werden Sie mir nicht aus dem Hause gehen, schon um der Kinder willen nicht! Sie wissen nicht — oder Sie wissen vielmehr recht gut, was Sie damit anrichten könnten. Gestern Abend erst haben wir uns ein fröhliches und glückliches neues Jahr gewünscht; Sie werden nicht wollen, daß mir heut' am ersten Tage schon trübselige Gesichter um den Tisch sitzen! Ueberhaupt, lieber Freund, sollten Sie ein wenig leichter denken! Wenn Sie einen Vater hätten, der Ihnen Vermögen hinterlasse, würden Sie sich scheuen, dasselbe zu empfangen? Nehmen Sie an, ich sei der Vater — Katharina ist ja nicht meine Tochter — und ich hinterlasse Ihnen Etwas, damit sie das Mädchen heirathen könnten. Oder auch — Sie bleiben in Ihrem Stolz, der Ihnen gar nicht übel steht — und denken folgendermaßen: das Geld geht mich Nichts an, ich werde künftig selber genug erwerben, werde eine bessere Stellung gewinnen und für mich und die Meinen haben, was wir brauchen; aber es ist ein tröstlicher Gedanke, daß, wenn ich früh sterben sollte, oder auch nur früher als meine Frau, diese dann in einer gesicherten und sorgenfreien Lage zurückbleiben wird.“

„Sie denken für mich, Herr Hagen, und besser als ich es kann —!“ rief Rothelm ergriffen — „Sie überhäufen mich mit Güte —!“

„Wenn ich Sie nicht schätzte“ — entgegnete der Alte — „wenn ich Sie nicht lieb hätte, und wenn ich nicht wüßte, daß Sie Katharina schon lieben, würde ich mir so viel Umstände nicht machen. Ja, ich will Ihnen sogar meine ganze Kriegslist preisgeben: weil ich sah, was Sie innerlich durchkämpften, und befürchtete, Sie würden vor lauter Ehrenhaftigkeit gar nicht zur Entscheidung kommen, so habe ich es Ihnen erleichtern wollen. Ich hoffe — ich habe mit Ihren Bedenkllichkeiten nun etwas ausgeräumt, denn Sie machen schon ein ganz anderes Gesicht, und ich bin nicht mehr — entweder der alte Heirathsstifter, oder der Störenfried! Aha — Stimmen im Garten! Da sind sie!“

Durch das Fenster erblickte man Benno und Katharina lachend und scherzend nach Hause kommen, beider Gesichter geröthet von der frischen Luft, beide heraufwinkend und die Schritte beschleunigend, als sie Wilibald an Hagen's Seite erblickten. „Wir werden jetzt zu Tische gehen,“ begann der Hausherr zu dem Gaste. „Später werde ich mich mit Benno am Schachbrett be-

schäftigen. Sie sollten sich ein Herz fassen und — uns Allen heut' einen fröhlichen Abend bereiten! — —

„Ich weiß nicht, Herr Hagen,“ sagte Benno Nachmittags am Schachbrett, „habe ich heut' besonderes Glück, oder lassen Sie mich absichtlich eine Partie nach der anderen gewinnen? Schach dem König! — da — Schach! Schach! Sie sind wieder matt! Bis gestern hab' ich Ihnen noch keine Partie abgewonnen, heut' brauch' ich gar nicht viel zu überlegen.“ Er sah sich plötzlich um. „Wo sind denn die Anderen.“

„Kommt heut' nicht Dein Freund?“ fragte Hagen ablenkend.

„Nein, es ist heut' bei seinen Eltern Gesellschaft. Er hatte mich dazu eingeladen; aber eine so große Gesellschaft — wir sprachen ja gestern davon — und Sie waren einverstanden, daß ich lieber davonbliebe!“

„Richtig, Richtig!“ sagte Hagen, der zerstreut war. „Wolltest Du heut' nicht Schlittschuh laufen?“

„Es ist zu spät,“ meinte Benno, indem er die Schachfiguren wieder aufstellte. „Uebrigens wird es heut' auf dem Eise gedrängt voll sein, und dann — wenn Siegmund nicht mitläuft —“

Die Thür ging auf, und Katharina und Rothelm traten Hand in Hand ein, beide mit glücklichen, aber verlegenen Mienen.

„Herr Hagen —“ begann Wilibald, und stockte.

„Was ist denn um Gotteswillen vorgefallen?“ rief Benno.

„Ich bin auch neugierig, was da zu Tage kommen wird!“ sagte Hagen, indem er sich im Sessel zurücklehnte.

„Sie sind selbst daran schuld, Herr Hagen“ — stotterte Wilibald, „aber Käthj sagt Ja, und wir wollen Mann und Frau werden!“

Benno sprang geräuschvoll auf, daß die Schachfiguren durcheinander fielen; Hagen aber öffnete die Arme und fühlte sich von den Glücklichen umschlungen.

Verlobung im Hause! Henriette war außer sich vor freudiger Aufregung, und ihr wie ihrer Mutter standen dabei die Bilder von mindestens einem Braten, unermesslichem Kuchen und Blumensträußen vor der Seele. Bald war Henriette im Zimmer und schlug vor Freude immer wieder in die Hände, bald war sie in der Küche, bis sie endlich Hut und Mantel nahm, und zu geheimnißvollen Zwecken aus dem Hause stürzte. Im Zimmer aber saßen sie und unterhielten sich, das heißt, Hagen mußte das Wort führen, denn die Liebenden saßen halb im Traume, und Benno wußte vor Ueberraschung gar Nichts zu sagen. „Also nur wenige Verwandte, welchen wir die Sache anzuzeigen hätten,“ sagte Hagen, „außer jenem Vetter, Doctor Rothelm, hier in der Stadt —?“

„Nicht Rothelm,“ verbesserte Wilibald, „mein Vetter heißt Morbach, ich habe freilich selten seiner erwähnt und ihn in der letzten Zeit sehr vernachlässigt.“

Hagen sah ihn starr an, ein gewaltiger Ernst lag plötzlich in seinem Gesicht. „Morbach —?“ fragte er gedehnt. „Und von Morbach? Ist Einer dieses Namens in der Stadt? War die Familie immer hier ansässig?“

„Nein,“ entgegnete Wilibald, „wir stammen alle vom Rhein her. Mein Vetter ist seit zehn Jahren hierhergezogen.“

Hagen war aufgestanden, um sich in seinem Schreibtische Etwas zu schaffen zu machen. Es wurde dunkel im Zimmer. „War Ihr Vetter verwandt mit einem Legationsrath von Morbach?“ fragte der Hausherr.

„Der war sein Vater,“ entgegnete Wilibald. „Er ist lange Zeit todt. Ich habe ihn nicht gekannt.“

„Und in welchem Grade sind Sie verwandt mit den Morbachs?“

„Eigentlich gar nicht. Doctor Morbach hat eine Cousine von mir geheirathet und so nennen wir uns Vettern. Ich kenne von seiner Familie nur ihn allein, und ihn sogar erst seit ein paar Jahren. Unsere Familien lebten weit von einander entfernt.“

Der Hausherr ging im dunklen Zimmer schweigend auf und ab, die Liebenden saßen Hand in Hand, und Benno fragte, ob er nicht endlich Licht besorgen solle? Da keine Antwort kam, ging er und holte die Lampe. Der Hausherr strich sich über die Stirn und richtete sich hoch auf, als der Schein des Lichtes in das Zimmer drang. Er sprach wieder und führte die Unterhaltung, denn die Verlobten schienen gar nicht zu begreifen, was mit ihm vorgegangen, und hätte man nicht ihre Augen gesehen, so konnte man sie für ein paar recht bedrängte junge Leute halten.

Henriette blickte stolz auf die Abendtafel. Sie hatte in der Eile eine Torte und zwei Blumensträuße aufgetrieben und aus eigner Machtvollkommenheit vom besten Rheintwein aus dem Keller geholt. Der Hausherr sagte, sie sei eine verständige Person, und reichte ihr ein Glas, damit sie auf das Wohl der Verlobten tränke. „Und nun denke ich,“ fuhr Hagen fort, „zögern wir nicht lange, sondern halten in vier Wochen Hochzeit.“ Henriette schrie fast auf vor Schreck, und sogar Rätth meinte, es sei zu früh. Die erstere besonders erklärte, es sei ganz unmöglich, mit Aussteuer und Vorbereitungen bis dahin fertig zu sein. „Steckt die Nase oben in die Schränke,“ sagte der Hausherr, „da werdet Ihr Vorräthe genug finden. Und wäre das nicht der Fall, so kann Rath geschafft und das Nöthige nachträglich besorgt werden. Der Bräutigam wird doch nicht etwa verlangen, daß die Hochzeit aufgeschoben werde, bis das Epoche machende Werk fertig ist? Ueberdies wünsche ich, daß Ihr Euch gleich nach der Hochzeit die Welt ansieht, dabei werdet Ihr besser fahren, als hier im Hause bei einer längeren Verlobungszeit. Am besten, Ihr reist nach Italien — das könnte auch dem berühmten Buche zu Gute kommen. Wie Ihr Euch nach der Rückkehr einrichten wollt, ob hier im Hause, oder ob Ihr Euch ein eignes Nest bauen wollt, das sei Euch überlassen.“ Die Brautleute wagten nicht zu widersprechen. Ihnen war ihre Lage so neu, so überraschend und fremdartig, daß sie noch gar nicht in die nächste Zukunft denken konnten, und getrost anordnen und verfügen ließen. Von einem Verlobungsfeſt hatten sie eigentlich eine andere Vorstellung gehabt. Es unterhielten sich endlich nur noch der Hausherr und Henriette — die gleichwol nicht zu bewegen war, sich mit an den Tisch zu setzen — und beide beriethen und machten allerlei Einrichtungen. Benno aber dachte, wenn das Verloben so langweilig sei, so werde er dieses niemals thun.

Spät Abends aber, bis nach Mitternacht, war in des Hausherrn Zimmer noch die Lampe wach, und er selbst saß in tiefen Gedanken und mit gekreuzten

Armen in seinem Lehnstuhl. Vor ihm lag ein Brief von nur ein paar Zeilen, die er eben geschrieben. „Es muß sein!“ dachte er. „Besser, dem verhüllten Geschick gradaus entgegengehen und den Schleier selbst heben, als seine Annäherung erwarten! Was ich gesucht, noch ist es nicht gefunden, aber eine ungesuchte Spur entdeckt sich, und auf ihr finde ich vielleicht — das Uebrige! Thor, der ich wähnte, das Idyll des Hauses, das mich seit Kurzem umgab, könne ungetrübt dauern! Am besten ist es, die Kinder gehen weg, daß sie Nichts sehen und hören. Denn es kann ernst werden, sehr ernst, und sie haben damit Nichts zu schaffen!“

### Behtes Capitel.

Wenn Conrad Hagen über vierzig Jahre seines Lebens zurück blickte, fand er sich als einen etwa zweiundzwanzigjährigen jungen Mann, der seine Universitätsstudien und Prüfungen bereits abgethan hatte, um einer ärztlichen oder naturwissenschaftlichen Thätigkeit entgegen zu gehen. Der Eltern früh beraubt, war er von den Großeltern, als einziger Enkel, erzogen worden, und zwar in demselben alten Hause, welches er heut noch bewohnte. Es versteht sich, daß er verwöhnt wurde, und daß meist gut geheißen ward, was er that und wollte, zumal seine Begabung und sein strebsamer Geist ihn leicht und schnell über alle Vorbereitungen zu einem selbständigen Wirken hinwegbrachten. Er sollte nur erst ein oder ein paar Jahre reisen, um die Welt kennen zu lernen, wofür es an Mitteln nicht gebrach. Zuerst nahm er in Deutschland da und dort, wo es Etwas zu lernen oder zu sehen gab, einen Aufenthalt, um dann England zu besuchen, und so befand er sich im Seebade zu Ostende, seinem Vergnügen nachgehend. Hier lernte er unter den Gästen einen Herrn von Morbach kennen, Legationsrath bei einer deutschen Gesandtschaft, und dessen Gemahlin. Sie war eine schöne, glänzende Erscheinung, der Mann bedeutend älter als sie. Sie lebten nicht sehr in der bunten Gesellschaft, da Herr von Morbach Ruhe und Erholung im Seebade suchte. Der jungen Frau schien das weniger nach dem Sinne, ihre feurigen Augen blickten und ihr leidenschaftlich lebensdurftiges Herz sehnte sich in das zerstreuende Welttreiben. Sie fing an, sich an der Seite ihres Gatten zu langweilen. So fand Conrad Hagen das ungleiche Paar. Er war ein großer, schöner, junger Mann, an Jahren der jungen Frau etwa gleich. Sie sahen sich täglich, sie fingen an, sich insgeheim zu sehen, und in beider Herzen entbrannte eine wilde, verzehrende Leidenschaft, die bereit war, alle Hemmnisse rücksichtslos niederzuwerfen. Der Tag der Trennung stand bevor, sie aber beschloßen, ihn nicht abzuwarten, sondern mit einander zu entfliehen. Valerie von Morbach verließ heimlich ihren Gatten und ihr Kind, einen kaum zweijährigen Knaben, und ging, unbesonnen und wie von einem Dämon ergriffen, mit dem jüngeren Manne davon. Das Glück war den Flüchtigen günstig. Sie entkamen nach England. Von dort schrieb Hagen seinen Großeltern, er habe sich entschlossen, zuerst Amerika zu sehen, und dorthin beschleunigten die Entflohenen ihre Fahrt. Was von Seiten ihrer Familie und ihres Gatten geschah, um ihr nachzuforschen, sie zur Rückkehr zu bewegen, muß hier übergangen

werden. Die gerichtliche Scheidung Valeriens von Herrn von Morbach wurde eingeleitet, und sie ward die Gattin Conrad Hagen's. Obgleich es diesem anfangs nicht an Mitteln fehlte, Valerien das Haus und das Leben angenehm zu machen, überjah er doch schnell, daß er selbst thätig sein müsse, um Etwas zu erwerben und seiner rastlos unruhigen Gattin Dasjenige und mehr zu gewähren, was sie an äußeren Lebenserfordernissen einst gewöhnt war. Allein Valerie konnte sich an die neuen Menschen, an ihre Formen des Verkehrs und Umgangs schwer gewöhnen. Sie verstand die Sprache nicht, und die Deutschen, welche sie kennen lernte, fand sie in ihren Anschauungen, in dem Drange nach Erwerb gemein, in ihrer Herkunft unter ihrem Stande. Sie war eine Aristokratin, die in den Kreisen eines Hofes ihre Jugend verlebt hatte, und für sie gab es nur diese Form eines lebenswürdigen Daseins. Aber sie hatte durch ihre Flucht und neue Ehe alle Bande zu ihrer Vergangenheit abgerissen, und mit Entsetzen ward sie inne, daß eine Rückkehr ihr unmöglich, ein Verweilen in dem neuen Lande ihr unerträglich sei. Der wilde Rausch und Taumel der Leidenschaft verklog, und die Gemüther, einmal gegen einander erkaltet, fühlten die schwere Täuschung bitter. Wenn Hagen, dessen Charakter sich unter solcher Erfahrung zu befestigen begann, sein Pflichtgefühl aufrief und die Nothwendigkeit des Ausbauerns vor Augen behielt, wußte sich Valeriens schrankenlosere, heftigere und weniger gezügelte Gemüthsart diese Schranken nicht aufzuerlegen. Schreckliche Scenen voll tobstüchtiger Ausbrüche, Bortwürfe, Anklagen, Thränen waren bald nichts Ungewöhnliches mehr, und die Willenlosigkeit Valeriens, ihm solche aufflammende Auftritte zu ersparen, sich innerlich zu fassen, entfremdete ihr auch den Rest seiner Neigung. Es kamen Zeiten, wo die Einkünfte geringer, wo häusliche Einschränkungen nothwendig, ja sogar Verlegenheiten und ein gewisser Mangel fühlbar wurden. Dies zu ertragen, wurde Valerien fast unmöglich, und in ihrer Seele gestaltete sich die einstige Leidenschaft zu einem erbitterten Haß gegen ihren Gatten um, den sie mit gleicher Gluth geradezu nährte und festhielt. Sie hatte in den ersten sechs Jahren drei Kindern das Leben gegeben. Die beiden jüngsten Knaben starben bald; nur das älteste Kind, eine Tochter, Valentine genannt, blieb am Leben. Aber auch dieses Restes von häuslichem Glück sollte sich Hagen nicht zu freuen haben. Denn Valerie pflanzte früh in die Seele dieses Kindes den ganzen Ingrimms des Hasses, den sie gegen den Vater desselben empfand. Der Vater war der Böse im Hause, der Mutter und Kind darben ließ — auch in Tagen, wo von einer Entbehrung Nichts zu finden war —, der Vater stand an Geburt, an Gesinnungen, an Lebensweise tief unter ihnen, er wurde verlacht, verhöhnt, verachtet — und wenn sein Zorn und sein aufwallendes Gebieterwesen sie in seiner Gegenwart wol einmal schreckte und in Schranken hielt — hinter seinem Rücken wurde er der Gegenstand all' des maßlosen Großes, in welchem Valerie ihre Tochter erzog.

Der unheilbare Bruch machte sich für Hagen ebenso unerträglich, denn auch sein Leben war innerlich zerrüttet. Zwar die Lebenslage hatte sich äußerlich wieder gehoben, er verfügte über bedeutende Einnahmen, aber das besserte für ihn im Hause Nichts, es hob nur das Selbstgefühl Valeriens, und Glanz und Genuß waren nur ein Tribut, den sie von Hagen als selbstverständlich empfing.

Seine Großeltern starben; er wurde Erbe ihres ansehnlichen Vermögens. Das alte Haus ließ er verschließen, bis auf kommende Zeiten, denn für ihn schien es nicht undenkbar, einst in die Heimath zurückzukehren. Er fühlte sich noch jung genug, ein neues Leben zu beginnen. An eine völlige Trennung von seiner Frau wollte er nicht denken. Er hatte die Loslösung aus ihrer Familie und aus ihrer Heimath verschuldet, er sagte sich, daß er die Folgen dieser Schuld ertragen müsse. Aber eine zeitweilige Trennung schien nothwendig, wenn er nicht innerlich zu Grunde gehen wollte. Er sehnte sich nach freier Bewegung, nach gewaltiger Bethätigung seiner Kraft, womöglich nach Abenteuern, um den elenden Krieg des Hauses, den jämmerlichen Kram des Alltagslebens, den Wurm des Herzens in neuem Schaffen zu bewältigen.

Valerie war einer solchen Trennung nicht abgeneigt, zumal Hagen Frau und Kind reichlich ausgestattet zurücklassen konnte. Er aber durchreiste Amerika nach allen Seiten, lernte die Bedeutung und die Schäden seiner Cultur kennen und war überall bereit, zu lernen, seine Kenntnisse und sein Geschick als Arzt zu vermehren. Nach drei Jahren kehrte er zu den Seinen in New-York zurück. Er war ihnen ein Fremder geworden. Seine Tochter mochte fünfzehn Jahre alt sein und schien sich glänzend entwickeln zu wollen. Ihre Züge glichen den seinigen. Derselbe kräftige Schnitt, dieselbe Farbe der Augen, des Haars — es zog ihn im Gemüth zu seinem Kinde hin. Valentine war im Herzen die Tochter ihrer Mutter, und Hagen glaubte mit einem eifigen Gefühl im eignen Herzen eine völlige Herzlosigkeit in ihr zu entdecken. — Nach kurzer Rast ging er von Neuem auf Reisen. Die entlegensten, rauhesten, wildesten Pfade sollten ihm die liebsten sein. In Wäldern, Gebirgen, unter Völkerstämmen des Urwaldes, bald in endlosen Gefahren, bald gesellig, bald selbst ihre Feindschaften und Kriege theilend, trieb er sich umher. Er lernte die Geschöpfe der Erde kennen, die Thiere der freien, ungezügelten Wildniß, die Menschen in ihren Charakterbildungen und Naturtrieben, das Gewaltigste in den Leidenschaften, das Verworfenste in der Geselligkeit. — Und nach abermals drei oder vier Jahren sah er die Stätte wieder, die er sein Heimwesen nannte. Valentine war erwachsen, groß, schön, eine ausdrucksvolle Gestalt. Sie empfing den Vater wie einen andern Gast, der nach Jahren einmal zum Besuch kommt. Aber Hagen blieb diesmal länger, denn seine Frau kränkelte, und er wollte es ihr an Sorgfalt nicht fehlen lassen. Er sah, daß ihr Zustand hoffnungslos war, und suchte jetzt eine Ausöhnung anzubahnen. Es kam wenigstens zu einer Verständigung, und den Wunsch der Sterbenden, Valentinen nach Deutschland und zu Valerians Familie zu bringen, versprach er zu erfüllen.

Hagen war befremdet, daß Valentinen der Tod ihrer Mutter wenig zu Herzen ging, ja daß sie bald nach der Beerdigung ziemlich leicht und wegwerfend über den Charakter derselben urtheilte. Hagen selbst hätte seine Tochter gern liebend an sich gezogen, aber er erschrak fast vor diesem Charakter, in welchem er bald die gefährlichsten Eigenschaften entdeckte. Aber sie waren nun beide auf einander angewiesen, und da die Reise nach Europa noch einigen Aufschub erlitt, Valentine auch keineswegs dazu drängte, galt es, sich ineinander zu finden und sich einzurichten. Hagen nahm seine ärztliche Thätigkeit wieder auf,

und diese wurde so umfassend und bedeutend, daß er dieselbe abzubrechen sich nicht entschließen mochte. Ging doch sein Ruhm weit über New-York hinaus, so daß er oft genug in schwierigen Fällen weit hinweg auf neue Reisen gerufen wurde. Valentines Verhältniß zu ihrem Vater gestaltete sich aber in überraschender Weise besser. Der Einfluß der Mutter war hinweggenommen, und wenn der selbständige Charakter dieses jungen Mädchens demselben in den letzten Jahren schon weniger nachgegeben hatte, so war wenigstens der tägliche kleine Krieg mit seiner Erbitterung nicht mehr vorhanden. Hagen entdeckte in seiner Tochter Züge von innerer Wärme, die sie aber mit Stolz niederzudrücken schien; er wurde Spuren von Leidenschaftlichkeit gewahr, die blitzartig jäh aufzuckte und mit Gewalt wieder gebändigt erschien. Gleichwol lebten Vater und Tochter in den nächsten zwei Jahren im besten Einvernehmen. Er hatte auf liebevolles Entgegenkommen längst verzichtet, und sie war fest überzeugt, er bedürfe dessen nicht, er habe sich kalt und streng für immer abgeschlossen. Das hinderte sie nicht, wie sie die Hausfrau fortan vertrat, die äußeren Formen ihrer Stellung als Tochter tadellos festzuhalten.

Hagen war einem Rufe in eine entferntere Stadt gefolgt; es galt einer Verathung mit anderen Aerzten über wissenschaftliche und praktische Angelegenheiten in medicinischen Dingen. Der Aufenthalt dehnte sich etwas länger aus, und als er nach drei Wochen heimkehrte, fand er sein Haus in der äußersten Verwirrung. Valentine war wenige Tage nach seiner Abreise verschwunden. Er fragte bei allen Bekannten nach ihr; man wußte, daß sie fort war, hatte gedacht, sie sei ihm nachgereist, man suchte die Achseln. Endlich erfuhr er, was man allgemein über sie annahm. In der Oper sang damals ein italienischer Sänger, Namens Neroni, welcher vom Publicum zum Uebermaß gefeiert wurde. Er war plötzlich abgereist, aber noch auf dem Schiffe erkannt worden, und zwar in Gesellschaft einer verschleierten Dame. An ihrem Wuchs, ihrer Haltung wollte man Valentine Hagen erkannt haben, und ihr gleichzeitiges Verschwinden schien die Annahme zu bestätigen.

Hagen schauderte in tiefster Seele. So hatte ein rächendes Verhängniß ihm Gleiches mit Gleichem vergolten! Wie er einst das Weib eines andern Mannes entführt, so entfloh ihm jetzt die Tochter mit Einem — den er vermuthlich zum Schwiegersohn nicht würde willkommen heißen haben! Und nun waren drei Wochen vorüber, ein Verfolgen der Flüchtigen von zweifelhaftem Werth; sie konnten über den Ocean hinweg jedes Ziel erreicht haben; sie gingen, wie sich annehmen ließ, nicht unter ihrem eignen Namen. Dennoch machte Hagen alle Anstalten, da der Entführer als Sänger, noch dazu als Tenor, irgendwo wieder auftauchen mußte. Das Schiff, in welchem Valentine entflohen, war nach Frankreich gegangen; hier konnte der Spur gefolgt werden. Hagen fühlte seinen Namen an einem Orte, wo er rühmlich gewirkt hatte, mit neuer Schmach bedeckt — er empfand die alte um so schwerer! — und beschloß, Amerika für immer zu verlassen. Er war ein, sogar für amerikanische Verhältnisse wohlhabender Mann, er hatte gesammelt — für wen?

Er ging nach Frankreich, forschte, gab Aufträge, suchte, reiste selbst umher. Von einem Sänger Neroni war in keinem Theater, keinem Concert, in keiner



Stadt Etwas zu entdecken. Die große Saison begann in London. Hagen fuhr hinüber, ohne Erfolg seines Suchens. Aus Mailand tauchte ein Gerücht auf. Hagen schrieb — es war ein anderer, ähnlich klingender Name, und nicht der eines Sängers. Der Unermüdlliche ging nach Deutschland, ohne auch hier Etwas entdecken zu können. Ueber diesen Entdeckungsreisen waren Jahr und Tag vergangen. Er gab das planmäßige Forschen auf und erwartete vom Zufall das Weitere. So reiste er in der Welt umher, sah und lernte ganz Europa kennen, und alle die großen Städte, die er als zweiundzwanzigjähriger Jüngling hatte betrachten sollen, durchwanderte er jetzt mit anderen Augen und Gedanken. Er lebte, wo es sich leben ließ, war lange in Rom, Neapel, Florenz, Venedig, nicht ohne Studien ernsterer Art. Er begann in Petersburg wieder eine ärztliche Thätigkeit und stand in brieflicher Beziehung mit Männern der Wissenschaft in allen Himmelsgegenden. Er hatte inzwischen auch in seinem Heimathsorte einmal das alte großelterliche Haus gesehen, ohne es zu betreten. Und als er nun seinem sechzigsten Jahre entgegen ging und viel versucht hatte, beschloß er, es einmal mit dem Kasten zu versuchen. So zog er sich in das alte Haus zurück. Er wußte doch, daß er dort nicht in völliger Ruhe und Unthätigkeit leben würde. Auch seine Forschungen nach der Entflohenen hatten eigentlich nie ganz aufgehört; war er in den letzten Jahren doch selbst schon ein paar Mal aufgebrochen, um eine Spur zu verfolgen, auf welche man ihn brieflich gewiesen hatte. Nun aber that sich am Verlobungsabend seiner Mündel eine andere, ungeahnte Spur auf, und auf dieser wollte er eine harte Straße nicht vermeiden. —

In der Frühe des nächsten Tages — so früh man in der Hauptstadt eine Botschaft senden kann, auf welche man Antwort wünscht — schickte er Martin an Doctor von Morbach, mit einigen Zeilen, worin er anfragte, wann er ihn zu einer Unterredung empfangen wolle? Die schriftliche Entgegnung lud ihn in höflicher Weise noch für eine Vormittagsstunde desselben Tages ein. Die Eile war ihm lieb, denn Hagen wünschte Morbach früher zu sprechen, als Wilibald demselben die Nachricht seiner Verlobung brachte.

Der Arzt empfing ihn in der gefälligen Weise eines Weltmannes, während Hagen sich ernst und gemessen niederließ. „Herr von Morbach,“ begann er, „mein Name wird Ihnen durch Ihren Vetter Rothelm vermuthlich schon genannt worden sein —“

„Durchaus nicht, Herr Hagen!“ entgegnete Morbach. „Mein junger Vetter ist ziemlich zurückhaltend über seine Umgangskreise. Der Name Hagen aber ist mir bekannt.“

„Und Sie hassen oder verabscheuen, wenn nicht diesen Namen, doch einen Träger desselben, den — Ihr Vater hassen mußte.“

Morbach schwieg einige Augenblicke. Dann begann er: „Es gibt Zeiten, Verhältnisse und Erinnerungen an Namen, die begraben sind, wenn die Menschen sterben, die einst dadurch bewegt und aufgeregt wurden. Mein Vater ist seit lange todt. Warum wollen wir uns durch Dinge beirren lassen, die besser vergessen werden?“

„Ich aber lebe noch,“ sagte Hagen, „und kann somit nicht vergessen! Ich

durfte, trotz der Jahre, mich auch bei Ihnen nicht durch Vergessenheit geküht betrachten; ich durfte, trotz meines Alters, Auseinandersetzungen nicht scheuen, die mich demüthigen. Wer eine Kette von alter Schuld trägt, darf dem letzten Ringe dieser Kette nicht aus dem Wege gehen wollen, trüge er dieselbe auch endlich mit erhobenem Haupte, und in dem Bewußtsein, durch die Art, wie er sie getragen, bei der Abrechnung Etwas gut zu haben. Ich komme, mich demnach Ihrem Urtheil zu unterwerfen; denn es scheint, daß der Lauf der Welt uns noch ferner zusammenführen will.“

Morbach, um so viele Jahre jünger als Hagen, fühlte sich etwas peinlich berührt und zugleich bewegt durch den alten Mann. Andererseits flößte ihm das Wesen, die Haltung, die Macht der Persönlichkeit Achtung ein. „Das Beste soll mir angenehm sein,“ begann er, „und wir wollen uns den Verkehr nicht trüben. Doch lassen Sie mich freimüthig sein und Ihnen sagen, wie mein Verhalten zur Vergangenheit ist. Ich erinnere mich meiner Mutter nicht; ich war kaum zwei Jahre, als sie aus meinem Leben entschwand. Es wurde ihrer niemals gedacht in der Zeit, da ich bei einer Schwester meines Vaters erzogen wurde. Später erfuhr ich freilich, daß sie lebe, und an einen anderen Mann in Amerika verheirathet sei; viel später, daß sie meinen Vater in eigener Weise verlassen habe. Die Rücksicht auf Familienbeziehungen verlangte, daß von ihr so wenig als möglich gesprochen wurde. Wer ohne Mutter aufgewachsen ist, kann derselben nicht die ganze Pietät bewahren. Auch in der Familie wird das Familiengefühl durch die Gegenwart, durch die Wirkung der Persönlichkeit bestimmt. Als die Nachricht von ihrem Tode kam, und zwar durch Ihre schriftliche Anzeige von eigener Hand, Herr Hagen, — war ich es, an den dieselbe gelangte, denn mein Vater lebte nicht mehr. Er hat niemals von Ihnen gesprochen. Und so kann ich Ihnen sagen, daß Ihr Name zwar in meiner Erinnerung stand, aber doch nicht unter einer so schroffen Beurtheilung, wie Sie es voraussetzen.“

„Das kann mich nur insofern beruhigen,“ entgegnete Hagen, „als Andere, die unter meiner Obhut stehen, durch die üble Wirkung meines Namens nicht zu leiden haben werden. Ihr Vetter Rothelm hat sich mit einem jungen Mädchen verlobt, welches unter meiner Vormundschaft und in meinem Hause lebt —“

„Wilibald — mit einem jungen Mädchen verlobt? O, das ist mir sehr angenehm zu hören!“ rief Morbach sichtlich erfreut.

„Aber Sie kennen das Mädchen nicht —! Wie können Sie schon frohlocken?“

„Nun, ich hoffe, ich kenn' es!“ sagte der Doctor halb lachend. Offen gestanden — ich wäunte die Reigung meines Vettters in einer ganz anderen Richtung, die mir nicht behagte, und so war es mir schon erfreulich zu hören, daß es jüngere Augen sind, die ihn gefesselt haben. Ich habe ihn umsonst geneckt, und er hatte Recht, wenn er ungehalten leugnete.“

„Doctor Wilibald Rothelm ist seit dem letzten Herbst meinem Hause freundschaftlich verbunden, fuhr Hagen fort, und ich habe ihn schätzen und

lieben gelernt. Er steht in keinem Abhängigkeitsverhältniß zu Ihnen, wie ich denke — er selbst sagt darüber Nichts —“

„Er ist ganz selbständig mit seinen zweihundert Thalern Gehalt!“ rief Morbach nicht ohne Humor. „Guter Himmel, und darauf hin verloben! Daran dachte ich nicht! Wie denken Sie denn über diese glänzende Situation?“

Hagen gab dem Doctor einigen Aufschluß über seine Vermögensverhältnisse, über seine testamentarische Verfügung, und nannte dabei zuerst den Namen Katharina Stein. — „Stein?“ fragte Morbach mit einer gewissen Aufmerksamkeit. „Stein —? Der Name ist freilich sehr häufig —!“

„Allerdings,“ entgegnete Hagen, „allein er scheint durch irgend eine besondere Beziehung Ihre Theilnahme zu erregen.“

„Nun ja, eine alte Erinnerung!“ warf der Doctor hin. „Der Name ist mir unzählige Mal begegnet. Lebten die Eltern Ihrer Mündel hier in der Stadt?“

Hagen erzählte dem Doctor von der Jugend und Erziehung Katharina's, so viel ihm gut dünkte, und erwähnte dabei der räthselhaften schwarzen Dienerin, welche früher zuweilen bei den Kindern erschienen sei. Morbach schien plötzlich die Ohren zu spitzen, und wie Einer, der insgeheim froh ist, Etwas zu finden, ohne es zeigen zu wollen, sagte er: „Eine Schwarze? So so! Wissen Sie ihren Namen? Hieß sie vielleicht Hilpah?“

„In der That — ich glaube, diesen Namen hörte ich!“ entgegnete Hagen. „Nun aber ersuche ich Sie um einige Aufklärung, denn Sie scheinen mehr darüber zu wissen. Ich denke, ich als Vormund darf dies Verlangen stellen.“

„Gewiß, Herr Hagen! Sie werden aber anstatt der gewünschten Aufklärung mit einer bloßen Erinnerung aus meiner Praxis fürlieb nehmen müssen. Ich lebte früher am Rhein, und in Köln war es, wo ich mich als junger Anfänger für die Armenpraxis hatte bestimmen lassen. Ich wurde eines Tages in eine elende Wohnung gerufen, wo ein junges Weib von einem Knaben entbunden worden war. Sie lag besinnungslos in Fieberphantasien und war sehr krank. Es fiel mir auf, daß eine schwarze Dienerin im Zimmer war, die ein zweijähriges kleines Mädchen wartete und es wiederholt Rhyth anredete. Von der Schwarzen war kein verständliches Wort herauszubringen, außer dem Namen Stein, der ihr eingeübt schien, und den sie wie ein Papagei schwakte, wenn man sie nach Etwas fragte. Die Familie hieß also Stein. Ich konnte der Kranken nur ein paar Besuche machen, während welcher sie keinen lichten Augenblick hatte und Niemand um sich her kannte. Da kam die Nachricht von der Krankheit meines Vaters. Ich übergab meine Patienten einem Collegen und reiste ab. Mein Vater starb, und erst nach einigen Wochen konnte ich nach Köln zurückkehren. Ich erinnerte mich auch jener unglücklichen jungen Mutter, deren Leben ich eigentlich verloren gegeben hatte, als ich von meinem Stellvertreter erfuhr, daß sie nicht nur genesen, daß sogar die Familie Stein bereits die Stadt verlassen habe. Ich fragte, wie diese Frau, die doch augenscheinlich in bitterster Armuth lebte, die Mittel zur Abreise gefunden habe? Man konnte mir keine Auskunft geben. Nach einiger Zeit aber führte mich meine Thätigkeit einmal wieder in dasselbe Haus, und ich fragte bei den Bewohnern an, in welcher

Weise meine frühere Patientin ihrer elenden Lage enthoben worden sei. Denn ich hatte ein gewisses Interesse für sie behalten; es war eine sehr schöne Person, und es sah mir aus, als müßte sie einst in besseren Verhältnissen gewesen sein. Da erzählte denn die Wirthin, es sei eines Tages ein sehr schöner junger Mann die vier Treppen hinaufgestiegen, aber auch er habe im Gesicht blaß und elend wie der Tod ausgesehen. Da die junge Mutter besinnungslos gelegen, habe er eine Summe Geld auf den Tisch gelegt und aus seiner Brieftasche ein Blatt gerissen und beschrieben, worauf er sich wieder entfernte. Die Frau Wirthin will das Blatt selbst gesehen haben, aber es sei in einer fremden Sprache geschrieben gewesen, nur den Namen „Schwarz“ als Unterschrift wollte sie deutlich gelesen haben.“

„Schwarz?“ sagte Hagen befremdet. „So hieß der verstorbene Vormund der Kinder! Der könnte freilich damals kein schöner junger Mann mehr gewesen sein.“

„Ich habe Ihnen nur diese Erinnerung mittheilen wollen,“ fuhr Morbach fort, die mir der Name Stein erweckte. „Wenn es Ihre Absicht wäre, die Sache weiter zu verfolgen —“

„Ich danke Ihnen!“ fiel Hagen ein. „Ich habe in meinem Leben so viele Spuren vergeblich verfolgt, daß ich jetzt dahin gelangt bin, den Zufall walten zu lassen. Die Kinder sind mein — so gut wie mein geworden; ich kann mir nicht denken, daß Entdeckungen über ihre Herkunft ihnen ersprißlicher oder mir noch von Bedeutung sein könnten.“ Bald darauf entfernte er sich, und zwar in ernster Stimmung, obgleich Morbach bis zum letzten Augenblick bestrbt gewesen war, einen mehr leichten und weltmännischen Ton in der Unterhaltung anzuschlagen.

Und als Hagen gegangen, war ein gewisser Ausdruck der Genugthuung, beinahe ein triumphirendes Lächeln in den Zügen des Doctors nicht zu verkennen. Er suchte auf seinem Schreibtisch nach Etwas und zog unter neu angekommenen Briefen ein Blatt hervor, auf welches er noch einmal blickte. Es standen ein paar Zeilen darauf, in einer festen, männlichen Handschrift; das Blatt aber duftete nach der Schreibmappe einer Dame. „Also wirklich schon gestern Abend!“ murmelte er, sah nach der Uhr und rüstete sich zum Ausfahren.

Noch gegen Abend desselben Tages fuhr er an Hagen's Gartenthür vor. Er war sehr heiter und liebenswürdig und wußte, da er Alle beisammen fand, mit Allen herzlich anzubinden. Er nannte Rätth bereits „schönes Cousinchen“ und Benno „lieber Cousin“; er erzählte von seiner Frau und seinen Kindern und sprach die Hoffnung aus, die ganze Gesellschaft demnächst zum Thee bei sich zu sehen. Hagen lehnte für sich selbst ab, ließ aber die Einladung und Zusage für die Kinder gelten. —

Der Abend kam, und die Mitternacht noch sah den Hausherrn in Gedanken durch sein Zimmer schreiten. Freudig und ernst hatte das neue Jahr für ihn begonnen, und es standen wol noch neue ernste Dinge in Aussicht. Er hatte auf seinem Schreibtisch einen Brief gefunden, als er Morgens von Morbach kam, der ihn innerlich beschäftigte und seine Gedanken, vielleicht sogar ihn selbst, in die Ferne rief.

## Elftes Capitel.

Die Verlobten sollten nicht so bald zu einem ruhigen Bewußtsein ihres neuen Glückes gelangen. Katharina meldete am nächsten Morgen dem Vormund mit Betrübniß, daß der Rechnungsrath Springmühl sehr krank sei, und daß auch seine Frau seit einigen Tagen das Bett hüten müsse; Emilie bitte um Katharina's Hilfe für einige Tage, ja sogar Nächte für die Pflege ihrer Eltern. Wenn Rätth ihr diesen Freundschaftsdienst erweisen wolle, möge sie sich einrichten, die Zeit über ganz bei ihr zu wohnen. Katharina erklärte es für ihre Pflicht, dem Rufe zu folgen und sich augenblicklich zu rüsten, und der Vormund war ganz einverstanden. Nicht so der Bräutigam, welcher vorausah, daß für diese Tage Rätth ihm ganz verloren gehen werde. Er mußte sich mit dem Versprechen eines täglichen Briefwechsels von Stadtviertel zu Stadtviertel begnügen. — „Es ist mir ganz recht, mein Kind,“ sagte Hagen darauf, „Dich für die nächste Zeit bei den Freunden thätig zu wissen, zumal ich verreisen muß. Hoffentlich nur auf einige Tage.“ Alle sahen ihn fragend an, als hätten sie ihm nicht zugetraut, daß er dergleichen unternehmen könne, denn es war eben, seit sie ihn kannten, noch nicht vorgekommen. Hagen aber gab keine eingehendere Erklärung. „Benno bleibt für diese Zeit freilich allein im Hause“ — fuhr er fort. „Ich denke, ich kann mich auf Dich verlassen. Bei Henriettens Fürsorge wirst Du nicht darben, und Rothelm ist in der Nähe. Ich reise heut' Abend, mit dem Nachtzuge. Nur das kleine Handkofferchen!“ Die letzte Weisung galt Henrietten, welche mit besorgtem Gesicht das Zimmer verließ.

Als sie darauf Katharina behilflich war, ihr Bündelchen für ihre Stadtreise zu rüsten, sprach sie sich sehr bedenklich über den Vorfaß des Hausherrn aus. Es sei in den letzten zwei Jahren schon einige Male vorgekommen, daß er sich auf eine Reise begeben, aber jedesmal sei er sehr verstimmt und finster zurückgekehrt, und man habe ihn dann schwer behandeln können.

Eine Stunde darauf stieg Katharina in den Wagen und wurde durch ihren Vormund selbst nach der Wohnung des Rechnungsrathes begleitet. Hagen hatte nach der Heimkehr eine lange Unterhaltung mit Henrietten, die bevorstehende Hochzeit betreffend. Diese konnte sich in die Eile, mit der die Angelegenheit betrieben werden sollte, gar nicht finden, ebensowenig in die Mittheilung, daß es nur eine Trauung, ohne allen festlichen Aufwand, sein sollte. Sie mußte sich in seinen Willen und seine Aufträge finden und packte mit Seufzen seinen Koffer. Abends wurde Hagen von Rothelm und Benno auf den Bahnhof begleitet. Sie konnten bei der Abfahrt nur erforschen, daß Leipzig sein Reiseziel war. —

Als Wilibald Rothelm einige Tage darauf seinen Weg durch die Straßen nahm, um nach dem Museum zu gehen, hörte er sich von einer weiblichen Stimme angerufen. Er fuhr aus seiner Zerstreuung auf und erkannte Fräulein Althaus. „Entweder ganz blind, oder in den tiefsten Gedanken!“ rief sie. „Ja, ja, wir sind wieder da, seit einigen Tagen! Hatte ich nicht recht, daß wir es nicht lange aushalten würden?“ Er erkundigte sich nach ihrem und ihrer Freundin Befinden. „Es ist eben immer dasselbe,“ entgegnete sie. „Von Er-

holung keine Spur! Wir sind durch Wien gefahren und gelaufen, sage ich Ihnen, als hätten wir es eilig, wie ein Postbote. Ich hätte gern Etwas mehr davon — das heißt, überhaupt Etwas davon gesehen. In Paris ließen wir uns ein wenig mehr Muße, allein — man muß es wol in anderer Weise betrachten, als wir es thaten, um Vergnügen dabei zu haben. Plötzlich hielten wir es nicht mehr aus und kehrten mit Courierzügen zurück, in keiner besseren Verfassung, als da wir abreisten. Und trotzdem sind wir auf Mummenschanz bedacht! Denn der vielerwartete Maskenball bei Baron Seligmann ist in wenigen Tagen, und wir müssen uns dafür rüsten — ich freilich nur mit Wäahlen und Rathen, denn von dergleichen Festen wegzubleiben habe ich mir längst die Freiheit errungen.“

Rothelm, als neu Verlobter, hatte eigentlich die größte Lust, Fräulein Althaus mit seinem Glück bekannt zu machen. Doch hielt er die Mittheilung noch zurück, da er es für schicklicher hielt, Frau von Lilburg zuerst davon zu benachrichtigen. „Nun,“ fuhr Hildegart fort, „wollen Sie mir helfen aussuchen? Musselin, Seide, Blumen? Ihr künstlerischer Geschmack könnte mir zu statten kommen. Wir stehen hier an der Schwelle. Oder wollen Sie den Eindruck des Ganzen auf dem Balle selbst abwarten?“

„Dies Glück wird mir nicht beschieden sein,“ sagte er, „da ich keine Beziehung mehr zum Palazzo Seligmann habe. Auch ziehe ich vor, meinen Besuch bei Frau von Lilburg erst nach Ablauf der Maskerade zu machen — dann sind wir, die das Fest nicht angesehen, in der Mehrzahl.“ Fräulein Althaus lächelte einverstanden, und sie verabschiedeten sich. —

Das bevorstehende Fest beschäftigte in der That zahlreiche Gemüther recht lebhaft. Siegmund Erbacher hatte seinem Freunde von den bevorstehenden Herrlichkeiten im Hause seines Großvaters schon so viel erzählt, daß Benno vor Lust brannte, dieselben auch zu sehen. Er schwieg jedoch, so oft Siegmund auch sagte: „Du wirst auch eingeladen, warte nur!“ Benno konnte sich nicht denken, daß Baron Seligmann diese Aufmerksamkeit haben werde, zumal er ihn gar nicht kannte. Inzwischen war es nicht eben schwer, selbst für einen dem Wirth Unbekannten, eine Einladung zu den großen Gesellschaften des Barons zu erhalten, und gar für den einzigen Enkel des Hauses mußte es leicht genug sein, eine Karte für seinen „intimsten“ Freund auszuwirken. So erschien denn Morgens eine prachtvolle Karte, groß wie ein Aushängeschild, von starkem Pergamentpapier, mit Masken, Gestalten und Arabesken, durch welche Herr Benno Stein zu dem Maskenballe des Baron Seligmann ganz förmlich eingeladen wurde. Der Empfänger schien die Karte zu studiren, so oft betrachtete er sie, zumal ihm dergleichen noch nicht vorgekommen war, und Henriette selbst wurde in Aufregung versetzt. Und doch war Benno bedenklich. Was würde der Vormund sagen, wenn er in seiner Abwesenheit in diese Gesellschaft ginge? Würde er überhaupt seine Einwilligung gegeben haben? Mit Rathy konnte er sich nicht besprechen, und mit Rothelm hatte er eigentlich keine Lust darüber zu reden, da dieser über Seligmann und seine Feste gern spottete. Den Ball heimlich zu besuchen, nur etwa unter Henriettens Mitwissen, erschien eigentlich als das Gerathenste — denn die Ablehnung war zu schwer. Allein Benno

war, seit er in Hagen's Hause lebte, an seiner Selbständigkeit irre geworden, und so ging er mit seinem Prachtexemplar von Karte zu Wilibald. Dieser fing an zu lachen: „Willst Du diesen Unsinn wirklich begehen?“ rief er. „Vergnügen kann ich Dir nicht versprechen. Du wirfst die Rolle eines nur geduldeten, unbekannten jungen Menschen spielen, und in den Gassen umherstehen. Thu's lieber nicht!“ Benno war verstimmt und rathlos. Da stürzte Siegmund Erbacher herein, der den Freund gesucht, und den Henriette ihm hierher nachgeschickt hatte. Als er hörte, daß Rothelm nicht einverstanden sei, gerieth er in Eifer und machte geltend, daß die Einladung nicht auszusagen sei, zumal seine Eltern noch besonders darum bitten ließen. Er, Siegmund Erbacher, werde seinen Freund selbst mit dem Wagen abholen. Rothelm, der nicht eigentlich ein Gebot oder Verbot auszusprechen hatte, zuckte endlich die Achseln und sagte: „Sorgt nur dafür, daß die Rückkehr auch zu Wagen geschieht, denn der Champagner pflegt bei Baron Seligmann in Strömen zu fließen!“

Siegmund war verdrossen über diese Mahnung, er liebte Rothelm überhaupt nicht sehr. Er zog den Freund fort, denn es galt, nun in Eile einen Anzug für ihn zu beschaffen. Sie gingen zu einem Maskenverleiher und betrachteten all' die bunte Pracht, die sich da endlos in einer Reihe von Zimmern aufthat. Benno fand bald dieses, bald jenes recht schön und zweckmäßig, und hatte Lust anzuprobiren; allein Siegmund fand das Eine verschossen und schäbig, das Andere plundrig und trüdelhaft, und wiederholte nur immer, daß das Alles zwischen der Pracht und Eleganz, die sich bei seinem Großpapa entfalten werde, ganz unmöglich sei. Einfach dürfe es sein, aber sauber und geschmackvoll. So suchte man weiter, und endlich rief Siegmund: „Dies ist passend! Und dazu ganz neu! Auch beinah' ebenso wie mein Costüm! Freilich das meine ist von weißem Kaschmir mit rother Seide besetzt — Großpapa hat es für mich machen lassen — dies ist nur Leintwand, oder Shirting, oder wie das Zeug heißt. Aber dennoch, nimm dies, es wird Dir gut stehen, und dann find wir beide fast gleich gekleidet!“

Benno war etwas enttäuscht durch die Unscheinbarkeit dieses Anzuges, denn einen geharnischten Ritter oder hübschen Türken hätte er für kleidsamer gehalten. Ueberdies rief ihm diese Maske einige Erinnerungen wach, welche er scheute. Er mochte sich nicht leicht zu der Wahl entscheiden, und erst nachdem Siegmund lange gebeten und ihm alle die Lustigmachereien in Aussicht gestellt, die sie gemeinsam begehen wollten, verstand er sich zu den Wünschen des Freundes. —

Der ersuchte Abend kam. Sogar in der großen Hauptstadt lockte eine derartige Gesellschaft im Seligmann'schen Hause, wo die Wagen fort und fort kamen und fuhren und in langer Reihe warten mußten, eine Menge Neugieriger auf die Straße, zumal das Haus durch Hunderte von Gasflammen, in Sternen und Bogen, auch von außen derartig illuminirt war, daß man im Tageslicht zu wandeln glaubte. Und nun gar der Glanz und Flimmer in den Sälen, das farbenreiche Durcheinander der Gestalten, die Musik von der säulengetragenen Galerie, der Blumenduft von Kränzen und Gewinden, durch welche die Säle märchengleich ausgeschmückt waren; das Alles durfte etwas Berausches haben für Denjenigen, welcher neu in diese Zaubertwelt trat.

Baron Seligmann, der, als Wirth, ohne Maske seine Gäste im Gesellschaftsanzug empfing, durchzog jetzt die Reihen, eine Dame in schneeweißer Balltoilette führend. Es war Frau von Lilburg, welche lächelnd seine Artigkeit annahm; und so auch den Platz auf einer Estrade, von welcher man einen guten Ueberblick des ganzen Tanzsaales hatte. Hier befand sich auch die Tochter des Hauses, Frau Doctor Erbacher, ebenfalls ohne Maske — eine Freiheit, die sich noch Andere genommen hatten — und begrüßte die Dame sehr freundlich. Es begann die erste Quadrille, getanzt von Paaren in verschiedenen spanischen Nationaltrachten, die schon beim wilden Hereinstürmen mit ihren Castagnetten ein unerhörtes Geräusch durch den Saal verbreiteten. Der Tanz war gut eingeübt, die Farbenpracht und Kostbarkeit der Gewänder erregte Erstaunen, das Ganze gab eine Reihe der schönsten Gruppierungen und Bilder. Baron Seligmann sah sich triumphirend um; in seinem Gesicht lag die Frage, ob nicht der erste Act des Schauspiels, welches er gab, schon Alles übersteige, was man sonstwo gesehen? Er hörte, wie zwei Maler in seiner Nähe ihrer Bewunderung enthusiastischen Ausdruck gaben, wendete sich um und nickte mit lächelnder Genußthuung. Es folgte eine kurze Pause, in welcher zahlreiche Diener in wahrhaft fürstlichen Livreen Erfrischungen reichten, um dann nach jeder der beiden nächsten Quadrillen wieder zu erscheinen. Man hatte eine Steigerung der Herrlichkeit kaum für möglich, nicht einmal als wünschenswerth erachtet, so schön war der erste Eindruck gewesen, und doch sollte Eines immer das Andere übertreffen. Erst nachdem das Auge vom Schauen fast ermüdet war, folgte der allgemeine Tanz in willkürlichem Durcheinander.

In diesem bunten Gemisch sprangen auch zwei junge Gestalten umher, beide in jener Phantasiemaske zwischen Arlechino, Pierrot und Hanswurst, beide weiß und roth, beide die schwarzen Halbmasken — welche die Wenigsten noch bewahrten — fest vor dem Gesicht. Der kleinere tanzte sehr eifrig und elegant, und da die Damen ihn bereits als den Enkel des Hauses erkannt hatten, spielte er als Tänzer sogar eine Rolle. Der andere ließ sich auf Tanzen gar nicht ein, hüpfte auf seine eigene Hand umher, theilte mit der Peitsche Schläge aus, ließ sich jagen und jagte wieder, und war mehr im eigentlichen Charakter seiner Rolle. In der Pause zwischen zwei Tänzen ließ er sich sogar auf Sprünge ein, welche lebhaft applaudirt wurden. Er erregte lautes Lachen, als er über Schultern und Kopf einiger Personen hinwegsprang, ja sogar Rad zu schlagen anfang. Man machte Platz, und er kreiselte radschlagend durch den Saal, wie man es so leicht und sicher niemals gesehen haben wollte. Diese Kunstfertigkeit erregte Aufsehen, und man drängte aus den übrigen Sälen herbei. Man fing an, den unbekannten Springinsfeld zu necken; er mußte zu vergelten, davonzulaufen und irgendwo unvermuthet wieder zu erscheinen.

„Aber, meine Gnädigste, was ist Ihnen?“ rief der Wirth des Hauses zu Frau von Lilburg gewendet, da er sich eben mit ihr allein auf der Estrade befand. „Doch nicht unwohl? Ich wäre untröstlich!“

„Nichts! Nichts!“ sagte die Dame, indem sie sich in den Sessel niederließ. „Vielleicht nur der berauschende Blumenduft! Es geht schon vorüber.“

In diesem Augenblick erscholl lautes Gelächter. Hanswurst wurde gejagt,



sprang über einen Herrn hinweg und stand plötzlich vor Frau von Tilburg und Baron Seligmann. Aber er schien zu stutzen bei ihrem Anblick, denn er blieb stehen und blickte starr zu ihr hinüber. Die Dame war Angesichts des Sprunges zusammengefahren, dann saß sie mit vorgebeugtem Leib athemlos da, preßte ihren Fächer mit beiden Händen krampfhaft zusammen und starrte die Gestalt an; als wollte sie die schwarze Maske durch und durch sehen? Was ging durch ihr Gemüth? Hatte sie Aehnliches schon einmal gesehen? Baron Seligmann wurde ungeduldig, in dem Wahn, hinter der Larve stecke das Gesicht seines Onkels, obgleich ihm niemals von solchen Sprüngekünsten Siegmund's Etwas zu Ohren gekommen war. Und da es ihm überdies nicht mehr schicklich erschien, das Gesicht noch verhüllt zu tragen, schritt er auf Arlechino zu, riß ihm ohne Weiteres das Gehäuse von der Nase und blickte in ein ihm ganz fremdes Gesicht. Die Dame griff an ihre Brust, als wollte sie einen Aufschrei unterdrücken; der Baron aber sagte: „Junger Herr, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen —“

„Mein Name ist Benno Stein!“ entgegnete der Angeredete, unangenehm berührt durch das Benehmen des Wirthes, schnell aber seine Augen auf die Dame neben demselben richtend. Frau von Tilburg war hastig aufgestanden und hatte sich abgewendet, als Benno seinen Namen aussprach — sie that einige Schritte und beilte dieselben, als sie Frau Doctor Erbacher herankommen sah. Mit derselben flog Siegmund herbei, trat zu dem Baron und sagte: „Verzeih', Großpapa, daß ich Dir meinen Freund, Benno Stein, nicht eher vorgestellt habe; es war aber so gedrängt um Dich her!“ Der Wirth, welcher heute viele seiner Gäste nur wenig oder gar nicht kannte, empfand, daß er sich ein wenig vergessen habe; er reichte daher Benno mit um so größerer Deutlichkeit die Hand und sagte lachend: „Vergebung! Vergebung! Ich nahm Sie für den Schelm da! Verwechselungen à la Shakespeare! Wenn man Euch nicht nebeneinander sieht, ist die Täuschung verzeihlich!“ Er winkte einen Diener mit Wein heran, nahm ein Glas und nöthigte die jungen Männer, „auf viel Vergnügen“ mit ihm anzustoßen. Dann sah er sich um.

Frau von Tilburg hatte den Arm der Tochter des Hauses genommen und bat dieselbe, ihr aus dem Saale zu verhelfen, da sie an einem Schwindelanfall leide. Baron Seligmann flog den Damen nach, sehr besorgt seine Dienste anbietend; Frau Erbacher aber sagte: „Laß nur, Papa! Ein Glas Wasser und ein Moment Ruhe werden Alles gut machen.“ Sie öffnete eine Tapetenthür und verschwand durch dieselbe mit Frau von Tilburg.

Der Tanz hatte schon wieder begonnen, Siegmund flog durch die Reihen, für Benno aber war der lustige Theil des Abends vorüber. Wenn er Anfangs, lebiglich aus innerer Opposition gegen Rothelm's Prophezeiung, daß er sich in den Ecken umherdrücken werde, ein paar Sprünge gewagt hatte und dann, durch den Beifall aufgestachelt, in einen immer ausgelasseneren Uebermuth gerathen war, so kam jetzt der Rückschlag der Stimmung, in welcher er sich absichtlich in die Ecken drückte. Eine schwere Besorgniß überkam ihn. Er hatte die Dame wiedergesehen, in deren Wagen er als Hanswurst einst gesprungen war; sie konnte ihn wiedererkannt haben, denn er hatte dieselben Künste in einem fast gleichen Anzuge heute vor ihren Augen wiederholt. Und wenn sie ihn erkannt,

so wußte sie, in welcher Gesellschaft er sich einst umhergetrieben. Er erschrak bei dem Gedanken, daß das hier im Saale ruchbar werden könnte! Er wagte sich nicht mehr in die vorderen Reihen, sondern schlich, ein geängstigter Spaßmacher, an den Wänden entlang, um zu der großen Ausgangsthür zu gelangen. Da er ein paar Schritte über die Estrade gehen mußte, hatte er, um sich schauend, zum ersten Male einen Ueberblick über den ganzen buntbewegten Ballsaal. Er konnte nicht umhin, schärfer zuzusehen, ob die glänzende Dame in Weiß nicht noch einmal zu entdecken sei. Seine Augen waren sehr scharf, aber er fand nicht, was er suchte. Und indem er so stand, von Niemand angesprochen, von Niemand besonders bemerkt, kam ihm dieses ganze lärmende Wirbeln, Kreisen und Drehen plötzlich wie ein Traum vor, der ihn gefangen hielt. Der Gedanke an seinen Vormund tauchte auf, der Gedanke an seine Schwester, die an einem fremden Krankenbette saß; er schämte sich seines Anzuges und schämte sich bei der Vorstellung des Eindruckes, den er so auf Beide machen würde. Hinweg! Hinweg! rief es in ihm: Hinweg mit diesen Kleidern! Nach Hause! — Schnell war er in einem Nebenzimmer. Da begannen einige Herren, mit denen er vorher sein Wesen getrieben, auf ihn Jagd zu machen. Er brauchte seine Füße und entwich ihnen in ein anderes Zimmer. Hier gerieth er in einen Kreis von Damen, die um einen Theetisch saßen und sofort die Augengläser auf ihn richteten. Er erschrak, entfloh auch von hier und sprang in einen anderen Raum. Da erblickte er die Dame in Weiß, am Arme des Baron Seligmann einen langen Speisesaal durchschreiten und gerade zu diesem Raum herankommen. Eine unerklärliche Furcht überfiel ihn, hier allein angetroffen zu werden, und da er sich gar keinen anderen Rath wußte, kroch oder stürzte er sich vielmehr hinter ein Boskett von Blattpflanzen und Orangerie, welches den Raum zum Garten machte. Die Musik verhallte in weiter Entfernung, er selbst hielt fast den Athem an, um die Stille nicht zu unterbrechen. Der Wirth des Hauses trat mit der Dame ein.

„Daß Sie die Königin des Festes sind,“ begann er — „mir mehr als das sind, wissen Sie, meine Gnädigste! Sie dürfen uns nicht verlassen. Alles lege ich Ihnen zu Füßen, was Sie hier erblicken, Alles! Ein Wort von Ihnen, und Sie herrschen hier —!“

„Baron, Sie sind in jener rothigen Laune,“ entgegnete Frau von Tilburg, „in welcher Sie immer aus Versehen mir das sagen, was für andere Ohren bestimmt war. Lassen Sie uns die Gesellschaft wieder auffuchen; der Wirth darf nicht so lange verborgen bleiben.“

„Sie sind wahrhaft grausam in Ihren Quälereien, Gnädigste!“

„Oh —!“ rief die Dame — „ich glaube gar, Sie haben Moschusblüthen in diesem Raume! Entsetzlich! Dieser Duft ist mir tödtlich verhaßt!“ Sie eilte durch das Gemach und der Wirth hinter ihr her.

Benno wagte sich kaum aus seinem Versteck hervor. Nach geraumer Zeit erst verließ er den Schlupfwinkel; aber der Gedanke, durch alle die Gemächer in den Saal zurückzukehren, machte ihn befangen. So setzte er sich in eine Ecke zwischen das Grün und versiel in ein stummes Brüten. Er mußte immer wieder an diese Frau im weißen Gewande und dem Brillantenschmuck denken,

und zwar mit Empfindungen, gemischt aus Anziehung, Furcht und Widerwillen. Es mußte dieselbe Frau sein, die ihn in seiner Kindheit einmal an das Herz gedrückt und mit Küssen bedeckt hatte. Und nun fiel ihm jene wunderliche Annahme seiner Schwester ein, diese Frau könne am Ende seine und ihre Mutter sein! — Seine Mutter! Es bäumte sich in seinem Innern Etwas dagegen auf, wie Trotz und Empörung. Als er dem Baron in ihrer Gegenwart seinen Namen nannte, wendete sie sich ab und schritt hinweg! Immer mehr dachte er sich in einen gewissen Groll hinein, bis er sich erhob mit dem erneuten Entschluß, das Fest zu verlassen und nach Hause zu gehen. Aber das gelang nicht so schnell. Unbekannt mit den Räumlichkeiten, gerieth er bei seiner Wanderung wieder in den Tanzsaal, wo er von Siegmund aufgegriffen wurde. Dieser wollte von seiner Absicht durchaus Nichts wissen und blieb fortan an seiner Seite, da er sich müde getanzet hatte. Der Abend dauerte noch sehr lange, und selbst der Champagner des Baron Seligmann übte auf Benno mehr eine einschläfernde als erheiternde Wirkung. —

Wenn nach einem solchen Feste die letzten Lichter gelöscht sind und der graue Tag auf gemelte Kränze und ordnungslos zurückgelassenen Schmuck blickt, wie trübselig ernüchternd wirkt der Gegensatz zu dem Glanz und Leben, das hier vor Stunden noch pulsrte. Ein leerer Festsaal ist wie ein leeres Uhrgehäuse, darin das Leben der Zeit nicht mehr hörbar seine Stundentreise wandelt. Zwar hört und mag der Glückliche, dem der geschmückte Raum zum wirklichen Festsaale wurde, den Schritt der Stunden nicht hören, und ist überrascht, wenn die letzte abgelaufen; aber nicht jedes Auge ist vom Glanz geblendet, nicht jedes Herz ist leicht, und manches ist unter Flimmer und Lachen nur schwerer geworden. Auch zwischen Tanz und Maskenscherz drängt sich viel ernstes Gelebens, und vom Tage nach dem Feste beginnt oft ein neuer Lebensabschnitt. Und Mancher, der, unbetheiligt am täuschenden Genuß, aber mit offenen Augen das Ganze überschaut hat, stellt auch wol seine Berechnungen an — er hat es im Stillen vielleicht schon während des Festes gethan — und sucht den blendenden Aufwand in ein Verhältniß zu bringen zu der Höhe des Besitzes. Da steigt denn wol die Achtung vor dem letzten — wenn nicht etwa schon zweifelnde Fragen aufgetreten sind — und man preist den in seinem Kreise Mächtigen, der verschwenden darf, um Tausende durch seine Verschwendung zu erfreuen. Aber Andere denken anders, und Mancher, der sich den Genuß gern gefallen ließ, fängt an, die Eitelkeit Dessen zu bekritteln, der ihn gewährte. Gib ein Vielen bereitetes Fest, und Du hast viel üble Nachrede! Aber auch von Denen, die nicht berechnen oder nachreden, erwachen manche am Morgen in anderer Stimmung über das Fest, und das bunte Gewand, das sie dabei trugen, erscheint ihnen als elender Trübselstram. —

Rothelm wartete heute nicht auf seinen Schüler zur frühen Lehrstunde, sondern nahm andere Beschäftigungen zur Hand. Ehe er jedoch seinen Weg nach dem Museum einschlug, sprach er im Nachbarhause vor und setzte sich lachend an das Bett Benno's, der noch fest schlief. Der plötzlich Erwachende suchte sich wegen der späten Stunde zu entschuldigen und erklärte, dem Lachen Wilibald's gegenüber, daß er weder einen schweren Kopf habe, noch daß es

langweilig gewesen, noch auch, daß er sich in den Ecken umhergedrückt habe. Verstimmt war er doch bei der letzten Behauptung und konnte nicht recht froh werden, als Rothelm ihn verließ und die Hoffnung aussprach, noch viel über den Fall von ihm zu hören.

Einige Stunden darauf kehrte der Hausherr von seiner Reise zurück. Er war lebhaft erregt, aber nicht unwirsch und ungeduldig — wie Henriette gefürchtet hatte, die ihn fortwährend beobachtete — er schien innerlich beschäftigt, sein Wesen zerstreut. Benno hielt es trotzdem für das Beste, dem Vormund gleich in der ersten Stunde von der Gesellschaft zu erzählen, die er mitgemacht. Hagen schien gar kein Gewicht darauf zu legen. „Mit Doctor Erbacher?“ sagte er. „Nun gut — gut!“ Aber der bedenklichere Punkt, die Hanswurstmaske, mußte nun auch noch zum Bekenntniß kommen. „Welche Unvorsichtigkeit!“ rief der Vormund. Benno schalt sich selbst einen Dummkopf, erzählte, wie sie ihm fast aufgedrungen worden, und daß es ihm den ganzen Abend in dieser Maske nicht wohl zu Muth gewesen sei. — „Hm!“ begann Hagen nach kurzem Schweigen: „Man wird seine Vergangenheit eben nicht los! Wie unser Schatten geht sie mit uns, immer an unseren Fersen hastend. Wir glauben sie hinter uns zu werfen, aber die nächste Wendung zeigt uns im Schattenspiel unser Zerrbild. Selbst in unseren Freuden werden wir an unsere Thorheit erinnert. Daß das nicht spurlos an Dir vorübergehen. Alles, was wir thun, hat seine unerbittlichen Folgen. Suche sie zu tragen!“

Von Henrietten hatte er bereits gehört, daß es im Hause des Rechnungsrath Springmühl besser gehe und Rätth nur die Rückkehr des Vormundes abwartete, um ebenfalls heimzukehren. So nahm Hagen Hut und Stock, um seine Mündel in sein Haus zurückzuholen.

(Schluß im nächsten Heft.)

---

# Briefe aus Paris.

Vom

Generalfeldmarschall Grafen Moltke<sup>1)</sup>.

## I.

Paris, Tuileries, Pavillon Marfan, den 13. December 1856.

Versuchen wenigstens will ich's, ob ich Etwas von den so rasch folgenden Eindrücken festhalten und wiedergeben kann.

Beim schönsten warmen Sonnenschein traf ich Mittwoch Nachmittag in Calais ein, wo der Divisions-General Graf Bois le Comte und der Präfect M. de Lauley die Ankunft des Prinzen aus London erwarteten. Graf Hatzfeld, General Schreckenstein und Major v. Barner waren schon Tags zuvor angekommen. In der alten finstern Stadt hatte man einen Gasthof für uns gemiethet, der zur Zeit Eduard's IV. ein Kloster gewesen sein mag, und in welchem ich denn auch meine Zelle angewiesen bekam. Nachdem die erforderlichen Höflichkeitsbesuche gemacht und erwidert, ging es Abends 6 Uhr zu einem Diner, welches mir um so besser mundete, wenn ich an den Zustand dachte, in dem die Reisenden sich eben auf dem Canal befinden mochten. Tags vorher war das Meer so unruhig gewesen, daß das Paquetboot nicht ausgelaufen war. Der

---

<sup>1)</sup> Diese „Briefe aus Paris“ schließen sich, der Zeit nach, den von uns im Februarhefte 1877 publicirten „Briefen aus Rußland“ an: sie wurden geschrieben im December 1856, als Graf, damals noch Freiherr von Moltke Sr. königl. Hoheit den Prinzen Friedrich Wilhelm, jetzige kaiserl. Hoheit, Kronprinzen von Preußen und des deutschen Reiches, als dessen persönlicher Adjutant auf der Reise nach London und Paris begleitete. Der Prinz Friedrich Wilhelm hatte dem befreundeten Königshause von England, dessen älteste Tochter er nicht viel über zwei Jahre später als Gattin heimführen sollte, seinen Besuch abgestattet; die Rückreise ward über Frankreich gemacht und mit derselben eine Visite bei dem kaiserlichen Hofe in Paris verbunden. Diesen Aufenthalt schildern die nachfolgenden Briefe. Sie sind, ebenso wie die früheren und auf gleich unerklärte Weise, vor Jahren schon in dänischer Uebersetzung in eine Kopenhagener Zeitung, „Dagens Nyheder“, gekommen, aus welcher der Herausgeber unserer Zeitschrift vor sechs Jahren in „Steffens' Volkskalender für 1872“ (S. 25 und ff.) eine Mittheilung machte. Was der gegenwärtigen Veröffentlichung ihren Werth verleiht, ist der Umstand, daß sie das Original reproducirt und zwar nach einer Handschrift, welche von Sr. Excellenz dem Herrn Generalfeldmarschall Grafen Moltke zu diesem Zweck uns übergeben worden ist.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau“.

submarine Telegraph melbete, „His Royal Highness left Dover at 8 o' clock.“ Zwei Bataillone paradirten auf dem Molo und „une escorte de cavalerie précédera l'équipage de son Altesse Royale le prince durant tout son séjour en France, à moins qu'elle ne donnera des ordres contraires.“ Sektere waren zur Zeit nicht gegeben, denn der Prinz wurde erst in Dover davon benachrichtigt, daß bereits in Calais großer Empfang seiner warte. Bald donnerten denn auch die Geschütze von den Wällen, und der „Bivib“ rauschte durch die Dunkelheit langsam heran. Wir sprangen an Bord und ich freute mich, daß der hohe Herr durchaus nicht nach Seekrankheit aussah, und mit der einfachen und natürlichen Sicherheit und Leichtigkeit eines wirklich vornehmen Seigneurs den Militärs nicht nur, sondern auch dem clergé, den autorités municipales und Allen, was sich berufen fühlte, sich vorzustellen, etwas Angemessenes und Fremdbliches zu sagen wußte. Nach Mitternacht erst ging man auseinander. Am Donnerstag früh um 7 Uhr fuhrten wir per train spécial nach Paris. Im Salonwagen befanden sich, außer den begleitenden Localbehörden, der Oberst Graf Toulangeon, Flügeladjutant des Kaisers, und Graf Riancourt, écuyer, welche nebst dem Kammerherrn Sabedoyère zur Aufwartung beim Prinzen commandirt sind.

La belle France ist in der Picardie recht langweilig und wurde nur in Amiens durch ein sehr gutes Frühstück verschönert. (Du erinnerst Dich, daß wir dort auf der Rückreise von Boulogne Nachtquartier genommen und die Kathedrale besuchten, wo „St. Martin divisa son manteau“.)

Je weiter nach Paris, je mehr tritt der Kalkfels zu Tage. Man fährt in dem hübschen Thal der Oise. Zur Rechten erhebt sich auf einer steilen Felswand die schöne Kathedrale von Pontoise, dann erblickt man in der Ferne den Montmartre mit seinen Häusermassen und Windmühlen, den Mont Valérien und zur linken St. Denis mit der prächtigen gothischen Kirche, welche die Königsgräber umschließen sollte, wirklich aber nur ein Potpourri von Königsgebeinen enthält, da die Revolution die Asche von Ludwig dem Heiligen und Ludwig dem XIV. (der etwas spät heilig wurde) und Alles, was dazwischen liegt, zusammengeworfen hat. Durch die Enceinte fährt man dann in die prachtvolle gare du Nord. Hier empfing den Prinzen S. A. le prince Napoléon, der eine ganz unbefchreibliche Aehnlichkeit mit seinem großen Onkel hat. Ganz dies schwarze Haar, die bleiche Gesichtsfarbe und das Imperatorenprofil. Im Hofe des embarcadere paradirten zwei Bataillone, und gab es natürlich rothe Teppiche, kaiserliche Hofequipagen und Escorte von guides à cheval. Die Livree ist grün mit Gold, die Geschütze sind reich und geschmackvoll, die Pferde außerordentlich schön und meist englische Zucht. Der Zug ging durch Faubourg St. Martin nach dem neuen, schönen Boulevard de Strasbourg, du Montmartre, Poissonière (an unserem Hotel Rougemont vorüber), über Boulevard des Italiens, Rue de la Paix, Rue Rivoli in die Tuileries. Beim Einfahren durch den Triumphbogen auf den Carrousselplatz gaben die Wachen kaiserliche Honneurs. Unten an der großen Haupttreppe empfing den Prinzen Seine Majestät der Kaiser und führte ihn unmittelbar zur Kaiserin. Da dies in dem gedruckten Programm vorgelesen und unterwegs gar keine Zeit war, Toilette zu wechseln, steckten wir alle schon seit sieben Stunden in gestickten Röcken und Ordensbändern. Auf

diesem Zug, gerade in der Promenadenzeit, gab es Gelegenheit genug de voir et d'être vu.

Der Kaiser trug die Uniform der französischen Marschälle und den Cordon des schwarzen Adlerordens. Die Kaiserin war einfach und geschmackvoll gekleidet, dunkelgrün mit schwarz, im hohen Kleid. Es fanden gleich nach der ersten Begrüßung die Vorstellungen statt, aber sans phrase, dann geleitete der Kaiser den Prinzen aus dem Saal im mittleren Pavillon (de l'horloge) durch die lange Reihe von Prachtzimmern und Galerien bis in seine Wohnung im Erdgeschoß des Pavillon Marjan, Ecke der Rue Rivoli und des großen Platzes, welcher sich bis zum arc de triomphe ausdehnt. Wir fanden hier Herrn von Rosenberg, die beiden Prinzen Reuß, Major von Tresslow, von Romberg, kurz die Preußen in Paris. Der Prinz machte bald darauf seinen Besuch beim oncle Jérôme und Prinzen Napoléon im Palais Royal und später bei Prinzess Mathilde (Demidoff). Der vormalige König von Westfalen, welcher trotz seines hohen Alters noch recht rüstig ist, machte fast unmittelbar darauf seinen Gegenbesuch, und auch Prinz Murat ließ sich anmelden.

Um 7 Uhr war Diner in der Galerie de la Diane für den Hof des Kaisers, Cambacérès, Molin, Bassano, Bacciochi, Tascher, Princesse d'Églingen sind lauter Namen, die an das premier empire erinnern. Die Hofdamen waren Madame de Marnégia, welche ich zu Tische führte, Madame Courmel, Wittwe des tapferen Generals, der vor Sewastopol blieb, Madame Sabedoyère, die in Berlin sehr gut deutsch gelernt, und Madame Reintwald, alle sehr liebenswürdig und unterhaltend. Der Prinz, welcher die Kaiserin führte, saß zwischen dieser und dem Kaiser, ich hatte meinen Platz gegenüber. Die bekannten Porträts des Kaisers und der Kaiserin sind zwar ähnlich, aber ersetzen doch immer nicht die Anschauung. Ich hatte mir Louis Napoléon größer gedacht; er sieht zu Pferde sehr gut aus, zu Fuß weniger. Eine gewisse Unbeweglichkeit seiner Züge und der, ich möchte fast sagen, erloschene Blick seiner Augen fiel mir auf. Ein freundliches, ja gutmüthiges Lächeln herrscht in seiner Physiognomie vor, die wenig Napoleonisches hat. Er sitzt meist, das Haupt leicht nach einer Seite geneigt, ruhig da, und gerade diese Ruhe, die ihn bekanntlich auch in gefährlichen Krisen nicht verläßt, mag es wol sein, welche den beweglichen Franzosen imponirt. Daß seine Ruhe nicht Apathie, sondern das Ergebniß eines überlegenden Geistes und eines festen Willens ist, haben die Begebenheiten gezeigt. Im Salon trägt er eine imponirende Haltung nicht zur Schau, und im Gespräch wohnt ihm sogar eine gewisse Befangenheit bei. Er ist ein empereur, aber kein König.

Die Kaiserin Eugénie ist eine überraschende Erscheinung. Sie ist schön und elegant. Die Ähnlichkeit mit Frau von B. fiel mir auf, doch ist sie brünett. Hals und Arme sind von unübertrefflicher Schönheit, die Figur schlank, ihre Toilette ausgesucht, geschmackvoll und reich, ohne überladen zu sein. Sie trug ein weißes Atlaskleid von so beträchtlichem Umfang, daß die Damen künftig noch einige Ellen Seidenstoff mehr brauchen werden als bisher. Im Haar hatte die Kaiserin einen scharlachrothen Kopfschmuck und um den Hals eine doppelte Schnur prachtvoller Perlen. Sie spricht viel und lebhaft und zeigt dabei mehr Lebendigkeit, als man an so hoher Stelle gewohnt ist.

Wir speisten in der Galerie der Diana, welche man in zwei Säle umgewandelt hat. Die Aufsätze der Tafel von mattem Silber sind sehr schön gearbeitet, die Küche vortrefflich, nicht allzuvieler, aber ausgesuchte Sachen. Die Dienerschaft tritt mit den Schüsseln heran und nennt das Gericht. Dies ist ein bißchen unbequem, man muß das Gespräch alle Augenblicke unterbrechen, um zu sagen, ob man einen *turbot* will oder ein *merlan* nicht will. Der Wein ist ausgesucht, Chantpagner bildet den eigentlichen Tischwein und wird während der ganzen Tafel eingeschenkt, nebenher Bordeaux, Sauterne, Rheinwein, schließlich Xeres und Malvasier.

Erst nach aufgehobener Tafel machten die Herrschaften Conversation mit uns Fremden. Die Kaiserin unterhielt sich mit Leichtigkeit sehr verbindlich und hat das Talent *de vous mettre à votre aise*. Sie allein setzte sich mit der Gräfin Hapsfeld; der Kaiser, der Prinz und folglich alle Uebrigen *restaient debout* bis um 11 Uhr. Der Oberkammerherr sorgte dafür, daß die Herren einzeln vor den Stuhl Ihrer Majestät herantraten. Das haben sich die englischen Herrschaften bequemer eingerichtet; wenigstens war ich froh, als endlich der Thee servirt wurde und man sich unmittelbar darauf zurückzog.

Ich bewohne eine ganze Suite von Zimmern im Pavillon Marfan nach der Rue Rivoli hinaus, die früher der Prinz von Orléans einnahm. Schwere, rothe Damasttapeten und Fenstervorhänge, prachtvolle Wand-Candelaber, Boule-Möbel, vergoldete Fauteuils, ungeheuer große Spiegel, schöne Gemälde (von Poitevin), das alles kannst Du Dir denken, es ist mehr oder weniger in allen Schlössern dasselbe. Aber zum rechten Comfort, wie in meinem Thürmchen zu Windsor, kommt man doch nicht. Es brennen ein Duzend Ruppellampen, aber wenn ich mir Etwas holen will, so stecke ich noch die Wachskerze an. Am wohllichsten ist noch die sieben Fuß tiefe Fensterbank, in welcher der Schreibtisch steht, nur wird man dort wieder nicht recht warm, obgleich in allen Kaminen ganze Scheiterhaufen brennen. Ein Zugwind ist überhaupt in den Tuilerieen, von dem man keine Vorstellung hat. Die Verschiedenheit der Temperatur in diesen ungeheuren Räumen verursacht oft in den sie verbindenden Thüren einen förmlichen Orkan.

Sehr ermüdet von so Vielem, was ich heute gesehen, legte ich mich bald in mein breites und sehr vortreffliches Himmelbett; aber ich konnte lange nicht zur Ruhe kommen. Bald stürzte ein Scheiterhaufen im Kamin zusammen, so daß plötzlich eine lichte Flamme aufloberte, bald schnurrte eine der vielen altmodischen Stuhlhren, als ob sie daran erinnern wollte, daß unter diesem Dache die Zeiten rascher wechseln als anderswo. Selbst die unglaubliche Stille hier mitten in der geräuschvollen Stadt schien befremdlich, welche, neben anderen Zwecken, durch Entfernung des Straßenpflasters erreicht worden ist. Die schweren Vorhänge und Teppiche dämpfen jeden Schall, die Thüren bewegen sich so lautlos in ihren Angeln, und so hatte ich den Kammerherrn nicht eintreten hören, den Louis XIV. vom Louvre abgeschickt, um mich zu fragen, wie er eigentlich zu dem Vorzug meines Besuches in seinem Palast gelangt sei. Ich suchte dem Marquis aus Gerwinus' Geschichte zu beweisen, daß seit dem *ancien régime* doch so mancherlei passiert sei, und daß er hier eigentlich gar nicht mehr mitzusprechen habe. Er



zuckte hochmüthig die Achseln und überließ mich meinen eigenen geistreichen Betrachtungen, über welchen ich erst am folgenden Morgen erwachte.

Es ist sehr angenehm so eingerichtet, daß die Kaiserliche Familie den Prinzen erst von Abends 7 Uhr in Anspruch nimmt, und daß man so den ganzen Tag zur eigenen Verfügung behält. Schon um 9 Uhr früh, wo in Paris die Sonne kaum aufgegangen, setzten wir uns in Bewegung, nach Umständen incognito in voitures de place oder officiell in Kaiserlicher Equipage.

## II.

Unsere nächste Excursion ging in erster Art am Freitag über die Boulevards nach der neuen Caserne Napoleon und dem Hôtel de ville. Die erste ist ebenso schön und elegant äußerlich, als schmutzig im Innern, letztere ein Palast, wie ihn wenige Könige so groß und prachtvoll bewohnen. Der Seine-Präfect, der den Prinzen empfing (denn auch das Programm der Excursion ist im Voraus festgestellt), hält hier Hof und repräsentirt die gute Stadt Paris. Bei einem Budget derselben von, ich glaube, 18 Millionen lassen sich schon einige Feste und Diners geben! Eigenthümlich schön ist der Hof dieses Prachtbaues mit der imposanten Freitreppe, welcher, von einem ungeheuren Archibach überdeckt, den größten und schönsten Salon bildet, in welchem wol 10,000 Gäste sich bewegen können. Der Fußboden wird dazu mit Teppichen belegt, und zahllose Gasflammen erleuchten die Säulen und Statuen des Gebäudes. Dies Stadthaus und die daneben liegende Caserne bilden übrigens im Mittelpunkte der Stadt ein hübsches strong-hold genau da, wo in kurzer Zeit zwei breite, fast gerade Straßen das schöne, lebhafte Paris rechtwinkelig durchschneiden werden. Man hat nicht bloß zu bewundern, was Louis Napoleon geschaffen, sondern auch was er zerstört hat. Es ist hier eine Anzahl winkliger Gassen und eine Häusermasse weggebrochen, die wol so groß sein mag, wie Breslau oder Magdeburg. Der so gewonnene Raum ist mit Palästen aus Quadersteinen für jetzt erst plattirt; dahinter stehen noch viel halbe Häuser, die aussehen, wie auf Bauzeichnungen der innere Aufriß, und welche alle Geheimnisse ihrer Gemächer, Küchen und Treppen verrathen, außerdem wüste Plätze und Schutthaufen, wie nach einem Bombardement. Diese werden aber sehr bald verschwinden, wo der Raum so gesucht und das Bedürfniß nach Wohnungen so groß ist. Schon erblickt man aus der verlängerten Rue Rivoli die Julius-Säule auf dem Bastillenplatze, bis zu welchem diese Prachtstraße fortgeführt werden soll. Viele alte Prachtgebäude sind dabei an's Tageslicht gezogen, die man sonst im Gewirr der Straßen gar nicht bemerkte, z. B. der schöne, alterthümliche Thurm von St. Jacques, welcher jetzt frei dasteht. Was das alles kostet, das findet sich wol in den Büchern der Municipalität. Da die Paläste die Wohnungen verdrängen, so muß natürlich für die unbemittelte Classe anderweitig gesorgt werden, und das thut der Kaiser unstreitig und in großem Maßstabe. Die Arbeiter werden dadurch freilich in die Vorstädte hinausgewiesen. Welchen Einfluß dies auf eine kräftige Handhabung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit haben muß, das läßt sich leicht begreifen.

Nach dem Frühstück, einem vollständigen und vortrefflichen Diner zu zwölf Couverts in den Gemächern des Prinzen, sahen wir noch Notre-Dame de Paris und den Jardin des plantes mit den dort vereinigten Sammlungen. Die schöne 120jährige Eder, deren Du Dich erinnerst, war mir das Liebste. Ich erfuhr, daß sie als Schößling in einem Blumentopf aus England gekommen ist. Man findet aber jetzt auch in der Umgegend schöne Exemplare der Kinder des Libanon.

Abends war ganz kleines Diner beim Kaiser, nur etwa zwanzig Couverts. Dann ein langweiliges Ballet von drei Acten, les Elfes, im großen Opernhaus, welches bis Mitternacht spielte. Das Haus faßt 2000 Menschen, ist aber an Pracht und Geschmack mit unserem Opernhause nicht zu vergleichen. Der Hof benutzte die sehr bescheidene Prosceniumsloge zur Linken; eine große Repräsentationsloge in der Mitte ist nicht vorhanden. Der Kaiser wurde mit *vive l'Empereur* empfangen. Der Prinz saß zwischen ihm und der Kaiserin, dahinter nur die Damen du palais und der General Niel. Wir waren in kleinen Logen untergebracht. Ich bemerkte, daß hier das Publicum des ersten Ranges nie applaudirt. Dies ist Sache von etwa 100 Personen in der Mitte des Parquets, die wol die claque bilden. Amusant war es, in das Foyer hinter der Bühne zu gehen, wo die Tänzerinnen vor einem großen Spiegel ihre Pirouettes übten. Außerordentlich schön sind aber die Decorationen. Die Coulisse ist ganz beseitigt, die Malerei ist vortrefflich, und man glaubt, in eine reizende Landschaft zu sehen. Besondere Pracht fand ich weder in den Costumes, noch in der Beleuchtung.

### III.

Am Sonnabend sahen wir die Gemälde, welche in der 800 Fuß langen Galerie aufgestellt sind, die längs der Seine bis zum Soubre führt. Diese Verbindung, welche Napoléon I. beabsichtigte, ist jetzt auch auf der Seite der Rue Rivoli durch Napoléon III. hergestellt. Du erinnerst Dich wol aller der halben Häuser, die dort im Wege standen; das ist jetzt alles fort; fünf prachtvolle Pavillons und die ungeheuer lange Verbindungsfront sind hergestellt. Um 1 Uhr waren im Schloßhof 22 Bataillone, ca. 15,000 Mann, in Parade aufgestellt. Der Kaiser ritt mit dem Prinzen die Front entlang. Wir sahen hier die Marschälle Baillant, Magnan, Pelissier (Duc de Malakoff), Canrobert, Baraguay d'illiers u. Hierauf fand eine Ordensvertheilung statt. Die, welche damit belohnt werden sollten, wurden vor der Front der ganzen Parade aufgerufen, und der Kaiser selbst handigte jedem seine Decoration ein, indem er ihm freundlich die Hand drückte. Dann erfolgte der Vorbeimarsch in Divisionen zu 50 Rotten. Das Gewehr wurde noch nach der alten Art mit dem linken Arm, aber sehr nachlässig, getragen, kaum daß Alles Tritt hielt. Man gibt hier Nichts darauf; bei uns wären Alle zum Nachgereciren commandirt worden. Die Divisionen riefen, wenn sie an den Kaiser herankamen, aber mehr oder weniger vollstimmig, *vive l'Empereur*, einzelne auch *vive l'Impératrice*. Die Kaiserin war nämlich trotz des Regens bis zu Ende auf dem Balcon des Pavillon de l'horloge. Der Kaiser, zu dessen Rechten der Prinz hielt, nahm übrigens von

den Zurufen gar keine Kenntniß. Ich wundere mich, daß er sie nicht ganz abschafft.

Gegen Ende der Parade war l'enfant impérial von einer Spazierfahrt zurückgelehrt. Die achtmonatliche Kaiserliche Hoheit geruhten dann, aus ihren mit blauer Seide auswattirten Fenstern im Erdgeschoß einen Blick auf die Truppen zu werfen; wir ritten mit dem Kaiser heran, dem die Freude auf dem Gesichte strahlte, und es ist wahr, es ist ein prächtiger kleiner Bursche.

Nachmittags fuhren wir nach dem Hôtel des Invalides, welches 3000 alte Krieger beherbergt. Die Verwundeten aus dem Krimfeldzuge sind aber fast alle in ihrer Heimath mit 600 Fr. untergebracht. Wir besahen hier das künftige Grab Napoleon's unter der hohen, prachtvollen Kuppel des Doms. Dies Mausoleum ist allerdings ein dem großen Feldherrn vollkommen würdiges, in den ungeheuersten Dimensionen ausgeführt. Eine breite Marmorbahustrade führt rings um den kolossalen Porphyr-Sarcophag, der aber noch offen steht. Der Sarg des Kaisers, äußerlich von schwarzem Ebenholz, ist noch immer in einer der vier schönen Seitencapellen aufgestellt. Die ganze Idee ist von den Orléans (oder vielmehr von M. Thiers) ausgegangen. „L'empereur n'aime pas déposer son oncle ici, il le veut à St. Denis, comme chef de la dynastie future“, und das begreift man. Freilich, einen solchen Raum wie hier findet er dort nicht.

Abends kleine Tafel beim Kaiser, dann théâtre du Gymnase. Wir hatten heute Vormittag im Louvre das große, ergreifende Bild von Müller gesehen, welches ein Gefängniß aus der Schreckenszeit der Revolution darstellt. Die nächsten Opfer zum Schafott werden herausgeholt. Heute Abend sahen wir ein Stück aus derselben Periode, in welchem eine Frau ihren Mann rettet und die Republikaner natürlich keine schöne Rolle spielen. Das Haus war sehr besetzt, es ist übrigens recht häßlich. Die Herrschaften hatten eine sehr enge Seitenloge.

#### IV.

Am Sonntag früh besuchten wir das Palais de justice auf der Seineinsel, dessen Erdgeschoß den Kerker Marie Antoniette's enthält, ein enges, schreckliches Gefängniß. Diese Gewölbe sind die Ueberreste des alten Palastes, in welchem die französischen Könige residirten, während die Normannen das Land durchstreiften. Außer ihnen ist noch die Chapelle sainte erhalten, ein prächtiger Bau, in welchem Ludwig der Heilige seine Andacht verrichtete und wo man sein Herz in einer Kapsel aufgefunden hat. Die Capelle ist völlig in ihrer alten Pracht restaurirt mit unendlichem Schmuck an Farbe und Vergoldung.

Hiernach sahen wir das Hôtel Clugny, ein Bauwerk, welches mich vor Allem interessirt hat. Kirchen, Rathhäuser und feste Schlösser aus dem Mittelalter hat man genug, aber eigentliche Wohnhäuser aus dem 15. und 16. Jahrhundert sind recht selten, besonders in Deutschland. Man wendete wol selten große Kosten und ein sehr dauerhaftes Material an bloße Privatwohnungen. Manches wurde von der Zeit zerstört, noch viel Mehreres den kleinlichen Bedürfnissen unseres Zeitalters geopfert und umgewandelt. Was bei uns, namentlich in den Hansestädten, in Danzig, Elbing, Lübeck, Rüneburg und auch

in Nürnberg und Augsburg an alten Häusern erhalten ist, trägt den Stempel des Bürgerthums; es sind meist hohe Giebelhäuser, in denen das untere Stockwerk durch große Hallen ausgefüllt ist, welche die Waaren aufnahmen, darüber die Staatszimmer, die eigentlichen Wohnräume meist klein und nebenher angebracht. Hier, unweit der Sorbonne, steht in Paris das wohlerhaltene und ganz wiederhergestellte Wohnhaus eines Seigneurs aus der Zeit Franz I.; Jean de Bourbon, Abt von Clugny, erbaute, wie mein guide angibt, das Haus 1480. Es ist ein ausgedehntes, zweistöckiges Gebäude mit mehreren Höfen und schönen Treppenthürmen. Die Zimmer reichen quer durch das ganze Haus und haben nach zwei Seiten Fenster. Diese sind tief in die starken Mauern eingelassen, durch ein starkes steinernes Kreuz abgetheilt und durch in Blei gefaßte Scheiben geschlossen. Das Ganze ist überaus wohnlich und wohlhabig. Das Hôtel Clugny war später ein Nonnenloster geworden; während der Revolution hauste Marat hier; jetzt ist es Staatseigenthum und enthält eine Sammlung der interessantesten Alterthümer und Kunstschätze. Uebrigens ist der Platz auch sonst merkwürdig, denn hier stand der Palast, in welchem die römischen Präfecten Galliens und die ersten französischen Könige residirten, bis Ludwig der Heilige den Palast bauen ließ, dessen Gewölbe die schon erwähnte Conciergerie im Palais de justice bilden. Aus einem der Höfe des Hôtel Clugny tritt man unmittelbar in das Frigidarium eines römischen Bades und man glaubt sich plötzlich nach Rom versetzt. Ein hohes, weites Gewölbe ruht auf Mauern von ungeheurer Dicke, aus Schichten flacher Ziegel und behauener Steine erbaut und mit römischen, selbst vorrömischen Skulpturen angefüllt; denn hier hielten die Sueffionen ihren Druidendienst, als Sümpfe und dichter Wald noch die Seineinseln umgaben.

Um 12 Uhr fuhren wir in die protestantische Kirche. M. Valette schloß den Prinzen und sein erlauchtes Haus, als die Beschützer des rechten, evangelischen Glaubens, in das Kirchengebet ein.

Nachmittags machten wir eine sehr interessante Spazierfahrt in kaiserlicher Equipage. Erst besuchten wir die Chapelle Saint-Ferdinand in der Route de la Révolte errichtet an der Stelle, wo der unglückliche Herzog von Orléans aus dem Wagen sprang, welcher sehr bald darauf zum Stehen gebracht wurde. Die Weltgeschichte hätte einen anderen Lauf genommen, wenn er sitzen blieb. Dann ging es durch das Bois de Boulogne, dem vor allem Bäume fehlen, wie unser Thiergarten sie zeigt. Aber Kaiser Napoléon hat auch aus diesem Buschwerke etwas zu machen verstanden. Schöne Chauffee, weite Rasenfläche, ein ganzer See und ein prächtiger Wasserfall sind seine Schöpfung. Namentlich der Wasserfall ist von überraschender Schönheit und Großartigkeit. Man hat ein wirkliches Gebirge von Kalkstein aufgethürmt und mit großem Geschick eine der Höhlen nachgeahmt, die in dieser Formation so oft vorkommen. Ein ganzer Fluß stürzt sich aus dem Dunkel der Höhle und eilt dann durch eine köstliche, freie Gegend, welche von den bewaldeten Bergen umschlossen wird, an deren Fuß St. Cloud und Sèvres so malerisch gelegen sind. Wir besuchten das Lieblingschloß der Napoléoniden, bewunderten den Reichthum und guten Geschmack, mit welchem es eingerichtet ist, und den wunderbaren Blick aus den Fenstern und von der Terrasse. Leichte, vierspännige Wagen standen bereit, die uns in schärfster

Gangart, oft im Galopp, durch den Park und über die Berge führten. Dann lehrten wir durch das Gedränge von Equipagen, Reitern und Fußgängern im Bois de Boulogne nach den Tuileries zurück.

Abends war ein Diner von 80 Couverts beim Kaiser. Sämmtliche Marschälle waren geladen, an Diplomaten nur Lord Cowley und Graf Hatzfeld. Man hatte uns die Ehrenplätze eingeräumt. Ich saß zwischen Madame Bruat (Wittve des Admirals und Erzieherin des kaiserlichen Prinzen) und Madame Walewsky sehr angenehm. Alle Herren waren im schwarzen Frack, pantalons collants, Ordensband über der Weste.

## V.

Montag fuhr der Prinz mit dem Kaiser nach Fontainebleau, um Hasen zu schießen. Ich benutzte die Freiheit, um in Paris zu flaniren. Abends ganz kleiner Cercle bei der Kaiserin. Das Gespräch kam auf Magnetismus. Der Kammerherr M. B. wurde von einem anwesenden Arzt magnetisirt. Er muß seine Rolle sehr gut gespielt haben, oder er schlief wirklich. Er schwitzte und weinte dabei. „Vous souffrez?“ „Oui!“ „Où donc?“ „Am Herzen.“ „Vous ne dormez pas bien ici?“ „Non.“ „Où voudriez vous être?“ worauf die Kaiserin unterbrach: „Ah! ne posez pas cette question là, il dit quelques fois des bêtises.“

## VI.

Dienstag war große Parforcejagd im Walde von Fontainebleau. Um 10 Uhr früh wurde aus den Tuileries abgereist. General Schredenstein und ich hatten die Ehre, mit der Kaiserin in derselben Kutsche nach dem Bahnhofe zu fahren. Ihre Majestät trug einen runden Civilhut und einen grauen Paletot über dem Reitkleid. Wir fuhren die neue Rue Rivoli bis zum Bastillenplatz und dann nach dem Bahnhof der Lyoner Bahn, wo ein Specialtrain bereit stand. Auf der gare bildeten Municipalgarden Spalier. Das anwesende Publicum rief vive l'impératrice. In dem Salontwagen der Kaiserin befanden sich Gräfin Hatzfeld, die Damen Walewsky, de Contades (geb. Castellane) und St. Pierre, der General Rollin, einige Herren und wir. Es hatte die Nacht ziemlich stark gefroren, der Tag war sonnig und schön, und die Gegend nahm sich prachtvoll aus. Man fährt immer im Thal der Seine, die in schönen Windungen dahinfließt. Bei dem anmuthig gelegenen Melun passiert man den Strom auf einer stattlichen Brücke. Bald tritt man in das bewaldete Hüggelland, welches das alte, geschichtlich so interessante Fontainebleau umgibt. Die sämmtlichen Officiere des dort stationirten Dragonerregiments zu Pferde machten die Escorte durch den hübsch gebauten Ort bis an die große Freitreppe in der Cour du cheval blanc, wo der Kaiser und Prinz Friedrich Wilhelm Ihre Majestät empfingen. Es wurde schnell ein kleines Frühstück eingenommen, und ich hatte eben noch Zeit, die prächtige Galerie Franz I. und den Saal Heinrich II. zu durchlaufen und einen Blick in die ausgebreiteten Höfe zu werfen, die von den Bauwerken im verschiedensten Stil umgeben sind, welche hier die französischen Herrscher seit Ludwig dem Heiligen aufgeführt haben. Franz I., Heinrich IV., Ludwig XV.

und Napoléon's Geschichte knüpfen sich an diese Mauern. Die vollständige Restauration wurde durch Louis Philippe ausgeführt. Charakteristisch sind auch hier die vielen Pavillons mit hohen, steilen, oben abgestumpften Dächern, wie Du sie von den Tuileries und Schloß Eu in Erinnerung hast. Die Pavillons sind dann durch lange Galerien verbunden. Das ausgebehnte Gebäude ist durch Gärten mit Wasserspiegeln, Bosquets und Rasenplätzen umgeben und in größerer Ferne durch den 36,000 Arpents großen Wald umschlossen. Eine beträchtliche Zahl sechsspänniger Jagdwagen führte die ganze Gesellschaft nach dem etwa  $\frac{1}{2}$  Meile entfernten Rendezvous, wo die Pferde und die Meute hielten. Wer nicht reiten wollte, konnte der Jagd, so gut es gehen wollte, im Wagen folgen. Der Weg zum Rendezvous führte uns anfangs durch eine sandige Ebene, theils mit dichtem Fichtenwald, theils mit altem Eichen- oder jungem Buchenwald bestanden. Bald aber erstieg die Straße eine ziemlich bedeutende Anhöhe, und plötzlich sahen wir uns in eine Felsgegend mit tiefen Schluchten versetzt. Die großen Kalksteinplatten lagen oft so dicht, daß kaum eine Vegetation dazwischen Platz fand, und steile, schmale Fußwege führten in die Thäler hinab. Dazwischen folgten dann wieder ausgebehnte Waldbreviere mit sternförmig angelegten Schlägen, in welchen der sandige Boden die stärksten Gangarten begünstigte. Es war klar, daß man sich stets auf den Wegen halten mußte, und daß außerhalb derselben nicht fortzukommen war.

Auf dem Rendezvous fanden wir 50—60 Pferde, fast alle englisches Vollblut und von einer Schönheit und einer eleganten Zäumung, die Nichts zu wünschen übrig ließ. Ich glaube, daß der Stall des Kaisers der am besten ausgestattete in der Welt ist; wenigstens der englische ist gar nicht damit zu vergleichen. Seltsam ist es, daß man hier im Winter alle Pferde barhirt, wie in Italien, oder vielmehr das ganze Haar wird mit einer Vorrichtung von Spirituslampen abgesengt. Eine Art Mausfarbe ist daher vorherrschend, aber die Pferde gerathen nicht so leicht in Transpiration; im Stall müssen sie freilich sorgfältig bekleidet werden.

Einen Hirsch hatte ich noch nicht hegen sehen. Die Hunde sind etwas größer, übrigens von demselben Schläge wie bei uns. Ich hatte erfahren, daß ein sehr scharfes Tempo geritten würde und daß die Jagd selten weniger als eine Stunde dauert. In dieser Umgebung, in einem ganz fremden Terrain war es mir keineswegs gleichgültig, ob ich Herr meines Gauls sein würde. Ich eilte daher, in den Sattel zu kommen, ritt zur Probe einen der Schläge hinab, kehrte aber völlig beruhigt zurück, denn mit einem solchen Pferde mußte jede Jagd geritten werden können.

Nachdem Alles aufgefressen war, was die Jagd zu Pferde mitmachen wollte, ritt man nun nach dem  $\frac{1}{4}$  Meile entfernten Punkt, wo der Hirsch gespürt worden war. Die Hunde wurden auf die Fährte gebracht, die Waldbörner erschallten, und fort ging's einen langen, geraden Schlag hinab, daß einem die Haare sausten.

Der Zug war prächtig anzusehen. Die französischen Herren trugen alle das Hosiagdcostüm, den kleinen chapeau à trois cornes mit weißen Straußfedern besetzt, grüne Röcke mit rothsammetnen Kragen und Aufschlägen, alle

Nächte mit breiten, goldsilbernen Treffen besetzt, couteaux de chasse, weiße Beinkleider und Stulpsstiefel. Der Kaiser trug dazu den Stern des schwarzen Adlerordens. Schade, daß wir Preußen unsere scharlachrothen Jagdröcke nicht mithatten; wir nahmen uns im Frack bescheiden genug aus. Der Prinz wenigstens hatte einen eleganten Reitanzug und sah stattlich aus auf einem prachtvollen englischen Fuchs. An Damen ritten nur die Kaiserin, Madame de Contades und Madame de St. Pierre, alle in dreieckigem Federhut und grüner Jagduniform, mit den nöthigen Modificationen. Die Kaiserin führte das ganze Rennen im schärfsten Tempo; sie sitzt ruhig und elegant zu Pferde und sieht sehr gut aus. Madame Contades reitet, ich möchte fast sagen, zu gut. Sie coquettirte mit der Lebendigkeit ihres Braunen, der gar nicht anders als in Lancaden ging; jeder Andere würde gewiß alle Mühe gehabt haben, auf diesem Gaul im Sattel zu bleiben. —

Da man den Hunden durch das Dickicht nicht folgen konnte, so kam es darauf an, immer denjenigen Schlag zu wählen, der wieder auf die Fährte zurückführte. Es gab daher scharfe Wendungen, aber auch manchen kleinen Halt. Nun war der Hirsch aber so klug gewesen, sich in das Felsterrain zu flüchten, wo man nur zu Einem auf steilem Fußpfad fortkommen konnte. Das gab denn ein schönes Bild. Die Sonne schien prachtvoll, die Gegend war malerisch wild, aber man durfte nicht lange weilen, denn es galt, den Zug auf dem nächsten Waldweg durch vermehrte Schnelligkeit wieder einzuholen. Das war auch bald geschehen bei solchen Pferden, und eine Erleichterung, wenn man die prächtigen, aber etwas schwer auf der Hand gehenden Thiere ganz frei auslaufen lassen konnte.

So ein Hirsch rennt noch anders, als unsere Sauen, und dazu die weiten Umwege, die man machen muß. Schon waren wir 55 Minuten geritten, als die Kaiserin mit ihren Damen Halt machte und uns vorüber ließ. Wir waren fast wieder zu dem Punkt gekommen, von wo wir ausgeritten. Die Hunde schienen auf eine falsche Fährte gerathen zu sein, und wir gelangten nochmals in die Felsgegend, dann in dichtes Gehölz und Sumpf. Bald wurde die zersprengte Meute wieder versammelt. Alles sprang vom Pferde, um über Felsblöcke und Morast an einen Dümpel zu gelangen, wo Hallali gemacht wurde. Der Hirsch mußte, bereits verendet, aus dem Wasser gezogen werden. Die Jagd hatte fast  $1\frac{3}{4}$  Stunden gedauert. Alle Preußen, welche mitgeritten, waren bei der curée, der Prinz, beide Keuß, Barner, Romberg und ich. (Ich hatte noch außerdem das Glück gehabt, den Hut des Kaisers aufzugreifen, der bei einer Wendung an einem Wachholberbusch hängen geblieben war.) Eben wollten wir zu unseren Pferden zurückklettern, als es hieß, die Kaiserin sei da. Wirklich war es den muthigen Damen gelungen, durch Sumpf und Steinblöcke bis zum Ort des Hallali zu gelangen, einem hohen, freien Plateau, einer Steinwüste ähnlich. Es wehte ein scharfer Wind, und da man ganz nasse Füße bekommen, so war ich sehr zufrieden, bald wieder in Bewegung zu kommen. Es gab einigen Aufenthalt, denn die Pferde waren vertauscht; aber auf einem zweiten, ebenso vortrefflichen konnte ich die Uebrigen in einer flotten Carrière noch vor dem Rendezvous einholen. Dort fand ich Paletot und Plaid, und

halb leuchtete auch das alte Schloß, das so manchen Jagdzug aufgenommen hat, im Abendlicht durch die Baumgruppen. An den mächtigen Kaminfeuern erwärmte man sich, und nach einem angenehmen Jagddiner fuhren wir nach Paris zurück. Das Souper wurde beim Prinzen eingenommen, und Abends ging ich noch in das kleine Theater im Palais Royal.

## VII.

Heute Mittwoch haben wir die Sculpturen im Louvre gesehen. Die berühmte Venus von Milo (freilich ohne Arme) verdunkelt fast die übrigen Kunstschätze, die hier vereinigt sind. Interessant war mir, in einem der Säle den großen Ramin in Stud wiederzufinden, den ich im Franc zu Brügge in Holzschnittwerk gesehen habe. Wir fuhren dann noch nach der Gobelinsfabrik, wo die wundervollsten Sachen ausgeführt werden. Man arbeitete an den Porträts berühmter Franzosen, die im Louvre aufgestellt werden sollen und welche wie die feinsten Pastellgemälde aussahen. Der Künstler hat an einem solchen Porträt ein ganzes Jahr zu thun. Um 1 Uhr stand die Infanterie, Cavallerie und Artillerie der Garde im Hofe der Tuileries en parade aufgestellt. Der Vorbeimarsch fand auf dem Carouffelpiaz statt.

Nach einem vortrefflichen Diner bei Graf Hatzfeld fuhren wir noch in die Oper und sahen die beiden letzten Acte der „Favoritin“ von Donizetti. Roger und Mad. Borghi-Mamo fangen.

## VIII.

Donnerstag schon um 1/9 Uhr fuhren wir in zwei vierspännigen Postwagen nach St. Denis. Die Postillone tragen die kaiserliche Livrée, Grün mit Gold, dreieckige Hüte und gepuderte Zöpfe. Es wird aus dem Sattel gefahren, die Pferde mit Schellengeläute, das Posthorn durch Knallen mit der Peitsche ersetzt, ein Courier vor, zwei hinter dem Wagen. Die Fahrer tragen eine Art Schurzfell aus Ziegenfellen, das Rauhe nach Außen. In sehr scharfem Trabe ging es über den Vendômeplatz, Boulevard des Italiens, Chaussee d'Antin durch die Barrière de Clichy. Es war sehr kalt und naß, und von der Gegend Nichts zu sehen. Die prächtige Kathedrale beschreibe ich Dir nicht, sie ist Dir wol erinnerlich. Nach dem Frühstück fuhr der Prinz nach Vincennes, es regnete aber unaufhörlich. Abends großer Ball bei der Kaiserin.

Um 10 Uhr war die Gesellschaft versammelt, der Hof in schwarzem Frack, ein Theil der übrigen Herren aber in Uniform. Die Kaiserin war sehr einfach und geschmackvoll gekleidet, ganz weiß, das Kleid von der feinsten Mouffeline mit Volants, sehr weit und abstehend, im Haar einen weißen Schleier von Silberstoff und Grün, ein Collier und einen Gürtel von großen Diamanten.

Der prächtige, große Saal im Pavillon de l'horloge war so hergerichtet, daß außer der Estrade an den Wänden noch zwei Reihen, mit rothem Sammet gepolsterter Sitze den eigentlichen Raum zum Tanzen umschlossen. Die Damen saßen alle, nur sehr wenige Paare tanzten. Der Prinz eröffnete den Ball mit der Kaiserin im contre-danse, gegenüber der Kaiser mit seiner Cousine, der



Prinzeß Mathilde; dann walzte der Prinz mit dieser, die Kaiserin mit dem Prinzen Napoléon.

Es war schwer zu circuliren, obschon nur etwa 500 Personen geladen waren, da Alles sich in den einen Saal drängte. Das Souper war im Theater gedeckt an kleinen Tischen. Sonst Alles wie bei jedem anderen Ball.

### IX.

Freitag früh  $1\frac{1}{2}$  Uhr mit Postpferden über St. Cloud nach Versailles. Dieser Palast soll 300,000,000 Thlr. gekostet haben. Aber Ludwig XIV. überlebte Frankreichs und seine eigene Größe; der Hof keines seiner Nachfolger vermochte das Riesenschloß so recht mehr auszufüllen. In einem der vielen Säle sind die Versammlungen der Reichsstände zu verschiedenen Perioden abgebildet, Franz I., der sie in Rouen, Heinrich IV. in Notre-Dame, endlich Ludwig XVI., der die Notabeln in Versailles empfängt, das war le commencement de la fin. Von hier wurde er und die unglückliche Marie Antoinette nach der Conciergerie abgeführt. Napoléon hatte den Gedanken, Versailles wieder zu beziehen, aber die erste Einrichtung sollte 50 Millionen kosten. Louis Philippe stellte das Schloß wirklich wieder her, aber das Bürgerkönigthum konnte unmöglich den Hof Ludwig's XIV. erneuern. Versailles wurde „à toutes les gloires de la France“ gewidmet. Auch Napoléon III. hat es dabei gelassen. Die Wohnungen für 3000 Hofbeamte und die Ställe für 1000 Pferde sind mit zwei Kürassierregimentern belegt; das Schloß selbst ist ein Museum für Bilder und Sculpturen geworden, welche alle großen Momente und Begebenheiten aus Frankreichs Geschichte darstellen. Natürlich finden sich hier sehr viele mittelmäßige Gemälde, die ihren Platz nur dem Gegenstande verdanken, aber auch David's und Bernet's Meisterwerke. Am bekanntesten ist der Ueberfall des Ragers Abd-el-Kadr's, welches Bild, glaube ich, 80 Schritt lang ist und aus einer Reihe der interessantesten Gruppen besteht. Wir fuhren nach dem kleinen Trianon, wo ein vorzügliches Frühstück eingenommen wurde, dessen Hauptelemente, dindon truffé, paté de foie gras, homards, Fasanen und köstliches Obst, ich nicht unerwähnt lassen will.

Sodann wurde die Militärschule von St. Cyr besichtigt. In diesem ursprünglichen Fräuleinstift werden 700 junge Leute in zweijährigem Cursus für Infanterie und Cavallerie zu Officieren herangebildet. Die Anstalt ist großartig und mit 400 Reitpferden, schönen Sammlungen, Modellen u. ausgerüstet. Sehr reinlich sah es nicht aus. Die Eleven waschen sich, wie in den Casernen, unten auf den Corridors in einem gemeinsamen Lavoir. Am saubersten waren die Ställe. Ein Bataillon exercirte, und ich bemerkte dabei, daß die Franzosen auf die bei den Paraden gänzlich vernachlässigte Präcision in Griffen und Tritthalten doch Werth legen, wo sie sie erreichen können. Bei uns darf mit den Kolben nicht so aufgestoßen werden, und nur ein verdorbenes Gewehr kann bei den Griffen so schön klappern. Das französische ist derb, etwas plump, aber sehr gut und haltbar gearbeitet. Man will hier vom präzisen Schießen nicht viel wissen und verspricht sich wenig davon im Felde. Nur die Chasseurs d'Afrique und die Garde-Infanterie haben gezogene Gewehre. Mit dem Miniegewehr wird bis

jetzt in der Commission experimentirt; es ist noch keineswegs eingeführt, zumal man sich über das Geschöß nicht einig ist. Eine so zarte Waffe wie unser Percussionsgewehr dürfte man der französischen Infanterie gar nicht in die Hände geben; dazu gehört die unendliche Sorgfalt und Aufsicht, die bei uns auf die Mannschaft und ihr Gewehr verwendet wird.

Wir fuhren nach Groß-Trianon, sahen die goldenen Krönungswagen, besuchten dann die reizend gelegene Ferme der Marie Antoinette und kehrten Abends nach Paris zurück.

Bei Tafel saß ich nahe beim Kaiser, der sich eingehend nach Sanssouci und dessen Einrichtung erkundigte. Abends in der Oper der langweilige Corfaire.

## X.

Paris, Tuilerien, den 21. December.

Du wirst Dich wol gewundert haben, wie die Blätter meines Tagebuches von hier Dir zugegangen sind. Mit der Post wollte ich Nichts schicken, obwol ich nichts Verärgliches geschrieben. Wir sind überaus freundlich aufgenommen und ich habe aus bester Ueberzeugung fast nur Lobendes und Anerkennendes mittheilen können; indeß wirst Du Einiges zwischen den Zeilen zu lesen haben. Die hiesigen Zustände sind keine normalen, aber es dürfte schwer anzugeben sein, was unter den einmal bestehenden Verhältnissen besser zu machen sei. Niemand kann sein eigener Enkel sein, und der Gründer einer neuen Dynastie hat eine andere Stellung als der Erbe einer Reihe legitimer Vorfahren. Dieser fährt in dem alten Geleise, jener hat neue Bahnen zu brechen, und unendlich größere Ansprüche werden an seine Persönlichkeit gerichtet.

Napoléon III. nun hat nichts von dem finsternen Ernst seines großen Onkels, nicht die imperatorische Haltung und das berechnete Auftreten. Er ist ein ganz einfacher, ziemlich kleiner Mann, dessen stets ruhiges Gesicht entschieden den Eindruck gemüthlichen Wohlwollens macht. „Il ne se fâche jamais, il est toujours poli et bon envers nous, ce n'est que la bonté de son cœur et sa confiance qui pourront lui devenir dangereux,“ sagen seine Umgebungen. Daß in diesem Augenblick nur eine Partei herrscht, und daß der Kaiser selbst aus dieser Partei sich nicht immer mit den bedeutendsten Männern umgeben kann, liegt in der Nothwendigkeit. Charaktere, die ihren eigenen Weg gehen wollen, kann Louis Napoléon nicht brauchen, weil die ganze Leitung der Staatsgeschäfte in seiner Hand concentrirt bleiben muß. Bei geregelten Zuständen darf Jedem eine größere Freiheit gelassen werden; in der gegenwärtigen Lage Frankreichs kann nur eine kräftige, einheitliche Leitung bestehen, die übrigens dem französischen Charakter auch wol am besten zusagt. Die Freiheit der Presse ist hier für jetzt ebenso unmöglich, wie bei einer Armee im Felde, wenn sie die Maßregeln des commandirenden Generals discutiren wollte. Louis Napoléon hat Klugheit, Rücksichtslosigkeit, Festigkeit und Selbstvertrauen, aber auch Mäßigung und Milde gezeigt, Alles verdeckt unter äußerlicher Ruhe. Nur zu Pferde sieht man den Imperator in ihm. Einfach für seine Person, vergißt er nicht, daß die Franzosen den Hof ihrer Souveräne mit Glanz umgeben wissen wollen. So fährt der kleine Prinz

spazieren, voraus ein Biqueur und drei guides à cheval mit aufgenommenen Pistolen. Dann ein Officier mit einer Abtheilung Dragoner vor und einer Abtheilung hinter dem vier-spännigen Wagen. Alle Wagen treten in das Gewehr vor dem achtmonatlichen enfant impérial.

## XI.

Karlsruhe, den 23. December.

Auf die dringende Einladung des Kaisers ist der Prinz einen Tag länger in Paris geblieben. Fröhlich haben wir die Modelle und die köstliche Waffensammlung des Artillerie-Depôts besucht. Dann habe ich zahlreiche Labatieren vertheilt und dem General Rollin 12,000 Fr. für die Dienerschaft überreicht.

Abends war große Tafel beim Kaiser, und nach derselben beurlaubten wir uns. Um 11 Uhr fuhren wir von der neuen, schönen gare de Strasbourg ab. Die kaiserlichen Salonwagen sind so eingerichtet, daß man alle möglichen Bequemlichkeiten hat, und ich erwachte erst in Saverne, von wo die Fahrt durch die Vogesen sehr schön ist. Es war traurig, die Leute dort deutsch sprechen zu hören, und dabei sind sie gute Franzosen. Wir haben sie ja im Stiche gelassen! Um 9 Uhr erblickten wir den Münster, hielten uns aber in Straßburg nicht auf, wo aller Empfang verboten war, sondern fuhren am 23. von Rehl mit Specialtrain hierher nach Karlsruhe.

---

# Deutschland und der Socialismus<sup>1)</sup>.

Von  
Ludwig Bamberger.

## I.

Wen von uns hätte nicht schon manchmal der Gedanke beschlichen, daß die Bürgerlichen in Deutschland heute vielleicht sich gerade so um den Hals reden, wie vor hundert Jahren es die Adelligen in Frankreich gethan haben? Am vertrautesten mit dieser Idee ist ohne Zweifel die kleine, aber mächtige Schaar derjenigen deutschen Geistesaristokraten, welche seit einem Menschenalter systematisch den sogenannten Klassenkrieg der Besitzlosen gegen die Besitzenden schüren und bis auf diesen Tag die höchste Leitung desselben in Händen halten. Eine kleine Zahl begabter, viel wissender, fleißiger Leute, sitzen sie da und dort an friedlicher Stätte, umgeben von Allem, was zur Bequemlichkeit und zum Schmuck

---

<sup>1)</sup> Den Gegenstand nachfolgender Betrachtung habe ich jüngst in einem zu Breslau gehaltenen Vortrag behandelt. Statt den letzteren seinem Wortlaut nach wiederzugeben, habe ich hier den gleichen Stoff einer neuen, selbständigen Bearbeitung unterzogen. Es mag in einzelnen Fällen gestattet sein, dem Leser einer literarischen Zeitschrift den Text einer Rede als Abhandlung zu bringen. Aber es sollte nicht gebräuchlich werden, die mündliche Darstellung mit ihren von der schriftlichen ganz verschiedenen Bedingungen vermöge einfacher Aufzeichnung zum Stapelartikel für unsere Revuen zu machen.

Wo ich im Verlauf meiner Arbeit von den Sittenzuständen Deutschlands gesprochen habe, paßt gewiß Manches nicht auf alle einzelnen Gebiete unseres Vaterlandes, denn ihre Mannigfaltigkeit erschwert zu einem hohen Grade die Formulirung objectiv durchgreifender Urtheile. Aus naheliegenden Gründen schwebte mir das Bild Norddeutschlands vor Augen. Das Vorherrschende dieses Eindruckes hat aber seine Berechtigung schon wegen des steigenden Einflusses, welchen das nach Norddeutschland gravitirende Reichswesen auch auf die übrigen Bestandtheile ausübt.

Endlich noch die eine Bemerkung: die Ausdrücke „socialistisch“ und „communistisch“ sind überall von mir ohne feinere Unterscheidung abwechselnd für dieselbe Sache gebraucht. Man kann lange Definitionen geben, um beide Begriffe weit auseinander zu sondern, und schulgerechte Gründe dafür anführen. Wie die Dinge sich in der Praxis entwickelt haben und entwickeln mußten, lohnt es nicht der Mühe, sich bei diesen nur auf dem Papier Etwas bedeutenden Unterscheidungen aufzuhalten.

des Daseins beitragen kann, genießen mit Kennerchaft jegliche Verfeinerung des modernen Lebens, verzieren selbst die Früchte ihrer Studien mit möglichst viel gelehrtem Luxus und — von diesem sicheren Port aus commandiren sie die Branden zum Anrücken gegen die ganze Breite des gesammten Gefüges, in welchem sich das Getriebe der Erhaltung, Ernährung und Entwicklung der heutigen Welt bewegt. Kaum läßt sich der Gedanke abwehren, daß bei diesem bösen Spiel eine Art dämonischer Lust mit unterlaufe. Selbst bei der nie ganz auszuschließenden Voraussetzung, daß das Böse mit gutgläubigem Eifer betrieben werde, springt der Gegensatz zwischen der Art der Leute und der Art ihres Trachtens zu stark in die Augen, um der Vorstellung Raum zu lassen, daß im Bewußtsein der Handelnden sich gar Nichts von solchem Widerspruch abspiegele. Denn welches Bild man immer sich mache von der Ausführbarkeit jener weltumwälzenden Pläne: die im Namen der Gerechtigkeit herbeigerufene Rebellion läßt sich auch für die schrankenloseste Phantasie, zum mindesten auf lange hinaus, nur so verwirklicht denken, daß das Gleichmaß sehr bescheidener Existenzweise Allen ausnahmslos auferlegt würde. Damit die Lebenslage der Wenigstbesitzenden auf dem mechanischen Wege der Gütervertheilung um eine einzige Stufe gehoben würde, müßte nothwendig jeder über dies Minimum hinausragende Besitzstand abgetragen und zur Auffüllung verwendet werden. Und indem wir des Gegensatzes zwischen der Tiefebene des socialistischen Ideals und den von den Generalskählern des Klassenkampfes bewohnten Höhen der heutigen Welt gedenken, lassen wir noch außer Betracht die unvermeidliche nächste Wirkung des Zerstörungskriegs, durch welchen zugestandener Maßen jenem Ideal erst Raum verschafft werden soll.

Man kann einwenden, dies heiße die Dinge von ihrer kleinen Seite ansehen, und es ist richtig, daß große Gesammtercheinungen nicht ausschließlich nach dem Maßstab der an ihnen zunächst theiligten Menschen gemessen werden dürfen. Niemals aber darf als Regel gelten, daß die Dinge von den Menschen gänzlich abzulösen seien, auf daß die Dinge sich desto leichter in übermenschlichen Dimensionen darstellen und in ihrem Hintergrunde Menschen über Lebensgröße ahnen lassen. Zwischen derjenigen Geschichtsmethode, welche nur personifizierte Ideen vorführt und der entgegengesetzten, welche den Schlüssel der Begebenheiten, etwa wie J. Michelet in seinen spätern Arbeiten, hinter den Bettvorhängen sucht, gibt es eine vernünftige Mitte. Und, nicht zu vergessen, hier haben wir es keineswegs mit Geschichte, sondern mit Gegenwart zu thun.

Nicht bei Beurtheilung jedes Streites werden wir versucht sein, auf gleiche Weise das Gewicht der persönlichen Vertreter einer Meinung mit in die Waagschale zu werfen. Ist schon mit einigem Recht gesagt worden, daß bei Prüfung philosophischer Lehren gefragt werden dürfe, ob denn der Lehrer auch im Leben ein wenig Philosoph gewesen, so erscheint diese Neugierde als noch weniger indiscret da, wo es sich um ein Experiment auf Leben und Tod im Namen der höchsten und heiligsten Gerechtigkeit handelt. Hier ist es durchaus nicht gleichgültig, zu wissen, daß die Stifter der ganzen Verbindung sich in hervorragender Weise als üppige Lebemänner zeigen, deren Ansprüchen nur der überfeinerte Apparat moderner Großstädte genügt. Wir haben sie ja

gekannt, den Apostel Lassalle und seinen Sänger Hertwegh, einer wie der andere die blasierte Eleganz bis in die Fingerspitzen hinein. Es war unmöglich, mit ihnen in Berührung zu kommen, ohne sofort an den Hohn zu denken, der darin lag, daß von diesen Dandys zum grimmigen Faustkampf für den frugalen Proletarierstaat aufgeboten wurde. Und doch ist auch wieder eine psychologische Erklärung in der so gearteten Persönlichkeit dieser Stifter gegeben. Ihre Empörung über das Los der arbeitenden Klassen kommt unmittelbar aus der weichgepolsterten Stubirutsche<sup>1)</sup>. Die Verbindung von materieller Leppigkeit und geistiger Vornehmheit, in welchen ihr Wesen ausgeht, gibt den Schlüssel zu dem Schaudern, welches sie bei der Vorstellung eines Proletarierlebens überläuft, und wenn Etwas ehrlich ist in ihnen, so ist es die Mißempfindung über diesen Gegensatz zu ihrem eignen Selbst. So weit auch mag Alles, was von Sympathie in ihnen zum Vorschein kommt, echt sein; desto unechter dagegen wird der Schlachtruf für eine Weltordnung, deren oberstes Gebot die gleiche Entfagung Aller sein mußte.

Und noch Eines ist als etwas sehr Bedeutsames hervorzuheben. Nicht der landläufige Typus der „catilinarischen Gestalt“ tritt uns hier entgegen. Nicht der Mann, welcher, aus der Bahn geworfen, um des eigenen, selbstverschuldeten Geschickes wegen mit dem großen Ganzen grollend, „nach neuen Dingen trachtet“. Es ist viel weniger der catilinarische, als der herostратische Zug, welcher in den Führern und der Führung des Klassenkampfes vorherrscht, von Marx bis Bakunin, von der ährenden Dialektik der in Gift getauchten Feder bis zu der mit Petroleum getränkten Fackel, welche das „Flambez“ der communardischen Regierung in Vollzug setzt. An der Welt, wie sie ist, liegt gar Nichts; bekunden wir unsere Verachtung für sie, indem wir sie auf alle Fälle zerstören, aus Unlust, aus Gleichgültigkeit, aus Troß, gleichviel: wenn sie nicht aus unserer Kritik neu entstehen will, mag sie zu Grunde gehen. Das ist der durchschlagende Ton, seit dreißig Jahren stets im Wachsen, von den ersten Artikeln der in Köln (1848) erschienenen „Rheinischen Zeitung“ an bis auf die neuesten Bekenntnisse. Das heutige Publicum kennt die Hohepriesterschaft der socialen Heilslehre nur aus den dicken Büchern und feierlichen Proclamationen, in welchen sie ihm vorgeführt wird und aus den Huldigungen, mit welchen die Arbeitercongreffe sie veräuchern. Das persönliche Treiben, von welchem die ganze Bewegung aus-

<sup>1)</sup> Hier eine getreue Schilderung dieser Häuslichkeit, aus der eben erschienenen Schrift: „Eine Liebes-Episode aus dem Leben Ferdinand Lassalle's. Tagebuch, Briefwechsel, Bekenntnisse.“ (Leipzig, 1878.) „Am anderen Tage um 10 Uhr Morgens kam er angefahren und nahm uns mit sich nach Hause. Er wohnte damals in einer schönen Straße, die ganz aus einer Reihe von Villen bestand (Bellevuestraße). Seine Wohnung war eine Mischung des vornehmsten Comforts mit strengem Gelehrtenthum. . . . Hinter seinem Cabinet befand sich ein im orientalischen Geschmac decorirtes Zimmer, mit niedrigen, türkischen Divans, die mit theuren orientalischen Seidenstoffen bedeckt waren, Etagere, Tische und Taburets u. s. w. . . . Ein großes Gesellschaftszimmer war mit den theuersten Teppichen versehen, mit schweren sammetenen Drapirungen, mit den luxuriösesten Möbeln, einer Menge von großen Spiegeln, Broncen, großen japanischen und chinesischen Vasen. Dieses Gesellschaftszimmer gefiel mir nicht, es war zu bunt und zu sehr auf den Effect berechnet.“ —

ging, ist in Vergessenheit gerathen. Es ist aber um so wichtiger, an diesen Ausgangspunkt zu erinnern, als er dem ganzen Verlauf der Dinge seinen Charakter aufgeprägt hat, und als das heute zum herrschenden Dogma erhobene Programm des Klassenhasses und des Klassenkampfes sofort beim ersten Aufgebot zum socialistischen Bunde an die Spitze gestellt wurde. Ist doch selbst Lassalle, der diesen Schlachtruf noch nicht unbedingt zu dem seinen gemacht hatte, heute beinahe ein überwundener Standpunkt! Marx vielmehr, der in den neuesten akademischen Zeitsäben als Kirchenvater paradiert, Marx mit dem Ideal des unerbittlichen Klassenkampfes ist der wahre Prophet des neuen Bundes. Er kann, wenn er auf die Bewegung im neuen deutschen Reich von seinem Londoner Cottage herüberfiehet, mit Stolz ausrufen, daß nach dreißig Jahren seine Saat in üppiger Blüthe steht. Wer aber diese Saat und den Sämann sich des Näheren im Original ansehen will, der greife zu den authentischen Schilderungen aus der Londoner Flüchtlingswelt, lese z. B. in Karl Vogts Schrift „Mein Proceß gegen die Allgemeine Zeitung“ (Genf 1859) die frisch aus dem Leben gegriffene Schilderung der „Schwefelbände“ (so hieß damals, vor seiner „wissenschaftlichen“ Canonisirung, der Bund bei denen, die sein Treiben in der Nähe sahen). Besonders lehrreich sind die in dieser Schrift abgedruckten im Jahr 1850 geschriebenen Briefe des Flüchtlings v. Tschow (ehemaligen preussischen Officiers). Sie sagen mehr über den ganzen Geist des großen Reformwerthes, als aus den subtilsten Zerlegungen der Begriffe von Capital, Arbeit und Werth zu erfahren ist. Hier haben wir Aufzeichnungen vor uns, die Tag für Tag das eben Erlebte wiedergeben, und zwar vertraulich und wahrhaftig. Denn wir haben es nicht mit einem Gegner, sondern mit einem Anhänger der Sache und einem Bewunderer von Marx zu thun, mit einem Manne, dessen ehrliche, ideale Gesinnung bei jedem Wort gegen die sich aufdrängende schmerzliche Ueberzeugung kämpft, daß es sich hier um ganz andere Pläne und andere Wege handelt, als er es sich gedacht hatte. Denn er kann es sich nicht verbergen, daß die niedrigste Cabale mit den niedrigsten Mitteln betrieben wird; daß unbändige Herrschgier mit rasender Eifersucht Jeden verfolgt, der neben dem obersten Befehlshaber und seinen Janitscharen Etwas bedeuten wollen könnte.

„Was die Personen angeht (so werden im ersten Briefe vom 26. August 1850 Marx und Engels redend, d. h. sich selbst schildernd, eingeführt), so seien sie reine Verstandesmenschen, die keine Sentimentalität kennen. Ihnen sei es um die Sache zu thun und um Organisirung einer starken, in sich gegliederten proletarischen Partei. Zu dem Zwecke müsse nicht nur alles Fremdartige ausgeschlossen, sondern alle irgendwie entgegenstehenden Personen unerbittlich verfolgt werden. Was z. B. die Angriffe auf E. (Sigel) betreffe, so seien sie nöthig gewesen, weil sein Renommée über alles Maß und Verdienst hinausgewachsen sei. In Genua habe z. B. sein Bild circulirt mit der Unterschrift: künftiger Militärdictator von Deutschland<sup>1)</sup>. E. (Engels) fügte sehr geistreich hinzu: schon als Süddeutscher habe er angegriffen werden müssen, daß seien alles unpraktische Kerle“ . . .

<sup>1)</sup> Wir werden weiter unten in unserer Darstellung dieser Tradition des verhehmten Personen-cultus im neuesten Glaubensbekenntniß wieder begegnen; auf dem Gothaer Socialistencongreß von 1877 wurde der Antrag gestellt, den Handel mit den Photographien der socialistischen Abgeordneten zu verbieten — man sieht, nicht im geringsten Detail ist die heilige Ueberlieferung verloren.

In diesem Athem geht es fort, bis die Besprechung der persönlichen Händel zur Verührung der Principien und Methoden führt. Hier heißt es z. B.:

„Am Ende sei es ja auch ganz gleichgültig, ob dieses erbärmliche Europa zu Grunde ginge, was ohne die sociale Revolution binnen Kurzem geschehen müsse, und sie hätten ein- für allemal darauf verzichtet, den deutschen Spießbürger zu gewinnen. Etwas weiter heißt es: sie für ihre eigene Person wünschten Nichts, als ewig in der Opposition zu bleiben, ohne welche die Revolution schlafen ginge, und die ganze alte Klassensch... e (das Wort ist im Original ausgedruckt), wie Marx euphonisch sich ausdrückte, bestehen bliebe.“

So gingen die Reden, und unmittelbar daran, ganz absichtslos, reiht sich zum richtigen Verständniß der Principien die Schilderung des Lebens dieser Proletariatserlöser.

„Wenn ich hiermit den Hauptinhalt des Gespräches berührt habe, so ist es mir doch unmöglich, Euch den lebhaften Wechsel des Stoffes, die steigende Wärme der Unterhaltung, die Art zu schildern, wie Marx dieselbe beherrschte. Wir tranken zuerst Porter, dann Claret, d. h. rothen Bordeaux, dann Champagner. Nach dem Rothweine war er vollständig besoffen. Das war mir sehr erwünscht, denn er wurde offenerherziger, als er sonst vielleicht gewesen wäre. Ich erhielt Gewißheit über Manches, was mir sonst nur Vermuthung geblieben wäre. Trotz diesem Zustande beherrschte er bis an's Ende die Unterhaltung. Er hat mir den Eindruck nicht nur einer seltenen geistigen Ueberlegenheit, sondern auch einer bedeutenden Persönlichkeit gemacht. Hätte er ebensoviel Herz wie Verstand, ebensoviel Liebe wie Haß, dann würde ich für ihn durch's Feuer gehen. Ich bedauere es nur unseres Zieles willen (sic), daß dieser Mensch nicht neben seinem eminenten Geist ein edles Herz zur Verfügung zu stellen hat. Aber ich habe die Ueberzeugung, daß der gefährlichste persönliche Ehrgeiz in ihm alles Gute zerfressen hat. Er lacht über die Narren, welche ihm seinen Proletariatskatechismus nachbeten, so gut wie über die Communisten à la Willich, so gut wie über die Bourgeois. Die Einzigen, die er achtet, sind ihm die Aristokraten, die reinen und die es mit Bewußtsein sind. Um sie von der Herrschaft zu verdrängen, braucht er eine Kraft, die er allein in dem Proletariat findet; deshalb hat er sein System auf es zugeschnitten.“

So viel über Marx. Lassalle's Abenteuerer-Figur ist bis in die neuesten Zeiten hinein so vielfach zum Gegenstand literarischer Darstellungen gemacht worden, daß es nicht nöthig ist, sie hier aufzufrischen<sup>1)</sup>. Die kleineren Priester und vornehmen Priesterinnen, welche ihr Leben dem Proletariat geweiht haben, würden nicht minder interessante Staffage liefern, um ein Lebensbild zur Aufstrichung der „sittlich geläuterten Welt“ auszumalen.

Das Unwahre und Falsche, welches sich in den Personen der Stifter als Gegensatz zwischen Existenzweise und Lehre, man könnte sagen zwischen Denken und Reden, am prägnantesten verkörpert, findet sich verschiedentlich abgetönt heutzutage in anderen Sphären unserer deutschen Gesellschaft wieder. Zunächst in jenem luxuriösen Pessimismus der in der Philosophie lustwandelnden Leute von Welt. Sodann aber, und dies zu zeigen ist ganz eigens hier die Aufgabe, steckt derselbe Widerspruch in dem Verhalten, welches ein großer Theil des deutschen Bürgerthums (das Wort in seinem weitesten Sinne genommen) gegenüber der socialistischen Bewegung beobachtet, theils ihr helfend, theils ihr apathisch zusehend, eben dieser Bewegung, welche das Programm der Zerstörung

<sup>1)</sup> Siehe z. B. Bernhard Becker, „Enthüllungen über Ferd. Lassalle's tragisches Ende“ und die bereits angeführte auf unbezweifelbar echten Actenstücken beruhende Schrift „Eine Liebesepisode“.



eben dieses Bürgerthums verkündigt. Das ist's eben, wodurch die deutschen Bürger unserer Zeit auf eine so fatale Weise an die Marquis und Vicomtes des achtzehnten Jahrhunderts erinnern.

Sie tanzen nicht auf dem Vulcan, sondern sie tragen das Holz herbei zu dem Scheiterhaufen, auf dem sie selbst verbrannt werden sollen; und der Ruf *Sancta simplicitas!* ertönt nicht mitleidig, wie einstmals aus dem Munde des Opfers, sondern höhniſch aus dem Munde des Henters.

In allen Sphären lehrt das unwahre und verderbliche Spiel mit den Grundlagen der eigenen Existenz wieder und um desto bedrohlicher, je unbewußter und unschuldiger es getrieben wird. Die Thatſache allein, daß die Leiter der Internationalen, fern vom deutschen Ufer, aus dem Comfort ihres englischen Heimwesens heraus, zum Untergang unserer bürgerlichen Welt die Instructionen ertheilen, würde uns, trotzdem ihre infernale Kunst so stark auf die Massen wirkt, wenig anfechten, wenn nicht innerhalb unserer Mauern unſreiwillig Verbündete, durch Stand und Zahl doppelt bedeutſam, die meiste Arbeit für sie thäten. Unter Junkern und Beamten in den höchsten Stellungen, unter Gelehrten von großem Ansehen, unter kirchlichen Würdenträgern, Meistern der Industrie und von da durch alle Grade der Geſellſchaft und Bildung bis zum kleinen Handwerker und Winkeljournalisten, überall findet ſich die Spielart des Denkens und Treibens wieder, welches an dem Aufzetteln der ganzen geſeßigten Ordnung des Lebens geſchäftig mithilft. Bald iſt es die alte, ein wenig verdrängte, aristokratiſche Macht, welche, an den eigenen Waffen verzweifeln, ſich dem Zeitvertreib ergibt, dem Geſchlecht der Neuerer das nachdrängende Volk des vierten und fünften Standes an die Fersen zu hegen; bald iſt es der Romantiker, welcher ſich bereben läßt, daß in dem Zukunftsſtaat der „planmäßigen Production“ mit vertheilten Rollen die gepriesene Zeit der frommen Zünfte wiederkehren werde; bald iſt es der Akademiker, welchen es kitzelt, über die abſeits von ihm ſich hinwegziehende Jagd nach Gewinn die Zuchttruthe zu ſchwingen; ein andermal wiederum iſt es der Menſchenfreund, dem die ſauberlich ausgemalten Pläne zur Weltbeglückung lieblich winken; und ſo geht es fort bis zu dem beſcheidenen, harmloſen Bürger, der hinter ſeinem Bierglaſe in der Volksverſammlung, wenn der zum Unſugſtiften angelebte böſe Bube im Namen der Sozialdemokratie das Wort verlangt, ihn biederermänniſch unterſtützt: „weil doch auch die Minderheit gehört werden muß!“ darauf Skandal und Auflöſung, wo thöricht mit Stuhlweinen und Kopfhunden, und das nächſte Mal geht's dann wieder gerade ſo.

Es wird nun freilich nicht an Solchen fehlen, die da antworten: in der Geſamtheit eben dieſer Erſcheinungen zeige ſich der regelrechte Verlauf eines heilſamen weltgeſchichtlichen Proceſſes; wie es anerkannt ſei, daß die hohe franzöſiſche Geſellſchaft durch ihre unbewußte Selbſtauflöſung die Revolution herbeigeführt und damit der Nachwelt die größte Wohlthat erwieſen habe, ſo ſei jetzt die Reihe an das Bürgerthum, den „dritten Stand“, gekommen, in ähnlicher Weiſe ſeinem legitimen Nachfolger, dem vierten oder fünften, Platz zu machen. Ob es für die Welt überhaupt ein Glück war, daß die franzöſiſche Revolution ſich gerade in der Weiſe, wie dieſes geſchah, vollzog, mag hier dahingeſtellt bleiben. Die Beantwortung der Frage liegt zu ſpät ab vom Gegenſtand unſerer Betrachtung.

tung. Es genügt schon, im Vorübergehen darauf hinzuweisen, daß das französische Volk selbst berechtigt ist, zu fragen, ob für sein eigenes Land nicht zu wünschen wäre, die Dinge hätten vor hundert Jahren einen etwas anderen Verlauf genommen. Die selbständig denkenden Franzosen führen mehr und mehr die Uebel, an denen auch ihr Staatsleben heute krankt, auf die Art zurück, wie jener Umschwung sich vollzogen hat. Doch dem sei wie ihm wolle! Angenommen immerhin, die Selbstzerstörung jener Aristokratie sei nach Form und Ergebnis ein heilsamer Proceß gewesen, so fehlt jeder Anhalt, um die Analogie auf das heutige und gar auf das deutsche Bürgerthum anzuwenden.

Aber das ist allerdings eine der größten Schwächen unserer Zeit, daß sie stets mit Formeln einer dialektischen Entwicklung vorwärts eilt, die, sobald sie nur im Kopfe abgehaspelt sind, auf dem Wege der trockenen Mechanik in's Leben übertragen werden sollen. Gibt es z. B. etwas Absurderes, als die Manier, nach welcher man das parlamentarische System von heute auf morgen in halb und ganz barbarischen Staaten einführt? Wie Rußland und die Türkei, Rumänien und Aegypten mit parlamentarischen Verfassungen curirt werden sollen, erinnert das nicht an den Bauer, der, wenn ihm der Doctor eine Arznei verschrieben hat, dieselbe für Weib und Kind in jeglicher Krankheit mitverwendet?

In den nämlichen Fehler verfällt, wer uns einreden will, das deutsche Bürgerthum sei dermalen an derjenigen Stelle seiner Entwicklung angekommen, wo ihm — gleich der vornehmen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts — Nichts mehr zu thun übrig bleibe, als mit guter Manier sich selbst aus der Welt zu befördern. Gerade das Gegentheil ist die Wahrheit. Denn richtig wäre es zu sagen: soll die moderne Staatsform, welche allen unseren politischen Bestrebungen seit einem halben Jahrhundert als Ziel vor Augen stand, zur Wirklichkeit werden, so muß das deutsche Bürgerthum erst in die Stelle einrücken, in die es noch nicht eingerückt ist. Noch lange nicht ist die Masse in Fluß, welche die Form des parlamentarischen Staates auszufüllen hat, soll diese Form nicht leer an Inhalt bleiben. Wohin wir sehen, gewahren wir zurückgebliebene Entwicklung. Dies Bürgerthum, das die Schnellläufer der Dialektik schon wieder zum Untergang nach erfülltem Beruf verurtheilen, es ist noch nicht einmal recht da. Es soll erst noch werden! Ueberall unter der neuen Form stoßen sich noch die ungeschmolzenen Bestandtheile, die harten Krusten der früheren Periode; und darum eben wird es so leicht, den neuen Bestand der Dinge zu bekämpfen, sei es für Die, welche ihn zurückdrängen, sei es für Die, welche ihn gewaltsam aufrühren wollen, damit er desto sicherer aus den Fugen gehe. Niemals haben sich die Extreme inniger berührt, als in dem gemeinsamen Ankämpfen von Reaction und Socialismus gegen das deutsche Bürgerthum. Nicht nur äußerlich arbeiten ihre vereinten Anstrengungen im Dienste rückläufiger Bewegung, sondern die Ideale der socialistischen Anschauung selbst liegen, sachlich und geschichtlich betrachtet, noch rückwärts, viel weiter noch rückwärts, als die kühnsten Wünsche der nur politischen Reaction schauen. Während der gemäßigte Socialismus auf die wiederbelebte Junft des Mittelalters hinzielt, bedeutet das Ideal der Internationalen einfach die Wiederauflösung aller im Laufe der Geschichte aus der Barbarei herausentwickelten

Normen von Staat, Recht und Verkehr. Daher auch jenseits der „Internationalen“ bereits eine Schule steht, welche nur noch einen Schritt weiter gehend sich die der „Anarchisten“ nennt.

Die Unterstützung der Socialisten durch die Agrarier und Ultramontanen ist darum auch mehr als eine jener nur äußerlichen Parteicoalitionen, welche nach politischem Kriegsrecht für erlaubt gelten. Ihr Einverständnis beruht auf innerer Uebereinstimmung, und für Deutschland ist es so viel gefährlicher, als für die anderen Culturländer, weil die feindseligen Angriffe gegen ein noch nicht zur Reife entwickeltes, geschweige denn befestigtes Bürgerthum anrennen. Noch fehlt diesem nicht viel weniger als Alles, um eine durch Intelligenz, Selbstbewußtsein und Unabhängigkeitsgefühl innig unter sich verbundene Masse zu bilden, welche die in ihr fließenden Säfte modernen Lebens zu politischer und gesellschaftlicher Kraft verwerthet und damit nach oben wie nach unten ihr Ansehen geltend macht. Noch fehlt die starke materielle Unterlage. Die neuerdings gegen unsere gewerblichen Leistungen erhobenen Beschwerden können, wenn auch hier und da übertrieben oder etwas unvorsichtig formulirt, nicht als ganz unbegründet zurückgewiesen werden. Aber nur zum kleineren Theil sind sie den vorübergehenden Einflüssen des geschäftlichen Leichtsinns zuzuschreiben, welcher die Zeit nach dem Krieg charakterisirt hat. Zum größeren Theil haben wir es mit durch und durch alten Schäden zu thun, wenigstens so alt wie das Jahrhundert. Die geringfügige Beschaffenheit vieler gewerblichen Erzeugnisse, die Gewissenstumpfsheit vieler Gewerbetreibenden gegenüber den Kunden, ihre Lieblosigkeit gegenüber der Arbeit und damit zusammenhängend Mangel an Geschick und Geschmaç, das sind Erbfehler, die schon durch mehrere Geschlechter sich hinziehen. Daß wir sie noch nicht überwunden, wie daß wir die breite moralische Grundlage für unseren Bürgerstand noch nicht gefunden haben, bebingt sich gegenseitig. Hebung der Arbeit, Hebung des Wohlstandes und Hebung der politischen Macht stehen im engsten Zusammenhang unter einander.

In der nämlichen Unzulänglichkeit ist auch die Erklärung zu suchen, warum der Rausch des Sieges zu einer ungeschickten Vergeudung der finanziellen Beute geführt hat. Ließt man z. B. nach, wie die Kriegsentschädigung 1815 behandelt wurde (im Ganzen 1833 Millionen Franken, worunter 633 Millionen für Verpflegung der Occupationstruppen), so findet man, daß die verbündeten Sieger jener Zeit besser berathen waren, als ihre Nachfolger im Jahre 1871. Das Verhältniß zu Frankreich war damals allerdings ein anderes. Man hatte es mit einer Regierung zu thun, die man selbst eingeseht hatte und welche Stabilität versprach; aber dies Alles mit einrechnend, kann man, ohne leichtfertige Kritik zu üben, doch behaupten, daß Die, welche jüngst dies große Problem einer solchen Finanzoperation zu lösen übernahmen, mit einem zu geringen Maßstab an dasselbe herantraten. In welcher Weise hier der Sinn für die Größe der dem finanziellen Handwerk gestellten Aufgabe gefehlt hat, und zwar von oben bis unten, ist nicht an dieser Stelle zu schildern; aber Alles in Allem begegnen wir dabei derselben technischen Unzulänglichkeit, wie auf so manchem Gebiet der anderen Industrien. Wenn ein Uebermaß schlimmer Erfahrungen und die Einsicht in die eigenen Fehler genügen, um auf

die Wege der Besserung zu führen, so dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß ein guter Anfang zur Umkehr gemacht sei. Die ernste Arbeit allein in häuslicher wie in öffentlicher Wirthschaft kann uns zur Befestigung des gesunden bürgerlichen Staates führen, welcher dem Culturstand der Zeit entspricht. Nur Narren können daran denken, die Formen der Ansammlung von Kraft, welche diesen Culturstand ermöglicht haben, im Namen der Humanität aufzuheben, und nur Sophisten versuchen, diese Kraft ohne Capital, dies Capital ohne Eigenthum herzustellen.

Statt aber das Bürgerthum in Deutschland zu sich und zur ruhigen Entfaltung seiner wahren Kraft kommen zu lassen, bringen jetzt alle feindseligen Mächte auf es ein, um ihm den Glauben beizubringen, es habe sich überlebt und sei zum Untergang verdammt.

Auch in England, Frankreich und Italien gibt es noch eine aristokratische Klasse mit starkem Selbstgefühl und conservativen Grundsätzen, eine gelehrte Gesellschaft mit dem stillen Bewußtsein ihrer geistigen Ueberlegenheit, eine fromme mit kirchlichen Herrschgelüsten. Aber der Unterschied zwischen den Zuständen des Auslandes und den unsrigen besteht darin, daß keiner dieser besonderen Kreise die Aufgabe seiner Selbsterhaltung von der Erhaltung des eigentlichen Bürgerthums lostrennt, keiner durch dessen Zersetzung seinen Bestand zu sichern sucht. In jenen anderen Culturländern herrscht über Alles das Gefühl unbedingter Solidarität aller Gebildeten und Besitzenden, das klare Bewußtsein, daß alle von dem dritten Stande, als dem gemeinsamen Fundamente gestützt werden. Wer sich die Aufgabe stellt, besondere Tendenzen zur Geltung zu bringen, sucht sie in die große Gemeinschaft des allgemeinen Bürgerthums hineinzutragen.

Originale gibt es überall, aber ganze Gruppen aristokratischer, gelehrter, religiöser Richtung, welche sich den Krieg gegen das Bürgerthum zur Aufgabe machen, gibt es nur in Deutschland. Landbedelleute, welche gegen das „Capital“ zu Felde ziehen, um ihrer Gutswirthschaft aufzuhelfen, Professoren, welche predigen, daß der Weg zu den großen Vermögen dicht am Zuchthaus vorüber führe, Bischöfe, welche mit socialistischen Demagogen conspiriren, gibt es nur in Deutschland. Nur hier ist das merkwürdige Schauspiel wahrzunehmen, daß mit Uebermuth, ja mit Frivolität im scheinbaren Interesse der Zucht und Sitte die Grundlagen der bürgerlichen Ordnung angegriffen werden, daß eine Art von edlem Sport aus dieser Beschäftigung gemacht wird. In den ersten abentheuerlichen Anfängen des zweiten französischen Kaiserthums ist Etwas zu finden, was — und auch nur ganz von ferne — an dieses vertwegene Spiel erinnert. Sobald das Empire Boden unter den Füßen spürte, verzichtete es auf dieses Experiment. Aber das ist das Charakteristische unserer in der Entwicklung noch zurückgebliebenen Zustände, daß sie den noch nicht amalgamirten Bestandtheilen der Gesamtheit es viel näher legen, sich feindlich zu gruppiren. Bald die Einen, bald die Anderen gelüftet's, an dem Leibe des Bürgerthums ein experimentum in anima vili zu machen. Dessen Schmerzen machen ihnen keinen Kummer, unter Umständen eine heimliche Freude, und Alle sind mehr oder weniger in dem Wahne befangen, daß sie es beliebig anzapfen und zerfleischen können, ohne ihren eigenen Bestand zu gefährden. Der kleine Klassenkrieg von oben

und neben sympathisirt deshalb in der Stille mit dem großen Klassenkrieg von unten, und natürlich hilft er ihm voran.'

Das Schlimmste an der ganzen Lage der Dinge und gerade charakteristisch für Umfang und Gefährlichkeit des Uebels ist, daß das angefeindete Bürgerthum selbst noch in dunkler Bewußtlosigkeit dessen, was mit ihm und um es her vorgeht, befangen ist, theils mit stumpfen Sinnen den blöden Zuschauer dabei abgibt, theils sogar sich täppisch zum Wüthen gegen sein eigenes Fleisch und Blut mißbrauchen läßt. Woher das kommt, ist auch nicht schwer zu sagen: das Gefühl der eigenen Ohnmacht erzeugt Leichtsin. Unser Bürgerthum lebt trotz der Schablone der modernen Staatsverfassung doch in der geheimen Empfindung, daß das Meiste von diesen Dingen vorerst todte Form ist; daß die noch mächtigen Ueberbleibsel des alten Klassenregiments der Entfaltung seiner gesellschaftlichen und politischen Kraft ein breites Stück des Weges versperren. Es fühlt sich noch lange nicht verantwortlich für seine Selbsterhaltung. Es lebt noch in der Ueberlieferung, daß die hohe Obrigkeit, die auf sich selbst steht, für 'Ruh' und Sicherheit sorgt. Darum läßt es sich alle gegen sein eigenes Lager gerichteten Angriffe Nichts ansehn, und gelegentlich findet es sein Pläsir daran, den Spaß selbst mitzumachen, namentlich sobald ihm irgend Etwas, das da vorgeht, nicht gefällt. Das ist die Signatur unseres politischen Radicalismus, aber vor allen Dingen unserer socialistischen Strömungen.

Die Regierenden selbst wissen es kaum besser. Im Punkte der Besorgniß sind ihre Nerven etwas empfindlicher, aber sobald es sich darum handelt, mit tieferer Einsicht den wahren Zusammenhang der Dinge zu erkennen, herrscht bei ihnen dasselbe Dunkel, wie bei den Regierten. Sie ahnen ein wenig die äußerste Gefahr, welche am anderen Ende der Dinge droht, wenn es so fortgeht, aber sie verkehren in vollständiger Ignoranz über den Ausgangspunkt und über die ganze Art der Bewegung, die nach jenem anderen Ende hintreibt. Darum liegt ihnen auch der Gedanke so nahe, daß hier einfach mit schärferen Straf- und Polizeigesetzen zu helfen sei, oder mit künstlichen Belebnungsversuchen an einer zu den Todten gelegten Strenggläubigkeit. Oben wie unten beurtheilt man die gegenwärtigen deutschen Staats- und Gesellschaftszustände fälschlich nach dem überlieferten Bilde ausländischer und besonders französischer Entwicklungsformen. Die parlamentarische Taktik unserer Radicalen steht auf der ganz hohlen Fiction, daß wir uns parlamentarischen Ministerien nach modernem Zuschnitt gegenüber befänden, dieteil wir bis jetzt es doch viel eher mit büreaukratischen Hausbeamten der Krone zu thun hatten, zu deren Obliegenheiten auch gehörte, die parlamentarischen Reibungen auszuhalten. Und als Gegenstück zu dieser Selbsttäuschung gehen unsere regierenden Geschlechter, unsere Hofreise und die an sie rührenden Gruppen von der ebenso irrigen Voraussetzung aus, daß der feste Bestand von Staat und Gesellschaft nur durch eine von unten andrängende revolutionäre Masse bedroht sei.

Die Dinge verhalten sich aber bei uns ganz anders als in England oder Frankreich. Das Eigenthümliche unserer Lage besteht darin, daß in unreife Zustände überreife Vorstellungen hineingedrungen sind, welche letztere hier viel größere Gefahr mit sich führen, als in den Staaten mit älterer ökonomischer

und politischer Entwicklung. Die Milliarden wären in einem ökonomisch reiferen Bande ganz anders tractirt worden, und selbst ebenso verkehrte Behandlung hätte nicht die gleich verheerenden Wirkungen zurückgelassen. Und ganz dem entsprechend ist die Lehre vom Klassenkampf bei uns auf einen Boden gefallen, der ihrer verderblichen Wirkung ein viel loseres Erdreich bietet, als — Rußland ausgenommen — wol alle anderen Staaten der Welt. Das Zusammenreffen des stark ausgebildeten Gedankenlebens und des zurückgebliebenen Staats-, Wirthschafts- und Gesellschaftslebens hat eine eigenthümliche Atmosphäre entwickelt, in welcher die gifthaltigen Keime jener Lehren mit nie gesehener Geschwindigkeit und Fülle befruchtet wurden.

Deutschland ist die klassische Erde des Klassenkampfes geworden. Einfach deshalb, weil die neue Lehre ein noch in viele Klassen zerklüftetes Land vorfand. In den Staaten, wo das Klassenwesen früherer Zeiten nur noch als sociale Schattirung fortbesteht, sind die Agitatoren schlechthin auf die Bearbeitung der ärmeren Bevölkerung angewiesen, deren angebliche Befriedigung ihr eigentliches Programm ausmacht. In Deutschland, wo das Klassenwesen noch nicht vom Bürgerthum aufgesogen ist, wo jeder Sondertheil seine besonderen Ansprüche festhält oder neue erhebt, keiner sich mit dem Ganzen vollkommen Eins fühlt, ist dieses Ganze unendlich größerer Gefahr ausgesetzt, als anderwärts. Keine Interessengruppe versagt sich den Angriff auf die Grundlagen der Gesellschaft, wenn irgendwelche Verstimmung über sie kommt.

Die Gefahr für Deutschland besteht darin, daß der Klassenkampf von allen Seiten genährt und angefacht wird, von oben und von neben so gut wie von unten, und daß kein Theil ahnt, für wen er damit in letzter Instanz arbeitet. Nur die Agitatoren von Profession wissen es. Diese aber geben sich wohlweislich Mühe, das Geheimniß nicht zu verrathen, sorgen vielmehr dafür, durch ihre Taktik den Schein zu erregen, als ahnten sie Nichts von dem Zusammenhang ihrer bewußten Verschwörung mit der unbewußten aller anderen Schichten. Denn sie begreifen sehr wohl, daß ihre Hauptstärke in dieser stillen Verbindung ruht. Der gesunde Stamm des Bürgerthums kann in unserer Zeit nicht entwurzelt und zu Boden geworfen werden, es sei denn, das Bürgerthum selbst legt die Art mit an. Seine Arbeit bildet das eigentliche Triebwerk der modernen Cultur; ohne sie kann nichts Großes vollbracht werden, gegen sie nur das, wozu sie sich selbst mißbrauchen läßt.

In dem unbewußten Wüthen gegen uns selbst liegt die Größe der Gefahr. Diese Behauptung gilt nicht bloß für die Nächstbetroffenen, für die eigentliche „Bourgeoisie“, um das Wort anzuwenden, dem man mit der Ueberrahme in unsere Sprache einen viel gehässigeren Beigeschmack gegeben hat, als in Frankreich. Diese Behauptung trifft alle Kreise des Staates und der Gesellschaft bis in die vornehmsten hinauf. Alle, alle leben in blühender Ignoranz dessen, was in diesen Dingen vorgeht, an denen sie sich doch selbst theilhaben. Und darum greifen sie nothwendig fehl mit ihren, noch so gut gemeinten Vorschlägen zur Abhilfe. Immer faßt man die Sache am falschen Ende an. Es sei vergönnt, zur Erläuterung hier an einen parlamentarischen Vorfall an-

zutrüpfen. Der Tendenzstreit über das wahre Mittel, der socialistischen Unterwühlung entgegenzutreten, ward gelegentlich der sogenannten Strafgesetznobelle im Reichstage durchgefochten. Ein Paragraph sollte hier den Kiegel vorschieben, in dem er nach bekanntem Recept verbot, die Institutionen von Familie, Eigenthum und Religion in der Presse anzugreifen. Offenbar legte man an hoher Stelle den größten Werth auf die Sanction dieser Formel. Sie sollte die Brustwehr des Bestehenden sein. Der preussische Minister, Graf zu Eulenburg, der bis dahin nie im Reichstage aufgetreten war, erschien nun in Person, das Bollwerk des Staates zu vertheidigen. (27. Januar 1876.)

Ein Mann von lebhaftem Verstand, vertraut mit Welt und Menschen, frei von Vorurtheilen, verrieth der Minister in seiner ganzen Haltung, daß er offenbar in der harmlosen Ueberzeugung gekommen war, die Mehrheit der Versammlung wolle sich zu Strafverschärfungen gegen gewisse Ausschreitungen der Presse nicht verstehen, weil sie die Umtriebe und Lehren der eigentlichen Socialdemokraten nicht in ihrer ganzen Schärfe kenne. Seine ausführliche und lebhafteste Darstellung trug das Gepräge einer zu dem besonderen Zwecke bei der betreffenden Abtheilung seiner Kanzlei bestellten Arbeit, die ihn mit den nöthigen Daten versehen hatte, um den mit Blindheit geschlagenen oder sorglosen Parlamentariern die Dinge ad oculos zu zeigen.

So weit war Alles gut. Manchem konnte die Belehrung frommen, Vielen brachte sie nur Bekanntes. Aber als nun Andere — ohne den Ernst der Gefahr zu bestreiten — den Minister und Die, in deren Namen er gesprochen, daran mahnten, daß der Feind im eigenen Lager der gefährlichere, daß gegen diesen Hauptverschworenen mit den beliebten Preßparagraphen Nichts zu machen sei, daß es verhängnißvoll wirken müsse, die Gefahr nur nach der minder gefährlichen Seite hin abzuwehren; mit einem Wort, daß auch auf conservativer Seite socialistisch gewählt werde — da fand es sich in der That, daß vor den Augen der Regierung und ihrer Anhänger die Welt mit Brettern zugenanagelt war. Keine Ahnung dessen, was ringsumher vorgeht, daher auch keine Ahnung von dem, was ihnen zu erklären versucht wurde. Der Minister fühlte sich bloß schroff angefahren und verschwand, ohne je wieder den Reichstag zu betreten; auf der ganzen rechten Seite des Hauses polterte und zeterte man durcheinander über den Gräuel erlittener Verdächtigung. Zur Schlußscene schworen der Domherr Mousfang und der Agitator Bebel in rührender Uebereinstimmung, daß sie einander nicht kennen, und als Gesamteindruck blieb zurück, daß ein wohlgemeinter Vorschlag aus leidenschaftlichem Unwillen gegen conservative Anschauungsweise abgewiesen worden sei. Man durfte verblüfft sein, die ausgewählteste Zuhörerschaft Deutschlands so unvorbereitet zu finden, so unvertraut mit dem Stand der Dinge. Es ist immer ein Fehler, zu viel Vorbereitung vorauszusetzen, und das rächte sich auch damals. Aber der erste Zusammenstoß mußte auf diese Weise kommen. Die unsanft Aufgerüttelten wähten sich von einem Feinde angegriffen, dieteilen ein Freund sie wachrief, damit sie beistünden, den Brand des gemeinsamen Hauses zu löschen; denn schließlich gilt es doch, ein Uebel abzuwenden, welches die Wenigsten, die es herbeiführen helfen, wirklich wollen. Die Art conservativer Heckenreiter, welche unter ihrem feudalen Harnisch wirklich ein ver-

zweifeltes Socialistenherz trägt, gehört zu den Ausnahmen. Viel mehr als der bewußte böse Wille schadet hier der beschränkte Blick. Denn, wie die Schäden, an denen ein Zustand laborirt, so oft in Wechselwirkung stehen und sich gegenseitig ernähren, so dringt auch vermöge der Klassentrennung, welche dem Klassenkampfe in die Hände arbeitet, in die verschiedenen Kreise keine Erkenntniß ihres wechselseitigen Lebens ein. Wie das geistige Leben in Deutschland ohne Mittelpunkt, und deshalb ohne Zusammenhang, sich in zahllose dunkle Gänge verästelt, so bleibt es insbesondere den oberen Zehntausend fremd, heißen sie nun Geburts-, Rang- oder Selbaristokratie. Höchstens stellt sich einiges Kunstinteresse da ein, wo das militärische Interesse nicht Alles ausfüllt. Schon etwas mehr Witterung von den geheimen Kräften, welche der socialistischen Propaganda in Deutschland dienen, hat der Reichskanzler bekommen; doch verdanken wir das einzig und allein dem Zufalle, daß die gegen seine Person gerichteten junkerlichen Intriguen eben nicht verschmähten, sich auch socialistischer Parteigänger und Stichwörter zu bedienen. Auf diese Weise ward ihm die Existenz dieser wider natürlichen Vergattung unter die Augen gerückt. Im Uebrigen ist auch von ihm nicht zu erwarten, daß er sein besonderes Augenmerk darauf richte, wie die Fäden des socialistischen Gespinnstes aus den verschiedensten Quartieren zusammenlaufen. Nicht nur sein Geschmac, der ihn zur Absonderung im Privatleben treibt, sondern seine staatsmännische Methode, die es sich zum Grundsatz macht, immer nur auf Weniges concentrirt zu sein, hält ihn von der stätigen Beachtung des allgemeinen Getriebes fern; und dazu kommt endlich noch, daß sein Plausibilismus sich vorbehält, je nach Umständen, jede disponible Hebelkraft zu vertwerthen, daher auch jede zu verschonen, die sich ihm nicht gerade feindselig in den Weg stellt.

Es hat sich ganz nützlich für uns so gefügt, daß im Lager der Ultramontanen und der Junker einige socialdemokratische Buschflepper Dienste genommen und damit auf die Verwandtschaft der schönen Seelen, welche hier zusammenkamen, die Aufmerksamkeit gelenkt haben. Doch selbst das schließt vielleicht noch nicht die Möglichkeit aus, daß im gegebenen Augenblicke ein Steuerproject bei socialistischen Hilfsarbeitern bestellt würde, wenn sie Aussicht gäben, es schmachhaft zuzubereiten. Absolut sicher ist das Bürgerthum der inneren Politik des großen Staatsmannes gegenüber auch nicht. Es erweist sich noch zu schwach, um ihm die Ueberzeugung aufzudrängen, daß es die wahre gesunde Stütze bietet; und wieviel Schwäche zeigt nicht seinem Blick zunächst das Treiben einer hauptstädtischen Bevölkerung, die — im Vollgefühl ihrer politischen Ohnmacht — sich entweder träger Gleichgültigkeit oder radicalen Spielereien überläßt!

## II.

Deutschland ist der einzige Großstaat, in welchem eine socialdemokratische Partei existirt — Partei in dem Sinne eines geschlossenen politischen Verbandes, welcher sein officiellcs Bekenntniß in wählenden und gewählten Körperschaften mit dem Anspruch vorträgt, über kurz oder lang die Herrschaft in Staat und Gemeinde an sich zu bringen. Wie weit Aehnliches von kleineren Gemeinwesen, wie z. B.



vom Canton Zürich, gesagt werden könnte, soll hier nicht untersucht werden. Selbst in dem stark aufgewühlten Königreich Dänemark ist der Socialismus noch nicht bis zur parlamentarischen Wirksamkeit vorgebrungen. Britische Zustände können nicht mit den deutschen verglichen werden. Wohl ist die Masse der zu gemeinsamen Zwecken organisirten Arbeiter ungleich bedeutender als bei uns, wohl theiligen sich alle Politiker mehr oder weniger, zustimmend oder ablehnend, an der Erörterung der von den Arbeitern aufgeworfenen Fragen; allein der Gegensatz ist ein ganz anderer, als im deutschen Reiche. Das Programm des Zukunftsstaates auf communistischer Grundlage, welcher eingesetzt werden soll durch die gewaltsame Vernichtung des bürgerlichen Regiments, spukt dort kaum in wenigen Köpfen. Bei uns ist dies die Losung auf der ganzen Linie der Socialdemokratie, seit Kurzem sogar das officiële Glaubensbekenntniß der gesammten Anhängererschaft.

Wer den Nachweis versuchen wollte, daß der Geist der Agitation in England sich mehr und mehr dem deutschen näherte und naturgemäß nähern müsse, könnte sich auf manches ernste Symptom für seine Ansicht berufen. Vorerst jedoch bewegt sich der Streit in England nur auf dem Gebiet der geschäftlichen Reibung zwischen Arbeitgeber und Arbeiter. Der Eine sucht dem Anderen durch alle erdenklichen Combinationen die möglichst günstigen Lohnbedingungen abzunöthigen. Gegen den Grundsatz ist gar Nichts einzutwenden; die Praxis führt bekanntlich für das Gewerbe, und daher auch für den Arbeiter, ihre schweren Nachtheile mit sich. Die rein politischen Begehren halten sich in Grenzen, welche, verglichen zu den eingestandenen Zielen der deutschen Socialdemokratie, sich sehr bescheiden ausnehmen: Erweiterung des Wahlrechtes, Beschränkung von Kinder- und Frauenarbeit, unentgeltlicher Unterricht, lauter Dinge, welche die Grundlagen der heutigen Gesellschaft nicht in Frage stellen.

In Frankreich hat der Rückschlag des Communeaufstandes keine greifbar und fest gestaltete socialdemokratische Partei übrig gelassen. Man kann sogar behaupten: auch vor dem Kriege hat eine regelmäßig und in's Breite constituirte politische Verbindung, der deutschen entsprechend, nicht bestanden, wenigstens nicht in Perioden des inneren Friedens. Die Bürgerkriege, welche Alles von Grund aus aufwühlten, entseffelten allerdings seit den Anfängen des Julikönigthums bis zum Jahre 1871 regelmäßig auch die socialistische Kampfbegierde, und gerade die blutigsten Ausbrüche stehen als Episoden des Klassenkampfes verzeichnet. Aber so lange die Waffen ruhten, zog sich der feindselige Geist in die geheimen Gesellschaften und in die Werkstätten zurück oder auf's Gebiet der bloßen Gedankenarbeit am Büchertisch.

Frankreich hat gegen den Communismus in den Straßen gekämpft. Friedlich, als mit einer staatlichen Partei, von Macht zu Macht ist noch nirgends mit ihm verhandelt worden, als in Deutschland. Bei uns ist er als politische Glaubensgemeinde anerkannt. Dies macht seine große Stärke, und Alles, was ihn stärkt, entspringt aus unserer Schwäche. In Deutschland werben beinahe alle reactionären Parteien in ausdrücklichen Erklärungen um die Gunst der Socialdemokratie. Der protestantische Muder, die katholische Aleriseh, die Ver-

bindung von Schutzöllnern und Agrariern bieten der Socialdemokratie in feierlichen Erlassen die Hand zum Bruderbunde.

Der sterbende Thiers hat uns in seinem politischen Testamente die communistische Bewegung vermacht, nicht wie einen Fluch, welchen der Zorn des Besiegten auf das Haupt des Siegers herabruft, sondern wie ein Verhängniß, das sein geschärfter Blick heranrücken sieht. Frankreich, sagt er, hat dies Elend überwunden; an seine Stelle ist Deutschland getreten, ihm ist befohlen dieses Kreuz weiter zu tragen. Der Alte verstand sich auf die Sache. Als er Anfangs November 1870 bei Bismarck in Versailles war, gestand er schon, daß seine größte Besorgniß die vor den „Hallunken“ in Paris sei. Unter den „Coquins“ verstand er Die, welche später die Commune befehligten. Nach ihm kam Jules Favre, welcher sich gegen die Entwaffnung der Nationalgarde sträubte und erhaben ausrief, es gebe keinen Pöbel in Paris. Auch wir haben unsere Favres, welche sich mit einer Liebeserklärung an die Menschheit über alle Besorgniß hinausheben. Wehe uns, wenn wir sollten auf die Probe gestellt werden!

Es läßt sich nicht verkennen, daß der große Aufschwung der Socialdemokratie zu einer anerkannten Macht im Staate von der Schaffung des deutschen Reiches her datirt. Die Elemente bestanden vorher, aber die feste Gestalt haben sie erst angenommen, seitdem der Norddeutsche Bund in's Leben trat. Der mitwirkenden Ursachen waren viele, aber entscheidend war doch vor allen die eine: das allgemeine Stimmrecht. Diesem bürdet man jetzt viele Sünden auf und die meisten davon mit Unrecht. Der Schaden, den es im Gefolge hat, liegt nicht darin, daß es allen Schichten der Bevölkerung zum Ausdruck ihrer Gefinnungen verhilft. Im Gegentheil, dies ist Gewinn. Schlimm hat es zunächst nur dadurch gewirkt, daß es Denen, welche Verwirrung in die Köpfe hineinzutragen bedacht sind, wie ein neuer, mächtiger Ansporn zu größerer Thätigkeit erschien. Jedes Wahlssystem richtet an jede Partei die Anforderung, die Stimmberechtigten für sich zu gewinnen. Indem das neue Wahlgesetz einen Theil der Bevölkerung heranzog, der bis dahin jenseits des Stimmgebietes gewohnt hatte, wies es die Gewinnlustigen darauf an, vorzugsweise sich auf diesen noch frischen Boden mit ihrer Arbeit zu werfen. Weshalb aber dieses Neuland gerade der Socialdemokratie die fetteste Ernte versprach, braucht nicht erst auseinandergelegt zu werden. Unzufriedenheit, Begehrlichkeit und unbegrenzte Hoffnungen zu erwecken, war hier am leichtesten. Die, welche den Vortheil der Führerschaft daraus zu ziehen erwarteten, begaben sich rasch entschlossen und eifrig daran, zuerst von dem der Propaganda winkenden Band Besitz zu ergreifen. Die regelrechte, geschäftsmäßige Organisirung der Partei beginnt erst mit dem Jahre 1867. Wol wurde auch vorher an der Ausbreitung der Ideen gearbeitet. Meister, die ihre Werkstätten beobachteten, wußten schon in den fünfziger Jahren zu erzählen, daß in den Köpfen ihrer Arbeiter es nicht geheuer aussehe. Aber ein Anderes ist es, Anhang zu gewinnen, um ihn auf unbestimmte, entfernte Ziele vorzubereiten, ein Anderes, Truppen zu werben, um sie zu bestimmten, unmittelbaren Vortheil bringenden Operationen zu verwenden. Das ist der große Unterschied zwischen der Zeit vor 1867 und der nachfolgenden, und seitdem sind die

Aussichten friedlicher Entwicklung bei uns deshalb verringert, weil der neu angeregten Thätigkeit der Socialisten nicht auch der Ruf zu engerem und thätigem Zusammenschließen auf Seiten des Bürgerthums antwortete. Die Ausdehnung des Stimmrechtes war gleichbedeutend mit dem Ruf an die Führer des Klassenkampfes: „Wollt Ihr in den Reichstag gewählt sein, so wendet Euch mit all' Eurer Kunst an die neu herangezogenen Kreise der Bevölkerung!“ Sie ließen's sich nicht zwei Mal sagen. Der Vertrieb von Haß gegen die Besitzenden und von Recepten für die Gütervertheilung ward nun aus den stillen Zwiegesprächen der Werkstatt auf den offenen Markt verlegt. Bis dahin hatte sich die neue Lehre beinahe ausschließlich an die Arbeiter gewendet; von nun an erstreckte sie ihre Thätigkeit auf Alle, ohne Unterschied. Solcher Gestalt wirkte die Einsetzung eines deutschen Reichstags mit allgemeinem Stimmrecht genau wie eine Ermunterungsprämie zur Ausbreitung socialistischer Lehren. Man kann ganz bestimmt behaupten, daß die Anhängerenschaft in Folge dieser ausgeschriebenen Belohnung sich wenigstens vervierfacht hat.

Doch wie Belohnung? Was bringt die Wahl in den Reichstag den Gewählten und ihrer Sache ein? Die Häupter der Verbindung wissen es sehr wohl, und wer ihre Thätigkeit verfolgt, versteht sie ohne Mühe. Zunächst hat die nothwendige Freiheit der Wahlbewegung eine Menge polizeilicher und gesetzlicher Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, mit denen sie sonst zu kämpfen hatten. Sodann bildet die Rednerbühne des Reichstages einen Resonanzboden, an Mächtigkeit mit keinem anderen vergleichbar. Doch dies gibt sozusagen nur den Nebengewinn. Der größte Vortheil entspringt daraus, daß durch die regelmäßig wiederkehrende Wahlthätigkeit und durch die Eintheilung des Landes in feste Wahlkörper der Staat selbst die Formation der Standquartiere übernimmt und dafür sorgt, daß die Mannschaften unausgesetzt in Uebung bleiben. Und ein Zweites, noch Bedeutsameres ist dieses: die in den Reichstag Gewählten kommen innerhalb wie außerhalb ihrer Parteigenossenschaft zu viel höherem Ansehen. Was an Wirksamkeit der Eindrücke gerade für diese Sache auf diesem Wege gewonnen wird, ist nicht hoch genug zu veranschlagen. Zwar thun die Häupter so, als verachteten sie die ganze Würde der parlamentarischen Stellung und deren Ausgiebigkeit für ihre besonderen Zwecke. Doch üben sie damit nur eine Kriegslüge, um uns Andere zu täuschen und gleichzeitig die bei ihnen beliebte Geringschätzung für alle Formen des bestehenden Staatslebens zu affectiren. Wer ihren Versammlungen und ihrem ganzen Gebahren Aufmerksamkeit schenkt, entdeckt, daß sie den Besitz dieser Stellungen mit wohlverstandener Werthschätzung behandeln. Sie macht ganz andere Figuren aus ihnen, als sie ohne das wären. Viel weniger würde man im Lande von ihren begabtesten Beuten von Bebel, von Liebknecht, und gar erst von einem Most oder Hasselmann wissen, wenn nicht ihr Reichstagsmandat sie auf ein besonderes Postament erhob, ihnen eine Bedeutung gegeben und Gehör verschafft hätte. Und nicht bloß für die Oeffentlichkeit im Großen und Ganzen gilt das, sondern auch noch in einem besonderen Sinn für ihre eigene Gemeinde. Was sie auch sagen mögen, die Abgeordneten unter ihnen haben innerhalb der Verbindung ihr Prästigium und beuten es aus. Das Mandat verschafft ihnen ein Uebergewicht. Es macht

sich das nach der positiven wie nach der negativen Seite hin kenntlich. Die Abgeordneten figuriren stets im Vordergrund, und der Reid, der sich gegen sie regt, gibt Zeugniß für ihren Vorrang. Die Klage über den „Personencultus“, die wir aus Tschow's Briefen kennen, ist eine stehende geworden unter ihnen, und ebenso die Beschwerde gegen den Vertrieb von photographischen Bildnissen der Abgeordneten, der zur Abgötterei mit den Individuen führe. Man weiß ja, daß die Eifersucht in den demagogischen Lagern am meisten umgeht, schon weil sie sich in dieser Sphäre des Lebens weniger Zwang auferlegt als in den Kreisen einer vorsichtiger auftretenden Gesellschaft.

Noch ein Drittes endlich darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Die Führer lernen sehr viel im Parlament. Man braucht nur die Verhandlungen ihrer Parteicongreß nachzulesen, um wahrzunehmen, welche Fortschritte die Schulung, die Bewältigung aller Formen bei ihnen gemacht hat, und wie sie natürlich das Erworbene in ihrer Gemeinde weiter fortpflanzen. Mit der Gewandtheit, dem Eifer, der Raßlosigkeit, die ihrem Wirken naturgemäß zukommt, wissen sie jeden kleinen Vortheil auszunützen. So ist es z. B. gar keine Frage, daß die Einführung der freien Eisenbahnfahrt zu Gunsten der Abgeordneten mit Erfolg verwerthet wird für die Verkündung der socialistischen Lehre, und vielleicht dazu beigetragen hat, die Zahl ihrer Abgeordneten zu vergrößern.

Tagegelder würden natürlich in dieser Richtung sich ihnen noch vorthafter erweisen. Die socialistische Gemeinschaft zahlt dormalen jedem ihrer Reichsvertreter während seines Aufenthaltes in Berlin täglich neun Mark. Nehmen wir nur an, daß von den zwölf Repräsentanten zehn diese Entschädigung erheben (da Demmler und Rittinghausen zu der Kategorie der reichen socialistischen Sportsleute gehören und schwerlich Zuschüsse annehmen), und veranschlagen wir die Dauer der Sessionen auf durchschnittlich drei Monate, so macht das der Cassé eine Ausgabe von 8200 Mark. Setzen wir nun voraus, daß die vom Reich einzuführenden Tagegelder 20 Mark betragen würden, so hätten die zwölf Abgeordneten im Jahre 21,800 Mark zu beziehen. Dieser Zuschuß zum Fortfall jener Ausgabe addirt ergäbe 30,000 Mark. Die Gesamtsumme der Vereinsbilanz belief sich auf dem letzten Socialistencongreß zu Gotha (Mai 1877) auf 54,217 Mark. Nach der angestellten Berechnung würde die Einführung von Reichstagsdiäten einen Zuschuß von mehr als fünfzig Procent zum Cassenbestand der Propaganda ausmachen, und der Schluß liegt nahe, daß diese Kraftvermehrung sich bei den nächsten Wahlen in einen Zuwachs von Mandaten umsetzen, desgleichen sich bei jeder neuen Periode nach dem Gesetz der Progression ausdehnen würde.

Man kann alle diese Erscheinungen von ihrer harmlosen, ja sogar von ihrer günstigen Seite betrachten, und diese Auffassungsweise bildet bekanntlich bei uns die Regel. Wer sie anders nimmt, kommt in den Verdacht der Uebertreibung, der Kleinmützigkeit, der Heulerei. Ganz nahe liegt ja der Gedanke, es für sehr heilsam anzusehen, daß auf diesem Wege den wilden Wassern ein regelmäßiges, wohleingedämmtes, friedliches Bett gebaut werde, oder, wie Andere sagen würden, ein Sicherheitsventil, welches der Explosion zusammengepreßter Elemente vorbeugt. Das ist Alles ganz schön und gut. Inzwischen läßt sich nicht leugnen, wie

eben nachgewiesen, daß durch die eigenthümliche Beschaffenheit der friedlichen Gesetzgebung selbst dem Strom stets neue Fluthmassen oder, das andere Bild zu gebrauchen, den explosiven Stoffen neue Spannungskraft zugeführt wird. Nur wer die Existenz und Verbreitung dieser Lehren für etwas Unschädliches ansieht, kann auch des Glaubens leben, es sei gleichgültig, wie viel oder wie wenig Gebiet sie beherrschen. Mit denen, welche die Verbreitung verhängnißvoller Irrthümer als etwas Gleichgültiges ansehen, läßt sich nicht streiten. Die gegenwärtige Betrachtung geht von der Voraussetzung aus, daß die communistische Weltanschauung auf Unsinn beruht, und daß ein solcher Unsinn, der seiner Natur nach auf Thaten hinarbeitet, in dem Maße schädlichere Folgen haben muß, als er an Ausbreitung gewinnt. Es ist schwer zu verstehen, wie man mit Gelassenheit dieser wachsenden Ausbreitung zusehen kann, wenn man nicht im Stillen ein wenig zum Inhalt dieser falschen Lehren hinneigt.

Wie oben die Sache auseinandergelegt ist, spitzt sie sich auf die Frage zu: ist es besser, den Bestzustand der socialistischen Lehre in ihren engeren Schranken zu halten, aber auf die Gefahr hin, dadurch den Drang zu einem gewaltsamen Ausbruch zu vermehren? Oder erscheint es rathamer, vorerst jenen Lehren friedliche Bahnen zu ziehen, aber auf die Gefahr hin, daß sie ein viel breiteres Feld überdecken und nach nothwendigen Progressionsgesetzen weiter wachsen?

So gestellt wird die Frage allerdings für Deutschland zunächst eine müßige, denn das allgemeine Stimmrecht ist eine vollendete Thatfache, die jedes Versuchs, sie rückgängig zu machen, spottet. Mit Hinsicht auf das praktisch Mögliche ließe sich nur in Erwägung ziehen, ob nicht gewisse Formen der Ausübung des Stimmrechtes vervollkommenet werden könnten, vor Allem ob nicht die Dauer der Wahlperioden, welche mit gar zu leichtem Sinn nur auf drei Jahre begrenzt wurde, zu verlängern und ob nicht demzunächst etwa noch die Thatfache des Wohnsitzes welche Eintragung in die Wählerliste bedingt an eine Niederlassungszeit zu binden wäre. Aenderungen nach dieser Seite hin würden nicht nur dem Damm gegen den Andrang der socialistischen Fluth mit partiellen Ausbesserungen, sondern auch nach anderen Richtungen hin der politischen Entwicklung des Reiches zu Gute kommen. Wie unsere Parlamente dormalen zusammengesetzt sind, ist aber wenig Aussicht gegeben, daß solche Vorschläge eine Mehrheit finden könnten. Das ist eben das charakteristische Uebel, welches so tief in unseren Zuständen wurzelt. Nur ein Duzend Socialisten sitzen im Reichstag, aber sie stützen sich in solchen Fragen auf eine Summe von Fractionen, welche lieber ihnen Vorschub leisten, als sich entschließen, von ihrer herkömmlichen Spielmethode auch nur mit dem geringsten Schachzuge abzuweichen. Das Gefühl für die großen Gesamtinteressen fehlt, Jeder denkt nur an seine kleinen und momentanen Fractionengeschäften. Das ist — in's Parlamentarische übersetzt — der Fluch der Isolirtheit, des gebundenen, ohnmächtigen Zustandes, welcher durch das ganze nationale Leben geht. Jeder hängt, abgesondert, seinem kleinen Spiele nach, und das erstreckt sich bis hinauf in die höchsten staatsmännischen Sphären. Es fehlt der Respect vor dem Ganzen, weil das Ganze noch nicht vom Geiste des Gesamtbewußtseins belebt ist. Geht man den Mängeln in Handel und Gewerbe, sogar in der Literatur auf den Grund, so führen sie ganz zu denselben

Ursprüngen, Mangel an Respect vor dem Ganzen, vor dem Publicum und, eng damit verbunden, Mangel an Respect vor sich selbst!

In einem Gemeintwesen, das solchergestalt gesellschaftlich und politisch aus lauter abgeordneten, auseinanderstrebenden Zellenbildungen componirt ist, mußte die Einführung des allgemeinen gleichen Stimmrechtes vorwiegend denjenigen Elementen zu Gute kommen, welche von Natur zur Solidarität drängen. Das ist das Geheimniß der raschen Machtentfaltung, zu welcher das deutsche Reich dem Socialismus und dem Ultramontanismus verholten hat. Im Gegensatz zu dem gebundenen Leben der Nation schöpfen beide aus dem Vollen einer thätigen, unbegrenzten und überallgegenwärtigen Gemeinschaft. Während das nationale Element in spröden, brüchigen Parzellen mühsam sich zusammen findet, fließen die internationalen, gleichartigen Massen von selbst ineinander.

Diese Wahrheit anschaulich zu machen, dient am besten ein vergleichender Blick auf die Ergebnisse der Reichstagswahlen. Nichts illustriert deutlicher den Geist gebundener Absonderung, als die nahezu undurchbrochene Regel, daß die Wähler im Reich sich ausschließlich durch Angehörige ihres Kirchthurmsprengels vertreten lassen. Bedenkt man, daß die im Reichstag zur Entscheidung kommenden Fragen nur höchst ausnahmsweise Localinteressen berühren, vielmehr durchweg ganz allgemeiner Natur sind, so drängt sich desto lebhafter die Ueberzeugung auf, daß nicht etwa eine natürliche Sorgfalt für örtliche Angelegenheiten (als welche ihre Befriedigung in den Landtagen zu suchen hat), sondern einfach die Befangenheit des volkstümlichen Denkens und Fühlens hier ihre Wirkung äußert. Dieser beschränkte Sinn bleibt nicht nur mit seinem Vertrauen fremd gegen Alles, was nicht auf der Scholle gewachsen ist, sondern auch von vornherein mit seinem Wissen. Daher es denn kommt, daß die Namen verdienter und ausgezeichneten Männer, welche andertwärts im Munde des ganzen Volkes leben würden, mit wenigen Ausnahmen dem größten Theil der Bevölkerung völlig unbekannt sind. In den meisten Wahlbezirken wäre es unmöglich, einen nicht der Localität entsprungenen Candidaten aufzustellen, wie sehr er auch der Parteirichtung des Wahlkreises entspräche.\*) Doch dies Alles gilt nur, so weit es sich nicht um Socialisten handelt. Hier schlägt das Verhältniß geradezu in sein Gegentheil um.

Der Reichstag zählt 397 Mitglieder, darunter 12 Socialisten. Rechnet man diese letzteren ab, so sind im Ganzen nur 7 Kreise von 387 durch Abgeordnete vertreten, welche nicht dem „engeren Vaterland“ angehören, d. h. nicht ganz zwei Procent! Es sind ihrer so wenige, daß es verlohnt, der Genauigkeit halber die Namen aufzuführen. Die Erwählten, denen es gelang, im „deutschen Ausland“ durchzudringen, sind vier Nationalliberale, Lasker, Valentin, v. Cuny, v. Treitschke (letzterer ist zwar jetzt Preuße, wurde aber in der preussischen Rheinprovinz, Kreuznach, gewählt, als er noch, Sachsse von Geburt, im badischen „Auslande“ wohnte); ferner zwei Fortschrittler, Hoffmann und Träger, und ein Ultramontaner, v. Biegeleben. Sieht man näher zu, so findet auch das Phänomen

\*) Selbst Italien, das so lange in ganz selbständige Staaten getheilt war und für seinen Particularismus und Regionalismus verschrien ist, zeigt in dieser Beziehung weniger Engverzigtheit als Deutschland. Nur Sizilien steht uns darin gleich.

dieser sieben Weltwunder nationaler Großherzigkeit seine Erklärung darin, daß die ganz kleinen Ländchen in Ermangelung eigener politischer Bodenerzeugnisse auf auswärtige Production angewiesen sind. So ist Rasler in Meiningen, v. Gump in Dessau, Valentin in Sondershausen, Hoffmann in Rudolstadt, Träger in Reuß j. L. gewählt. Abgesehen von Treitschke, der im Königreich Preußen gewählt ist, hat dieses größte Land nur einen „Ausländer“ v. Biegeleben (aus Hessen-Darmstadt) und zwar für das Centrum herbeige Holt. Die anderen und größeren Bundesstaaten haben ausnahmslos sich streng an die Landsmannschaft gehalten. In ganz Bayern, in Württemberg, in Sachsen (so weit es sich nicht um Socialisten handelt), in den so national gesinnten Großherzogthümern Baden und Hessen, überall nur Landesländer, ebenso im ehemaligen Königreich Hannover. Selbst der Griff aus einer Provinz zur anderen bildet eine seltene Ausnahme. Männer wie Schulze-Delitzsch, Braun, Wehrenpfennig sind von den neuen Provinzen aus den alten adoptirt worden oder aus den neuen von den alten. Wo sonst auf den ersten Anschein der Blick über die engsten Grenzen gegangen ist, findet man beim Nachsuchen sofort das locale Land. So sind die v. Bunsen im Waldeck'schen zu Hause, so knüpfen Familienbände Dr. Böwe an Bochum.

Wie aber verändert sich das Bild, sobald wir auf die Socialdemokratie blicken! Hier ist die nationale Einheit die Regel, die bornirte Landsmannschaft die Ausnahme. Von den zwölf Erwählten sind acht ohne alle örtlichen Beziehungen zu ihrem Kreise. Selbst bei drei der vier übrigen deckt sich nicht, wie das für die anderen Parteien die Regel, Landsmannschaft, Wohnsitz und Vertretung. Bebel wohnt zwar in Sachsen, ist aber geborener Rheinländer, Frißche ist in Sachsen geboren, aber in Berlin wohnhaft, Motteler in Sachsen wohnhaft, aber ein geborener Schwabe. (Diese drei sind in Sachsen gewählt.) Der Einzige, der unter die allgemeine Regel fällt, ist der Kölner Rittinghausen, welcher Solingen vertritt. Aber wenn wir auch nur bei jenen acht stehen bleiben, so haben wir als das Verhältniß in Zahlen ausgedrückt an Bethätigung freier Sinnesgemeinschaft auf der socialistischen Seite 66 Procent, auf der anderen 2 Procent!

Und noch Eines nicht zu vergessen! Gerade in den Theilen Deutschlands, die sich durch landsmannschaftliche Engherzigkeit am meisten kennzeichnen, ist das kosmopolitische Element (denn nationales darf man hier nicht sagen) am stärksten durchgedrungen. Das Königreich Sachsen, der Blüthengarten, in welchem der Particularismus von der Guts Herrschaft mit zärtlicher Hand gepflegt wird, ist zugleich das Stellbildlein der gesammten deutschen Socialdemokratie. Hier sind die Hamburger Auer und Rapell, hier ist der Braunschweiger Bracke, der Hesse Liebknecht, der Bayer Most, der Mecklenburger Demmler gewählt. Es darf sehr bezweifelt werden, ob selbst in der so aufgeklärten und national gesinnten Großstadt Leipzig es rathsam erscheinen würde, z. B. einen Hamburger Kaufmann aufzustellen. Verfolgt man weiter die Wahlbewegung in die Kreise, wo die Socialisten zwar nicht gesiegt, aber sehr starke Minderheiten, vielfach bis zur Stichwahl führend, erzielt haben, so wiederholt sich das Phänomen. Schleswig-Holstein zeigt hier in Sinnesweise wie in den Zahlen der Abstimmung Aehnlichkeit mit dem sächsischen Königreich. Man brauchte nur zu unterstellen, daß es

statt einer preussischen Provinz ein selbständiges Herzogthum mit entsprechendem dynastischem Einfluß geworden wäre, um mit Wahrscheinlichkeit zu schließen, daß dieser Landestheil ein Viertelbuzend Socialdemokraten mehr in den Reichstag geschickt hätte.

Dieses Exempel genügt hoffentlich, um den Ausspruch zu rechtfertigen, daß ganze Gebiete des deutschen Lebens in die meisten ihnen zugebrachten Formen hineingekommen sind, ohne daß ihre politische und sociale Cultur dem dazu vorausgesetzten Grade der Entwicklung entsprochen hätte. Was sich hier mit einfachen Zahlen in's Licht setzen läßt, das würde auf noch vielen anderen Gebieten erkannt werden, wenn es überall ausführbar wäre, umfassende und eingehende Schilderung von Zuständen, Sitten und Gesinnungen als Belege herbeizuziehen. Konnte es doch geschehen, daß eine Anzahl liberaler und patriotischer Männer im Reichstag die Geschäfte des engsten Provinzialgeistes besorgte, indem sie unser erbärmlich schwaches Gesamtleben nicht einmal dadurch fördern wollte, daß Berlin zum Sitz des obersten Gerichtshofes gemacht würde; konnte doch sogar der Schöpfer des deutschen Reichs selbst — Gott weiß in welcher Anwendung — dieses Interesse übersehen! In die Tiefe nach Schichten der Geburt und des Berufs, in die Breite nach Stammes- und Herrschaftsgrenzen viel mehr zerstückt als andere Nationen, verfügt somit Deutschland über eine viel geringere Widerstandskraft gegen das Eindringen eines Stromes, welcher eine gleichartige, eng zusammenhängende, ungeflümmte Masse in Bewegung setzt. Der vor Allem auf's Zertrümmern des Vorhandenen gerichtete Anlauf findet schon seine Arbeit halb gethan. Und die Gefahr ist um so größer, weil ihrer Natur nach sie von den Gefährdeten nicht geahnt wird. Denn in dem Maße als die Interessen der Selbsterhaltung noch nicht consolidirt sind, fehlt auch so wohl die klare Erkenntniß als das instinctive Gefühl für deren Bedingungen.

Auf diese Weise geschah es, daß in Deutschland die socialistischen Triebe sich durch alle Schichten des Gesellschafts- und Staatswesens viel geiler entwickeln konnten, als in den anderen Staaten. Denn diese anderen sind entweder zu weit voran, oder sie sind zu weit zurück, um jener Zwitterfaat von Civilisation und Barbarei ein fruchtbares Erdreich zu bieten. Um so bessere Aufnahme ward ihr in deutschen Landen. Hochentwickelte Organe des theoretischen Denkens, zurückgebliebene Organe des realen Daseins haben ein Geschlecht geliefert, wie geschaffen, lebhaften Sinn dem logisch-kritischen, aber um so weniger Kritik dem praktisch-abenteuerlichen Gehalt der weltbeglückenden Theoreme entgegenzubringen.

Der vorherrschende Zug geht dahin, die Schranken der wirklichen Welt mit den bloßen Evolutionen des Gedankens zu überspringen. Der socialistische Anlauf bedroht das Ganze des Verkehrslebens; einzelne Functionen dieses Lebens sind bereits durch die bekannten Schäden auf die bekannte Weise gestört. Ein Beispiel möge es klar machen. Auch in Frankreich sind die socialistischen Ideen in die Köpfe der Arbeiter eingedrungen, auch in England zum Theil. Auch in Frankreich und in England ertönen die Klagen, daß der Geist des Unfriedens und der Verstimmung die Leistungsfähigkeit und den Leistungswillen des Arbeiters heruntergedrückt habe. Aber wie viel weniger verheerend hat dieses Zusammentreffen gewirkt als in Deutschland! Dort auch



finden wol der schlimme Geist Köpfe, in die er sich einnistete, aber sehr unvollkommen gehorchten ihm die geschickten Hände. Die Hände waren gewohnt, Gutes zu leisten, und keine Doctrin der Welt vermag einen geschickten Arbeiter dahin zu bringen, daß er sich ungeschickt anstelle. Bei uns dagegen war der Uebergang vom trohigen Sinn zum lässigen Thun viel leichter. Das Gewerbe war im Durchschnitt weniger auf Ernst und Freude an der Arbeit erzogen, als in England und Frankreich; beim lieblosen Betriebe klang es lieblich in's Ohr, daß man einem ungerechten Herrn diene. Und wie der Diener, so der Herr! Wie die Lehre von der Ausbeutung durch das Capital ein Geschlecht fand, das bereit war, sich am Capital durch mittelmäßige Arbeit zu rächen, so fand auch der auf den unnatürlich raschen und großen Gewinn zugespihte Geschäftsdrang ein Geschlecht von Principalen, das sich mit Wonne in dies unechte Treiben stürzte. In dem Herausstaffiren des äußerlichen Anscheins, in der Kunst des Anpreisens, in der Reclame mit einem Wort, haben wir alle Nachbarvölker nicht nur erreicht, sondern vielfach überflügelt. Wer den Inseratenthail unserer Zeitungen vornimmt, oder die Schilder musternd durch unsere Straßen wandert, muß sich angewidert fühlen von dem Uebermaß gemeiner Marktschreierei, die ihren scheußlichen aus der Mißhandlung der deutschen und französischen Sprache zusammengeklüftten Galimathias überall aufdrängt. „Armuth schändet nicht,“ und es ist nicht zu leugnen, daß wir gegen unsere Nachbarn an Reichtum zurückstehen. Aber der Anlauf, die Dinge blos durch einen ungeheuren Aufwand von pausbacigen Redensarten auszugleichen, der schädigt ganz gewiß. Früher waren wir arm, aber bescheiden, jetzt sind wir noch nicht reich, aber entsetzlich großmäulig geworden. Das Selbstlob beschränkt sich nicht auf die Industrie. Das ästhetische und literarische Gebiet hat womöglich noch Stärkeres in diesem Artikel aufzuweisen. Die Bobhudelei auf Gegenseitigkeit leistet das Unglaubliche bei Autoren und Recensenten. Auch hier hat sich ein Vorrath hochtrabender Ausdrücke aufgehäuft, in welchen die federführenden Gebatterschaften täglich bis über die Ellbogen hineingreifen, um sich und das Publicum zum Narren zu halten. Ueber jedes Dienstgebäude, das mit Zink beklebt wird, über jeden Bazar, den eine vornehme Dame patronirt, ergießt das ästhetische Tintenfaß einen Schwall von erhabenen Ausdrücken, daß man glauben könnte, wir wären in den üppigsten Flor eines medicaischen Zeitalters eingetreten. Alles ist „hoch stylvoll“, Alles ist „tief sittlich“, genau so wie jeder Subelkoch mit goldenen Buchstaben über seine Thür schreibt: „Hoftraiteur und Restaurant erster Klasse“.

Und dennoch! Trotz alle dieser Ausschreitungen brauchen wir uns nicht entnuthigen zu lassen. Zwar haben wir in beinahe vergehlicher, wenn auch nicht straflos hingegangener Ueberschätzung die Weichbilder unserer Städte hinausgerückt, unsere Werkstätten vermehrt und erweitert, und das Bedürfniß muß erst nachträglich in die Räume hineinwachsen. Aber nicht Alles an dem gemachten Aufwande ist verloren, und selbst was zu früh entstanden ist und darum, einstweilen brach liegend, Verlust bringt, bleibt nicht ganz trostlos unvertwerthet, insofern es als sichtbares Mahnzeichen dazu anstachelt, den größeren Rahmen auszufüllen. Nur muß aus der Aufforderung, das wieder zu erreichen, was wir

schon einmal erfaßt zu haben und zu besitzen glaubten, auch gleichzeitig die Warnung erfließen vor allem Blendwerk, dem wir verfallen waren. Es kann nicht genug betont werden: alle unsere Fehlgriiffe und Enttäuschungen führen ihre Erklärung auf einen gemeinsamen Entstehungsgrund zurück: die Vernachlässigung des Gehalts über dem Haschen nach dem Schein. So kam es in der Industrie, so ist es noch in der Politik. Die Marktschreierei des Radicalismus, welcher thut, als ob die Parlamente nur ihre Stimme „männlich“ zu erheben brauchten, um alle entgegenstehenden Mächte des Staats niederzuwerfen, ist weiter Nichts als der aus der Industrie in die Politik übersetzte Wahn, daß die Höhe der „Reclame“ die Höhe der Leistung bedinge. Und der Wahn erst, das Bürgerthum für überzeitig und die Zeit für den socialistischen Himmel auf Erden reif zu erklären, ist Nichts, als der bethörte und bethörende Schwindel auf seinem höchsten Gipfel. Alles ruft uns zu:

„Such' er den redlichen Gewinn  
Sei er kein schellenlauter Thor!“

Soll es Deutschland gelingen, in die Form des parlamentarischen Gesamtstaats, die es sich gegeben, mit wahrer Kraft hineinzuwachsen, so muß erst ein Bürgerthum sich selbst großziehen, welches alle gesunden Kräfte der Intelligenz und des Besitzes in eine compacte, solidarische Masse mit Bewußtsein und Erkenntniß ihrer Selbsterhaltungspflicht zusammenfaßt, stark genug, den von oben widerstrebenden und den von unten nachbringenden Elementen zu trotzen. Hier und da taucht ein Zeichen auf, daß diese Erkenntniß dämmert. Doch da, wo es am meisten Noth thut, am wenigsten. Inzwischen geht die Werbetrommel der socialistischen Bandenführer lustig um, und täglich strömt ihnen neues Kriegsvolk zu. Wie das Alles seit Jahren gewachsen ist, und wohin es treibt, soll ein andermal gezeigt werden.

---

# Giacomo Leopardi,

## der Dichter des Pessimismus.

~~~~~  
Von  
Paul Henze.  
~~~~~

Seitdem der Pessimismus als philosophische Doctrin in Deutschland Eingang gefunden hat und täglich lauter als die einzig befriedigende Lösung aller Tages- und Menschenheitsfragen gepriesen wird — in seltsamem Gegensatz zu dem glorreichen politischen Aufschwung der Nation —, seitdem ist auch der Dichter des Pessimismus aus dem Dunkel herausgetreten, das noch immer für die Augen der großen deutschen Welt alle italienischen Menschen und Dinge zu umhüllen pflegt. Die Anhänger Schopenhauer's wissen, mit welcher Hochachtung ihr Meister von diesem Gesinnungsgenossen schon in seinem Hauptwerke bei dem Capitel vom Elend der Welt gesprochen hat (II. S. 673): „Keiner hat diesen Gegenstand so gründlich und erschöpfend behandelt, wie in unsern Tagen Leopardi. Er ist von demselben ganz erfüllt und durchdrungen: überall ist der Spott und Jammer dieser Existenz sein Thema, auf jeder Seite seiner Werke stellt er ihn dar, jedoch in einer solchen Mannigfaltigkeit an Formen und Wendungen, mit solchem Reichthum an Bildern, daß er nie Ueberdruß erweckt, vielmehr durchweg unterhaltend und anregend wirkt.“

Wer sich über Leben und Werke dieses größten unter allen Dichtern des Schmerzes unterrichten will, findet in der Einleitung, die Gustav Brandes seiner Uebersetzung von „Giacomo Leopardi's Dichtungen“ (Hannover, C. Rümpler, 1869) vorangeschickt, alles Nöthige und Wünschenswerthe in gedrängter, lebendiger Erzählung zusammengestellt. Die persönlichen Verhältnisse und Schicksale des Dichters, der politische und literarische Zustand Italiens während seines Lebens, die Umriffe seiner Weltanschauung, zu welcher als dem Grundtext alle seine Schriften nur einen einzigen großen Commentar bilden, endlich die Charakteristik der hervorragendsten Männer, mit denen er in Freundschaft gestanden: alles findet sich in dieser trefflichen biographischen Skizze, was dazu dienen kann, den unvorbereiteten Leser in das Verständniß dieser stets so düsteren und

oft auch so dunklen Dichtungen einzuführen. Wer aus ihnen ein tieferes Interesse für den Dichter gewinnt, wird ohnehin an die Quellen gehen: Antonio Ranieri's, seines treuesten Freundes, *Notizia intorno agli scritti, alla vita ed ai costumi di Giacomo Leopardi*<sup>1)</sup>, Pietro Giordani's Vorwort zu den *Studi giovanili des Dichters*<sup>2)</sup>, vor Allem der Briefwechsel, der in zwei sorgfältig ausgewählten Bänden gesammelt ist. Noch aber, dünkt mich, ist die Summe seines geistigen Wesens nicht gezogen worden, weder von seinen Landsleuten, denen er doch immerhin mehr als literarische Erscheinung bedeutsam war, noch von deutschen Beurtheilern, die an den Einzelheiten haften blieben und zu der Zeit, wo sie über ihn schrieben, noch nicht abzusehen vermochten, daß sein Name im Kampf der Weltanschauungen auch bei uns noch einmal zum Lösungswort werden würde.

Indem ich also daran ging, die letzte Hand an ein Buch zu legen, das Leopardi's sämtliche Gedichte und Gespräche in deutscher Uebersetzung enthalten soll, fühlte ich die Pflicht, von meiner eigenen Stellung zu seiner Doctrin Rechenschaft abzulegen. Ich wünschte dieses Erbauungsbuch des Pessimismus, diese Codification des Welt Schmerzes dem deutschen Publicum, an dessen Belehrung zu der quietistischen Philosophie der Verzweiflung ohnehin mehr als gut ist, gearbeitet wird, nicht ohne Vorbehalt zu überliefern, umsoweniger, da sich mir bei tieferem Eindringen in die psychologischen Räthsel dieses Lebens Folgerungen ergeben hatten, die auf's Schlagendste die eigene Lehre Leopardi's zu widerlegen geeignet sind. Daß ich überhaupt einem Dichter, mit dessen tiefsten Ueberzeugungen ich mich in Widerspruch fühle, die Arbeit vieler Jahre habe widmen können, wird Jeder verstehen, der da weiß, wie unabhängig unsere Zuneigung von unseren Maximen, unser ästhetisches Urtheil von unserer philosophischen Erkenntniß ist. Haben doch sogar Anhänger eines Optimismus, der ebenso extrem und absolut, wie Leopardi's Pessimismus radical und trostlos ist, dem persönlichen Zauber dieser hohen, abligen Erscheinung nicht widerstehen können, und gläubige Katholiken wie strenge Protestanten, nicht bloß von der dunklen Melodie seiner Verse bestrickt, sondern von der hochherzigen Gesinnung, dem muthigen Wahrheitsdurst und der sittlichen Reinheit dieses seltenen Dulders hingerissen, ihm gegenüber allen Streit der Meinungen ruhen lassen, um ihn einstimmig als einen der größten Künstler und Menschen zu feiern, die in Italien seit den Tagen Dante's, des *inclito padre del etrusco metro*, aufgestanden.

Niemand, der auch nur einen flüchtigen Blick auf Leopardi's kurzes Leben wirft, wird ihm die Berechtigung bestreiten, sich für eines der seltensten Beispiele menschlichen Unglücks zu halten, für ein wahres *miserando esempio di sciagura*, wie er selbst Torquato Tasso genannt hat. In der rauhen Luft eines abgechiedenen Sandstädtchens geboren (zu Recanati in der Mark Ancona am 29. Juni 1798), der älteste Sproß eines verarmten gräßlichen Geschlechts; mit seinem herrischen, von engen kirchlichen Vorurtheilen verdüsterten Vater schon früh in unverföhnlichem innerlichem Widerspruche, gleichwol an die Stadt und das

<sup>1)</sup> Vor Ranieri's Ausgabe der Werke von 1845.

<sup>2)</sup> Giordani, *Opere*. Firenze 1846. II. p. 375.

Waterhaus gefettet durch den Mangel an eigenen Mitteln und die Unmöglichkeit, bei dem damaligen Zustande der Literatur sich auswärts auf eigene Füße zu stellen; von Kindheit an durch körperliche Mißbildung und schwere chronische Leiden gepeinigt; mit der feinsten sinnlichen Reizbarkeit und dem heftigsten Verlangen nach Jugendglück, Schönheit und Frauengunst in eine Hülle gebannt, die ihn auf jede Erwidrerung seiner Gefühle verzichten ließ; frühzeitig berühmt, aber in einer Epoche, wo das geistige und politische Leben der Nation in tiefer Lethargie darniederlag; herumirrend in seinen Mannesjahren von Ort zu Ort, ohne eigenen Herd, Aussicht und Hoffnung auf eine gesicherte Existenz, ohne ein Feld für seine Kraft; selbst des letzten Trostes, den er in einsamen Studien fand, durch das Wachsen seiner Krankheit beraubt; zu spät aufopfernde Freunde findend, in deren Armen er als ein Neununddreißigjähriger sterben durfte: — fürwahr, die „Märtyrer in Glacéhandschuhen“, die Jünger des landläufigen Pessimismus, die das Weltelend bei Wein und Weibern zu vergessen wissen, werden gut thun, die Biographie dieses wahren Märtyrers gründlich zu studiren, um, wenn sie seine Lebensschicksale mit seiner Lebensarbeit vergleichen, vielleicht etwas kleinlauter die apodiktischen Sprüche ihres Frankfurter Meisters nachzujubelen.

Leopardi's Freund, Ranieri, in dessen Hause er seine letzten sieben Jahre verlebt, schließt den Bericht über seine Sterbestunde mit den Worten: „So war das Ende dieses großen Dichters. Er war gerecht, human, hochherzig, von seltener Loyalität, von ungemeinem Stolz. Er verachtete die Menschen, weil er sie überschätzt hatte. Er hat zwei Mal geliebt, wie man nur in Italien liebt, und starb jungfräulich.“

Es soll hier nicht versucht werden, eine systematische Darstellung oder Widerlegung der trostlosen Philosophie zu geben, welche die Frucht eines so verbitterten Daseins war. Er selbst hat sich wiederholt und leidenschaftlich dagegen verwahrt, daß man ihr die objective und allgemeine Gültigkeit absprechen und ihren Ursprung in seinen persönlichen Leiden finden wollte. Durch seine „Untersuchungen“ will er zu dieser Anschauung der Welt gelangt sein und nennt es eine Erfindung der Schwäche und Gemeinheit, seinen materiellen Verhältnissen das zuzuschreiben, was nur eine Folge seines Raisonnements sei. Hiergegen werde er noch einmal vor seinem Tode feierlich protestiren und seine Leser bitten, seine Beobachtungen und Schlüsse zu widerlegen, statt seine Krankheiten anzuklagen. (Briefwechsel, Bd. II. S. 191.)

Niemand, der die Geschichte der menschlichen Meinungen studirt hat, wird sich gegenüber dieser Versicherung, so ernst und ehrlich sie gemeint ist, eines tiefen Zweifels enthalten können. Wir wissen, daß es, außer in den exacten Wissenschaften, keine objective Wahrheit gibt, daß die individuelle Beschaffenheit von Blut und Nerven einen hohen, vielfach entscheidenden Einfluß auf die scheinbar objectivste dialektische Geistesarbeit ausübt, daß Religion und Philosophie gleich Sitte und Tracht auf der Verschiedenheit der seelischen und leiblichen Temperamente, der Nationalität, des Klimas, der geschichtlichen und socialen Verhältnisse beruhen. Ja, es würde übel um eine Philosophie stehen, an der nur

der Geist gearbeitet hätte, ohne aus der Quelle des Gesamtlebens zu schöpfen, Sinne und Seele mit aufzurufen und ihre Zeugnisse anzuhören.

Ist dies nothwendig oder doch nach unserer menschlichen Organisation unvermeidlich, so erscheint der Anspruch, eine Lehre von aller persönlichen Stimmung frei erhalten zu haben, geradezu widersinnig, wo es sich um ein so höchst individuelles Problem, wie die Frage nach dem menschlichen Glücke, handelt. Selbst der neutralste Beobachter, dessen eigener Zustand im günstigsten Indifferenzpunkt zwischen den Extremen einer verwöhnten Schoßkindschaft des Glückes und äußerster Unseligkeit sich befindet, selbst ein Forscher, der überzeugt ist, die Frage nach dem Weltelend lasse sich ohne gründliches psychologisches und statistisches Material auf keine Weise lösen, wird mit Nothwendigkeit in seiner eigenen physischen und psychischen Complexion Motive haben, die sein Votum nach der Sonnen- oder Schattenseite neigen. Schon in Bezug auf die bloße Abschätzung des quantitativen Verhältnisses von Leiden und Freuden wird er die eigene Erfahrung mit heranziehen müssen, wenn er auch objectiv genug bleibt, seinen Fall nicht für den maßgebenden zu halten; nur um so schärfer mag er dann vielleicht die Ungerechtigkeit der Vertheilung anklagen, sich desto unglücklicher fühlen als ein Uebervortheilter, der Noth leiden muß, während Andere prassen. Vollends aber tritt die Undenkbarkeit einer ganz unpersönlichen Untersuchung zu Tage, wo es zu entscheiden gilt, ob Schopenhauer's und Leopardi's Cardinalsatz Recht habe: daß der Schmerz das Positive im Leben sei, das Gefühl der Freude nur etwas Negatives, nichts anderes als eine Befreiung von Leiden und Noth, die sofort wieder, wenn die Pause des eigentlichen Schmerzes fort dauere, durch das unausbleibliche Gefühl der Langeweile beschwerlich falle, oft bis zu einem Grade, daß wir zur Vernichtung des eigenen Lebens getrieben würden. Wenn bei der Vergleichung zweier Zustände von entgegengesetzter, aber unleugbar gleich heftiger Grundstimmung (auch die Freude kann tödten, wie der Schmerz) der Streit um die Kategorien des Positiven und Negativen überhaupt mehr als ein Wortstreit ist, wird die Entscheidung wiederum bei jedem Einzelnen davon abhängen, welchen dieser Zustände er als den seiner Individualität und Lebenslage angemesseneren, darum als normal und wesentlich erkannt hat. Diesen mag er dann den positiven nennen und die Unterbrechungen desselben als Verneinung seines eigentlichen und echten Zustandes empfinden. Wer nie das Gefühl leiblicher Vollkraft, frischer geistiger und physischer Genußfähigkeit, einer freudigen Thätigkeit und ihm gemäßer äußerer Umgebung gekannt hat, wird seinen freudlosen Zustand für die Regel seines Schicksals halten müssen, und die kurzen Glückspausen, die selbst dem armseligsten Dasein nicht gänzlich fehlen, für Ausnahmen, Träumen vergleichbar, die nichts Wirkliches seien und deren lockende Bilder nur zur Verschärfung des wachen Elends beitragen. Umgekehrt wird das heitere Temperament, der mit günstigen inneren und äußeren Bedingungen in's Leben Gestellte den Schmerz, den auch er erfahren muß, als eine Schmälerung oder Vernichtung positiver Güter empfinden, dagegen den Satz von der Negativität der Freude mit seiner ganzen, von kraftvoller Wirksamkeit strotzenden Persönlichkeit zu widerlegen glauben. So wird ein harmloses, lebensfrohes Publicum einer Komödie begierig zuschauen und die Zwischenacte als

eine Störung empfinden, während etwa zwei ernsthafte oder gar traurige Menschen, denen das Stüd kein Interesse abgewinnt, die Pausen, in denen sie ihr Gespräch fortsetzen können, als dasjenige genießen werden, was ihnen allein das Eintrittsgeld werth ist.

Von einem so hellen, wahrheitsbedürftigen Geist würde man es gleichwohl kaum verstehen, wie er sein persönliches Empfinden mit solcher Hartnäckigkeit zum Maßstab für das Empfinden der ganzen Menschheit habe machen können, wenn man sich nicht erinnerte, daß Leopardi bis zu seinem vierundzwanzigsten Jahr in der geistigen Cindde des kleinen Recanati gelebt hat, unter Menschen, deren Beobachtung ihm ein sehr zweifelhaftes Material zur Erkenntniß der eigentlichen Bestimmung des Menschengeschlechts liefern mußte. Ihre Freuden schienen ihm schaal und keines Wunsches oder Reides werth, ihre geistige Dürre und Sange- weile schlimmer als die gedankenlose Ruhe einer weidenden Heerde, ihre Leiden durch kein Gegengewicht geistigen Adels und sittlicher Hoheit gemildert. Nichts hatte er selbst genossen; nichts schien ihm auch bei Anderen ein, freilich schnell hinschwindendes Glück, als nur die ersten harmlosen Kinderjahre und die holden Illusionen des Jünglingsalters. Auch diese verlor er schon in der Heimath. Die Verzweiflung über die Enttäuschung der ersten Liebe öffnete ihm die Augen über die Hoffnungslosigkeit seines Herzens. Als er in die Welt hinaustrat, zum ersten Male in Kreise, in denen er den Reiz eines freien und humanen Lebens verwirklicht sah, war seine eigene Weltanschauung schon so weit erstarrt, daß neue Erfahrungen sie nicht wesentlich umzustimmen vermochten. Wie in allen Religionen die Eindrücke und Traditionen der Jugend die mächtigste Nachwirkung bis in die reifen Jahre üben, so blieb auch der Unglückliche, der so früh mit den schärfsten Messern der Reflexion den für ihn seelenlosen Leib der Welt secirt hatte, den einmal formulirten Erkenntnissen treu und wurde nicht müde, die einzelnen Sätze seines Bekenntnisses um so schroffer und leidenschaftlicher immer von neuem auszusprechen, je öfter sich in seinem Inneren eine geheime Stimme regen mußte, daß er mit dieser höchst persönlichen, individuell höchst berechtigten Confession doch wol nicht das Wort des Welträthsels ausgesprochen habe. Nur aus der milden Reiblosigkeit seines Gemüths läßt es sich erklären, daß er dennoch nie darauf verfiel, eine Ungerechtigkeit des Schicksals anzulagen, immer nur die Härte, den Hohn, die unverantwortliche Tyrannei jener dunklen Mächte, die er unter dem Namen der Natur und des Fatums anredet. Vielleicht auch war es ein letzter Trost, an den er sich anklammerte, daß er nicht die Zielscheibe eines besonderen tödtlichen Hasses, einer ausgesuchten Grausamkeit des Schicksals gewesen, sondern nur leide, was das allgemeine Menschenloos sei. Wenn der Anblick scheinbar glücklicherer Menschen ihn darin irre zu machen suchte, beschwichtigte er den aufsteigenden Zweifel mit seinen Axiomen von der Unbeständigkeit und Nichtigkeit alles dessen, was den Menschen auf kurze Frist seiner Qual und Noth vergessen mache, mit der Betrachtung, daß die schöne Frucht des Lebens, in die er Andere mit gesunden Zähnen einbeißen sah, im Inneren einen Wurm berge, und daß ihr Nachgeschmack bitter sei.

So stolz er sich aber mit seinem persönlichen Unglück hinter einen Wall von starren, allgemeinen Sätzen verschanzte, hatte sein weiches und feuriges

Herz doch seine unbewachten Augenblicke, in denen er den Schlüssel zu dieser scheinbar uneinnehmbaren philosophischen Festung aus Händen gab. Niemand wird das Gedicht „Consalvo“, das unter der Maske einer novellistischen Situation die tiefsten Herzensbekenntnisse des Dichters enthält, lesen, ohne den Eindruck zu empfangen, daß der Verzicht auf Frauenliebe die tiefste Wurzel von Leopardi's trostloser Stimmung der Welt gegenüber war.

„Ach hätt'st du einmal,  
Ein einzig Mal dies lange Sehnen mir  
Beschwichtigt und gestillt, die Erde wäre  
Hinfort für immer den bekehrten Augen  
Ein Paradies erschienen. Selbst das Alter,  
Das tiefverhaßte Greisenalter hätt' ich  
Gelassen Muths ertragen; aufrecht hätte  
Mich stets erhalten eines einzigen  
Moments Erinnerung, der Gedant': ich war  
Glücklich vor allen Glüklichen.

Nun fährt er freilich sogleich, seiner Theorie gemäß, mit der Einschränkung fort:

„Doch ach,  
So hohe Wonne gönnt der Himmel nicht  
Dem irdischen Geschöpf“ u. s. w.

Aber er selbst, auf's Gewissen befragt, würde schwerlich geleugnet haben, daß es irdische Geschöpfe gegeben, die das Glück einer hohen, ebenbürtigen Leidenschaft voll genossen, denen also das Jammorthal dieser Erde wirklich zu einem Paradiese geworden sei. Auch daß eine Freude, die ein solches Wunder zu wirken vermöchte, doch wol unter den Begriff des Positiven zu rechnen wäre, würde er zu bestreiten kaum den Muth gehabt haben.

Spricht er es doch in einem Briefe aus Rom (Epistolario I. S. 288) mit der ruhigsten Bestimmtheit aus, wie etwas, worüber gar kein Zweifel sein könne: „Ich lebe hier in großer Gleichgültigkeit; ich gehe mit keinen Frauen um, und ohne diese hat keine Beschäftigung, kein Umstand in unserem Leben das Recht, uns aufzuregen oder zu erfreuen. . . Alles ist dürr, außer unserem Herzen; und dies bleibt immer aus dem Spiel . . . vada al diavolo la società!“

Und noch stärker und naiver in einem späteren Brief (I. S. 294): „Ich weiß wahrhaftig nicht, was für eine bessere Beschäftigung sich finden ließe, als eine Liebchaft haben (fars all' amore), sei es im Frühling, oder im Herbst; und gewiß ist das Geplauder mit einem schönen Mädchen viel mehr werth, als wenn man, wie ich, um den Apoll von Belvedere und die capitolinische Venus herumwandelt.“

Mit dieser Gesinnung — für die sich die Zeugnisse aus den Gedichten wie aus der Prosa ansehnlich vermehren ließen — liebte dieser Aermste, an seiner eigenen Gestalt alles Jugendreizes und aller Jugendkraft Beraubte, zu seinem Fluch mit glühendster Empfindung Begabte zweimal, „wie man nur in Italien liebt, — und starb jungfräulich.“

Nachdem zum zweiten Male der Wahn, seine Leidenschaft könne erwidert werden, vor seinen Augen zerronnen war, bricht er in die furchtbare Absage an Welt und Leben aus:



Nun wirst du ruh'n für immer,  
 Mein müdes Herz! Es schwand der letzte Wahn,  
 Der ewig schien. Er schwand. Ich fühl' es tief:  
 Die Hoffnung nicht allein  
 Auf holbe Täuschung, auch der Wunsch entschlief.  
 So ruh' für immer! Lange  
 Genug hast du geklopft. Nichts hier verdient  
 Dein heftig Zucken; keines Seufzers ist  
 Die Erde werth. Nur Schmerz und Langweil bietet  
 Das Leben, weiter Nichts. Die Welt ist Noth.  
 Ergib dich denn! Verzweifle  
 Zum letzten Mal! Uns Menschen hat das Schicksal  
 Nur Eins geschenkt: den Tod. Verachte denn  
 Dich, die Natur, die schöne  
 Macht, die verborgen herrscht zu unsrer Qual,  
 Und dieses All unendlich nicht'ge Debe.

Diese und ähnliche Ergüsse eines leidenschaftlichen Schmerzes, deren Lapidarstil wahrlich nicht von fern an die Kälte philosophischer Behrsätze, vielmehr an eine Reihe von Naturlauten erinnert, wie sie ein Mensch in der höchsten, athemlosesten Herzensqual hinausstöhnt, — wer könnte sie hören, ohne gegen die feierliche Versicherung desselben Unglücklichen mißtrauisch zu werden: seine philosophischen Ansichten seien nicht das Resultat seiner persönlichen Leiden!

Es kam dann freilich, nachdem der letzte Wahnsinn seines Herzens sich ausgetobt hatte, eine Ruhe über ihn, in der sein Geist sich in einer helleren, von Stürmen verschonten Region bewegen konnte, und er empfindet diese Befreiung dankbar.

„Die Bezaub'ung

Ist hin; mit ihr zerfiel in Trümmer auch  
 Das schöne Joch, und ich frohlockte. Müden  
 Die Tage leer sein: dennoch nach der Anechtshaft  
 Und langem Wahn, — wie froh umarm' ich jetzt  
 Vernunft und Freiheit! Gleich auch dieses Leben,  
 Von Leidenschaft und holdem Irrthum frei,  
 Der sternenlosen Nacht in Wintersmitte:  
 Doch g'nügt es mir als Trost und Rache für  
 Mein herbes Menschenloos, daß hier im Gras  
 Ich müßig, unbeweglich hingestreckt  
 Luft, Erd' und Meer betrachten kann und lächeln.“

(An Aspasia.)

Aber diese kühlen, fast behaglichen Fieberpausen, diese Zeiten des Waffenstillstands in dem Kampf mit seinem Schicksal waren von kurzer Dauer. Außere und innere Nothe, Armuth und Krankheit erneuerten nur zu bald das Gefühl der äußersten Unseligkeit. Immer von neuem spricht er das alte Wort nach:

Niemals das Licht zu schauen,  
 War wol das Beste,

und seine innige Sehnsucht nach dem Tode, der bellissima fanciulla (la Morte), die er in jenem ergreifenden Gedicht „Liebe und Tod“ mit den zärtlichsten Beschwörungen anruft, wird mit den Jahren so sehr zur alleinherrschenden fixen Idee in seiner Seele, daß unwillkürlich die Frage sich aufdrängt, wie ein

Mensch, der das Leben verachtet und den Tod für die einzige Wohlthat hält, die das Schicksal den Sterblichen gegönnt habe, gleichwol neununddreißig Jahre dieses verhaßte, geschmähte, für völlig nichtig und eines freien Geistes unwürdig erklärte Leben ertragen habe, ohne jemals den Versuch der Selbstbefreiung zu machen. Daß er mehrfach nahe daran war, ist außer Zweifel. Schon im Jahre 1820 schreibt er an einen Freund (Epistolario I. S. 185): „Denken Sie nur noch an mich, als an den desperatesten Menschen, den es auf dieser Erde gibt, und der nur ein Haar breit davon entfernt ist, sich dem unaufhörlichen Jammer seines fluchbeladenen Lebens zu entziehen.“ Er hat das Leben nie für eine „sittliche Pflicht“ gehalten. Er betrachtete dasselbe durchaus nicht als ein kostbares Pfund, von einer gütigen Macht dem Menschen anvertraut, um damit gewissenhaft zu wuchern, bis der Darleiher es zurückfordere. In dem mächtigen Gedicht „Der jüngere Brutus“, das die Abschiedsworte des zum Sterben Entschlossenen enthält, lesen wir die Strophe:

Ein unbezwinglich Schicksal, eine eh'rne  
Nothwendigkeit bedrückt  
Des Todes kranke Sklaven. Wenn sie Nichts  
Erretten kann, getröstet sich die Menge:  
„So sei's verhängt.“ — Ist minder hart ein Leid,  
Weil unabwendbar? Fühlt die Schmerzen nicht,  
Wer jeder Hoffnung baar ist?  
In ew'gem Kampf mit dir, auf Tod und Leben,  
Unwürdiges Fatum, liegt  
Wer sich nicht beugen mag; und deine Hand  
Abschüttelnd, wenn sie ihn gewaltsam trifft,  
Ruft er Triumph, indem er unterliegt,  
Wenn mit dem herben Stahl  
Er löst die stolzen Glieder  
Und lachend wandelt zu den Schatten nieder<sup>1)</sup>.

Er beneidet die Thiere, die freilich „ahnungslos“ einem schnellen Verschenden zugeführt werden.

Doch triebe sie Verzweiflung,  
An rauhem Stamm die Stirn sich zu zerschellen,  
Oder vom Fels sich stürzend ihr zerschmettert  
Gebein umherzustreu'n,  
Die arme Wohlthat würde kein geheimes  
Geheß dem Thier versagen,  
Kein trüber Wahngedanke. Ihr von allen  
Besessenen Wesen, ihr Prometheusjöhne,  
Sollt dieses Daseins Ueberdruß ertragen;  
Nur euch, wenn trägt die Parze  
Verzögert ihre Gnade,  
Wehrt Zeus zur Unterwelt die stillen Pfade.

Könnte noch ein Zweifel darüber bestehen, ob der Dichter diese Ansicht gleich dem sterbenden Römer für ein feiges Vorurtheil erkannt habe, so würde

<sup>1)</sup> Noch schärfer im Original:

E maligno alle nere ombre sorride,  
schadenfroh, daß er dem Fatum das böse Spiel verborben hat.

das Gespräch zwischen Plotinus und Porphyrius die völlige Gewißheit geben, wie ernst es Leopardi zumal in diesem Punkte mit seinem Heidenthum nahm. Er steht durchaus nur auf dem natürlichen Standpunkt, von jeder religiösen Tradition vollkommen losgelöst. Auf den Einwand, daß es wider die Natur sei, uns das Leben zu nehmen, das die Natur uns gegeben, entgegen er, dies möge zu Anfang wahr gewesen sein, wo der Mensch noch gleich den Thieren sich eines verhältnißmäßig schuld- und leidenlosen Daseins erfreut habe. Seitdem aber durch die fortschreitende Cultur unser Elend und durch das Denken die Erkenntniß von unserer Hoffnungslosigkeit gewachsen seien, habe sich unsere Natur dergestalt verändert, daß es nicht mehr unnatürlich sei, den Tod zu wünschen, ja ihn mit eigener Hand herbeizuführen. Denn er sei kein Uebel mehr, wofür unser erstes sogenanntes natürliches Gefühl ihn ausbebe, vielmehr das einzige wirksame Heilmittel gegen all' unser Uebel, „ein Ziel auf's Innigste zu wünschen (la cosa più desiderabile agli uomini e la migliore).“

Auch „die Furcht vor Etwas nach dem Tod“ konnte seinen „Willen nicht irren“, so wenig wie das metaphysische Raisonement Schopenhauer's, der die Aufhebung des Willens zum Leben bei dem Einzelnen für etwas Unzweckmäßiges erklärt, da die Solidarität aller beseelten Wesen den Erfolg illusorisch mache. Leopardi hat an keine Fortdauer der Seele geglaubt. Wenn in jenem Gespräch der Verteidiger des Selbstmords schließlich nachgibt und dem Freunde verspricht, jeden Gedanken daran fallen zu lassen, so war es eine sehr irdische Rücksicht, die ihn dazu bewog: die Sorge, die Ueberlebenden, seine Verwandten und Freunde zu betrüben. „Wer sich selbst tödtet, denkt und sorgt nicht für Andere; er hat nur seinen eigenen Vortheil im Auge; er wirft, so zu sagen, die Seinigen und die ganze Menschheit hinter sich, so daß in dieser Handlung der eigenen Befreiung vom Leben der nackteste, schändeste, sicherlich wenigst schöne und wenigst liberale Egoismus sich zeigt, den man auf der Welt nur finden kann.“

Daß Leopardi auf dieses Motiv auch für seine eigene Person Gewicht legte, bedarf für Jeden, der aus dem Briefwechsel sein inniges Verhältniß zu Geschwistern und Freunden kennen gelernt, keines weiteren Beweises. Und so wenig wir an seinem Muth zu zweifeln dürfen, das Leben wegzutwerfen, wenn er, durch Rücksichten auf die Freunde unbeirrt, den Entschluß dazu mit freier Seele gefaßt hätte, so bewunderungswürdig erscheint uns auch die Standhaftigkeit, mit der er nun, da er fortleben mußte, in den bittersten Leiden und Entsagungen sich aufrecht hielt. Es war keine Prahlerei, wenn er von den gigantesche forze di soffrire sprach, die er besitze. Und doch genügt dies alles nur, um zu erklären, weshalb er es nicht über sich gewann, eigenmächtig ein Ende zu machen. Wie aber, wenn wir lesen, daß er in den letzten Jahren, als seine Leiden sich bis zum Unerträglichen steigerten, sich dennoch mit lebhaftester Sorge an das Leben anklammerte, an das Leben, das er verachtete, schmähete, für tausendmal schlimmer ausgab, als den Tod? Daß er bei der Annäherung der Cholera, die kurz vorher auch Platen durch den bloßen Schrecken, der vor ihr her ging, hingerafft hatte, darauf drang, Neapel zu verlassen und sich, so schwer ihm bei seinem elenden Zustand die Ortsveränderung wurde, nach der kleinen Villa am

Besub zurückzuziehen? Wenn Nichtgeborenwerden das Beste ist, und besser als Leben jedenfalls ein früher Tod, woher dieses Sträuben gegen „die einzige Wohlthat, die das Geschick dem menschlichen Geschlecht vergönnte“, jetzt, wo er, ohne die Gefühle der Seinigen zu verletzen, durch bloßes Stillhalten und Abwarten seine lebenslange Sehnsucht stillen und „das müde Haupt zur ewigen Ruhe an den jungfräulichen Busen“ jener bellissima fanciulla hätte lehnen können?

Diese einzige Thatsache wiegt, wie mich dünkt, eine Bibliothek von Streitschriften gegen den Pessimismus auf. Das Leben in dieser mangelhaften Welt, deren Jammer und Weh, deren ungelöste, qualvolle Räthsel kein empfindender Mensch leugnen wird, mag er auch für sein eigenes Gemüth einen ausreichenden Trost und eine leidliche Bßung gefunden haben, dieses Leben kann nicht absolut werthlos, eitel, glück- und trostverlassen, eines Schattens Traum, und diese fälschlich für die beste erklärte Welt nicht schlimmer als keine sein, wenn ein hochherziger, kühner, vorurtheilsloser Geist, wie Leopardi, der alle gehäufte Bitterkeit eines Menschenlebens erfahren, gleichwol mit Tagen und Stunden geizen und zu einer Zeit, wo ihm alle Fähigkeit zum Schaffen zerstört war, an dem bloßen Athemholen unter tausend Schmerzen so inbrünstig festhalten konnte.

Wir sind hier vor das Dilemma gestellt, ob wir einen Fehler in seinem Raisonement oder in seiner Empfindung finden sollen, da beide miteinander im offensten Widerspruch stehen. Ist seine Philosophie im Recht und nur die Empfindung nicht mächtig genug, die praktische Consequenz daraus zu ziehen, so wäre hier „Erkennen und Wollen“ bei einem der energischsten Denker und mutigsten Charaktere nicht „ein und dasselbe“ gewesen; Leopardi hätte der Wahrheit nicht die Ehre gegeben, sondern, von der gemeinen Schwachheit des großen Hausens mit ergriffen, in blasser Todesfurcht die Geistes that seines Lebens verleugnet. Oder: wir müssen glauben, was er als Wahrheit sein Leben lang anerkannt, sei vor der letzten Prüfung alles Irdischen als eine lebenslange Täuschung entlarvt worden; jenes „natürliche Gefühl“, das er in dem oben citirten Gespräch durch unsere civilisirte Unnatur verdrängt geglaubt, habe sich in ursprünglicher Kraft als ein ewig menschliches geltend gemacht; die Erkenntniß sei ihm aufgegangen, daß Sein dennoch werthvoller sei, als Nichtsein, und jenes „Ziel auf's Innigste zu wünschen“ zwar das Ende all' unserer Leiden, aber auch all' unseres Wirkens, Erkennens, Genießens, die Vernichtung alles dessen, was überhaupt gegenüber der unterschiedslosen Nacht des Todes durch seine Mannigfaltigkeit an Interessen wenigstens unser Selbstgefühl erregt und uns mit immer neuen Aufgaben und Anforderungen im Guten wie im Bösen zu schaffen macht.

Starke Pessimisten freilich werden auch durch diesen bedeutsamen Fall nicht belehrt werden. Sie werden achselzuckend erklären, daß ein Widerruf in articulo mortis den objectiven Werth einer lebenslang behaupteten Ueberzeugung nicht aufheben könne. Sie werden fortfahren, die Maximen vom Weltelend, die in den Gedichten Leopardi's mit leidenschaftlicher Schwermuth hingeworfen, in den Gesprächen mit allem Aufwand dialektischer Kunst begründet werden, für ihre Doctrin anzuführen und über das Ende des Dichters, welches dem Werth des Lebens ein so überraschendes Zeugniß ausstellte, einen schonenden Schleier zu

breiten. Wen aber unsere Erklärung des Entstehens und eigensinnigen Fortbestehens dieser Weltanschauung in der Seele Leopardi's überzeugt hat, wer bedenkt, daß es eine Dichterseele war, deren Saiten die rauhe Hand des Schicksals diese weltfeindlichen Töne entriß, eine höchst reizbare, vielbedürftige, von wechselnder Stimmung bewegte Seele, der wird es nicht befremdlich finden, daß auch in diesem starken und redlichen Menschen Kopf und Herz zuweilen getrennte Wirthschaft führten, daß der Kopf zu erkennen glaubte, was das Herz heimlich bestritt, daß die dürre, finstere, allem Schöpferischen feindliche, jeden Fortschritt hoffnungslos verneinende Philosophie Leopardi's von seinem warmen, fruchtbaren, durch ein mildes Licht verklärten Leben vielfach verleugnet wurde.

In dem Augenblick, wo dieses Leben dem Erlöschen nahe war, besann er sich, wie viel werthvolle Güter er besaß, wie viel echtes, positives Glück ihm trotz der schwersten Qualen treu geblieben war. Denn der bitterste Mangel an allen sogenannten Glücksgütern, an Allem, womit die Menge denjenigen ausgestattet sehen will, den sie glücklich preisen soll, hatte ihn nicht um eine der höchsten Gaben der Natur gebracht, die im Grunde der Quell alles eigentlichen Glücksgefühls ist, ja die unerläßliche Bedingung, unter der allein das objectiv Begehrtenwerthe seine beglückende Wirkung auf das Subject ausüben kann. Alle Fähigkeit nämlich, Glück und Unglück zu empfinden, beruht auf dem Gefühl der eigenen Persönlichkeit, die ihre Triebe und Wünsche, ihre Aufgaben und Kräfte durch die Innen- und Außenwelt gefördert oder gehemmt findet, im ersteren Falle Befriedigung, im anderen Schmerz erfährt. Nur wenn wir daran festhalten, daß es einzig die Steigerung und Befriedigung des individuellen Selbstgefühls, andererseits die Beeinträchtigung der individuellen Kraft und Lebensfülle ist, was in Wahrheit Glück und Unglück heißen darf, werden wir die unermessliche Mannigfaltigkeit der Urtheile begreifen, welche die Menschen über eigenen und fremden Glückswechsel zu fällen pflegen. Ueberall, wo ein sogenannter Glücksfall das Individuum, dem er zu Theil wird, unglücklich macht, wird sich ergeben, daß eine Störung oder gar Vernichtung des Selbstgefühls dadurch veranlaßt wurde. Einen zum Märtyrertum Entschlossenen macht die Begnadigung unglücklich. Der Säulenheilige, den man zwänge, im Schoß des bequemsten Reichthums zu leben, würde in seinem persönlichsten Selbstbewußtsein vernichtet, um die Ausübung seines eigensten inneren Berufes gebracht, folglich unselig gemacht werden. Denn eine jede Kraftübung, selbst die der Selbstzerstörung, ist von einem Wohlgefühl begleitet, und die Genugthuung, das ganz individuelle Naturgesetz zu vollziehen, das ein Jeder dunkler oder bewußter in sich trägt, erklärt allein, weshalb selbst der Verbrecher bei der Ausübung seiner That eine Wollust empfindet, die ihn ein geheimes Gefühl von ihrem Widerspruch mit höheren Menschheitsgesetzen verabscheuen lehrt. Bestätigt doch auch die Statistik der Motive, die zum Selbstmorde führen, die Ansicht, daß der Selbstgenuß — wohl zu unterscheiden von der Selbstsucht — die Wurzel jeder Glücksempfindung sei. Wenn wir die Fälle abrechnen, in denen ein plötzlich auslosender Affect zu der That fortriß, so werden wir finden, daß sich die Menschen, die noch Besinnung und Zeit zum Abwägen behalten, nur dann zum Verzicht auf alles Glück, was ihnen das Leben noch bringen könnte, entschließen,

wenn entweder eine unheilbare qualvolle Krankheit sie „um sich selbst bringt“, oder ihre moralische Selbstherrlichkeit durch das Gefühl einer drohenden oder schon über sie hereingebrochenen Schande aufgehoben wird. Sie fühlen dann ihren individuellen Werth in ihrer eigenen und in der Schätzung der Gesellschaft, der sie angehören, vernichtet und allem Glück, was sie noch genießen könnten, gleichsam den Boden unter den Füßen weggezogen, da ihre eigene Existenz von ihnen selbst und Anderen nicht mehr für voll angesehen wird. Ja auch der Selbstmord aus Langerweile läßt sich unschwer mit unserer Definition vereinigen. Ein leeres, zweck- und thatloses Selbst fühlt sich schon im Leben so unselig durch die Inhaltslosigkeit seines Ich, daß der Schritt bis zur leiblichen Entseibung, zur Aufhebung des Lebens kürzer und leichter sein muß, als da, wo der Schmerz noch immer, wenn auch noch so peinlich und unfruchtbar, das Selbstgefühl aufregt und irgend welche Kraft der Persönlichkeit, und wäre es nur die *forza di soffrire*, herausfordert.

Wir werden also überall da von Glück sprechen müssen, wo innere und äußere Bedingungen zusammentreffen, um die Kräfte, die sich in einem Individuum vereinigen, zu möglichst reiner, starker und harmonischer Entwicklung zu bringen. Der höhere oder niedrigere Grad dieser subjectiven Glücksempfindung wird demnach vor allem von der stärkeren oder schwächeren Begabung mit Individualität überhaupt, von der mächtigeren oder geringeren Persönlichkeit abhängen, die dem Einzelnen verliehen ist, von dem Werth, den derselbe auf sich selber legt und legen darf; und wie alle sinnliche Genußkraft durch die größere oder geringere Vitalität der einzelnen Organe bedingt ist, so auch das Glücksgefühl im allgemeinen durch eine stärkere oder schwächere Ausbildung des Selbstgefühls, aus welchem allein es hervorquillt. Wir erkennen dies am deutlichsten daraus, daß wir ein krankhaft gesteigertes Selbstgefühl fast immer mit der höchsten Unseligkeit behaftet sehen, da es die übermäßigen Ansprüche an sich selbst und den Erfolg seines Strebens niemals befriedigt, niemals den natürlichen Einflang seiner Lebensäußerungen mit seinem inneren Gesetz erreicht. Andererseits wird es nun klar, warum selbst der Schmerz und die Veraubung dessen, was nach der äußerlichen Anschauung zum menschlichen Glück unerläßlich ist, im einzelnen Falle nicht nur nicht als Unglück empfunden, sondern zur Quelle des eigentlichen Glückes werden kann, wenn die Empfindung von der eigensten Macht und Kraft der Persönlichkeit dadurch nicht gelähmt, sondern gesteigert wird.

Und nun Leopardi! Wer wird leugnen, daß von den reichen und starken Trieben seiner Natur viele auf das trostloseste verkümmern mußten, daß er ein volles Glück nie auch nur auf Augenblicke gekannt hat. Er war geschaffen wie Wenige, allen Zauber der Schönheit zu genießen, und mußte lebenslang in einem verbildeten Leibe die Qualen der Entfugung dulden. Er hatte das Talent des heiteren, liberalen Lebensgenusses ohne kleinliche Sorge, und sein Leben war eine Kette von ängstlichen Entbehrungen, die seinen Stolz und oft wol auch seine hilfreiche Menschenliebe auf's Härteste drückten. Eine Welt von geistigen Aufgaben schwebte vor seinen Blicken, und die unablässigen Körperleiden verdammten ihn mehrmals auf Jahr und Tag zu unthätigem Brüten, wo er wie

ein gefangenes Wild ruhelos vom Morgen bis in die Nacht sein dunkles Zimmer durchmaß und selbst die Durchsicht seiner früheren Werke fremden Augen überlassen mußte. Wie weit entfernt fühlte er sich von dem, was wir oben als das Ideal der Glücksempfindung bezeichnet haben, von der harmonischen Ausbildung all' seiner individuellen Kräfte!

Und doch war eben diese Natur so reich ausgestattet, daß das Gefühl völliger Verarmung nur in den finstersten Augenblicken zur Herrschaft gelangen und jede Kraft des Selbstgenusses ersticken konnte. In diesen Augenblicken war er denn auch nahe daran, diesem nichtigen Sein die Vernichtung vorzuziehen. Alsbald aber zog ihn der Instinct, nicht der Schwäche, sondern der Erhaltung eines so werthvollen Selbstes in's Leben zurück. Er erinnerte sich der ihm gebliebenen Kraft, die Höhen und Tiefen der Betrachtung zu durchschweifen, den Verkehr mit den ersten Geistern aller Zeiten als ein Ebenbürtiger zu genießen, die Wollust des Denkens bis auf den letzten Tropfen auszukosten;

„denn erkannte Wahrheit,

Ob sie auch trostlos ist, hat ihren Reiz.“

Und welch' einen Reiz vollends, was man für Wahrheit hält, in einer Form zu sagen, die dem eigenen Bewußtsein genügt und von jedem Urtheilsfähigen als eine neue Offenbarung des Genius unserer Sprache anerkannt wird!

Nicht als ob der Erfolg seines literarischen Schaffens ihm eine besondere Quelle eitler Befriedigung oder gar des Trostes geworden wäre. Er war viel zu stolz, um eitel zu sein; er kannte den niedrigen Stand der Bildung und des Geschmacks in seinem Vaterlande zu genau, um auf das Urtheil der Zeitgenossen mit wenigen Ausnahmen irgend einen Werth zu legen. Wie er über den Ruhm dachte, hat er in einem längeren Aufsatz seiner Operette morali: *Il Parini ovvero della gloria* mit jener antiken Gelassenheit ausgesprochen, die ihm gerade in den persönlichsten Angelegenheiten eigen war. Doch schon aus seinem neunzehnten Jahre finden wir in einem Briefe (Epist. I. S. 70) die Aeußerung: „Was die Liebe zum Ruhme betrifft, ist mein Grundsatz dieser: liebe den Ruhm, aber erstens nur den wahren, und darum sollst du unverdiente und vollends heuchlerische Lobsprüche nicht nur nicht annehmen, sondern wegwerfen, nicht allein nicht lieben, sondern verabscheuen; zweitens sei überzeugt, daß, wenn du in dieser Zeit etwas gut machst, du nur von sehr Wenigen gelobt werden wirst; diesen sehr Wenigen suche immer zu gefallen, wenn Andere der Menge zu gefallen und vom Lobe erstickt zu werden wünschen“ u. s. w.

Dieser Maxime des Jünglings ist der Mann immer treu geblieben, ja er hat es wie Wenige verstanden, „die Welt in seinen Freunden zu sehen“. Und was edle und treue Freundschaft irgend vermag, um die Wunden verschmähter Liebe zu heilen, ist ihm in reichem Maße zu Theil geworden. Auch dies ein Glück, das ihn an's Leben fesseln mußte.

Ein noch höheres aber war ihm in der Gabe verliehen, „zu sagen, was er leide“. Indem er seine Schmerzen aussprach, unterwarf er sie seinem Geist und Willen und fühlte die Uebermacht seiner Seele über Natur und Schicksal. Aus dem Beiden wurde ein Thun, aus der Ohnmacht des Geschöpfes gegenüber den blinden Gewalten, die ihm das Glück versagten, eine schöpferische Macht,

die durch sich selbst schon beglückt mußte. Wäre es bei der bloßen poetischen Stimmung und Verstimmung durch das Weltelend geblieben, wie sie passiven und ausschließlich receptiven Naturen eigen ist, so wäre eine dumpfe Resignation der höchste Trost und dieses Leben durchaus unselig und unfruchtbar gewesen. Indem er aber seine Leiden zu künstlerischen Gebilden ausgestaltete, verwandelte er die Entbehrung in einen Gewinn, die Beraubung in einen Besitz, der ihn und Andere bereichern sollte. Was er in der Empfindung nur als ein Negatives gelten ließ, wurde ihm unter den Händen zu etwas höchst Positivem. Denn was ist positiver, als wirkende Kraft? Und wie mußte der Dichter mitten im Leiden seiner Lebensfülle inne werden, der sich als Herold und Interpret des Leidens einer so bedeutsamen Mission bewußt war!

Zunächst freilich auch hier wieder der echt Leopardi'sche Zug: was er zu sagen hat, sagt er vor allem sich selbst. Die ersten zehn Canzonen, die er veröffentlicht, enthalten nichts von seinen intimsten Angelegenheiten. Seine Stimmung ist düster, doch nicht hoffnungslos, wenn er den Blick auf die öffentlichen Zustände lenkt. Dante wird angerufen; die Erinnerung an ihn soll die schlummertrunkenen Geister wecken. Angelo Mai soll fortfahren, durch Entdeckung verloren geglaubter classischer Werke die Entel an den Ruhm und das Verdienst ihrer Ahnen zu mahnen. Die Canzonen an den Sieger im Ballonspiel, auf die Hochzeit seiner Schwester Paolina, selbst der jüngere Brutus und der Hymnus an die Patriarchen sind im Grunde nur Fortsetzungen der ersten Canzone „an Italien“. Das Elend der Nation ist das Thema, die Erweckung der verlorenen Tugend und Mannhaftigkeit das Ziel dieser Dichtungen, wie man sieht, ein allgemeines, bürgerliches, durchaus nicht von Hoffnungslosigkeit verschleiertes Ziel. Nur einige Strophen im jüngeren Brutus und das letzte Lied der Sappho streifen die dunkle Region, in welcher die geheimsten Leiden des Dichters schon damals wohnten und aus der die folgenden Dichtungen fast sämmtlich ihren Grundton empfangen haben. Aber so sehr er in dieser leidenschaftlichen Weichte die Abstumpfung seines Schmerzes suchen mochte, so wohl es ihm that, sein Schicksal in dichterischer Verklärung zum Schicksal der Menschheit zu steigern, so wenig dachte er daran, im Beifall der Menge oder gar in ihrer Theilnahme einen Trost oder eine Entschädigung zu suchen. Er war schon dreiunddreißig Jahre alt, als er die erste vollständigere Ausgabe seiner Dichtungen veranstaltete; sie erschien ihm als ein Vermächtniß „an seine Freunde in Toscana“, mit welchem er von der Literatur und dem Leben Abschied nahm, zu einer Zeit, wo seine Krankheit ihm nur noch eine kurze Frist zu gewähren schien. „Ich habe Alles verloren,“ sagt er; „ich bin wie ein bärreter Stamm, der fühlt und leidet.“ Als seine Natur sich noch einmal aufraffte, als ihm noch in den letzten Jahren neue Erkenntnisse aus der Seele brachen, lag ihm nichts daran, auch diese noch veröffentlicht zu sehen; er ließ die Sorge dafür seinen überlebenden Freunden.

Ein so hochgesteigertes, so von allem Niederen und Gemeinen gereinigtes Selbstgefühl, im Besitz so großer Schätze des Geistes und Gemüthes, alle mit dem Gepräge der eigensten Kraft und Anmuth versehen, ist zu tief von seinem eigenen Werth durchdrungen, um nicht vor der Vernichtung durch den Tod zurückzuschrecken. Das eifrigste Wiederholen jenes in sich leeren und in seiner



Allgemeinheit völlig absurden Satzes „Nichtsein sei besser als Sein“ kann ein so mit Daseinsfülle genährtes, mit den feinsten und zähesten Kräften — freilich auch zum Leiden — ausgestattetes Geschöpf nicht vor dem leidenschaftlichsten Lebenstriebe schützen; selbst der Schmerz muß den Selbstgenuß eines so auserlesenen Menschentwesens steigern und seine Selbstherrlichkeit, die dem Schicksal zu trotzen wagen darf, nur um so glorreicher offenbaren. Diese prometheische Aber geht durch das ganze Dichten und Denken Leopardi's hindurch. Auch er ist an den Felsen geschmiedet, auch ihm nagt der Geier an der Leber. Aber er lacht der feindlichen Göttermacht, die sein festes Menschenherz nicht brechen, seinen aufrechten Nacken nicht beugen kann, die ihn niemals sehen wird um Gnade betteln oder die Hand, die ihn schlägt, wie die eines Wohltäters küssen,

. . . . „wie, befangen  
In altem Sklavenfinn, die Menschheit thut.“  
(„Liebe und Tod“, B. 115.)

So hatte er sich endlich sogar mit dem Gedanken ausgesöhnt, ein hohes Alter erleben zu müssen. „Selbst nachdem sehr bedeutende neapolitanische Aerzte“, berichtet Ranieri, „sich mit ihm über seinen Zustand ausgesprochen hatten, viel deutlicher als ich gewünscht hätte, sprach er mir wieder von der Unsicherheit der medicinischen Wissenschaft, von seinem nie erkannten und verstandenen Nervenleiden und den vierzig Jahren, die er noch zu leiden haben würde, wenn die Cholera ihm nicht den Gnadenstoß gäbe.“ — Man glaubt nicht, was man nicht heimlich wünscht. Zumal seit er durch Ranieri's und der Seinigen aufopfernde Liebe und Treue in einen Zustand äußerer Sorglosigkeit versetzt worden war, wie er ihn nie zuvor gekannt, mochte ihm die Aussicht auf „das tiefverhaßte Greisenalter“ mehr und mehr ihre Schrecken verlieren. Schon elf Jahre früher hatte er seinem Freunde, dem Grafen Carlo Pepoli, zugerufen:

Tausendmal  
Glückselig, wer die leichtverwelkte Kraft  
Der holden Phantasie nicht schwinden fühlt,  
Wie auch die Jahre fliehn, wem das Geschick  
Des Herzens ew'ge Jugend gönnen will,  
Wer in der Vollkraft wie in greiser Zeit,  
So wie er einst gepflegt im Flor der Jugend,  
Im Innern seiner Brust Natur verschönt,  
Die Wüste wie den Tod belebt. Dir gönne  
Der Himmel solches Glück! Der Funke, der  
Dir heut den Busen wärmt, er lasse dich  
Die Dichtkunst lieben noch als Greis. Doch ich —  
Schon fühl' ich all' den süßen Jugendwahn  
Hinschwinden und vor meinem Blick erblaffen  
Die frohen Bilder, die ich, ach, so sehr  
Geliebt, an die ich bis zur letzten Stunde  
In Sehnsucht und mit Thränen denken muß.  
Und wenn nun dieser Busen ganz erstarrt  
Und kalt geworden, nicht die heitre Stille,  
Die einsam auf den sonnigen Feldern ruht,

Noch der Gesang der morgenfrohen Vögel  
 Im Frühling, nicht das stille Mondenlicht  
 Auf Höh'n und Tiefen unterm reinen Himmel  
 Mein Herz mehr rühren können, wenn mir stumm  
 Und leblos ward, was Schönes die Natur  
 Und Kunst nur zeigt, ein jedes Hochgefühl  
 Und jede zarte Regung fern und fremd:  
 Dann will ich, bettelnd um den letzten Trost,  
 Zu anderm, minder frohem Thun mich wenden,  
 Des eh'rnen Lebens undankbaren Rest  
 Nur ihm noch weih'n. Erforschen will ich dann  
 Die herbe Wahrheit, was die blinden Goose  
 Der sterblichen und ew'gen Dinge meinen,  
 Wozu die Menschheit, so mit Qual beladen,  
 Erschaffen worden . . . . .

. . . . . Denn erkannte Wahrheit,  
 Ob sie auch trostlos ist, hat ihren Reiz . . . . .

Kann die Bejahung des Willens zum Leben zugleich entzgender und entschlossener ausgesprochen werden? Und wie seltsam wird das Phrasengeräusch der Pessimisten von der Nichtigkeit der Welt übertönt durch dieses memento vivere ihres größten Dichters!

## Generalpostmeister und Generalsprachmeister.

---

„Deutschland pflegt einen Schwarm von Puristen zu erzeugen, die sich gleich Fliegen an den Rand unserer Sprache setzen und mit dünnen Fühlhörnern sie betasten. Ginge es ihnen nach, die nichts von der Sprache gelernt haben und am wenigsten die Kraft und Reuscheit ihrer alten Ableitungen kennen, so würde unsere Rede bald von schauderhaften Zusammensetzungen für einfache und natürliche fremde Wörter wimmeln; das wohlklingende Omnibus muß ihnen jetzt unerträglich scheinen, und statt auf die nahliegende Verdeutschung durch den Dativ Pl. „Allen“ zu gerathen, wird ein fleißtelles Allwagen, Gemeinwagen, Allheitsfuhrwerk oder was weiß ich sonst für ein geradbrechtes Wort vorgefahren werden.“

Das kaiserlich deutsche Generalpostamt, welches ein so zärtliches Interesse für unsere deutsche Sprache hegt, kennt ohne Zweifel die Abhandlung Jacob Grimm's „Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache“. Dort findet sich die oben angeführte Stelle, durch welche aber das Generalpostamt nicht überzeugt worden ist, da es sonst nicht für das wohlklingende Telephon die schauderhafte Zusammensetzung Fernsprecher dem deutschen Volke auferlegt hätte.

Wer sollte es glauben? Derselbe eminente Mann, welcher sich um die Förderung des Verkehrs nicht nur innerhalb Deutschlands, nicht nur zwischen Deutschland und dem Auslande, sondern in der ganzen gefitteten Welt wahrhaft großartige Verdienste erworben hat, derselbe Mann ist andererseits mit dem ganzen ihm eigenen Eifer bemüht, ebenso kleinliche als störende Schranken zwischen Deutschland und den übrigen Ländern aufzurichten. Aber dieser Widerspruch darf uns nicht befremden: es ist wahrlich nicht das erste Mal, daß Jemand die größte Tüchtigkeit auf seinem eigenen, ihm wohlbekannten Gebiete bewährte und auf fremdem Gebiete in der Irre ging. Schon jene ersten sprachreinigenden Neuerungen, welche das Generalpostamt vor einiger Zeit im Amtswörterbuch der Post einführte, waren sehr fragwürdiger Natur. In London, in Paris, in Rom verstand man ohne Weiteres, was das Wort „Recommandirt“ auf einem aus Deutschland kommenden Briefe bedeutete; der Unterofficiers-Imperativ „Einschreiben!“ stellt dem ausländischen Verständniß sprachliche und moralische Schwierigkeiten entgegen.

Das Wort „Postlagernd“ ist zwar nicht so durch und durch deutsch, wie man uns versichert, denn Post kommt von positus her, dafür aber ein um so häßlicheres Fabricat, an das übrigens, wie wir gern einräumen, der deutsche Geschmack sich rasch gewöhnt hat. Dieser Geschmack ist eben nicht sonderlich verwöhnt. Er wird sich, ach! sogar das Wort „Fernsprecher“ gefallen lassen.

Wir wollen nicht betonen, wie tonlos er ist, dieser deutsche Fernsprecher mit dem e und r in jeder seiner drei Silben, wie wohlklingend dagegen das griechische Telephon. Euphonie ist ja auch ein griechisches Wort, und um das Wort nicht zu gebrauchen, mag man lieber auch mit der Sache selbst nichts zu schaffen haben. Ist dieser Fernsprecher dem Telephon wenigstens dem Sinne nach gleich? Keineswegs. Das Telephon spricht nicht nur; es klingt und singt, es flirrt und schwirrt; es empfängt und gibt jeden Klang und jedes Geräusch; darin eben besteht ja sein Wesen, daß es wie ein Ohr jeden Ton in sich aufnimmt, wie ein Echo ihn weiterträgt. Indessen das Wort „Fernsprecher“ hat einen viel schlimmeren Mangel; und gerade das ist dieser Mangel, was man ihm als Tugend anrechnet: sein sogenanntes Deutschthum. Die bewundernswürdige Erfindung des Amerikaners Bell ist, so scheint uns, mehr amerikanisch als deutsch, aber sie ist auch nicht amerikanisch. Sie gehört ihrer Entstehung, ihrer Natur, ihrem Zweck nach der ganzen Welt an. Sie wäre nicht möglich gewesen, ohne die elektrischen, magnetischen, akustischen, physiologischen Forschungen und Erfahrungen, an denen alle civilisirten Nationen Theil haben. Und das Telephon, wenn anders es die Vervollkommenung erlangt, welche man ihm versprechen darf, ist dazu bestimmt, nicht nur das Berliner Generalpostamt mit dem Berliner Generaltelegraphenamt, sondern die Völker, die Welttheile mit einander zu verbinden, gerade so wie der Telegraph, und für solche Dinge, welche nicht der besonderen Cultur eines einzelnen Volkes, sondern der allgemeinen Cultur der gesamten Welt angehören, hat man mit Recht Namen gewählt oder gebildet aus dem Wortschatz der alten, der classischen Sprachen — der Sprachen der zwei Völker, deren Cultur die Grundlage aller späteren Culturen, auch der deutschen, geworden ist. Ideen und Dinge, welche alle Nationen gleichmäßig kennen, verstehen, benutzen und im Munde führen, mit griechischen und lateinischen Namen zu benennen, ist ein aus praktischen und höheren Gründen durchaus verständiger, nützlicher und schöner Gebrauch, und wer aus nationaler Beschränktheit und verkehrtem Patriotismus den classischen Wortschatz, dieses gemeinsame, uner schöpfliche, noch immer Zins und Zinseszins tragende Erbe der Menschheit aus dem eigenen Lande fernhalten will, der sehe zu, daß man auf ihn nicht einen in allen Sprachen eingebürgerten griechisch-lateinischen Namen anwende. Nichts ist bezeichnender, als daß von sämmtlichen, sich des Telegraphen bedienenden Völkern nur zwei statt des Wortes „Telegraph“ Ausdrücke eigener nationaler Sprache vorgezogen haben, nämlich — Griechen und Magyaren.

Die generalpostamtlichen Verfügungen in Sachen der deutschen Sprache haben aber noch eine andere, viel größere, viel bedenklichere Wichtigkeit. Sie bedeuten einen Eingriff einer Behörde in Dinge, bezüglich deren sie, bezüglich deren der Staat überhaupt keine Competenz besitzt. Man lächle nicht! Wir gehören nicht zu Denen, welche aus Mücken Elephanten machen, aber wir sind

der Ansicht, daß — man verzeihe uns das Bild — der Staat mit seinen Elephantenfüßen solch artbestügelte Wesen, wie die Sprache eines ist, zwar treten und zertreten, nicht aber sie lehren, nicht ihnen vorschreiben kann, wie sie ihre feinen Schwingen zu brauchen haben.

Der „Fernsprecher“ des Generalpostamts ist nur eines der vielen Symptome der Doppelkrankheit, an der wir heute leiden, eines der, wenn man will, harmlosesten Symptome, aber in welchem sich die Natur des einen und anderen Uebels besonders deutlich und greifbar kundgibt. Neben der Krankheit der Deutschthümelei und in engem Zusammenhang mit ihr quält uns die Krankheit der Staatsthümelei. Nicht nur, daß Deutschland in Allem und Jedem sich selbst genügen und in Nichts und zu Nichts mehr das Ausland brauchen soll, wird auch mehr und mehr mit der Sorge und Arbeit für die Befriedigung sämtlicher deutscher Bedürfnisse der Staat betraut. Die Ansicht, daß der Staat der „Organismus“ sei, in welchem das gesammte Leben der Nation webe, wirke, wachse, hat sich bereits so sehr in den Köpfen festgesetzt, daß das generalsprachmeisterliche Vorgehen des Generalpostamts von männiglich als das einfachste und natürlichste Ding von der Welt betrachtet zu werden scheint. Wenigstens haben wir nicht von irgend welcher Einrede dagegen vernommen. Und doch ist das Ding weder einfach noch natürlich.

Ein ausgezeichnete Beamter, welcher einer sehr nützlichen aber auch sehr mechanischen Abtheilung des staatlichen „Organismus“ in meisterlicher, ja genialer Weise vorsteht, hält sich für befugt und geeignet, auch an der Sprache, diesem so unendlich viel feineren Theile nicht des staatlichen, sondern des nationalen Organismus, zum Mechaniker zu werden. Wäre er nun ein ebenso genialer Sprachkünstler als Postbeamter, so wäre nichts dagegen einzuwenden, daß er — nicht in seiner Eigenschaft als Beamter, aber als Künstler — sein Scherflein beitrage zur Verschönerung unserer so vielfach entstellten Sprache. Es ist sehr wünschenswerth, daß, wer das Geschick dazu hat, an der Beseitigung des abscheulichen Jargons unserer obrigkeitlichen Sprechweise mitarbeite. Ein geschmackvoller Mensch, welcher den Vortheil, daß er zugleich Hofmarschall wäre, dazu benutzte, uns zu befreien von „Hofchargen“, „Excellenzendamen“, „Fürstlichkeiten“ und anderen solchen Monstren, welche im vornehmsten Theile unserer Zeitungen ihr hochherrschaftliches Unwesen treiben, ein solcher geschmackvoller Mensch müßte auch den allerdemokratischsten Frondeur von der Nützlichkeit der Hofmarschälle überzeugen. Aber ach! es ist leichter, Hofmarschall zu werden als ein geschmackvoller Mensch, und ein Postgenie muß nicht auch ein Sprachgenie sein, ja, es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß das Sprachgenie das Postgenie ausschließt und umgekehrt. In der That hat denn auch das Generalpostamt den „Fernsprecher“ nicht ohne Weiteres decretirt, sondern hat das deutsche Volk aufgefordert, „über eine unserem Sprachgeiste entsprechende deutsche Bezeichnung für das Telephon nachzudenken.“ Eine Art Plebisit also! Da es nun in Deutschland nicht an Puristen fehlt, „welche sich gleich Fliegen an den Rand unserer Sprache setzen und mit dünnen Fühlhörnern sie betasten“, so ist der Aufforderung des Generalpostamtes von zahlreichen Seiten entsprochen worden, über deren zahlreiche Nachdenkresultate ein, wie es scheint, officiöser Feuilletton-

artikel eines großen Berliner Blattes Bericht erstattete. Ob unter diesen in Folge der Aufforderung des Generalpostamtes eingegangenen Voten sich auch solche befanden, welche sich gegen die Landesverweisung des Wortes „Telephon“ überhaupt aussprachen, das wird uns in dem officiösen Feuilleton nicht gesagt. Es ist eben eine eigene Sache mit den Plebisciten und mit der Art, wie deren Ergebnis beim Durchgang durch den amtlichen Apparat zu Tage kommt. Uebrigens war ja auch in der That dem deutschen Volke nicht die Frage vorgelegt worden, ob es ein anderes Wort für Telephon haben wolle; das stand bereits fest, und wer gegen diese im Princip beschlossene Maßregel opponirte, der hatte die „Fragestellung“ nicht verstanden — um eine der heutigen parlamentarischen, weder griechischen noch lateinischen, aber nicht eben anmuthigen Ausdrucksweisen zu gebrauchen. Schließlich lehrte sich das Generalpostamt gar nicht an die Vorschläge, welche es veranlaßt hatte, sondern führte *motu proprio* und *auctoritate propria* das Wort „Fernsprecher“ amtlich ein, und hiedurch ist, wie der Feuilletonist in dem lieblichen Stil des *Officiosus* schreibt, „die Frage der Verdeutschung des Wortes Telephon der Entscheidung nahe gerückt.“ — Nur nahe gerückt!? Wie bescheiden!

Doch lassen wir den leichten Ton, der Einem in diesen ernsten Zeiten des staatlichen Ethos den Vorwurf der Frivolität eintragen könnte. Auch uns ist es ernst um den deutschen Staat, ernst um die deutsche Cultur. Allein eben weil wir wünschen, daß der deutsche Staat gedeihe, ohne daß die deutsche Cultur zu Schaden komme, flößt uns die immer mehr einreißende Verwechslung der beiden ernsthaften Besorgnisse ein; zunächst für die Cultur, dann aber auch für den Staat. Diesen Besorgnissen wollen wir hier Ausdruck geben, auf die Gefahr hin, von Dingen sprechen zu müssen, welche vom Fernsprecher fern abzuliegen scheinen.

Es wird heute von Vielen im deutschen Reich als oberstes Dogma gelehrt und geglaubt, daß der Staat das Alpha und Omega aller Dinge, Gefäß und Inhalt des Rechtes und der Gerechtigkeit, Ursprung und Ziel der Sittlichkeit und Bildung sei. An der politischen Opportunität dieses Dogmas in den gegenwärtigen Zeitläuften soll nicht gezweifelt werden. Aber politische Opportunität ist nicht Wahrheit. Jedemal, wenn irgendwo große politische und sociale Kämpfe und Umgestaltungen stattfanden, hat es Leute gegeben, welche zu den Thatfachen die Theorie lieferten und theils vorgaben, theils wirklich glaubten, ihre von Thatfachen, die momentan sind, abstrahirte Theorie müsse ewig sein. So sehen wir seit einigen Decennien zugleich mit den Ereignissen, durch welche sich die Herstellung und Befestigung des deutschen Staates vollzieht, Doctrinen aufkommen und herrschen, welche der Welt die neue Offenbarung verkünden, der Mensch sei um des Staates willen da, vom Staate empfangen er nicht nur das Maß seiner Rechte, sondern diese Rechte selbst, vom Staate nicht nur die Norm seiner Handlungen, sondern auch seiner Gesinnungen, vom Staate den Werth seiner Persönlichkeit, seine Ziele und Ideale.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> „Nur im Staat und durch den Staat werden wir fruchtbare Glieder der Menschheit, nur im Staat können wir in äußeren Thaten die Tugenden üben, welche jede Religion lehrt.“

Wir irren uns: Diese Offenbarung ist nicht neu; sie war zum Beispiel auch das Glaubensbekenntniß der Schreckensmänner der französischen Revolution. Das Neue daran ist, daß sie heute bei uns in Deutschland von Leuten gepredigt wird, welche mit dieser Lehre des Radicalismus den Radicalismus zu bekämpfen glauben; welche nicht Hohn genug haben für die leichte Anschauung von der Allmacht der menschlichen Vernunft und nicht sehen, daß die Allmacht des Staates auf ganz dasselbe hinausläuft; welche das Gesetz der historischen Entwicklung im Munde führen, demselben aber in ihrem Denken die staatliche Gesetzgebung untergeschoben.

Diese Selbsttäuschung über die Natur der eigenen Ansichten und Tendenzen beruht auf einer seltsamen Verwirrung der Begriffe. Eine Verwirrung der Begriffe ist es, wenn man Staat, Vaterland, Volk für eins und dasselbe hält und alles das, was von Vaterland und Volk gilt, auf den Staat überträgt. Da kann es denn nicht fehlen, daß man die materiellen und geistigen Kräfte, deren Gesamtheit ein Volk, ein Vaterland ausmacht, mit den Einrichtungen des Staates verwechselt, daß man die Vaterlandsliebe mit der Erfüllung der vom Staate vorgeschriebenen Leistungen, daß man die nationale Sittlichkeit mit der staatlichen Zucht, daß man die spontane Entwicklung der das Gepräge einer bestimmten nationalen Individualität tragenden Menschennatur mit der Regierung, Gesetzgebung und Verwaltung eines bestimmten Staatswesens verwechselt.

Man kann auch zu hoch vom eigenen Volke, vom eigenen Vaterlande denken. Die Geschichte ist voll von Beispielen, die da zeigen, wie der nationale Hochmuth zu Falle kommt, wie sich die Eitelkeit der auserwählten Völker rächt. Und wenn die moderne Cultur, während sie in Manchem hinter der antiken Cultur zurückbleibt, doch eine höhere und bessere ist, so dankt sie das der ihr zu Grunde liegenden Anschauung, welche die Menschheit als ein Ganzes begreift — als ein Ganzes, das in verschiedenen Zweigen wächst, deren jeder seine eigenen

---

Er ist heute die hohe Schule der Pflicht und des Gemeinfinnes . . . Gibt es heute eine Begeisterung, die uns Alle besser und gleichmäßiger erfassen kann, als die Liebe zum Vaterland? Alle Sittlichkeit concentrirt sich in den zwei großen Postulaten der Wahrheit und der Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze — nenne man's Nächstenliebe, Brüderlichkeit, Gemeinfinn wie man will. . . . Das leuchtende Vorbild politischer Sittlichkeit allein kann den Reiz der Armuth gegen den Reichtum verstummen machen . . . Der Staat steht höher als das Eigenthum, das nur eine der von ihm geschaffenen und geschützten Institutionen ist" u. s. w. Adolf Hefel, Socialismus, Socialdemokratie und Socialpolitik. (Leipzig, 1878.) S. 116, 117.

Der Verfasser, welcher das Eigenthum eine der von dem Staate geschaffenen Institutionen nennt, hält sich dabei für einen Anhänger der historischen Schule und eifert gegen Rationalismus und Individualismus, die er übrigens in einen Topf wirft. An einer anderen Stelle (S. 92) spricht er sich voll Entrüstung aus über Leute, welche „die Rechte des Einzelnen für heiliger halten, als das Recht des Staates“. Wir möchten dem Verfasser, der als Mann der Staatswissenschaft sich zur Definirung der Sittlichkeit berufen glaubt, folgenden Fall zur Entscheidung vorlegen: In einem Proceß, welcher sich kürzlich vor einem französischen Schwurgericht abspielte, ließ der Präsident ein sechsjähriges Kind gegen den eigenen Vater aussagen und diese Aussage des ahnungslosen Kindes brachte den Vater auf's Schaffot. Hat dieser Präsident, der offenbar „den zwei großen Postulaten der Wahrheit und der Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze" gemäß verfuhr, sittlich oder unsittlich gehandelt?

Blüthen und Früchte trägt und die durch natürlichen Säfteaustausch und künstliche Pfropfung einander nähren, vervollständigen, veredeln, erneuern. Die Vaterlandsliebe, eine soviel bessere Empfindung sie ist als die Liebe des Einzelnen zu seinem lieben Ich, ist doch wieder eine egoistische Empfindung im Vergleich mit der Menschenliebe. Sie geht auf ein ideales Ding; aber auf ein beschränktes und bedingtes Ideal, welches übertroffen wird von den unbeschränkten, unbedingten Idealen der Menschheit. So sittlich sie ist gegenüber der niederen Selbstsucht des Individuums, ist sie doch nicht die oberste, die lauterste Sittlichkeit. Dazu wohnt ihr viel zu viel Enge, Kleines, Relatives bei, zum Unterschied von den viel absoluteren sittlichen Eigenschaften: der Gewissenhaftigkeit, der Gerechtigkeit, der Güte, der Redlichkeit, der Treue, der Geduld u. s. w. Es kann Einer ein vortrefflicher Patriot sein und dabei ein durchaus unbilliger, harter, hochmüthiger, falscher, roher Mensch. Ja, indem die Vaterlandsliebe, dieses „theuerste der Bande“, uns bindet an die Freunde, die das gleiche Band bewohnen, die gleiche Sprache sprechen, die gleichen Erinnerungen ehren, die gleichen Leidenschaften, gleichen Wünsche, gleichen Anschauungen, gleichen Interessen hegen und pflegen, droht sie, jene edelsten sittlichen Empfindungen aus unseren Herzen auszuschließen, welche frei sind von allen Banden, unabhängig von Sympathie und Antipathie, jene Empfindungen, welche ihren höchsten Ausdruck gefunden haben in dem erhabensten aller sittlichen Gebote, dem Gebote, auch unsere Feinde zu lieben.

Doch freilich, wenn die völlig selbstlosen Empfindungen die edelsten sind, so sind es doch nicht die unentbehrlichsten, und die höchsten Ideale sind am wenigsten wirklich, am wenigsten verwirklichtbar. Die Welt ist so bestellt, daß die Menschen einander lieben sollen und bekämpfen müssen. Und der Kampf hat seinen guten Grund:

Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschaffen;  
 Er liebt sich bald die unbedingte Ruh';  
 Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,  
 Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.

Wie jeder einzelne Mensch fortwährend für sein eigenes Wesen und seinen eigenen Platz an der Sonne kämpfen muß gegen die anderen Einzelnen, so müssen die einzelnen Völker für ihr eigenes Wesen, ihren eigenen Platz kämpfen gegen die anderen Völker; und indem der Kampf die Kräfte des Einzelnen weckt und stählt und mehrt, entwickelt er zugleich die Individualität des Einzelnen und durch die Entwicklung des Einzelnen das Ganze. Das ist der tiefe Sinn des ewigen Gegensatzes zwischen Individuum und Individuum, zwischen den Individuen und der Gesamtheit, eines Gegensatzes, der sich in den engsten und weitesten Kreisen, auf den niedersten und höchsten Stufen der menschlichen Entwicklung wiederholt und um so fruchtbarer wirkt, je mehr der Kampf der Individuen aus der Sphäre der Materie in die des Geistes emporsteigt; denn der materielle Kampf ist ein Kampf mit Kräften und um Güter, welche beschränkt sind und einander ausschließen, während die Geister mit Kräften und um Güter ringen, welche unendlich sind und einander den Platz nicht streitig machen, da sie nicht im Raume wohnen. Es hat darum gleich wenig Sinn, den Volksindividuali-



täten, den nationalen Persönlichkeiten wie den einzelnen Individuen den Garaus zu machen im Namen und zu Gunsten eines allgemeinen Menschenthums; die Menschheit, als Ideal eine Einheit, tritt in die reale Erscheinung als ein Nebeneinander von Individuen, von verschiedenartigen Personen, die mit einander um die Existenz ringen, zunächst bloß um die materielle, dann um die geistige, und nur durch diese Verschiedenheiten und ihren Kampf realisirt sich das ideale Ganze. Und da, wie jeder einzelne Mensch die Menschheit im Kleinsten, so jedes einzelne Volk wiederum die Menschheit im Kleinen vorstellt, eine Menschheit im Kleinen, welche mehr oder minder die Triebe und Fähigkeiten der Menschheit im Großen enthält, — so hat die Zugehörigkeit des Einzelnen zu seinem Volke nicht nur den Sinn, daß er als Glied seines Volkes den Kampf um's Dasein, den Kampf um ein höheres Dasein als das des Einzelnen besteht, sondern auch daß er, indem er dem eigenen Volke dient, das eigene Vaterland liebt, mehr oder minder der Menschheit dient, mehr oder minder die Menschheit liebt. Mehr oder minder! Wie die Existenz des Einzelnen um so werthvoller ist, je weniger er bloß lebt, um das Leben zu fristen, so ist die Existenz eines Volkes um so werthvoller, je weniger es bloß sein Dasein behaupten will im Kampfe der Völker, je mehr es, außer daß es das nackte Leben lebt, auch die höheren und höchsten menschlichen Fähigkeiten in sich entwickelt. Und hier ist der Punkt, von welchem aus sich die Verwechselung von Staat und Volk oder Vaterland als eine höchst bedenkliche darstellt. Das Volk, das Vaterland ist die Gesamtheit aller in einem Land und seinen Bewohnern vorhandenen Kräfte in ihrer spontanen Entfaltung. Der Staat dagegen ist nur Entwicklung und Ergebnis einiger dieser Kräfte, und nicht der ebelsten, und sein eigenes Wesen und Wirken hat weniger von einem spontanen Wachsthum als von einer künstlichen Regelung, Ordnung und Ausbildung.

Wir Deutsche haben früher ein deutsches Vaterland als einen deutschen Staat besessen. Unsere allgemein menschliche Entwicklung ist — wenigstens in moderner Zeit — unserer nationalen und unsere nationale Entwicklung ist unserer staatlichen Gestaltung vorausgegangen. Dieser Gang war ein anormaler und insofern mag er beklagt werden. Aber es hat doch auch sein Gutes gehabt, daß wir früher im Reich der Ideen und Ideale als im Reich der Thatfachen und Thaten lebten. Denn vermuthlich ist es uns nur so möglich gewesen, einige ruhevollere Gedanken zu erzeugen, wie sie in einem politisch bewegten Volke nicht erzeugt zu werden pflegen, und vermuthlich wird die Wirkung und der Ruhm dieser Gedanken länger dauern als Wirkung und Ruhm unserer Thaten. Zu diesen Gedanken, auf welche wir in unserer beschaulichen Vergangenheit kamen, gehören auch einige, die just den Staat betreffen, und diese Gedanken der staatlosen Deutschen über den Staat sind nicht das wenigst Tiefe, was über den Staat gedacht worden ist. Aber — es waren keine politischen Gedanken, wie wir sie eben heute denken, sondern speculative. Mit dem idealen Staat oder besser mit der Idee des Staates befaßten sie sich, nicht mit dem wirklichen Staate. Während die Idee des Staates in der Tiefe der deutschen speculativen Vernunft entstand, entstand in der Tiefe des deutschen Gemüthes die Sehnsucht nach dem deutschen Staate, und diese Seh-

sucht wie jede Sehnsucht idealisirte den Gegenstand ihres Verlangens — idealisirte ihn um so mehr, je idealistischer damals das deutsche Volk war. Die doppelte, speculative und gemüthliche Beschäftigung mit dem Staate in einem Lande, welches kein Staat war, bei einem Volke, welches keinen, wenigstens keinen vollen und ganzen Staat besaß, erklärt es, daß bei uns anschauungslose Anschauungen aufkamen, welche den Staat, die Realität der Realitäten, in eine ideale Höhe erhoben, in der er nicht wohnt, nicht zu wohnen vermöchte. Und weil das deutsche Volk in den Idealreichen der Philosophie und Religion, der Wissenschaft und Kunst lebte, ehe es zur politischen Thätigkeit gelangte, erklärt es sich, daß dieses „Volk der Denker“ der politischen Thätigkeit einen gleichen und gleichartigen Werth neben Religion, Wissenschaft, Kunst zuerkennen, ja, jene über diese stellen konnte. Keiner wandelt ungestraft unter Palmen! Wir haben nicht ungestraft früher über den Staat nachgedacht als im Staat gelebt. Heute da wir einen wirklichen Staat besitzen, dürfte es rathsam sein, an der Wirklichkeit die alten Ideen zu messen, und wenn es sich zeigt, daß diese Ideen nicht ohne Weiteres sich auf den wirklichen Staat anwenden lassen, so werden wir, ihnen ihr Recht im Bereiche der Speculation, der reinen Anschauung lassend, neue Ideen hinzufügen, welche minder hoch und lustig, dafür aber in ihrer Nützlichkeit um so praktischer sind. Und praktisch zu werden, praktisch in dem guten Sinn, der keineswegs die Verleugnung des Idealen bedeutet, ist uns um so nöthiger, je mehr uns aus unserer theoretischen Vergangenheit noch eine fatale Neigung zum Theoretisiren geblieben ist. Denn leider ach! haben wir zwar nur zu viel aufgegeben von dem echten Idealismus der früheren Zeit, von dem Idealismus, der

„— aus der Sinne Schranken  
In die Freiheit der Gedanken“

flüchtete, aber der unechte Idealismus, welcher Ideologien für Realitäten hält, treibt sein Unwesen auch noch im neuen deutschen Reiche deutscher Nation.

Es war keine kleine Eroberung im Reiche der Erkenntniß, als den Anschauungen, welche den Staat für ein Machtwort der menschlichen Willkür, der Gewalt und Berechnung hielten, die deutsche Anschauung entgegentrat und ihn für eine nothwendige Schöpfung der Menschennatur erklärte. Aus dem Privateigenthum eines Machthabers, aus einer bloßen Gesellschaft zur Befriedigung einzelner Bedürfnisse verwandelte er sich bei dem Lichte des deutschen Gedankens in die allgemeine Form des menschlichen Zusammenseins. Aus einer abstracten, mechanischen, temporären Veranstaltung, welche sich so oder so einrichten oder auch ganz aufheben ließ, wurde er das lebendige Erzeugniß eines concreten Landes und Volkes. So vertiefte sich der Begriff des Staates in's Unendliche. Nicht mehr die Gewalt erfand und erhielt ihn für ihre selbstsüchtigen, nicht mehr die Berechnung für ihre nützlichen Zwecke. Wie Sprache und Religion und Recht und Moral und Kunst nicht länger gewollte Erfindungen, zweckdienliche Werkzeuge, sondern spontane Gebilde nothwendig und unbewußt schaffender Triebe des Menschengeschlechtes waren, so war nun auch der Staat Ausdruck, Ergebniß und fortwährende Thätigkeit eines schöpferischen menschlichen Triebes, des staatsbildenden Triebes.

Wie viel aber auch mit diesen deutschen Speculationen im Sinne der reinen Erkenntniß gewonnen war, für die realen politischen Bedürfnisse des deutschen Volkes, für den realen deutschen Staat war sehr wenig damit gewonnen, wie sich am besten darin zeigte, daß allen Anschauungen von der inneren Nothwendigkeit des Staates zum Troß der deutsche Staat nicht oder nur sehr mangelhaft existirte. Und fürwahr, wenn er heute existirt, so ist er nicht vermöge jener Speculationen zur Existenz gelangt. Um so mehr aber vermag unsere heutige praktische Erfahrung uns zu belehren, wie wir zum Zwecke des praktischen Lebens, der realen Politik jene reinen Ideen aus ihrer ungemessenen Höhe herabzuholen und nach dem Maßstab der Wirklichkeit umzugestalten haben. Beim Lichte der Erfahrung dürfte sich ergeben, daß, was immer bezüglich des idealen Staates, des Staates im Allgemeinen, wahr sein mag, der reale, der concrete Staat nicht als eine nothwendige Schöpfung der menschlichen Natur, sondern als ein Werk der Gewalt und der Klugheit, der Umstände und des Glückes entsteht; daß, so wenig sich eine menschliche Gesellschaft außerhalb aller staatlichen Form denken läßt, doch jeder besondere Staat eine Einrichtung ist zur Befriedigung besonderer, bestimmter, veränderlicher Bedürfnisse; daß nur in der Idee der Staat als das lebendige Product eines Landes und Volkes gelten kann, daß praktisch jeder Staat mehr oder weniger von einem Mechanismus hat, dessen einzelne Bestandtheile keineswegs in einem nothwendigen Zusammenhang mit Land und Leuten stehen müssen; daß endlich, mag immer man in der staatsbildenden Thätigkeit ebenso wie in der religiösen, sittlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen eine spontane menschliche Fähigkeit wirksam sehen, es darum doch keineswegs gestattet ist, die am Staate und im Staate wirksamen Kräfte mit diesen anderen in eine Reihe zu stellen. Denn, um die Hauptsache mit einem Wort zu sagen, Religion und Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst sind wesentlich ideale Dinge, entsprechen den höheren menschlichen Fähigkeiten, während der Staat ein wesentlich praktisches Ding ist und einer wesentlich praktischen Fähigkeit des Menschen entspricht. Und den Staat als ein praktisches, nicht als ein ideales Ding anzusehen, ist aus einem doppelten Grunde nöthig: einmal um seiner selbst willen, weil wir nur dann praktische Politik treiben werden, und zweitens um jener höheren idealen Dinge willen, damit der Staat, das wesentlich praktische Ding, nicht die wesentlich idealen Dinge beeinträchtigt und verderbe.

Nicht als ob nicht auch Religion und Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst ihre praktische Seite hätten. Aber das Praktische ist nicht ihr Wesen, Nützlichkeit ist nicht ihr Kriterium. Hinwiederum kommt der Staat ganz gewiß den höheren menschlichen Thätigkeiten zu gute, aber sein eignes Wesen ist nicht idealer Natur: nicht auf das Vollkommene und Ewige, sondern auf das Zweckmäßige und Gegenwärtige ist er gerichtet. Das heißt nicht, daß der Staat nicht ebenso nothwendig sei als Religion und Moral, Wissenschaft und Kunst; er ist sogar noch nothwendiger, insofern es nichts Nothwendigeres gibt als das Praktische. Nicht nur ist der Staat wie jene höheren Dinge ein Element der menschlichen Cultur, er ist sogar die unentbehrlichste Bedingung und Voraussetzung derselben, aber er gehört nicht zu den höheren Culturelementen, gerade weil er den höheren zur Grundlage und zum Hebel dient. Der Staat ist das Ding, mittelst dessen

die Gesamtheit der Bewohner eines Landes, der Angehörigen eines Volkes ihre, der Gesamtheit als solcher, gemeinsamen praktischen Bedürfnisse befriedigt. Nur insoweit die Gesamtheit auch ideale Bedürfnisse als praktische Bedürfnisse empfindet, nur insoweit befriedigt der Staat auch ideale Bedürfnisse, aber nicht weil sie ideal, sondern weil sie praktisch sind. Das heißt, auch wo der Staat dem Idealen dient, thut er es nicht dem Idealen, sondern der Nützlichkeit zu lieb; — nur das, was unideal ist an dem Idealen, wird vom Staate geschützt und gefördert.

Die erste, die nächste aller Nützlichkeiten ist die reale Existenz. Wie für die Einzelnen, so für die Gesamtheit gibt es nichts Dringenderes zu thun, als zu existiren. So lange die Existenz nicht gesichert ist, ist das Ideal ein Luxus. Wenigstens für die normale Empfindung, für die Empfindung der Meisten. Mögen Einzelne den Luxus des Ideals als so schön empfinden, daß sie lieber nicht existiren als ihn entbehren mögen; als Einzelnen, die nur sich selbst gehören, muß ihnen das unbenommen sein, und auch den Mehreren frommt von Zeit zu Zeit ein Beispiel, welches zeigt, daß man etwas Besseres als das Leben dem Leben vorziehen könne. Es ist dafür gesorgt, daß der Beispiele nicht zu viele werden. Ein ganzes Volk empfindet nicht so, und wenn es so empfindet, so empfindet es thöricht: denn wohin käme es mit dem Ideal, wenn der reale Körper fehlte, worin es wohnte? Wenn ein ganzes Volk nur der Religion, nur der Sittlichkeit, nur der Kunst leben wollte, und an der Vernachlässigung der realen Existenzbedingungen zu Grunde ginge, was würde aus seiner Religion, seiner Sittlichkeit, seiner Kunst? Deutschland hat die allzu ausschließliche Pflege des Ideals — des religiösen zumal — theuer bezahlt, und es ist durchaus in der Ordnung, daß es heute vor Allem zu voller und sicherer realer Existenz gelangen will, daß es heute mehr politisch und wirtschaftlich als im Reiche des Ideals arbeitet, daß es auf seinen werdenden Staat stolz ist und um so rühriger und unablässiger an ihm weiterbaut, je mehr er noch ein werdender, nicht ein bereits vollendeter Bau ist.

Aber so nützlich, so nöthig, so dringend diese unsere Arbeit am deutschen Staate ist, hüten wir uns davor, in der Lust an dieser Arbeit ihr einen anderen Werth beizulegen, als den sie hat. Es ist reale, es ist praktische Arbeit, es ist Arbeit für das Nöthigste, das Unentbehrlichste, für die Existenz. Aber das Unentbehrlichste ist nicht auch das Werthvollste; im Gegentheil, was am wenigsten zu entbehren ist, hat auch den wenigsten Werth. Für den deutschen Staat thätig sein heißt nicht für das Ideal thätig sein. Der deutsche Staat fällt nicht mit den idealen Gütern des deutschen Volkes zusammen und vollends nicht mit den idealen Gütern der Menschheit.

Völker so gut wie die Einzelnen können propter vitam vivendi perdere causas, können in der Sorge und Mühe für die bloße Existenz der höheren Gründe der Existenz verlustig gehen. Wenn Deutschland an die Stelle der ehemaligen ausschließlichen Pflege des Ideals eine ebenso ausschließliche Pflege der Praxis setzte, wenn, was der deutsche Staat gewänne, die deutsche Cultur verlöre — man müßte am Ende doch sagen, Deutschland habe mehr verloren als gewonnen. Nun wird zwar Niemand unter uns einräumen, daß er der staat-

lichen Existenz, der politischen Arbeit die deutsche Cultur opfern wolle. Solche Ungeheuerlichkeiten räumt man eben nicht ein, auch sich selbst nicht. Höchstens wird gesagt, Deutschland habe Versäumtes nachzuholen, habe seine frühere idealistische Einseitigkeit durch einseitigen Realismus gut zu machen; die Weltgeschichte bewege sich nun einmal in Gegensätzen, in Action und Reaction. Darauf ist vor Allem zu erwidern, daß sogenannte historische Gesetze mit Bewußtsein zu Maximen des Verhaltens eines Volkes machen zu wollen, ein Unterfangen ist ähnlicher Art, wie wenn der Einzelne sein Leben einrichten wollte nach Maßgabe der Lehren, welche sich aus den Veröffentlichungen des statistischen Bureaus ergeben oder zu ergeben scheinen. Was die Weltgeschichte mit uns heute vorhat, das werden nach hundert und hundert Jahren unsere Enkel und Enkelenskel einsehen. Und übrigens — weil die Welt der Thatfachen sich im Zickzack voranbewegt, muß auch die Welt der Ideen diese Rück- und Sprungbewegung mitmachen, bewußt und absichtlich mitmachen? Weil Einseitigkeit in einem gewissen Maße unabweisliches Gebot für das handelnde Leben ist, müssen wir auch einseitig denken, einseitig denken wollen? Müssen die Irrthümer und Uebertreibungen des Handelns von den entsprechenden Irrthümern und Uebertreibungen des Denkens begleitet werden? Welch' ein armseliges Ding wäre dann das Denken! nicht einmal dazu gut, die Ausschreitungen des Handelns zu gewahren! Oder wären wir bereits so sehr Politiker geworden, daß wir auch unsere Gedanken nach Rücksichten der Zweckmäßigkeit dächten und heute zu uns selber sagten: da wir Deutschen heute nicht idealen, sondern realen Dingen obzuliegen haben, so ist es zweckmäßig, die realen für ideale Dinge zu halten! Absichtlich oder unabsichtlich — diese Verwechselung begeht, zu dieser Verwechselung verleitet, wer dem deutschen Volke empfiehlt, den deutschen Staat als das höchste seiner Ideale, die Begeisterung für den Staat als die edelste Begeisterung, die politische Sittlichkeit als die edelste oder gar einzige Sittlichkeit zu betrachten. Wahrlich, wenn etwas Einem Besorgnisse einzulösen vermag für diese deutsche Sittlichkeit, von der sie, ach! uneingedenk des Wortes von Schiller<sup>1)</sup>, soviel Schwagens machen, so ist es diese Verwirrung und Verwilderung des Denkens und Fühlens.

Politische Sittlichkeit! Etwa die Sittlichkeit des Staatsmannes, der, um die Interessen des Staates zu wahren, es nicht verschmäht, nicht verschmähen darf, zu lügen und zu trügen, Spione zu brauchen, feile Schriftsteller zu besolden, unversöhnlich zu kämpfen, unbarmherzig zu verfolgen, nicht nur die Schuldigen, auch Unschuldige zu zermalmen! Nicht als ob man mit sentimentalen Schwachköpfen oder heuchlerischen Rhetoren solches staatsmännisches Handeln verdammen sollte. Die Sittlichkeit des Staatsmannes in seiner Eigenschaft als Staatsmann besteht darin, daß er sich selbst durchaus und völlig dem Interesse des Staates widmet, unterordnet, opfert, — sogar jenen besten Theil seines Selbst opfert, der in den eigenen sittlichen Empfindungen und Trieben besteht. Weil und insofern er Staatsmann ist, darf er sittlich sein, nur soweit es das Interesse des Staates erlaubt. Die staatsmännische Sittlichkeit ist also eine eigenartige

<sup>1)</sup> „Wie? Du haffest die Tugend?“ — Ich wollte, wir übten sie alle,  
Und so spräche, will's Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

Sittlichkeit, welche sehr oft mit der allgemeinen Sittlichkeit, dem für Alle geltenden kategorischen Imperativ, im Widerspruch steht und insofern unsittlich ist. Aber in der praktischen Welt ist Alles relativ, auch das Absoluteste, auch die Sittlichkeit. Als Ideal steht die Sittlichkeit hoch über der realen Existenz einer Nation, aber praktisch ist diese Existenz das dringendere Bedürfnis. Und soweit es zur Existenz erforderlich ist, darf und muß eine Nation und für die Nation der Staatsmann die allgemeine Sittlichkeit verletzen, allerdings auch nur soweit es zur Existenz erforderlich ist. Ueber dem nächsten, dem dringenderen Bedürfnis gibt es entfernte, aber höhere Bedürfnisse, die nimmermehr ungestraft außer Acht gelassen werden. Wenn eine Nation, wenn ein Staatsmann aus politischen Gründen unsittlich handelt, so kann dies zwar aus Gründen der Nützlichkeit nöthig und darum gerechtfertigt sein, aber etwas Besseres als Nützlichkeit wird dadurch geschädigt, und dieses Bessere ist auch wieder eine höhere, die allerhöchste Nützlichkeit. Wenn ein Staat es zu einer reichen, mächtigen Entfaltung seiner materiellen Kräfte bringt, dafür aber die idealen Kräfte der Nation beeinträchtigt, so wird seine Existenz der edleren Zwecke und Ziele entbehren, und schließlich wird auch seine materielle Macht, die nicht getragen und beseelt ist von höheren geistigen Kräften, verkümmern und absterben. Wenn also das nächste Staatsinteresse, das der Existenz, häufig ein Handeln gebietet, welches dem sittlichen Ideal widerstreitet, so erfordert ein minder nahes, aber höheres Interesse, daß eine derartige Verletzung der Sittlichkeit nicht über das schlechterdings durch praktische Nothwendigkeit gebotene Maß hinausgehe. Allgemeine Regeln, in welchen Fällen die politische Nothwendigkeit, in welchen die Sittlichkeit das größere Recht für sich habe, lassen sich nicht aufstellen. Der wahrhaft groÙe Staatsmann fühlt es mit richtigem Tacte heraus. Friedrich II. war ein groÙer Staatsmann und Ludwig XIV. war es nicht, weil der Hohenzoller zum Unterschied von dem Bourbonen seine nahen, seine politischen Ziele zu erreichen verstand, ohne die höheren Interessen der Nation zu schädigen; — weil er sich des Gegensatzes bewußt blieb zwischen Dem, was nützlich ist, und Dem, was gut ist, und dem Nützlichen nicht mehr des Guten opferte, als unbedingt von nöthen war.

Das Bedenklichste an der politischen Moral, an der Moral des Nutzens, besteht darin, daß sie die sittlichen Ideen auch Derer, welche keine Staatsmänner sind, beirrt und verwirrt, auch diese Anderen auf den Gedanken bringt, das Nützliche sei das Gute. Wenn der Staatsmann unmoralisch handelt im Interesse des Staates, so thut er's wenigstens im Interesse des Staates. Der Parteimann thut's im Interesse der Partei, und die Parteimoral steht so tief unter der Staatsmoral, als die Partei unter dem Staate steht. Und doch, ihre praktische Berechtigung hat auch die Parteimoral — jener Codex von Maximen, welche gebieten, mit der Partei durch dick und dünn zu gehen, für gut zu halten, was die Partei für gut hält, die Wahrheiten zu vertuschen, welche der Partei Nachtheil, die Handlungen zu beschönigen, welche der Partei Unehre bringen könnten, den Parteigenossen für einen hellen Ehrenmann, den Parteigegner für einen schwarzen Missethäter auszugeben. Diese Parteimoral ist natürlich, nützlich und nothwendig, insoweit Parteien natürlich, nützlich und nothwendig sind.

Diese Parteimoral macht brauchbare Bürger; — gewissenhafte und aufrichtige, oder gar feinsühlige, großmüthige Menschen macht sie wahrlich nicht.

Wenn man mit den Wörtern überhaupt einen bestimmten Sinn verbindet, so bedeutet das Wort „politische Sittlichkeit“ nichts Anderes, als die Sittlichkeit der Politiker, der Staatsmänner, der Parteien, das heißt eine Sittlichkeit, welche etwas ganz anderes ist als Sittlichkeit. Es stünde schlimm um den Staat, wenn er der Sittlichkeit des Volkes nicht anders diene, als durch Erzeugung der sogenannten politischen Moral. Glücklicherweise gehört ein gewisses Maß wirklicher, nicht sogenannter Sittlichkeit zu den praktischen Bedürfnissen des Staates. Der Staat kann nicht bestehen, ohne daß seine Angehörigen bestimmte Pflichten erfüllen, welche zugleich sittliche Pflichten sind, ohne daß sie bestimmte Gefinnungen hegen, welche zugleich sittliche Gefinnungen sind. Indem der Staat die Erfüllung dieser Pflichten verlangt, indem er diese Gefinnungen verbreitet, wirkt er sittlich. Aber — er wirkt sittlich, nicht um der Sittlichkeit, sondern um der Nützlichkeit willen, und die Pflichten, die er nicht sowol schafft als auferlegt, die Gefinnungen, die er nicht sowol erzeugt als verbreitet, sind weit entfernt, die ganze Sphäre der Sittlichkeit zu umfassen; sie umfassen nur deren kleinsten Theil. Angenommen, der Staat erzeugte die Vaterlandsliebe — was er nicht thut; er wäre übel daran, wenn er die Liebe zur Heimath, zu den Volksgenossen nicht bereits vorfände —; so kann die Vaterlandsliebe doch keineswegs jede andere Art von Begeisterung, von opferwilliger Hingabe der Person für ein Höheres als die Person ersetzen. Man denke nur, wie verhältnißmäßig selten die Vaterlandsliebe größere Theile eines Volkes zu selbstverleugnendem Handeln, zu edlen Thaten treibt, wie sie nur in einzelnen Momenten des Lebens einer Nation zum hellauflodernden, alle Herzen durchglühenden Feuer wird, in um so selteneren Momenten, je mächtiger, je sicherer der Staat ist. Es ist ein Großes um die Bewegung der Gemüther, welche gewaltiger, allgemeiner als jede andere zugleich die Höchsten und Klügsten, und die Einfältigsten und Niedrigsten ergreift, bis auf den Hirten, den Bauer, den Tagelöhner, die sonst in der Sorge um das tägliche Brod ausgehen, und sie alle fortreißt, daß alle ihre reichen und ihre armen Leben dahingeben für das Land, das Einigen so freigebig, den Meisten so kärglich spendet, — aber wie alles Große selten ist, so braust auch nur selten der Sturm des Patriotismus durch die heimathlichen Gaue. Er ist kein Alltagswetter; sein Odem streut die blutigen Saaten der Schlachtfelder aus, aber die Ernte jedes Jahres gedeiht ohne ihn, muß ohne ihn gedeihen. Aus Begeisterung für das Vaterland gibt der Krieger das Leben hin; aber nicht aus Begeisterung zahlt der Bürger seine Steuern. Die Vaterlandsliebe, die edelste der vom Staate gehegten und gepflegten sittlichen Empfindungen, kann darum nicht das sittliche Empfinden überhaupt vertreten. Und das können auch nicht die anderen Tugenden, deren Verein sich etwa als staatliche Sittlichkeit bezeichnen ließe: die Achtung vor dem Gesetz, die militärische Treue, der Amtseifer, der Gemeinfinn. Es gibt noch etwas Besseres als diese vom Staat geforderte und geförderte Sittlichkeit. Wer den Staat „die hohe Schule der Pflicht“ nennt, meint entweder oder verleitet Andere zu meinen, es gebe keine anderen Pflichten, als die, welche der Staat ehrt und lehrt und vorschreibt, oder, wer diese

Pflichten erfülle, müsse darum auch die anderen erfüllen. In der That gibt es andere Pflichten als die, welche der Staat vorschreibt; denn sonst wäre Sittlichkeit und Gefeglichkeit eines und dasselbe; und es gibt andere Pflichten als die, welche der Staat ehrt und lehrt, denn der Staat kümmert sich nur um diejenigen, deren Erfüllung von der Gesamtheit als ein Bedürfnis empfunden wird. Von den Pflichten, deren Erfüllung der Einzelne als ein Bedürfnis oder gar als etwas Besseres denn als ein bloßes Bedürfnis empfindet, weiß der Staat nichts. Und doch besteht die höhere Sittlichkeit gerade in der Erfüllung solcher Pflichten, an denen die Gesamtheit als solche kein oder ein zu geringes Interesse nimmt, um ihre Erfüllung zu verlangen. Die Gesamtheit verlangt die Erfüllung gewisser Pflichten gegen die Gesamtheit und die Erfüllung einiger Pflichten gegen die Einzelnen. Demgemäß bestraft der Staat nur einige wenige unsittliche Handlungen, die an Einzelnen verübt werden, als Verbrechen und Vergehen; er bestraft nur die größten und augenfälligsten, genauer gesagt, die gemeinschädlichsten, nicht die unsittlichsten; und die Gemeinschädlichkeit, nicht die Unsittlichkeit ist das Motiv seines Strafens. Daher kommt es, daß, auch wenn der Staat eine Zollbetrugung mit zehnmal schwererer Strafe belegte als den Betrug, der an einem Einzelnen verübt wird, die Zollbetrugung doch nicht zu einer größeren Unsittlichkeit würde; im Gegentheil, die geringere Mißachtung, welche den Zollbetruganten im Gegensatz zum Betrüger trifft, beweist, daß es nicht das staatliche Gebot ist, welches die Sittlichkeit, nicht das staatliche Verbot, welches die Unsittlichkeit einer Handlung ausmacht.

Es ist nicht eben schwer, die tieferen Gründe zu sehen des Unterschiedes — eines Unterschiedes der Quantität und der Qualität — zwischen der Sittlichkeit, welche der Staat theils verlangt, theils wenigstens verbreitet, und der Sittlichkeit, welche er weder verlangen noch verbreiten kann. Der Staat dient den realen Bedürfnissen der Gesamtheit; die realen Bedürfnisse der Gesamtheit fallen aber nicht mit den realen Bedürfnissen des Einzelnen, und noch viel weniger mit idealen Bedürfnissen zusammen. Weil der Staat nützliche Zwecke verfolgt, nicht aber Ziele, die über bloße Nützlichkeit erhaben sind, so genügt es ihm, daß der Zweck erreicht werde, ohne daß er fragt, wie er erreicht wird. Daher ist die vom Staate bezweckte Sittlichkeit eine äußerliche Sittlichkeit der That, ist keine innere der Gesinnung; sie bleibt in der niederen Sphäre des Willens, steigt nicht empor in die höhere Sphäre des Denkens und Fühlens. Vorausgesetzt, daß der Bürger handelt, wie er zum Nutzen des Staates handeln soll, kommt es dem Staate nicht darauf an, aus welcher Gesinnung heraus er es thue. Wenn der Staat auch die Gesinnungen, gewisse Gesinnungen pflegt, so thut er dies nicht um ihrer inneren Vortrefflichkeit, sondern um ihrer äußeren Nützlichkeit — Gemeinnützigkeit — willen. Auf die Leistung kommt es ihm an, nicht auf die Beweggründe, auf den Erfolg, nicht auf die Absicht, auf äußere Ordnung, nicht auf innere Freiheit. Daher auch Die, welche so viel große Worte machen von dem sittlichen Verufe des Staates, immerfort von sittlicher Zucht reden. Das Wort drückt das Wesen der Sache aus, die eben in Zühhung, Züchtung, Züchtigung besteht, in äußerer Macht, welche das Nöthige erzwingt, besten Falles in Erziehung, welche Gewohnheiten hervorbringt, nicht



in innerer Befreiung der Gemüthher, deren Wirkung ist, daß sie freiwillig das Nothwendige ergreifen. Nöthig ist aber sehr viel weniger, als was nothwendig ist, — nöthig zum Leben sehr viel weniger, als was nothwendig ist, um gut und schön zu leben. Die Gesamtheit, welche vor Allem leben will, welche vom eisernen Geseze der Noth beherrscht wird, braucht sehr viel weniger Sittlichkeit, als der Einzelne, der ein besseres, ein schönes Leben leben, der dem Geseze der Freiheit gehorchen will. Nur die gemeinsten Bedürfnisse in jedem Sinne, auch dem sittlichen, sind Allen gemeinsam, und nur die gemeinsamen Bedürfnisse befriedigt der Staat, kann, darf er befriedigen. Das ist so wahr, daß man sagen muß: der Staat kann überhaupt nur ein gewisses Maß von Sittlichkeit brauchen, und in der That bekämpft und verfolgt er nicht nur grob unsittliche, sondern oft auch allzu sittliche Handlungen, Handlungen, welche wider das Interesse der allgemeinen Nützlichkeit verstoßen.

Der Staat ist nicht die Sittlichkeit — das ist der kurze Sinn unserer langen Rede, in der wir, sehr wider unsere Neigung, das Wort Sittlichkeit so gar viel haben brauchen müssen. Ebenso gut hätten wir sagen können: der Staat ist nicht die Religion, der Staat ist nicht die Kunst, der Staat ist nicht die Wissenschaft u. s. w. Aber wir haben unsere Ansicht gerade an der Sittlichkeit exemplificirt, weil von den fatalen Verwechselungen, welche den Staat an die Stelle ganz anderer und besserer Dinge setzen, keine häufiger ist, als eben die Verwechselung von Staat und Sittlichkeit, und auch weil heute keine größeren praktischen Schaden anzurichten droht. Wird doch dem Staate als Schöpfer und Inhaber der Sittlichkeit bereits das Recht vindicirt und die Fähigkeit zugetraut, die gesammten Empfindungen der Billigkeit und Nächstenliebe zu reglementiren.

Alle diese Verwechselungen aber — wir kommen auf unsere oben ausgesprochene Behauptung zurück — alle beruhen auf der Verwirrung der beiden Begriffe Staat und Volk.

Man darf in einem gewissen Sinne von einem Volke als einem Organismus sprechen, als einer idealen Persönlichkeit, welche leibt und lebt, schafft und verzehrt, denkt und empfindet. Indessen, wenn man so spricht, thut man gut, sich zu erinnern, daß man ein Bild braucht, daß eine ideale Persönlichkeit keine physische Person, daß eine Volksindividualität kein Individuum ist. In Wahrheit leibt und lebt nur der Einzelne, schafft und verzehrt nur der Einzelne, denkt und empfindet nur der Einzelne. Wenn man das gleiche oder ähnliche Leben, Schaffen, Empfinden, Denken vieler Einzelner als das Leben, Schaffen, Empfinden, Denken der von diesen Einzelnen gebildeten Gesamtheit bezeichnet, so ist das erlaubt, vorausgesetzt, daß man sich bewußt bleibe des Unterschiedes der Einzelnen von der Gesamtheit. Leider ist in unserm demokratischen Jahrhundert dieser Unterschied sehr Vielen verloren gegangen, Vielen, die, was sie als Einzelne nicht bedeuten, als Theile einer Gesamtheit bedeuten möchten. Auch die moderne Wissenschaft, zumal die deutsche Wissenschaft hat dazu beigetragen, daß der Gesamtheit Ehren zuerkannt wurden, die nur dem Einzelnen gebühren. Weil wir den Dichter eines in alter Zeit geschaffenen Gedichtes nicht kennen, weil das Gedicht möglicher

Weise aus mehreren, von verschiedenen Verfassern herrührenden Theilen besteht, weil je naiver das Zeitalter, desto weniger das individuelle Bewußtsein geweckt ist und das individuelle Werk desto naiver und unmittelbarer die Anschauungen, die Zustände eines ganzen Volkes spiegelt, hat man der richtigen Einsicht in das unbewußte Schaffen des Genies, des naiven Genies, einen falschen Ausdruck gegeben und gesagt, das Genie des Volkes — das Volk habe das Werk geschaffen, das Gedicht gedichtet. Goethe und Schiller, die doch Etwas vom Dichten verstanden, glaubten nicht, daß Iliade und Odyssee Werke einer Menge von Dichtern seien. Aber wie viele Deutsche gibt es nicht, die, wenn sie in ihrer Literaturgeschichte lesen, der Faust sei die edelste dichterische Schöpfung des deutschen Geistes, sich behaglich in der Empfindung wiegen, am Faust mitgedichtet zu haben. Geschichtswissenschaft und Naturwissenschaft trugen und tragen in gleicher Weise bei, eine Auffassung zu verbreiten, die, weil sie dem Volke gibt, was ihm nicht gehört, höchst populär ist. Es liegt in der Natur aller Wissenschaft, daß die Wissenschaft das Allgemeine, nicht das Individuelle sucht und findet; denn sie sucht das Gesetz, das mehreren Erscheinungen zu Grunde liegt, sie sucht die Ursachen der Wirkungen, und sieht als Ursachen eher allgemeine und darum zugängliche und erkennbare Vorgänge an, als individuelle, die, weil sie individuell sind, sich der Beobachtung mehr entziehen. Gerade die Vertiefung der modernen wissenschaftlichen Anschauung hat uns auch wieder oberflächlicher gemacht. Weil wir die Religion nicht länger als das berechnete Werk herrschsüchtiger Priester betrachten, weil wir darin die Manifestation des religiösen Triebes der Menschheit erkennen, haben wir diesen religiösen Trieb schlechtweg zum Schöpfer der Religion gemacht, ohne zu fragen, ob der Allen gemeinsame religiöse Trieb sich nicht in dem Genius eines Individuums verdichten, erhöhen, mit einer ganz neuen, außerordentlichen, in ihrer Art und Stärke geheimnißvollen Kraft multipliciren mußte, um eine Religion zu schaffen. Es ist eben nichts schwieriger verständlich als das Individuum, just weil es sich von den Andern unterscheidet, am schwierigsten das geniale Individuum, weil es sich am meisten unterscheidet. Da macht man sich es denn bequem, setzt die Gesamtheit an die Stelle des Individuums, und spricht von einem Volke, als wäre es ein Individuum, während es in der That doch nur eine durch diejenigen Eigenschaften, welche den es zusammensetzenden Individuen gemeinsam sind, individuell geartete Gesamtheit bildet. Und gemeinsam sind selbstverständlich nur die wenigsten individuellen Eigenschaften, am wenigsten gemeinsam ist die allerindividuellste Eigenschaft, das Genie.

Wenn es also schon gewagt ist, ein Volk als eine Persönlichkeit, eine Individualität zu bezeichnen — gewagt, insofern man ein Bild braucht, das leicht mißverstanden werden kann und wirklich sehr oft mißverstanden wird —, so wird auf diesen möglichen Irrthum noch der gewisse Irrthum obendrauf gesetzt, wenn man mit einem Volke den Staat dieses Volkes als Eines und dasselbe verwechselt und Alles, was der Individualität des Volkes, ja einzelnen Individuen des Volkes zukommt, auf den Staat anwendet. Da wird nun auch der Staat, der doch nur die Organisation einiger Elemente des Landes und Volkes ist, zum Organismus, zum lebendigen Geschöpf mit allen Functionen

des Lebens und mit den Ansprüchen, die nur einem Lebendigen Geschöpfe zukommen. Und gilt erst einmal der Staat als ein lebendiges Geschöpf, so läßt sich ohne Mühe folgern, daß er als das gewaltige, alle Einzelgeschöpfe in sich begreifende Geschöpf etwas Besseres und Tüchtigeres und Heiligeres sei als alle die Einzelnen. Das kommt davon, wenn man mit Metaphern operirt. Als unsere deutsche Wissenschaft, in der Reaction gegen den Rationalismus, der nur Mechanik in der Welt sah, zuerst auf die Idee des Volkes, dann auf die des Staates das Wort Organismus anwendete, da gebrauchte sie ein Bild, weil die Sprache, um neue Gedanken auszudrücken, eben kein anderes Mittel hat als zu alten Bildern zu greifen. Aber neue Gedanken pflegen ihren ganzen Werth und Wahrheit nur zu behalten in den Köpfen, welche sie ausgedacht haben; denn nur in diesen Köpfen sind sie voll lebendig. In den Köpfen, welche die Gedanken Anderer in sich aufnehmen, sind dieselben nicht mehr lebendig, sind sie weniger werthvoll und wahr, — eine Thatsache, welche allerdings mit den vulgären Anschauungen von dem „Gefühle des Fortschrittes“ nicht völlig in Einklang zu bringen ist. Die receptiven Geister — das lehrt eine stetige Erfahrung — pflegen die von den productiven Geistern zur Verdeutlichung ihrer neuen Gedanken gebrauchten Bilder wörtlich zu nehmen und dadurch die Gedanken zu fälschen, zu übertreiben, zu materialisiren. So ist es gekommen, daß aus dem für das Volk dann für den Staat gebrauchten Bilde eines Organismus ein leibhaftiges Geschöpf geworden ist, und daß man diesem angeblichen Geschöpf einen Cultus weihet, der sich wie Götzendienst ausnimmt. Götzendienst ist eben nichts anderes als die grobsinnliche Verwechslung einer Idee mit ihrem bildlichen Ausdruck: an die Stelle der Idee tritt das Idol.

Selbst wenn sich ein Staatswesen denken ließe, in welchem der Staat alles Leben und Denken und Besitzen und Arbeiten seiner Bürger für sich in Beschlag nähme, selbst da hätte es ebenso viel Sinn zu sagen, der Staat sei für die Einzelnen da, als zu sagen, die Einzelnen seien für den Staat da. Denn da kein Staat ohne die Einzelnen existiren kann, so wären die Einzelnen ebenso gut zugleich Mittel und Zweck des Staates wie der Staat zugleich Mittel und Zweck der Einzelnen. Aber in der That kann der Staat nie, auch nicht im allercommunistischsten Scarien, sich an die Stelle der Einzelnen setzen, kann es nicht aus dem einfachen Grunde, weil er ein Ding ganz anderer Art ist, ein Ding von unendlich geringerer Wesenheit und Vollkommenheit. Die das nicht glauben, sollten sich einmal die Fragen Schyloß's in folgender Variation vorlegen: „Hat der Staat Hände, Gliedmaßen, Werkzeuge, Sinne, Neigungen, Leidenschaften? ist er mit derselben Speise genährt, mit denselben Waffen verkleidet, denselben Krankheiten unterworfen, mit denselben Mitteln geheilt, gewärmt und gekühlt von ebendem Winter und Sommer wie ein Einzelner?“ Der Staat hat keinen Mund und kann darum nicht sprechen, er hat keinen Kopf und kann darum so wenig denken als irren, er hat kein Gewissen und kann ebensowenig gut handeln als schlecht, er hat keine Phantasie und kann darum weder malen noch dichten u. s. w. Ist es wirklich nöthig, derartige Dinge zu sagen? Und doch, wie sollte man sie nicht sagen und wiederholen, wenn man im Munde von Lehrern der Staatswissenschaft Aeußerungen hört wie die, daß der Staat

das Eigenthum geschaffen habe? Als ob der Staat es wäre, der Muskeln, Nerven und Gehirn anstrenge, um die Natur in den Dienst und Gebrauch des Menschen zu nehmen? Alles Arbeiten, alles Produciren ist Arbeiten, ist Produciren der Einzelnen, weil alles Wünschen und Wollen, Handeln und Denken und Fühlen und Erfinden in den Einzelnen vorgeht. Selbst die staatliche, die politische Arbeit ist Arbeit Einzelner, und wollten die Götter, sie wäre immer die Arbeit derjenigen Einzelnen, welche durch ihre individuellen Eigenschaften dazu am meisten befähigt sind!

Aber das eben ist die Signatur eines demokratischen Zeitalters, eines Zeitalters, in welchem ein Jeder nicht nur einem Jeden gleich an Recht, sondern auch gleich an Werth sein will, in welchem Jeder Jedem kennt und Jedem kann. Wer so wenig Individualität hat, daß er sich jedem Andern gleich fühlt, den kostet's keine Uebertwindung, auf seine Individualität zu Gunsten der Gesamtheit zu verzichten, und da ist es denn nun die Gesamtheit, der Staat, welcher allen Einzelnen gleich ist, welcher dasselbe Recht hat wie alle Einzelnen, welcher alles kennt und alles kann, besser kennt und besser kann als irgend ein Einzelner. Schließlich da der Staat, der sogenannte „Organismus“, ja doch Organe braucht, um zu denken, zu fühlen, zu arbeiten, zu schaffen, sind es diese Organe, nämlich die Beamten und Versammlungen, welchen alles Denken und Fühlen und Handeln zufällt. Und damit sie ihre Sache hübsch ordentlich machen, werden sie für verantwortlich erklärt.

Wir sind scheinbar ziemlich weit abgekommen vom Generalpostamt und seinem Fernsprecher, und doch glauben wir bei unserm Thema geblieben zu sein, bei unserm Thema, das nichts Anderes ist als ein Protest gegen die Ueberspannung der Idee des Staates, gegen die Uebertreibung der Praxis des Staates.

Die sich für so tiefsinnig haltende und dabei so flache Anschauung, welche den Staat als den Inbegriff und höchsten Ausdruck und obersten Schöpfer der nationalen Kultur betrachtet, eine Anschauung, die auf den englischen Utilitarismus und den französischen Radicalismus mit solcher Vornehmheit heruntersieht und die diesen platten Doctrinen so sehr viel näher steht, als sie ahnt, — diese Vergötterung des Staates und seiner Ordnung, des öffentlichen Lebens, der politischen Thätigkeit erklärt sich freilich als eine Reaction gegen die Geringschätzung dieser durchaus nothwendigen Dinge, durch welche wir Deutsche einstens sündigten. Unser ehemaliger Hyperidealismus hat sich in einen Hyperrealismus verwandelt, und diese Metamorphose war eine durchaus natürliche. Damit die Metamorphose auch eine durchaus gesunde und heilsame sei, wäre es nöthig gewesen, daß sie sich begnüge mit einfachem Realismus. Das Hyper ist zuviel. Das Schlimmste aber ist, daß unser Realismus, unser übermäßiger Realismus sich nicht bescheidet, Realismus zu sein, daß er auch Idealismus, der einzig berechtigte Idealismus sein will, der Idealismus, der jeden anderen Idealismus überflüssig macht.

Wenn es nothwendig wäre, daß unser heutiges Arbeiten an dem deutschen Staat, um mit dem nöthigen Eifer und Nachdruck betrieben zu werden, jede andere Thätigkeit ausschloße, man müßte sich darein, wenn auch nicht ohne Schmerz ergeben. Goethe klagte zu seiner Zeit:

Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmal  
Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.

Wenn es nothwendig wäre, daß heute das Deutschthum die ruhige Bildung zurückbränge, man fände vielleicht nicht den Muth, dagegen Einspruch zu erheben. Aber diese Nothwendigkeit bezweifelt, wer da abwägt, was Deutschland gewann und was es verlor, nicht sowol durch das Lutherthum an sich, als durch die einseitige Ueberschätzung und Uebertreibung der religiösen Idee. Unsere Vergangenheit warne uns vor der einseitigen Ueberschätzung und Uebertreibung der nationalen und staatlichen Idee. Kostete uns jener erste Irrthum, der in der ausschließlichen Pflege und Werthschätzung einer innerlichen Potenz bestand, die nationale Einheit und politische Kraft, so würde die ausschließliche Pflege und Werthschätzung der äußeren, der politischen und staatlichen, Mächte unsere innerliche Gesundheit kosten. Schon erschallt von allen Seiten die Klage über den zunehmenden Materialismus unseres Volkes, zumal der jüngeren Generation. Und doch hat diese jüngere Generation die großen Kämpfe für die Herstellung des nationalen Staates theils gekämpft, theils wenigstens angeschaut. Wenn die politische und kriegerische Arbeit im Dienste des Staates so geeignet wäre, Idealismus zu erzeugen, wie Viele behaupten und darunter zumal Solche, welche der wachsende Materialismus am meisten erschreckt, wie erklärte es sich, daß neben und nach unseren glorreichen kriegerischen und politischen Leistungen ein solcher Niedergang des höheren Denkens und Empfindens wahrgenommen wird. Das Räthsel ist unlösbar für Den, der da glaubt an die tönenden Phrasen von der ewigen Hoheit des Staates, von der ethischen Erziehung durch den Staat, und wie die ebenso gespreizten als inhaltlosen Worthschaften alle lauten. Aber das Räthsel ist kein Räthsel für Jeden, welcher dafür hält, daß die staatliche Zucht, Ordnung, Fürsorge zwar im Stande ist, ein gewisses Maß der menschlichen Selbstsucht in Schranken zu halten, ein gewisses Maß von Kenntnissen zu verbreiten, ein gewisses Maß von Hingebung für allgemeine Zwecke zu erzeugen, daß aber diese disciplinirende, erziehende und belehrende Thätigkeit des Staates immer doch nur den kleinsten, elementarsten, äußerlichsten Theil der Fertigkeiten, Ideen und Empfindungen einer Nation schaffen und pflegen kann, daß der Staat aber völlig außer Stande ist, die edleren Vermögen des Geistes, die edleren Regungen des Herzens, die edleren Triebe des Willens, ja auch nur die feineren Geschicklichkeiten der Hände zu wecken und zur Entfaltung zu bringen. Dazu reicht ein so plummes Ding, wie auch der höchstentwickelte Staat ist, nicht aus. Kein Minister und kein Parlament, kein Ausschuß und kein „Selbstverwaltungsorgan“ schafft sittliche Empfindungen, wahre Gedanken, echte Kunstwerke. Nicht einmal zur Anerkennung und Verbreitung solcher idealer Dinge ist der Staat, sind Beamte und Volksvertreter geeignet, weil sie eben an ganz andere, viel gewöhnlichere Bedürfnisse zu denken haben, eben an Bedürfnisse, nicht an das über allem Bedürfnis Stehende. Der Gedankenkreis, das Arbeitsfeld des Staates ist das Mögliche und Mögliche, nicht das Gute und Schöne. Ja, die realen Bedingungen des staatlichen Lebens und die aller Schranken spottenden idealen Dinge stehen sogar in einem wesentlichen und nothwendigen Gegensatz. Denn der Staat kann und

darf nicht hinausragen über das geistige und sittliche Durchschnittsmaß der Gesamtheit, welche ihn bewohnt, und es liegt im Begriffe des Wortes, daß dieses Durchschnittsmaß weit zurückbleibt hinter dem geistigen und sittlichen Werth und Vermögen der besten seiner Bewohner. Gewiß hat die Schule den Beruf, das geistige und sittliche Durchschnittsmaß der Gesamtheit zu heben, aber die Schule ist nicht der Staat, und wehe ihr, wenn sie in allzunähe Verbindung mit ihm, in allzugroße Abhängigkeit von ihm geräth. Wenn die öffentliche deutsche Schule, die niedere und die hohe, mehr für die geistige Befreiung und Aufklärung des deutschen Volkes gethan hat, als irgend ein anderes öffentliches Schulwesen für irgend ein anderes Volk jemals that, so vergesse man nicht, daß dies in Zeiten geschah, als der deutsche Staat schwach, das politische Leben unbedeutend war. Je stärker der Staat, je energischer das politische Leben wird, desto mehr wird eine in näher Verbindung zum Staat stehende Schule praktischen, politischen Zwecken statt der tendenzlosen Wahrheit dienen. Und übrigens auch die Schule kann überschätzt werden, ja, sie wird heute in Deutschland auf's Bedenklichste überschätzt.

Das Beste, was Du wissen kannst,  
Darfst Du den Buben doch nicht sagen.

Die Schule schafft so wenig die Wissenschaft, als der Staat die Sittlichkeit schafft. Doch dieses Thema erheischte, um auch nur einigermaßen würdig behandelt zu werden, allein ein Buch, und wir wollen das Gewissen des Generalpostamts nicht auch noch damit belasten, daß es uns durch seinen Amts- und Sprachmißbrauch Gelegenheit gab, die Geduld der Leser zu mißbrauchen.

Aber wir mögen doch nicht schließen, ohne die Hoffnung auszusprechen, daß die Zeit nicht ferne sei, in welcher das deutsche Volk nicht mehr so sehr wie heute in der Sorge und Arbeit für die bloße staatliche Existenz aufgehen wird. Dann wird man nicht mehr glauben, dem Staate zu nützen, indem man gegen die Individuen zu Felde zieht, vielmehr wird man einsehen, daß gegen den alle modernen Staatswesen bedrohenden Zerfall in zusammenhanglose Atome es kein anderes Mittel gibt als die Verwandlung der Atome in Individuen. Dann wird man wieder begreifen, daß der Staat nicht einmal die Sorge für die Erzeugung der materiellen Güter zu übernehmen vermag und daß vollends alles höhere geistige und sittliche Leben nicht im Staate, nicht durch den Staat lebt und weht. Dann wird man wieder begreifen, daß der Staat Vieles für die Bändigung, Einiges für die Erziehung und Belehrung, Weniges für die Bildung der Menge und Nichts für die Hervorbringung höher begabter Individuen thun kann. Dann wird man wieder begreifen, daß im Staate keine Kräfte sind, die nicht in den Individuen sind, und daß der beste Staat sein Bestes leistet, wenn er Einiges von Dem, was die besten Individuen Bestes haben, der Gesamtheit mitzutheilen vermag. Dann wird man wieder begreifen, daß es einzig und allein solche höher begabte Individuen sind, in welchen neue sittliche und geistige Wahrheiten geboren, neue Werke der Wissenschaft und Kunst geschaffen werden, geschaffen werden vermöge der in diesen Individuen lebenden spontanen Kraft, nicht vermöge äußerer Veranstaltungen. Dann wird man wieder begreifen, daß  $\frac{1}{2}$  solche Individuen.

wenn sie auch noch so willig ihre Pflicht gegenüber dem Staate erfüllen, doch in einem gewissen nothwendigen Gegensatze zum Staate stehen, weil sie der im Staate das Schwergewicht bildenden Masse der Minderbegabten voraus sind; — begreifen, daß der Staat für diese Individuen Nichts thun kann, als den Gegensatz zu einem möglichst friedlichen machen, indem er sie möglichst frei sich entwickeln, frei schaffen, frei wirken läßt, so frei als es sein eigentlicher Beruf, der darin besteht, für die reale Existenz des Volkes zu sorgen, nur immer erlaubt. Diese Sorge für die reale Existenz wird man dann nicht mehr zu einer idealen, zu der idealsten Thätigkeit stempeln. Man wird nicht mehr meinen, es sei Aufgabe, es liege im Bereiche und Vermögen des Staates, Moral und Sprache, Religion und Philosophie, Wissenschaft und Kunst zu erzeugen. Sogar von der rechtsbildenden Kraft des Staates wird man wieder geringer denken, wird wieder wissen, daß kein Gesetz einem Volke Neigungen und Eigenschaften verleihen kann, die es nicht hat, und daß noch viel weniger ein Gesetz die aller Menschennatur eingeborenen Züge verwischen kann. Man wird sich überzeugt haben, daß selbst in der aristokratischsten aller Aristokratien es nicht die am tiefsten denkenden, am feinsten fühlenden Individuen sind, welche sich am besten für die öffentlichen Geschäfte eignen, daß solche Individuen Anderes zu thun haben und Besseres, und daß vollends in dem demokratischen Gemeinwesen der modernen Zeit alle höhere Cultur nur dann noch gedeihen kann, wenn der Staat ihre fern von der lauten und groben Maschinerie des öffentlichen Wesens leise keimenden, unmerklich wachsenden Gebilde so wenig als möglich anfaßt. Man wird dann auch dem bewunderungswürdigsten aller Generalpostämter nicht erlauben oder vielmehr es selbst wird gar nicht auf den Gedanken gerathen, die deutsche Sprache zu administriren und zu discipliniren.

Heinrich Homberger.

## Die Lebenserinnerungen eines Kurhessen.

~~~~~  
Lebenserinnerungen von Dr. Friedrich Detler. Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach. 1877.  
~~~~~

Bücher, wie das vorliegende, sind in mehrfacher Hinsicht interessant und werthvoll; außer dem Vergnügen, welches sie dem gegenwärtigen Leser gewähren, enthalten sie eine Fülle von Material, welches dem zukünftigen Beurtheiler unserer Zustände von erheblichem Nutzen sein wird. Je weniger sie mit einer bestimmten, auf dieses Ziel gerichteten Absicht geschrieben sind, um so besser; je persönlicher sie sich geben, je reicher an jenen kleinen individuellen Zügen, welche dem Zufall anzugehören scheinen, um so willkommener werden sie dem Geschichtsschreiber sein, welchem sie einst in die Hände fallen. Sie liefern ihm das, was kein Archiv ihm zu liefern vermag: die Stimmung und Localfarbe, jenes tausendfältige Detail des Kleinlebens, welches, richtig verwendet, den Darstellungen der großen Politik nicht nur den Reiz erhöhter Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit verleiht, sondern auch ein gewisses vollsthümliches Element hinzufügt, nicht als Beiwerk, sondern als thatsächlichen Beweis, daß die Weltgeschichte nicht ausschließlich von Feldherren und Diplomaten gemacht wird. Die modernen englischen Historiker haben gezeigt, wie gut man sich dieser intimen Mittheilungen von so zu sagen häuslicher Natur bedienen kann, ohne der Würde der Geschichte das Mindeste zu vergeben; und wenn wir nicht irren, macht auch in Deutschland eine ähnliche Tendenz sich neuerdings geltend, wiewol unsere Literatur an Memoirenwerken bei Weitem ärmer ist, als die englische. Denn auf eine zu traurige Weise ward unser politisches und Culturleben unterbrochen; an den Folgen haben wir auch auf diesem Gebiete zu tragen, um so mehr aber Grund, jedes Versuch uns zu freuen, welcher dem Geschlechte nach uns den ange deuteten Mangel weniger empfindlich machen wird.

Allein wir würden ungerecht sein, wollten wir diese Lebenserinnerungen mit ihrem Anspruch, empfohlen und gelesen zu werden, an die Zukunft verweisen. Sie berühren auch uns, und zwar um so näher, als die Zeit, welche sie umfassen, dicht an die unsere grenzt. Wie schnell wir leben und wie viel schneller noch vergessen, das sagen uns eindringlich auf's Neue diese Blätter; eine Ewigkeit scheint uns von den Menschen und Verhältnissen zu trennen, welche der Ver-



fasser schildert und doch sind es nicht mehr als dreißig oder vierzig Jahre, welche zwischen ihnen und uns liegen. Es ist vornehmlich dieser Zeitraum, während dessen langsam, aber stetig und mit einer Art von Naturnothwendigkeit, die Strömung wuchs, welche durch die Mißerfolge des Jahres 1848 hindurch siegreich zu der Vollendung von Deutschlands Geschichte führte; welche auch jenen weltentlegenen Winkel, den Schauplatz von Dettler's Kindheit und Jugend, zum Bestandtheile eines großen Ganzen machte und auf diese Weise zu einem ungeahnten politischen und nationalen Dasein berief. Zu denjenigen hessischen Patrioten, welche das Erwachen eines politischen und nationalen Bewußtseins am frühesten erkannte und am meisten gefördert, welche für die Verwirklichung desselben am tapfersten gekämpft und mannhaft gelitten haben, gehört auch Friedrich Dettler. Wie sein Name lange in der engeren Heimath ein Sammelwort für alle liberalen Bestrebungen war, so hat er jetzt darüber hinaus Geltung und Ansehen gewonnen; und der Mann, der einst in trüben Jahren seinen vaterländischen Wahlkreis in der hessischen Ständeversammlung vertrat, hat jetzt, in so viel helleren, die wohlverdiente Genugthuung, ihn im preussischen Abgeordnetenhaus und im deutschen Reichstage zu vertreten. —

Friedrich Dettler ward im Jahre 1809 bei Rehren, einem Dorfe der Grafschaft Schaumburg geboren. Die Grafschaft Schaumburg, mit der Hauptstadt Hildesheim war damals, und ist es bis zur Annexion geblieben, eine kurheffische Enclave von etwas mehr als 8 Quadratmeilen und mit etwas weniger als 37,000 Einwohnern, dazumal nach allen vier Weltgegenden eingeschlossen, im Norden und Süden von den Fürstenthümern Schaumburg-Lippe und Lippe-Deimold, im Osten und Westen von den Königreichen Preußen und Hannover. Nicht eine Stunde weit konnte man rechts oder links gehen, so war man in einem anderen Lande, und sah andere Grenzpfähle aufgerichtet. Doch war der Schaumburger stolz auf den hessischen Löwen, sah mit Geringschätzung auf Lippe-Deimold und Schaumburg-Lippe, mit einer Art von unsympathischer Empfindung auf Hannover und einer unbestimmten Furcht auf Preußen. Weber die schwarz-weißen, noch weniger die weiß-gelben Schlagbäume waren nach seinem Geschmack und Herzen; ihm ward erst wohl, wenn er das heimatliche Weiß-Roth wieder begrüßte. Und dennoch hatte er weit mehr vom Norddeutschen als vom Mitteldeutschen; weit mehr vom Westphalen hier und vom Niedersachsen dort, als vom Ratten. Was von diesem Element in der Grafschaft vorhanden, das war fremd und importirt, das hessische Beamtenthum, welches sich mit dem Volke nicht einmal in der Sprache verständigen konnte. Denn die Sprache der Schaumburger war und ist platt. Die Geschichte der Grafschaft Schaumburg seit zweihundert Jahren ist eine Illustration zu jener Willkür, mit welcher man die deutschen Territorien zerriß und nach dynastischen Interessen vertheilte, ganz ohne Rücksicht auf ihre physische Natur und volksthümliche Zusammengehörigkeit. Ein Gebiet von, wenn es hoch kommt, 20 Quadratmeilen, welches vormals unter seinen Grafen und seit 1619 unter seinen Fürsten reichsunmittelbar gewesen, zerfiel seit 1640, nach dem Aussterben dieses Geschlechtes, in Folge von Erbtheilungen, welche dem Westphälischen Frieden vorausgingen und nachfolgten, in drei Stücke, von denen das eine (ein Theil von Hameln und das

Amte Lauenau) der Herzog von Braunschweig-Lüneburg (nachmals Hannover), das andere (Stadthagen, Bückeburg, Arensburg und Hagenburg) der Graf von Lippe, das dritte (die nachmals sogenannte Grafschaft Schaumburg) der Landgraf von Hessen nahm. Wir unterlassen eine Darlegung der höchst verwickelten Erbansprüche, auf Grund derer die Grafen von Schaumburg-Lippe sich als eine jüngere Linie von den Grafen von Lippe-Deimold abzweigten, und jene Grafschaft, das heutige Fürstenthum Bückeburg, stifteten, welches seine Souveränität durch alle Stürme der Zeit bis auf diesen Tag gerettet hat. Die Selbstständigkeit der hessischen Grafschaft Schaumburg dagegen ist lange verloren gegangen, und nicht ohne Befriedigung, wenn damit auch der letzte Rest seiner einstmaligen historischen Sonderexistenz hinweggeräumt worden ist, haben wir es begrüßt, daß die neue Gerichtsorganisation die unnatürliche Verbindung mit Kassel gelöst, und das alte Erbe der Grafen von Schaumburg, einschließlich des Amtes Lauenau und Hameln's, dem Landgericht Hannover zugewiesen hat, zu welchem es durch geographische Lage, durch Volks-, Sprach- und Interessengemeinschaft gehört.

Wie man in der Grafschaft Schaumburg selber darüber denken mag, ist die Frage. Denn auch Mißbräuche, wenn sie durch die Zeit geheiligt worden, können lieb werden; und die Schaumburger hatten sich durch viele Generationen, seit zwei Jahrhunderten, daran gewöhnt, ihre Grafschaft als zusammengehörig mit dem Landgrafen- und später dem Kurfürstenthum Hessen-Kassel zu wissen, obwohl sie durch unverhältnißmäßig weite Länderstrecken davon getrennt waren; sich als Kurhessen zu betrachten, obwohl diese die Empfindung nicht ganz erwiderten. Den Althessen blieb die Grafschaft Schaumburg etwas Fremdes; für sie war Hessen das Höhere, Vornehmere, die Grafschaft Schaumburg das Niedere, etwas barbarisch angehauchte — eine Art von Sibirien, in welches versetzt zu werden den hessischen Beamten immer als ein Zeichen von Ungnade erschien, obgleich sie sich meistens bald recht wohl unter den biedereren Bewohnern der Dörfer und kleinen Städte fühlten.

Die Schaumburger wiederum, trotz ihrer Anhänglichkeit an Hessen, welches ihnen die Dynastie, das Beamtenthum und die Staatsidee bedeutete, wußten sich dennoch eine gewisse locale Sonderstellung und Unabhängigkeit zu bewahren; und wenn sie, vielleicht mehr mit Stolz, als mit Liebe, auf Hessen blickten, so blieben sie im Grunde ihres Herzens doch Schaumburger, pflegten die Sprache ihrer Väter, das altehrwürdige Platt, conservirten (in den Dörfern wenigstens) ihre Tracht, wie sie schon vor zwei- oder dreihundert Jahren gewesen sein mag, und hielten in tausend Dingen des häuslichen und öffentlichen Lebens an dem alten Herkommen, den alten Sitten und Gebräuchen. Der Städter, zumal seit die Eisenbahn auch in diese stillen Thäler gebrungen, ist äußerlich, wie die deutschen Kleinstädter jetzt ziemlich überall sind. Aber der Schaumburger Bauer ist eine Originalfigur — und Gott erhalte ihn in seinem weißen Sinnenrock mit den großen Silberknöpfen und dem springenden Roß der Niedersachsen darauf — Gott erhalte diese schlanken, rothhäutigen Bäuerinnen in ihren scharlachnen „Frissat“-röcken, dem Silberschild auf der Brust und der Schnur von dicken Korallen um den Hals. Es ist ein wackeres Geschlecht, ein wenig rauh und zu Zeiten roh;

hartnäckig am Alten hängend, langsam in seiner Bewegung, gute Rechner, äußerst verständig, sehr wenig poetisch; aber dennoch ein Geschlecht, werth zu leben und einer folgenden Zeit seine Nüchternheit, Kraft und Stärke zu vererben.

Unter einer solchen Umgebung von Bauern kam Friedrich Detler zur Welt; und das Heimaths- und Stammesgefühl, welches alle Schaumburger untereinander verbindet, hat auch er niemals verleugnet. Einst, in seinen späteren Jahren, als er lange schon in Kassel und ein Mann war, auf welchen seine engeren Landsleute viel hielten, ging er in der Nacht an einer Schilbwache vorüber, deren Anruf er entweder nicht hörte, oder aus Zerstreuung nicht beantwortete. Worauf sich der Posten folgendermaßen vernehmen ließ: „Verfluchte öle brétschnutige Donnerwär! Kann hei Schinäs nich antern, won eck 'em anraupe?“ — Die Grobheit war zu kräftig, sagt Detler, als daß ich den Schaumburger Landsmann nur einen Augenblick hätte verkennen oder ihm hätte zürnen können. Ich antwortete nun plattdeutsch, und da rief der Bursche entzückt: „Donner un't Wër, ök en Schomburger!“

Ich weiß nicht, ob alle Leser ihn und mich ganz verstehen; aber es schadet Nichts! Gewisse Kernworte der Schaumburger, und des Plattdeutschen überhaupt, passen nicht in unsere Schrift- und Büchersprache. Doch Gott sei gelobt, daß sie noch irgendwo eine Stätte haben!

Manche Stellen des Detler'schen Buches lesen sich wie der beste Fritz Reuter oder ein Stück Immermann. Die Schilderung seines Vaters, eines braven Mühlenbesizers in Rehren, und noch mehr seines Onkels, eines stattlichen Freibauern in Wiedenstahl, sind wahre Cabinetsstücke. Wiedenstahl ist ein großer Fleden im Hannöverschen, zur ehemaligen reichsfreien Abtei Rodum gehörig; und der Detler von Volten-Hof oder vielmehr Volten-Stätte muß ein gewaltiger Mann zu seiner Zeit gewesen sein. Er war ein ansehnlicher und ein begüterter Mann; aber ein wenig genau, wie die großen Bauern alle sind, und ein Verehrer des Alten, so sehr, daß er unter keiner Bedingung seinem Sohne, als dieser sich verheirathete, einen anderen Hochzeitrock machen lassen wollte, als er selber vor ihm, auf seiner eigenen Hochzeit, getragen. Nun aber — Gott weiß, wie der Sohn auf die neuen Ideen gekommen sein mochte! — waren diesem namentlich die großen überspannten Rindpfe zuwider und sein Vetter Friedrich (der Verfasser unseres Buches) legte sich für ihn in's Mittel. Er suchte den Onkel von seiner schwachen Seite zu fassen, indem er ihm vorstellte, daß überspannte Rindpfe sehr theuer, und andere, überzogene, wie der Sohn sie wolle, viel billiger seien. „Da traf mich aber ein langer, unbeschreiblicher Blick des Oheims,“ erzählt Detler. „Er überlegte offenbar, ob Bosheit oder Unverstand aus mir rede. Endlich entschied er sich für das letztere. Er nahm bedächtig mit der einen Hand die Pfeife aus dem Munde, stemmte die andere auf die Hüfte, spuckte zwei Klaster weit aus und sagte nachdenklich: „Fritz, dat versteist du noch nich! En Hochtiedsrock is dat Ehrenkleed vör't ganze Lëwen, daran mot nich 'e spärt wëren.“

Wenn er mithin da, wo nach seiner Ansicht das Herkommen es erforderte, generös war, so war er doch darum nicht gewillt, einen Vortheil aufzugeben,

welchen ihm gleichfalls die gute, alte Sitte sicherte. Bei solchen Bauernhochzeiten in jener Gegend geht es, wie der Name sagt, gar „hoch“ her. Es wird dabei drei Tage lang unbändig viel gegessen und getrunken, und es ist das eine Affaire, an welcher ganze Dorfschaften Theil nehmen. Nun gibt es gewisse eximirte Personen, wie den Amtmann, den Pfarrer, den Schullehrer, welche das Alles umsonst haben, und daher — etwas geradezu — „de Friffréters“ (die Freifresser) genannt werden; von allen anderen eingeladenen Gästen jedoch wird nicht nur erwartet, sondern verlangt, daß sie jeder ihren Obolus zur „Giste“ beitragen, eine Art von „freiwilliger“ Steuer, bei welcher indessen Nichts freiwillig ist, als die Höhe des Geldgeschenktes, und auch diese wird je nach Stand und Ansehen der beisteuernden Person durch das Herkommen bestimmt. Der junge Detter — oder wie man ihn damals in seiner Heimath nannte (und vielleicht heute noch nennt): Detjer — wollte in seines neuerungsüchtigen Hergens Drange seinem Oheim beweisen, daß eine solche „Giste“ doch eigentlich höchst unanständig sei, und ihn dadurch veranlassen, bei der bevorstehenden Hochzeit seines Sohnes darauf zu verzichten. Da aber kam er schön an; fast noch ärger, als mit den überzogenen Knöpfen. Zuerst spuckte der Biedermann kraftvoll aus und hub alsdann an: „I, i, Fritz, wo denkst du hèn? Eck hebbe min Léwe lang sau vël geben most! Nu mot eck doch seien, dat eck nig ganz te korte kome. Sau dachte min Vâr, din Grôtvâr, ôk.“ Und dabei blieb's.

Ein natürlicher, ungesuchter Humor belebt die Blätter des Detter'schen Buches und auch in seinen Gynnasial- und Universitätsrerinnerungen findet sich manche Spur davon. Wer, von den ehemaligen Rintelenfern, erinnert sich nicht noch des alten, braven Zeichenlehrers Stord, welcher einmal einem Schüler einen „Tabelstrich“ im Classenbuche gab, „weil er einen Löwen zerriß“ — ? (nämlich ein Vorlageblatt). Oder des anderen Lehrers, welcher einem Schüler das Aufgabheft, in welchem das vorschriftsmäßige Lösblatt fehlte, mit den zornigen Worten entgegenhielt: „Anabe, worin ist es nicht?“ Und als dieser verblüfft nicht zu antworten wußte, erscholl drohend, zu des eben eintretenden Ordinarius Staunen und nachträglichem Ergötzen die weitere Frage: „Nun, erfahre ich noch immer nicht, worin es nicht ist?“ .. Die Antwort sollte lauten: Nicht in Ordnung! Etwas bedenklicher nach dem se non è vero klingt die Anekdote von dem vortrefflichen Platner in Marburg, dem feinsten Lateiner der Universität und berühmten Lehrer der römischen Rechtsgeschichte, welcher — ein scharfer Kopf und ein drolliger, ungemein amüsanter, aber ebenso zerstreuter Mann — sich angewöhnt hatte, bei jeder Wendung der Rede, ob es nun paßte oder nicht, „mehr oder weniger“ zu sagen. Dieser Gewohnheit treu, soll er einst (wir wollen annehmen in der Zerstretheit) seine Damen folgendermaßen vorgestellt haben: „Meine Frau und meine Tochter! Mehr oder weniger!“ Glaubwürdiger ist die Geschichte von dem Professor Robert, Lehrer des Lehnsrechts, welcher seine Liebe zur Ordnung bis zu einem solchen Fanatismus der Symmetrie trieb, daß er einst ein paar Jungen, die ihm aus seinem Garten Stachelbeeren gemaust, und bei seinem Erscheinen Reißaus genommen hatten, wüthend zurückholte mit dem Befehl: „Schlingel, nun freßt mir den anderen Busch auch faßl!“

Den ersten politischen Impuls empfing Dettler, als er nach vollbrachter, und mehrfach durch Krankheit erschwelter, ja sogar unterbrochener Gymnasialzeit, auf der Universität Marburg sich dem Studium der Rechte widmete. Die Luft war damals, zu Beginn der dreißiger Jahre, noch durchgittert von den Nachklängen der Julirevolution und alles Dessen, was sie in Deutschland, und auch in Kurheffen, zur Folge gehabt hatte. Dem kurzen Frühlingstraume einer Verfassung folgte das (erste) Hassenpflug'sche Regiment, der Kampf gegen die Verfassung und alle Diejenigen, welche zu der Begründung derselben beigetragen hatten und nun unverbrüchlich zu ihr hielten. Keinen hervorragenderen Mann unter diesen gab es, als Sylbester Jordan, Professor der Rechte in Marburg, welcher, als Vertreter der Landesuniversität, das höchste Verdienst um das Zustandekommen der kurheffischen Verfassung von 1830 gehabt und darum auch von Hassenpflug und dessen Partei am bittersten gehaßt und am schonungslosesten verfolgt ward. Hier nun, in Marburg, und im März 1833, als nach der gewaltsamen Auflösung der Ständeversammlung Jordan vor Hassenpflug weichen mußte und von den Marburgern „gleich einem Fürsten“ empfangen wurde, stand Dettler in stummer Bewunderung an einem Pfosten der vor dem Lahnthore errichteten Ehrenpforte und „sah den in offenem, reichgeschmückten Wagen sitzenden gefeierten Streiter einziehen.“ — Er sollte bald andere Dinge sehen! . . .

Wer heute auf dem Hofe des alten Schlosses von Marburg steht, mit dem lieblichen, von Bergen umschlossenen, von der Lahn durchströmten Thale vor sich, und hinter sich das ehrwürdige Gemäuer, welches jetzt eben wieder, seit Preußen von ihm Besitz ergriffen, in seiner mittelalterlichen Herrlichkeit hergestellt wird — dem mag es wol wie eine trübe, dunkle Sage klingen, daß hier, in dem Stammfize Philipp's des Großmüthigen, geweiht durch die Erinnerung an Luther und das Religionsgespräch — daß hier, sage ich, bis an's Ende der kurfürstlichen Zeit ein Zuchthaus für Kettensträflinge war und daß mitten unter diesen Kettensträflingen von 1839 bis 1845 — Sylbester Jordan saß! Noch zeigt man das vergitterte Fenster, hinter welchem oft das bleiche Gesicht des Dulders gesehen ward; und noch klingt das schöne Lied, das Osterwort, welches Dingelstedt „im Schloßhof zu Marburg“ 1840 gesungen:

Du erkennst ihn? — Ihn erkennen?! Kann ein Hesse sein vergessen?  
Sah ich nicht, wie er gebietend an der Westen Tisch gesessen,  
Wie er Blitze warf und Donner, wann er zürnend sich erhob,  
Wie vor seines Mundes Hauche List und Macht in Spreu zerflog?

Seine Hand, die nun gebundene, schrieb die neue Offenbarung,  
Kämpfte für des Geistes Freiheit, für des heiligen Rechtes Wahrung.  
Legte zu dem Bau des Tempels stark und freudig ihren Stein,  
Und nun wir darinnen wohnen, muß der Meister draußen sein! . . .

Umsonst wandte sich der Dichter, damals noch Gymnasiallehrer in Fulda, furchtlos, aber bescheiden an den Landesvater:

Herr, dem an des Thrones Stufen treue Bürger freudig huldigen,  
Kleine Fehler, so geschehen, laß die große Zeit entschuldigen;  
Sieh'! schon büßen nah' und ferne Viele ihr verzährtes Leid,  
Neig' dein Scepter, Friedrich Wilhelm, zu erlösendem Bescheid!

Umsonst! — der Fürst hörte nicht, wollte nicht hören; aber vielleicht sind ihm diese „zwei Augen, groß und glühend“, dieses „Antlitz bleich, entstellt“ erschienen, in jenen Junitagen des Jahres 1866, als er, selbst ein Gefangener, hinter den Festungsmauern von Stettin saß.

In Hessen nicht nur, sondern überall machten Dingelstedt's Verse großes Aufsehen, sie bereiteten gleichsam auf die Ankunft des „politischen Nachtwächters“ vor, welcher, so bald nachher (1841), aus dem hessischen Staatsdienste scheidend, seinen Weltgang antreten sollte; und sie bilden noch heute eine der schönsten Perlen in seinen politischen Gedichten.

Schon auf der Schule zu Rinteln sind Friedrich Dettler und Franz Dingelstedt einander begegnet, sie sind gute Kameraden geblieben während der Universitätszeit, und wenn ihre Wege später auseinandergingen, so haben sie doch, trotz der Verschiedenheit ihrer Lebensstellungen und Interessen, jenen Zug familienhafter Anhänglichkeit bewahrt, welchen die Schaumburger nun einmal unter sich und für ihre Heimath haben. Zwar ist Dingelstedt nicht in der Grafschaft geboren; aber er war noch ein Kind, als sein Vater, ein hessischer Beamter, nach Rinteln versetzt ward, und ein warmes Heimathsgefühl spricht sich in seinem Gedichte für das Weserthal und die Weser aus:

Hier hab' ich, ach! manches unzählige Mal,  
Als Knabe und Jüngling geessen,  
Hinuntergeschaut in das heimliche Thal,  
Die Welt und mich selber vergessen.

Und um mich erklang es so heiter, so hehr,  
Der Himmel schien so helle,  
So feierlich blühte von unten daher  
Der Weser geschlängelte Welle.

Oder:

Ich kenne einen deutschen Strom,  
Der ist mir lieb und werth vor allen,  
Umwölbt von ernster Eichen Dom,  
Umgrünt von kühlen Buchenhallen.

Dingelstedt's Vater, ein ernster Mann, von hoher, stattlicher Erscheinung — ich selbst erinnere mich des „Herrn Klostervogt“ noch sehr wohl, wie er, obgleich hochbetagt, doch aufrecht an seinem Stabe daherschritt — war in seiner soldatischen Pünktlichkeit und Strenge von nicht geringem Einfluß auf des Sohnes Studiengang und solide wissenschaftliche Bildung. Auf seinen Antrieb mußte der Knabe ein Tagebuch führen, in welchem dann freilich solche wichtige Dinge erwähnt waren, als: „Zweimal in der Schule gewesen und mit Blindfied gespielt.“ Dieser Spielgenosß ist nachmals Chef einer bedeutenden deutschen Buchhandlung in Paris geworden. In rührender Innigkeit hing Dingelstedt's Herz an seiner Mutter, von der er an ihrem letzten Geburtstag sang, daß sie

— stets mit Mutterorgen  
Den schwachen Siebling treu gepflegt,  
Wenn kalt durch seinen Lebensmorgen  
Des Todes Schreckenshauch gefegt.

Aber wenn auch „ein überaus zartes Büfchlein, schwank, schwächig, mit klugen Augen, hübschem, bleichem, fast kindlichem Gesicht“, wie der Freund ihn uns aus jener Zeit schildert, so hatte „Fränzchen“ doch damals schon Sinn für die guten Dinge dieser Welt, wenn sie freilich auch noch in nichts Anderem bestanden, als in Kuchen und Äpfeln. „Heda! heda! Musche Dingelstedt!“ rief eine alte Hölterin, so oft er an ihr vorüberkam, „wieder von die dicken Wischenetten, drei vorn Groschen!“

In Marburg widmete Dingelstedt sich der — Theologie, welche er denn wol auch „durchaus studirt mit heißem Bemüh'n,“ da er sogleich nach Beendigung seines Trienniums eine Lehrerstelle in einem Pensionat für junge Engländer in Ricklingen bei Hannover annehmen konnte. Schon auf der Universität hatten gleiche poetische Neigungen und Bestrebungen die Jugendfreunde noch enger verbunden; ein „literarisches Fränzchen“ war von ihnen gestiftet worden, und ein Gebicht, welches Detter aus jener Zeit mittheilt, zeigt, daß auch er ein feines poetisches Empfinden und nicht gewöhnliche dichterische Anlagen besaß — ein Urtheil, welches durch seine, im vorliegenden Buche mitgetheilten „Helgoländer“ und „Rasseler Sonette“ nur bestätigt wird. Doch verhielt er sich dem in dieser Hinsicht reicher begabten Freunde gegenüber vorwiegend receptiv und begleitete denselben auf dessen Wege zum Ruhme nicht immer ohne Bedenken, aber immer mit vollem, warmem Herzen. Schon 1836 fand der kaum 22-jährige Dingelstedt Eingang in den Chamisso-Schwab'schen Musenalmanach. „Ein paar Jahre Reisen“, schrieb er damals dem Freunde, welcher sich im hessischen Vorbereitungsdiensft zu Rassel befand, „ein Jahr Studien, eine recht glückliche Liebe und ein recht freies, faules Leben — hänge mich auf, wenn ich dann nicht meinem Namen ein Stück löschpapierener Unsterblichkeit erkaufe.“ Doch dachte er auch an eine Lehrerstelle, an Heirath, und — an „Wagen und Pferde“. Er mußte sich zunächst freilich mit einer Stelle als Aushilfslehrer am Gymnasium zu Rassel begnügen; hier, in der Hauptstadt Kurheffens, wurden die beiden Schaumburger wieder für ein paar Jahre vereinigt und hier begründete Dingelstedt die Wochenschrift „Der Salon“, an welcher Detter eifrig mitarbeitete. Doch war ihr kein langes Dasein beschieden; denn dem Sitze der Regierung so nahe, konnte der Conflict für Dingelstedt nicht ausbleiben, er ward nach Fulda versetzt, um nach dem Erscheinen des „kosmopolitischen Nachtwächters“ Kurheffen für immer zu verlassen. Wie sich alsdann das ereignete, was Heine Dingelstedt's „Berthofrättherei“ nannte, weiß man. „Die Nachwehen, die Verunglimpfungen, die Erbärmlichkeiten blieben nicht aus,“ sagt Detter. „Aber schweige über mich, wie Du für mich geredet,“ schrieb ihm der Freund; „meine Eitelkeit ist geheilt. Ich fange an, stolz zu werden; Du hast ja das längst gewollt.“

Während nun Dingelstedt in rascher Folge seine glänzende Laufbahn machte, blieb Detter auf dem Posten in Rassel. Obwohl durch strenge Berufsarbeit, durch frohe Geselligkeit, durch mannigfache literarische Interessen belebt und gehoben, waren doch schlimme Tage in Sicht. Ein unwürdiger, immertwährender Kampf gegen Alles, was sich des „Liberalismus“ verdächtig machte, mußte jeden rechtschaffenen denkenden Mann um so mehr auf die Seite desselben treiben. Detter blieb hinter den Gefinnungsgegnossen nicht zurück; ja, die Zeit sollte kommen, wo er mit

an die Spitze derselben trat. Mancher heiterer Zug flücht sich auch jetzt noch in seine Lebenserinnerungen; aber die Zeit ward ernst und die Männer wurden es auch.

Unter den deutschen Kleinstaaten ist Kurhessen vielleicht derjenige, welcher am härtesten geprüft und am treuesten befunden worden. Kein noch so bitteres Geschick, nicht Verfolgung und Exil, ja selbst der Tod nicht vermochte seine tapferen Söhne zu beugen. Als Schomburg — „der berühmte Wortführer des 15. Septbr. 1830, der ruhige, unerschütterliche, berebte Volksvertreter, der klare, würdevolle Präsident der Ständeversammlung und des bleibenden Ständeausschusses“ — vor der Zeit und in freiwilliger Verbannung unterlegen war, da sagte der Pfarrer an seinem Grabe, daß er gestorben sei „fern von unserer Hauptstadt, wie wenn sie nicht geweiht genug gewesen wäre, einen ihrer edelsten Bürger sterben zu sehen.“ Raum ein Zweifel ist, daß ihn Kummer über seines Landes Unglück getödtet; aber auch seinen einzigen Sohn noch traf der Haß des Kurfürsten so unerbittlich, daß er gezwungen war, auszuwandern. Und das Loos der Ausgewanderten war fast noch beneidenswerther, als das der Daheimgebliebenen; denn eine sehr Kleinliche, aber raffinierte Verfolgungssucht verbitterte ihnen das Leben und verschonte selbst ihre Häuslichkeit nicht.

Um diese Zeit war es auch, daß Jordan nach sechsjähriger schwerer Haft aus seinem Kerker erlöst ward, und zwar durch einen Mann, dessen Namen um so mehr vor Vergessenheit bewahrt zu werden verdient, als er schwer für seine That hat büßen müssen. Es war dies der damalige Ober-Appellations-Gerichtsrath Glinke zu Kassel, welcher, Mitglied des Criminal-Senats und als solcher Referent in der Jordan'schen Sache, nachdem er die Acten gelesen, ausgerufen haben soll: „O Gott, der Mann ist unschuldig!“ Und nun setzte der Ehrenhafte seinen ganzen Einfluß, ja seine ganze Persönlichkeit an die Freisprechung, welche denn auch im Endurtheil vom 5. November 1845 erfolgte. Doch Jordan war ein gebrochener Mann und für den Richter, der ihn befreit, sollte die Strafe nicht ausbleiben. Der Rath des höchsten hessischen Gerichtshofes ward — zur Eisenbahn versetzt<sup>1)</sup> und zugleich ein kleiner Krieg der niedrigsten Chicane gegen seine Familie eröffnet. Ganz Deutschland schauderte damals ob der Gewaltthat, verübt gegen einen Richter, der Nichts verbrochen hatte, als gerecht zu sein. Ein Ruf an das Ober-Appellations-Gericht der freien Städte war für den redlichen Mann wol eine Satisfaction; aber er war zu sehr kurhessischer Patriot, um ihn anzunehmen. Er lehnte ab, er blieb im Vaterlande; aber er sah noch den Tag der Vergeltung und starb als preussischer Ober-Gerichts-Director im Ruhestand am 18. December 1877, im 84. Jahre seines Lebens.

Dies nur einige Beispiele. Denn wer zählt sie alle auf, die Opfer einer Fürstenwillkür, welche — mitten im 19. Jahrhundert — den Absolutismus des

<sup>1)</sup> Versetzungen solcher Art waren überhaupt eine bevorzugte Form für den Ausdruck des Allerhöchsten Zornes. Fünf Jahre später ward ein mißliebiger Märzminister und Chef einer der ältesten kurhessischen Adelsfamilien als Director an die — Landesirrenanstalt versetzt! Auch diesem im besten Sinne des Wortes adligen Manne war es bestimmt, die Wiedergeburt des deutschen Reiches zu erleben und, ein Jahr vor seinem Tode, noch im ersten deutschen Reichstage zu sitzen.



18. wiederherstellte, doch ohne den mildernden Beisatz des Patriarchalischen, welches jenem eigenthümlich war.

Das Jahr 1848 schien für Kurhessen eine Besserung und erträglichere Zustände heraufführen zu sollen. Aber — infandum regina jubes! . . . Das Ende war Hassenpflug redivivus, waren die Straßbahnen traurigen Angedenkens! Schwerer heimgesucht ist dieses arme Hessen niemals worden, selbst damals nicht, als Landgraf Friedrich Laufende seiner Unterthanen nach Amerika verkaufte. Der Landgraf wollte nur das Blut seiner Landesinder; aber der Kurfürst verlangte mehr: er wollte den Mord ihrer Gewissen! Er drängte die Officiere seiner Armee in einen unnatürlichen Conflict zwischen ihren Pflichten als Soldaten und Staatsbürger; und bis zur Verzweiflung quälte er durch die sogenannten „Bequartierungen“ diejenigen seiner Beamten, die den verfassungswidrigen Verordnungen nicht Folge leisten wollten. Viele nahmen völlig ruinirt ihren Abschied; Viele wanderten aus nach Amerika. So lange hatte Dettler tapfer gesprochen und geschrieben; aber nun, als die Männer der Reaction von allen Seiten berufen wurden, als Wilmar von Marburg und Abbe von Hinteln kam, ging er (1850) in ein neunjähriges Exil. Unerbitterlich in seiner Ueberzeugung, wenn auch durchaus maßvoll in seinem Vorgehen, war er in Folge seiner Wahl als Vertreter der Schaumburger Städte in der Ständeversammlung und seiner Stellung als Begründer und Herausgeber der „Neuen Hessischen Zeitung“ einer von den Führern der Opposition geworden. Für ihn war kein Platz mehr im Vaterlande.

Als ich meinen Schaumburger Landsmann zuerst sah, es war im Jahre 1852 und auf der Insel Helgoland, da war er krank und machte den Eindruck vollkommener Resignation. Ich weiß noch und erinnere mich sehr lebhaft, mit welcher Empfindung der Wehmuth ich von ihm schied: ich der Heimath zugewandt, er der trostlosen Oede eines Helgoländer Winters entgegensehend. Oft in jenem Winter, wenn der Sturm Nächts um meine Marburger Studentenwohnung pfliff, gedachte ich des Einsamen, welcher auf seinem Felseniland, mitten im Meere, nicht besser wie ein Gefangener war. Es sollte noch sieben Jahre dauern und in mancher Herren Länder sollte Dettler sich noch umschauen, bis ihm endlich im Jahre 1859 Deutschland und die Heimath sich wieder öffneten. Der Morgen einer neuen Zeit dämmerte, der Sieg nach so viel Kämpfen war nicht mehr fern. Doch davon erzählt dieses erste Buch der „Jugend und Anfänge“ nicht mehr. Möge dem wackeren Manne, welchem wir es verdanken, recht bald beschieden sein, uns auch das zweite Buch zu geben, in welchem darzustellen wäre, wie der Kampf für das Rechtsbewußtsein und Verfassungsleben in den Einzelstaaten der Ausgangspunkt wurde, an welchem die nationale Bewegung auf's Neue ansetzte, bis zu dem Momente, wo der Krieg von 1866 dieser zuerst einen realen Boden gegeben und das Kleinstaathenthum, wenn nicht gänzlich aufgehoben, so doch zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt hat. Julius Rodenberg.

## Die Kanzlerkrisis.

~~~~~  
Von  
C. C. Röhner.  
~~~~~

Mitte Januar 1878.

### I.

Fast das ganze Jahr 1877 hindurch weilte der Kanzler des deutschen Reiches fern von der Hauptstadt; während derselben Zeit fielen fast alle Ersatzwahlen zum Reichstage und den Kammern der Einzelstaaten ungünstig für diejenigen Parteien aus, welche die Bismarck'sche Politik des jüngsten Jahrzehnts getragen — ungünstig, indem entweder die gegnerischen Candidaten siegten oder die eigenen nur mit verminderter Stimmenzahl durchdrangen. Der Kanzler blieb in Varzin; die national-gefinnten Wähler blieben, wenn sie zu den Wahlurnen gerufen wurden, zu Hause. Der Kanzler ließ es darauf ankommen, daß laue Mitarbeiter und offene Feinde in, allerdings von der einen Seite nicht gewollter, darum aber nicht minder wirksamer Bundesgenossenschaft untergruben, was seit 1867 erbaut worden; und die freisinnige Mehrheit der Nation that in ihrer Weise desgleichen: wenn irgendwo eine Ersatzwahl stattfand, verbanden sich die Gleichgültigkeit der Feinde und der eiserne Haß der Gegner des nationalen Staates zu dem Ergebniß, daß bald in der Verdrängung eines Nationalliberalen oder Freiconservativen durch einen Particularisten oder Socialdemokraten, bald in einem, dem nationalen Bewerber zugefallenen Siege bestand, welcher vermöge der erreichten Stimmenzahl beinahe beschämender war, als eine Niederlage. Man hat von einer Kanzlerkrisis in dem Sinne, daß die Fortdauer von Fürst Bismarck's Amtsführung in Frage stand, so lange gesprochen, bis man die andere Seite dieser Krisis fast über sah — wenigstens im nationalen Lager, denn den Gegnern schärfte die Feindseligkeit den Blick: nicht minder kritisch, als um das Verbleiben des Kanzlers an der Spitze der Geschäfte, sah es allmählig um das feste Beharren einer Mehrheit der Nation bei der Fahne der Kanzler-Politik aus. Nicht als ob der schwellende Mißmuth des Fürsten Bismarck und die Lahmheit der Volksstimmung etwa in dem Zusammenhange von Ursache und Wirkung gestanden; mit verschiedenartigen Wirkungen derselben Ursache hatte man es zu thun.

Um gleich von vorn herein den ablenkenden Einwand zu erledigen, der heut zu Tage jeder rein politischen Erklärung der unleugbar vorhandenen politischen Schwierigkeiten von, wie sie versichern, „aufrichtigen, aber besorgten Freunden“ der nationalen Politik entgegengehalten wird: die üble wirtschaftliche Lage hat wenig mit diesen Schwierigkeiten zu schaffen. Hättet ihr, so sagt man uns zwar, einige frühere Schutzölle, einige in der Rumpfkammer der alten Zünfte noch als Karikaturen aufbewahrte gewerbliche Beschränkungen, eine kleine Minderung der Freizügigkeit zurück-

gegeben, so würde die dankbare Nation ihres Jubels über die dermalige politische Aera kein Ende finden; aber so — und ein Achselzucken über die „Prinzipienreiter“ oder ein Citat von der Neuheit und Seltenheit des „Du hast's erreicht, Octavio“ oder „Vous l'avez voulu, George Dandin“ vollendet den Satz. Indes, wir haben's zwar nicht gewollt, wir haben's aber auch nicht erreicht. Beweis: die allgemeinen Landtags- und Reichstags-Wahlen von Ende 1876 und Anfang 1877. Sie wurden vollzogen, als die wirtschaftliche Krisis ihren Höhepunkt erreicht hatte, und nach einer Agitation, in welcher der zeitweilige Verfall der Erwerbsthätigkeit in beispiellos gehässiger Weise der Gesetzgebung des letzten Decenniums und den für diese mitverantwortlichen Parteien war zur Last gelegt worden. Dennoch bewirkten jene Wahlen nur eine geringfügige Veränderung in der Zusammensetzung der preussischen und der deutschen Volksvertretung. Man darf sagen: jene Wahlen haben die politische Mündigkeit unseres Volkes gerade insofern glänzend bestätigt, als dabei verständige politische Erwägung selbst die Noth der schweren Zeit überwand. Unzweifelhaft wird diese auch in denjenigen Classen der Nation bitter empfunden, welche der Politik von 1866 ihre Unterstützung entgegenbrachten und seitdem gewährt haben; gewiß würde auch aus ihrer Mitte dem Zaubergeriste gehuldigt werden, der durch ein Gesetz unseren halb oder gar nicht beschäftigten Fabriken und Werkstätten Arbeit vollauf wiedergeben wüßte; aber, wenngleich man auch in den hier bezeichneten Volkstheilen wol einmal in einem Moment des Mißmuths vermeint, dieser oder jener unwichtigere Punkt unserer wirtschaftlichen Einrichtungen trage dazu bei, den Druck der commerciellen Weltlage für uns zu erschweren — man gesteht doch bald wieder ein, daß nur im Märchen ein Loth, dem überlasteten „Wüstenschiff“ noch aufgebürdet, dasselbe zusammenbrechen macht; man begreift und gibt bald genug wieder zu, daß das Loth, um welches die Gesetzgebung vielleicht — nur vielleicht! — den Druck der wirtschaftlichen Schwierigkeiten mindern könnte, hinweggenommen, die verbleibende Centnerlast der Folgen alter und neuer, verhängnißvoll zusammenwirkender wirtschaftlicher Sünden nicht erträglicher gestalten würde. Die anders meinen oder zu meinen vorgeben, haben der großen Mehrheit nach auch früher niemals zu jener freisinnigen und nationalen Gesammtpartei gehört, welche, links weit in die Fortschrittspartei, rechts weit in die Gruppe der Freiconservativen hinein reichend, die Millionen umfaßt, die mit selbständigem, nicht durch Privatinteressen beeinflussten Denken den politischen Geschehnissen folgen. Die Wortbildung des Tages bezeichnet diese nicht constituirte Partei als das „gebildete Bürgerthum“, ein Ausdruck, welcher gleichzeitig unzureichend und anspruchsvoll ist, zu wenig und zu viel umfaßt; leider gibt es keinen besseren.

Rein also, die schwere Zeit der Noth, die ganz Europa durchzumachen hat, wird von der freisinnigen Mehrheit des deutschen Volkes nicht unserer Politik Schuld gegeben — diese falsche, zum unehrlichen Spiel vorbereitete Karte läßt man sich auch durch die geschickteste Volke nicht unterstehen. Dennoch — daran zweifelt Keiner, der den Finger an den Puls der öffentlichen Meinung zu legen weiß — dieser Pulsschlag verräth in seiner Sanftsamkeit Mißmuth und Unbehagen. Nur ein Jahrzehnt ist verflossen seit der Begründung des nationalen Staates, wenig mehr als sieben Jahre seit seiner Vollenbung. Aber nicht nur die enthusiastische Stimmung jener unvergeßlichen Tage ist verflogen — wie natürlich, da die Politik nicht der Jubelbegriff des menschlichen Daseins ist und da in der Seele jedes Einzelnen auch die höchstgesteigerte Theilnahme an den staatlichen Dingen bald wieder durch die individuellen Bestrebungen, Sorgen und Interessen abgelöst wird; allein auch von einer vollen, wenngleich etwas läßlichen Zustimmung, in der man sich durchaus einverstanden weiß mit dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten und jederzeit bereit ist, diese Uebereinstimmung zu bekunden, ist wenig zu spüren. Die landläufige Phrase, daß auf jede große Erregung mit Nothwendigkeit die Abspannung folge, kündigt nicht zur Erklärung; es ist wahr, die Menschheit steht — nach einem melancholisch-schönen Worte Dahlmann's — „von Anfang her so schief gegen das Licht, daß sie bei jedem

Schritte einen langen Schatten wirft"; nahe bei dem Höchsten liegt in den Geistern der Menschen das Gewöhnlichste, der Weg von patriotischer Selbstverleugnung zum Versinken in den gewöhnlichen Interessen der sechs, oder für die Meisten sieben, Wochentage ist nicht gar weit. Aber die Politik verlangt von der Menge der Bürger ja auch nicht viel: eine Wahlstimme abzugeben, erfordert sogar bei der Oeffentlichkeit des Dreiclassensystems nicht ganz den Heldennuth, mit welchem die Höhen von Spichern gestürmt wurden, nicht ganz die Ausdauer des Marsches durch Kampf und Schneesturm nach Le Mans. Die Abgabe einer Wahlstimme erheischt ein Opfer an Zeit und Bequemlichkeit, dessen ausdrücklicher Erwähnung man sich schämt, so geringfügig ist es. Daß es gleichwol so häufig verweigert ward, wie alle Nachwahlen des letzten Jahres bewiesen, war nur ein Anzeichen weit verbreiteter Unbefriedigung; sie erfüllte viel schärfer jedes politische Gespräch, auch der Gemäßigtesten.

Wir wissen natürlich, wie jedes Zugeständniß dieser Art, das von liberaler Seite kommt, im ultramontanen, im particularistischen, im radicalen Lager ausgebeutet wird. Zur Abwehr genügt, wie gegenüber dem tendenziösen Mißbrauch der Handelskrisis, der Hinweis auf die letzten, kaum ein Jahr alten allgemeinen Wahlen: ihr Ergebniß hat gezeigt, daß mißmüthige Freunde um dieses Mißmuthes willen noch keineswegs gleich in das feindliche Lager übergehen, sondern daß sie, als es eine große Entscheidung galt, sich trotz alledem um die bisherige Fahne zusammenfanden. Aber freilich, oft darf man eine solche Probe nicht machen, und einmal, wie gesagt, fand sie bereits statt. Die Mehrheit der Nation ist nicht irre geworden an der Politik, deren Richtung 1866 eingeschlagen ward; aber das ist nicht zu leugnen: es ist ihr je länger je mehr durch einen schwankenden, unsicheren Gang dieser Politik die rechte Freude an derselben verborgen worden. Was hilft es, wenn sich zur Noth jede der vielen parlamentarischen und Regierungs-Krisen der letzten Jahre vielleicht aus der historischen Entwicklung des preussischen Staates erklären, wenn sich sogar unbedingt nachweisen läßt, bei jedem der vielen mühselig zu Stande gekommenen Compromisse sei Vieles errungen und nichts, das man bereits besaß, preisgegeben worden — der allmählig angesammelte peinliche Eindruck wird dadurch nicht wegisputirt. Eine Politik, welche die Menge dauernd fesseln soll, muß imponiren; um diese Wirkung zu erzeugen, dazu brauchte kaum eines der großen Geleze der letzten Jahre einen andern Inhalt zu haben, als der jetzt in der Gesefsammlung steht, und keines brauchte auf anderen Grundlagen zu beruhen; aber die meisten müßten anders entstanden, in einigen der leitende Gedanke durch kümmerliche Auskunftsmittel weniger entstellt sein. Denn wie auch der Radicalismus über eine solche Meinung spotten mag: er selber hat bis zur Stunde kein politisches Ideal aufzustellen vermocht, das nicht wenigstens grundsätzlich anerkannt wäre in dem seit 1866 bestehenden Zusammenwirken der beiden stärksten Factoren unseres dormaligen politischen Lebens: der preussischen Staatsgewalt conservativer (nicht junkerlicher) Tradition, und des Liberalismus, welcher seit einem halben Jahrhundert die politischen Ideale der zahl- und einflußreichsten Classen des deutschen Volkes vertrat: den nationalen Staat, die individuelle Freiheit, die Rechtssicherheit, die Mitwirkung der Nation in ihren öffentlichen Angelegenheiten. Im Zusammengehen dieser beiden Factoren lag und könnte noch heute eine moralische Macht liegen, gegen welche keine unserer Oppositions-Parteien, auch nicht eine Vereinigung derselben aufzukommen vermag; wenn die starke politische Position, welche durch das Bündniß jener beiden Factoren 1866 errichtet und, nach einigen Erschütterungen, 1870 auf kurze Zeit von Neuem besetzt ward, in der letzten Zeit zuweilen fast unhaltbar erschien, so lag die Schuld nur an einer Taktik, durch welche das Imponirende der vor elf Jahren zu Stande gekommenen Coalition, die Gemeinsamkeit der Ziele jener beiden stärksten Elemente des deutschen öffentlichen Lebens der Gegenwart, dem Volke je länger je weniger im Bewußtsein blieb; denn je länger je mehr waren sie zu einander in die Stellung zweier, sich gegenseitig mißtrauisch betrachtenden Mächte gekommen, welche mit einander diplomatisiren, bald besser, bald schlechter mit einander stehen, die gegen-

seitigen Schwächen ausspähen und sie zu verwertzen, einander die öffentliche Meinung abzugewinnen suchen. Was Wunder, wenn bei solchem unerquicklichen Schauspiel allgemach in patriotischen, selbst sehr gemäßigt-liberalen Volkskreisen, deren politischer Auffassung gegenwärtig nur ein aufrichtiges und beharrliches Zusammenwirken jener beiden Factoren Genüge thun kann, Mißmuth und Theilnahmslosigkeit an die Stelle der Freude und Genugthuung über das Erreichte tritt! Was Wunder, wenn eine solche Stimmung sich leicht durch Verwerthung wirtschaftlicher und anderer Schwierigkeiten steigern oder ausbeuten läßt! Und um diese Gefahr in ihrer vollen Bedeutung zu schätzen, übersehe man doch auch Eins nicht, das noch selten beachtet wird: schon heute gehören zur Wählerschaft viele Tausende, welche am Tage von Königsgrätz Knaben waren, das Elend der Bundestagszeit nur vom Hörensagen kennen; dieses Contingent der Wähler vergrößert sich jeden Tag, und wenn es nicht durch imponirende Eindrücke der Gegenwart bei der bedrängten Fahne der Errungenschaften des letzten Jahrzehnts festgehalten wird — politische Erinnerungen der Vergangenheit, welche dies vermittelt des Gegensatzes zwischen sonst und jetzt, wie in der Seele manches Aelteren, vermöchten, besitzt diese junge Generation nicht.

So wiederholen wir: die Kanzlerkrisis liegt nicht bloß darin, daß es kritisch um das Verbleiben des Kanzlers in seinem Amte, sondern daß es auch kritisch steht um das feste Beharren der bisherigen Volksmehrheit in der Unterstützung der Politik des Kanzlers. Zwar würden auch bei der Fortdauer der gegenwärtigen Zustände wol nicht viele Wähler, welche sich bisher zur nationalen Partei zählten, künftig gegen dieselbe stimmen; aber die mißmuthige Wahlenthaltung droht um sich zu greifen, und Angesichts des Eifers der Gegner ist sie nicht viel ungefährlicher, als erklärte Feindschaft. Der doppelten Krisis Ursache aber ist am letzten Ende: daß die leitenden Personen zeitweilig jene großartige Unbefangenheit der Auffassung wieder verloren, welche in den Entstehungsstunden des nationalen Staates alle schöpferischen Kräfte, unbekümmert um traditionelle Gegenläge, zur gemeinsamen Arbeit herbeirief. Die „Pfaffen und Ritter“, mit denen es seit Jahren die vielberufenen „Frictionen“ am Hofe gibt, das künstlich genährte Mißtrauen gegen angebliche gefährliche parlamentarische Präntensionen, die aus der absoluten Monarchie überkommenen gesellschaftlichen Gegensätze, welche sich im constitutionellen Staate als Parteiunterschiede maskiren — war das Alles 1867 nicht ebenso vorhanden wie 1877? Wir sollten meinen, erheblich stärker. Als der constituirende norddeutsche Reichstag zusammentrat, war es kaum ein Jahr her, daß Hof und Volksvertretung in Preußen einander ungefähr so gegenübergestanden, wie in Frankreich um 1790; im Ministerium saßen noch Lippe, Wähler, Selchow; das Herrenhaus war, noch durch keinen Bairerschub verändert, dasselbe, welches, uneingedenk des mäßigenden Berufes jedes Oberhauses, das Regierungssystem des Conflictes immer von Neuem angefeuert hatte. Aber wie bedeutungslos war das Alles Angesichts des vertrauensvollen Bundes, den die Krone Preußen und ihr großer Staatsmann mit der deutschen Nation eingingen! Mit denselben Kammerherren im Palais, die heute eine so erschreckliche Macht sein sollen, mit Lippe, Wähler, Selchow im Ministerium, mit Kleist-Nebow und Senff-Pilsach als Führern des Herrenhauses, ward unser öffentliches Leben in kühner Zuversicht gestellt auf die Grundlage des — allgemeinen gleichen Wahlrechts! Die geistreiche Conjectur aus jenen Tagen, daß es damit auf die Nachahmung des Bonapartisten Cäsarismus abgesehen gewesen, ist inzwischen durch die Ereignisse als die ungeschichtliche Einbildung erwiesen worden, für die schon vor elf Jahren sie jeder halten mußte, dessen Urtheil über die Völkerpersönlichkeiten nicht in dem gelassenen Dictum des braven Gadschill aufgeht, homo sei der gemeine Name für alle Menschen. Die Verkündung des allgemeinen gleichen Wahlrechts war, auch wegen der Gefahren, welche darin enthalten sind, zum Theil gerade darum, der Aufruf an die Nation, sich mit all' ihrem politischen Vermögen in den öffentlichen Dienst zu stellen; und dieser Appell entsprang aus der Ueberzeugung, daß ohne solche Mobilmachung der Volkskräfte gegen die inneren Widersacher des Reichsgedankens so wenig aufzukommen sei,

wie gegen unsere äußeren Feinde ohne die volle Ausnutzung der allgemeinen Wehrpflicht; er erfolgte in der Zuversicht, die Nation werde an die ihr gestellte Aufgabe mit der, die Gefahren ausschließenden Mäßigung und Verständigkeit gehen, welche gewährleistet ward durch die Erwägung, daß andernfalls ihre staatliche Existenz in Frage stand. Wer wird behaupten wollen, daß dieses große Vertrauen getäuscht worden? Länger als ein Jahrzehnt hindurch haben alle Wahlen, inmitten der gleichmäßig demagogischen Verlockungen kirchlicher, communistscher, particularistischer Farbe, eine nationale und gemäßigte Majorität ergeben. Aber nicht ebenso rückhaltslos ist der Pact auf der anderen Seite gehalten worden. Mögen zu dem Versuche des Kanzlers, seine leitende Stellung zu einem, inzwischen auch von ihm als unmöglich erkannten persönlichen Regiment umzugestalten, zunächst die Schwierigkeiten veranlaßt haben, welche ihm ehemals Kollegen bereiteten, die nicht Genossen seiner Wahl waren — wesentlich trug dazu doch auch ein Rückfall in die alte „conservative“ Meinung bei, regieren (im weitesten, auch die Initiative der Gesetzgebung umfassenden Sinne) müsse man nicht in innerlicher Gemeinschaft mit der Volksvertretung, sondern in einem Gegensatz zu ihr, der durchaus kein feindlicher zu sein braucht, aber immerhin ein Gegensatz bleibt — welcher jeweilig durch eine Art politischen Handelsgeschäftes auszugleichen ist. Denn die Anerkennung der grundsätzlichen und natürlichen Gemeinschaft mit der Volksvertretung im Regieren hätte alsbald zu dem weiteren Eingeständniß geführt, es sei naturgemäßer, diese Gemeinschaft dauernd, in den Einrichtungen und den Personen, zum Ausdruck zu bringen, als sie bei jedem wichtigen Anlaß bis zum letzten Augenblick vermiffen zu lassen — „Krisis“ — und sie dann ad hoc, für das eine Mal zu suchen — „Compromiß“ —. Ein solches Verhältniß aber war nicht der Sinn jenes, im Jahre 1866 geschlossenen, 1870 erneuerten Bundes zwischen der preussischen Staatsgewalt und dem deutschen Volke gewesen. Auch bei der Vereinbarung der norddeutschen Verfassung hatten die von dem Fürsten Bismarck, dem parlamentarischen Repräsentanten der preussischen Krone, geführten Regierungen sich der gemäßigten liberalen Mehrheit keineswegs einfach unterworfen — im Gegentheil, sie hatten ihren Standpunkt bestimmt genug gewahrt, wie die Verfassung bezeugt, und es hatte sogar einen und den andern heftigen Zusammenstoß in offener Sitzung gegeben; aber bei alledem beherrschte die Verhandlungen doch der Gedanke, daß das Volk in seiner Vertretung der mächtige, entscheidende Helfer des großen Werkes sei. In der Folgezeit ist dieser Gedanke mehr und mehr verloren gegangen; er wurde weder in der Organisation der Reichsregierung verfürpert, noch auch nur durch das thatsächliche Verhältniß zwischen Regierung und Volksvertretung beständig anerkannt — ununterbrochen so wenig im Reiche wie in Preußen. Raum aber war so die Allianz von 1866 gelockert, als alle die Elemente, welche sich ihr damals, ihr gegenüber ohnmächtig, unterworfen hatten, in die Lücke eindrangen: nicht bloß die Gossfiguren in Salar und Kammerherren-Uniform, von denen man uns so oft unterhält; auch ernsthaftere Gegnerschaften, zum Theil unter Ausbeutung derselben persönlich zugespikten Aemterverfassung, durch welche der Kanzler sich das Regieren zu erleichtern gemeint hatte und durch die es ihm nun bis zur Unerträglichkeit, bis zum Gedanken des Rücktritts erschwert ward, machten sich geltend: die Gleichgültigkeit einzelner preussischer Ministerial-Resorts gegen die Entwicklung der Reichseinrichtungen, welche beim Bantgesetz (wo sie der Errichtung der Reichsbank widerstand) noch durch den Reichstag überwunden wurde, in der Frage der Selbständigkeit der Reichsfinanzen aber noch jezt das Feld behauptet; der kleinstaatliche Particularismus in der Eisenbahnfrage; Vorurtheile aller Art aus der absolutistisch-bürokratischen Zeit bei Gelegenheit der Gefährdung der Justizgesetze. Die letzteren wurden gerettet; aber die Rolle, welche zu diesem Zwecke die Volksvertretung übernehmen mußte, brachte in deren Mehrheit und in den hinter dieser stehenden Volkstheilen die langsam herangereifte Ueberzeugung zum Durchbruch, welche drei Monate später Fürst Bismarck seinerseits durch seinen Rückzug nach Vargin bekundete: daß es, wie der triviale, aber allgemein recipirte Ausdruck lautet, „so nicht weiter geht.“

## II.

Durch Erneuerung und Verjüngung des im Jahre 1866 mit den politisch schaffenden Kräften der Nation geschlossenen Bundes uns aus der permanenten Krisis herauszuführen, steht in diesem entscheidungsvollen Moment bei der preussischen Krone und ihrem ersten Rathgeber, dem Reichskanzler. Das Mittel, zu welchem zu greifen, ist seit vielen Wochen das große Thema aller ernsthaften und aller trivialen Erörterung der öffentlichen Angelegenheiten: die Verstärkung der Reichs- und preussischen Regierung durch die als freiwillige Mitarbeiter derselben seit einem Decennium bewährten Führer der Volksvertretung. In der Tagespresse ist zur Genüge dargelegt worden, wie davon die Beseitigung unerträglich gewordener Zustände zu erwarten ist: die nothwendige Ausgleichung zwischen der conservativen Rücksichtnahme auf das Bestehende und liberalen Reformforderungen soll künftig innerhalb der Regierung erfolgen, es sollen so diejenigen öffentlichen Kämpfe um die Einzelheiten jeder großen Maßregel vermieden werden, welche bisher fast regelmäßig zwischen der Regierung und der Parlamentsmehrheit geführt wurden und der schließlichen Zustimmung der letzteren einen Theil des moralischen Gewichtes nahmen, welches sie ohne Krisis und Compromiß gehabt hätte; es soll der parlamentarischen Mehrheit die Unterstützung umfassender, auf mehrere Jahre berechneter Reformen (z. B. der Vervollständigung eines selbständigen Reichsfinanzwesens) dadurch möglich gemacht werden, daß sie die Gewähr erhält, der zweite und dritte Schritt werde im Geiste des ersten sein, sie verpflichte sich nicht durch Zustimmung zu einem Anfang, den man kennt, für eine Fortsetzung, die man nicht kennt; der Widerspruch soll, im Reiche und in Preußen, aufhören, daß diejenigen, welche den Inhalt der Gesetze wesentlich beeinflussen, ohne jede Einwirkung auf ihre Ausführung sind, während doch insbesondere die erste Ausführung oft wichtiger als der Buchstabe des Textes ist; die Kräfte, welche jetzt in der parlamentarischen Verbesserung mangelhafter ministerieller Entwürfe verbraucht werden, sollen die Arbeiten der Regierung vom ersten Stadium an so leiten, daß sie in ihren Hauptzügen nur gegen die Widersacher der herrschenden allgemeinen politischen Richtung, nicht auch gegen deren Anhänger müssen vertheidigt werden. Nicht um eine Aenderung derjenigen Politik im Reich und in Preußen, welche seit einem Jahrzehnt verfolgt worden, handelt es sich, sondern um ihre festere Fortführung.

Wird die Krone zur Berufung derjenigen parlamentarischen Politiker in die Regierung, welche diese festere Fortführung zu sichern vermögen, ihre Zustimmung ertheilen; wird Fürst Bismarck dazu mit dem vollen Nachdruck der Ueberzeugung rathen?

Wir wagen auszusprechen, daß das preussische Königthum wiederum vor eine der großen historisch-politischen Aufgaben gestellt ist, deren es viele schon, aller Unheils-Prophezeiungen ungeachtet, für die Nation gelöst hat durch eine weise Vereinigung conservativen Maßhaltens und volksthümlicher Kühnheit. Diese Aufgabe ist: die Formen zu finden, in denen die fruchtbare und ungetheilte Mitwirkung des Parlaments möglich ist in einem Lande, das in absehbarer Zukunft so wenig wie in der Gegenwart eines starken Königthums und eines einflußreichen Berufsbeamtenthums wird entbehren können. Wie es sich hier darum handelt, nicht fremde Beispiele nachzuahmen, sondern ein Bedürfniß, das sich bei uns wie bei fremden Völkern entwickelt hat, nach Maßgabe unserer eigenen politischen Zustände zu befriedigen — so wurden am Anfang des Jahrhunderts die in Frankreich verwüthend dahergebrausten Ideen der Revolution unter den Hohenzollern in den Stein'schen Reformen und der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in deutscher Weise verkörpert; so wurde 1866 und 1870, mitten hindurch zwischen den Extremen legitimistischen Uberglaubens und revolutionärer Gleichmacherei, die Möglichkeit geschaffen, zur Erneuerung des Reiches zu gelangen. Dieselben Elemente, welche im ersten Decennium des Jahrhunderts, unter Declamationen gegen angebliche Umsturz-Abichten, eine Junter-Opposition wider

Friedrich Wilhelm III. bildeten, dieselben Elemente, welche 1866 den Krieg gegen Oesterreich und seine Bundestags-Partei für eine Untergrabung des preussischen Thrones erklärten — sie wiederholen diese Vorherhersagung für den Fall, daß man „den Parlamentarismus in Deutschland einführe.“ Aber so wenig man 1808 in Preußen die Macht des 4. August und die levée en masse der Franzosen, so wenig man 1866 die Annexionen Victor Emanuel's und Garibaldi's copirt hat, so wenig handelt es sich jetzt um eine Einführung des englischen, des belgischen oder etwa des rumänischen „Parlamentarismus“ bei uns. Unsere Conservativen lieben es, den Liberalen Befangenheit in Vorstellungen vorzuwerfen, welche von fremdländischen Mustern abstrahirt sind; in Wahrheit herrscht diese Befangenheit weit stärker auf der conservativen Seite, wo man allemal die Nachahmung irgend einer fremden Einrichtung wittert, wenn es vielmehr darauf ankommt: eine Aufgabe, welche im Laufe der Entwicklung an jedes Culturvolk herantritt, selbständig nach den Bedürfnissen der deutschen Nation zu lösen, nachdem andere Völker, die sich früher damit abzufinden hatten, das in ihrer Weise gethan. Wer glauben zu machen sucht, daß es sich bei uns gegenwärtig um den ersten Schritt zur Einführung eines parlamentarischen Parteiregiments handle, der verräth trotz aller zur Schau getragenen Loyalität gegen die Krone keine sehr große Ehrfurcht vor derselben, denn er will sie einschüchtern — wie es 1866 unternommen ward, als man behauptete, die Entthronung einiger kleinen, dem nationalen Gedanken unverföhnlich verfeindeten Dynastien müsse den monarchischen Sinn des Volkes erschüttern; zu erproben, ob Letzteres geschehen, hat Kaiser Wilhelm ja seit 1866 vielfach Gelegenheit gehabt. Nicht der erste und nicht der letzte Schritt zu einer Regierung durch parlamentarische Parteien steht in Frage; sondern schlicht und einfach: ob die Krone, ohne sich durch die beschränkten Vorurtheile und die nicht minder beschränkten Sonderinteressen eines engen Kreises ihrer Unterthanen hindern zu lassen, aus der Mitte der letzteren die Minister da wählen will, wo sie dieselben am besten findet — heute unter den hohen Beamten, morgen unter den fähigsten Mitgliedern der Volksvertretung, übermorgen vielleicht andertwärts. Nicht um die Einführung einer Verpflichtung der Krone handelt es sich, sondern um den Verzicht derselben auf eine Beschränkung, welche sie sich bisher selbst auferlegte.

Die Coterien, welche den Schreckensruf ausstießen, das parlamentarische Parteiregiment sei vor den Thoren der deutschen Monarchie — sie haben, unverföhnt wie sie noch heute selbst mit den Grundbedingungen eines ehrlichen Constitutionalismus sind, ein Interesse daran, daß das Parlament bei uns kein festbegründetes Ansehen in der Nation erlange. Das Interesse der königlichen und kaiserlichen Dynastie aber ist das gerade entgegengesetzte. Denn wie immer in den Anfängen unseres Constitutionalismus die beiderseitige Stellung gewesen sein mag: inmitten des Ansturms socialer und kirchlicher Gegnerschaft wider den Staat und wider die weltliche Gesellschaft, inmitten der Feindschaft des Particularismus hoher und niederer Herkunft gegen das Reich, ist die Volksvertretung gleich der Krone ein Bollwerk dieser bedrohten Lebensformen der Nation; das wird u. A. bewiesen durch die Angriffe, welche der Radicalismus schon lange, nicht gegen eine zeitweilige Zusammensetzung der Volksvertretung, sondern gegen diese selbst als gegen eine Einrichtung schleudert, die überhaupt oder deren Competenz zum Theil durch directe politische Thätigkeit des Volkes ersetzt werden soll; im ultramontanen Lager, wo man sich zu dieser Forderung nicht füglich bekennen darf, erspart man sich zwar das positive, antiparlamentarische Programm, leistet dafür aber um so mehr in der negativen Arbeit, das Ansehen der Reichs- oder Landesvertretung im Volke zu erschüttern, weil mit ihm das Ansehen der Gesetze untergraben wird. Angesichts solcher Erscheinungen mag es in diesem oder jenem engen Conventikel als „conservativ“ gelten, die Bedeutung des Parlaments herabzudrücken — das Interesse ebenso der Krone wie des Landes erheischt das Gegentheil; am Meisten im Hinblick auf die Verhältnisse des Reiches, wo die festen Grundmauern und Tragepfeiler eines alten Staatswesens fehlen, während



gewisse gegnerische Kräfte, welche es in einem solchen nicht gibt, im Reiche zu bekämpfen sind. Kann man nun wol behaupten, daß die letzten Jahre geeignet waren, unsere Parlamente innerlich zu stärken und ihr Ansehen nach Außen zu heben? Während die Parteien der Minorität in ihrer Weise auf das Segentheil hinarbeiteten — die einen in voller Absicht, die anderen, ohne zu wissen, was sie thaten —, konnten inmitten der parlamentarischen Mehrheit diejenigen Verhältnisse, welche im Volke Gleichgültigkeit und Mißmuth erzeugten, nur niederdrückend wirken, ebenso auf die Stimmung, wie auf den inneren Werth der repräsentativen Versammlungen. Der in unseren Volksvertretungen weitverbreitete Degout über die ihnen zeitweise zugewiesene Rolle ist kein Geheimniß; mochte mancher Grünbling allezeit lustig umherplätschern im seichten Gewässer der parlamentarischen Wichtigthuerei — von den tüchtigsten Charakteren und den besten Köpfen ist im Laufe der letzten Jahre so mancher oft genug der Sache satt und nahe daran gewesen, ihr den Rücken zu kehren; auf eines von zwei innegehabten Mandaten — zum Reichstage und Abgeordnetenhaus — haben namhafte Parlamentsmänner thatächlich und ohne Bedauern verzichtet. Noch bezeichnender aber ist die Dünne des Nachwuchses. Nicht daß man frei werdende Wahlkreise nicht an den Mann zu bringen vermöchte: es findet sich immer Jemand, der Lust und Muße hat, einen Theil des Jahres in Berlin zu verleben; aber wer sich vergegenwärtigt, wie viele parlamentarische Kräfte ersten Ranges seit zehn Jahren durch Tod oder Rücktritt ausgeschieden sind, und wie wenige der Neulinge das Zeug zu ähnlicher Bedeutung erwiesen haben, wird auch hier eine höchst unerwünschte Folge der unseren Parlamenten bisher zugewiesenen Stellung erblicken. In allen Verhältnissen des Lebens entspricht eben die Recrutirung, wenn sie eine freiwillige ist, den Chancen des Dienstes, und die letzteren waren in unseren Parlamenten neuerdings wahrlich nicht verlockend. Wir sprechen an dieser Stelle vornehmlich von der Mehrheit in denselben, und vornehmlich von der liberalen Mittelpartei, welche in ihr weitaus überwiegt; denn für die Oppositionsfraktionen kommen bei uns naturgemäß zum Theil andere Gesichtspunkte in Betracht. Mit einigen, ganz vereinzelten Ausnahmen nun gehören die leitenden Männer jener Partei der älteren Politiker-Generation an, welche vor 1848 durch den Druck der alten Staatsordnung oder in den fünfziger und sechziger Jahren durch die Willkürherrschaft der Reaction und durch die Verfassungskämpfe in den verschiedenen deutschen Staaten in den politischen Dienst der Nation getrieben wurden. Eine constitutionelle Verfassung zu erringen oder eine errungene zu vertheidigen, war ein würdiges Ziel freiwilliger politischer Arbeit. In der Gegenwart kommt dasselbe nicht mehr in Betracht; welcher andere Preis aber, der die tüchtigsten Kräfte der Nation der amtslosen Mitarbeit in der Leitung des Staatslebens zuführen könnte, winkt dermalen bei uns in der parlamentarischen Arena? Der deutsche Volksvertreter darf mangelhafte Gesehtwürfe der Regierung im Schweiße seines Angesichtes verbessern; bewähren sich die so entstandenen Einrichtungen, dann gebührt das Verdienst natürlich der Regierung, welche fortan doppelt der Unterstützung würdig ist; erweisen sie sich aber als mangelhaft — vielleicht nur, weil durch das Zusammenwirken von Köchen verschiedener Schule der Brei verdorben worden —, dann wird das Obium der parlamentarischen Mehrheit zugeschoben, welche die unschuldigen Minister zu so verhängnisvollen Gesezen gezwungen und denen eine bessere Vertretung des Volkes zu senden, dieses vermahnt wird. Ganz zu schweigen von nebensächlichen Annehmlichkeiten, wie das Krisis- und Compromiß-System, periodische Verunglimpungen durch die officiöse Presse u. dgl. sie darbieten. Jede praktische Thätigkeit, in welcher Raum zu selbständigem Schaffen ist, jedes wissenschaftliche Wirken, jede literarische Bewährung aus dem Vollen ist befriedigender. Würde es bei uns System — immerhin unausgesprochenes —, daß die zur Theilnahme an der Regierung befähigtesten Persönlichkeiten dazu nicht berufen werden, weil sie im Parlamente, statt in der Beamten-Hierarchie, emporgekommen — dann wäre mit Sicherheit die geistige Verödung unserer Volks-

vertretungen vorauszusehen; vielleicht die Erde der äußersten Linken in denselben ausgenommen, in der man weitestgehende Zukunftspolitik treibt.

Ob die Krone demnächst durch Berufung parlamentarischer Politiker die sachlichen Schwierigkeiten der Lage beseitigen, die Theilnahme der Nation an den öffentlichen Angelegenheiten verjüngen, die Volksvertretung als eine der das heutige Staatsleben tragenden Gewalten moralisch kräftigen wird — wir wissen es nicht; aber daß unser Königthum einmal, ungehindert durch das Schreckbild der „parlamentarischen Parteiregierung“, die bisher ungelöste Aufgabe übernehmen wird voller Einfügung des Parlaments in die älteren großen Institutionen des Staates nach deutschem Begriff, dafür bürgt die Identität der Interessen von Dynastie und Volk in unserem Lande. Nur freilich, wann sie sich auch an dieser Aufgabe bewährt, das ist nicht gleichgültig für den Gang der Dinge bis dahin. Wir bedürfen der Verwerthung jeder schöpferischen Kraft des Landes an der rechten Stelle; und ganz ebenso für alle absehbare Zukunft der Erhaltung des Königthums, das auch die deutsche Reichskrone trägt, in seiner geschichtlichen Stellung als einer Verkörperung des Staatsgedankens, die unerschütterlich als letzter Schiedsrichter zwischen den einander bekämpfenden Parteien und gesellschaftlichen Classen steht. Eben darum kann das Königthum bei uns besseres Selbstvertrauen haben, als von der freien Berufung parlamentarischer Staatsmänner in seinen Rath die Uebertragung von Formen fremden öffentlichen Lebens zu befürchten, zu denen alle Voraussetzungen bei uns fehlen. Weder das englische, noch das, wahrlich wenig zur Nachahmung lockende Parteiregiment in manchen continentalen Staaten ist — gewissermaßen durch Gewöhnung, durch Erziehung — entstanden, indem die Krone einmal die Unvorsichtigkeit begangen, Männer aus dem Parlament zu Ministern zu machen. In England erwuchs es, weil im Verlauf einer mehrhundertjährigen Geschichte voll blutiger Kämpfe und Revolutionen die alte Dynastie schließlich so entwurzelt war, daß sie fast ohne Widerstand durch eine neue, fremde konnte ersetzt werden; und weil die aristokratischen Classen, welche dies vollbrachten, zugleich unausgesetzt die Verwaltung des Landes selber in allen unteren Instanzen geführt hatten, sodaß die Uebernahme derselben auch an der höchsten Stelle nur eine Consequenz davon war; wie kein Königthum, so gibt es seit langer Zeit kein Beamtenthum in deutschem Sinne in England: nichts bezeichnender hierfür, als daß unser „Rath“ im Ministerium, so weit er jenseit des Canals vorhanden, gerade so ein Clerf genannt wird, wie der Gehilfe im nächsten Kleinverkauf von Kaffee und Heringen. Und die continentalen Staaten mit parlamentarischer Parteiregierung? Theils als neue, ungeschichtliche Gebilde (Belgien, Italien, Griechenland etc.), theils in Folge zahlreicher, von Grund aus umpflügender Revolutionen (Frankreich), haben auch sie weder ein Königthum, noch ein Beamtenthum, das wie bei uns so stark (um nicht zu sagen: stärker) im Respect des Volkes wurzelt, wie die Volksvertretung. Daß dieser Respect in einem Lande, wo er vorhanden, sogar mächtiger ist, als eine jahrzehntelange Gewöhnung an äußerliche Nachahmung der „parlamentarischen Regierung“, erfährt man seit längerer Zeit in Dänemark, wo die Krone, trotzdem seit dreißig Jahren Ministerien der Mehrheitsparteien einander gefolgt, nun seit Jahren dem factischen Treiben einer Follsthings-Majorität gegenüber ein dieser fremdes Cabinet im Amte hält. Und unser deutsches Königthum sollte sich weniger zutrauen dürfen? Nicht darum — wir sagten es schon — handelt es sich, daß die Krone für jetzt und künftig eine Verpflichtung anerkennen sollte, ihre obersten Räte aus dem Parlament zu nehmen. Versühre sie, wie wir hoffen, demnächst thatsächlich und für den einen Fall so — sie wäre gleichwol in der Zukunft so frei, wie bisher, wieder nur zu Unterstaatssecretären, Oberpräsidenten oder Gesandten zu greifen. Wenn sie jetzt die Führer der Parlamentsmehrheit zu Ministern wählte, so würde es nicht in Anerkennung einer Doctrin, sondern es würde geschehen, weil diese Männer schon bisher, durch ihren parlamentarischen Einfluß, wesentlich an der erfolgreichen Leitung der Staatsgeschäfte theilhaftig waren, also ihren Beruf dazu erwiesen haben, und weil es dem öffentlichen Wohle förderlich er-

scheint, ihre Kräfte künftig für Reich und Staat an den Stellen zu verwerthen, wo es uneingeschränkt geschehen kann. Aber setzen wir den Fall, nach einer Reihe von Jahren, unter veränderten Verhältnissen, gegenüber einem Parlament, in welchem die Mittelmäßigkeit dominirte, dagegen im Besiz ausgezeichnete Kräfte auf den obersten Stufen der amtlichen Stufenleiter — bildete die Krone eine Regierung lediglich aus hohen Beamten: kann irgend Jemand, der das deutsche Volk kennt, glauben, dasselbe würde dann etwaige Versuche der Parlamentsmehrheit unterstützen, die Bildung einer Regierung aus ihrer Mitte als ihr Recht zu erzwingen? In England würden ohne Zweifel zur Durchsetzung einer solchen Aenderung die Steuern vom Volke verweigert werden; in Frankreich genügte vor Kurzem zu demselben Zwecke die bloße Drohung; in Deutschland aber besteht in der Nation die Ueberzeugung, daß die Krone Recht und Pflicht zu Wahrung des öffentlichen Wohles ebenso wie die Volksvertretung hat, und das deutsche Beamtenthum wird als ein erprobtes Werkzeug dazu am Ende selbst von seinen schärfsten Kritikern anerkannt. Ein Versuch, bei uns parlamentarische Interessenpolitik als Selbstzweck zu treiben, die verfassungsmäßigen Machtmittel der Volksvertretung zu mißbrauchen behufs Erlangung von Ministerportefeuilles — überflüssig, sich auszumalen, auf welche Antwort er im Volke stoßen würde: er kann in absehbarer Zeit niemals unternommen werden. Daß auch bei uns, in Reich und Staat, ohne die Unterstützung einer Mehrheit des Parlaments nicht regiert werden kann, hat selbst die gegenwärtige Regierung nichtparlamentarischen Ursprungs, hat der Kanzler oft genug anerkannt; in engere Grenzen, als dadurch bezeichnet sind, schränkt die Krone aber ihr Belieben betreffs der Wahl ihrer Räte auch dann nicht ein, wenn sie, weil es den öffentlichen Geschäften am förderlichsten erscheint, die Regierung aus der Mitte des Parlamentes ergänzt. Die Analogie zur „parlamentarischen Regierung“ anderer Länder würde sich in diesem Sinne bei uns dahin gestalten, daß die parlamentarische Thätigkeit und die Hierarchie der Staatsämter zwei Laufbahnen würden, in denen beiden die politischen Talente des Landes empor kämen, um, je nach den Bedürfnissen der Zeit, von der Krone frei in die Regierung berufen zu werden. Das wäre eine Entwicklung, welche auch auf der obersten Stufe der Landesverwaltung die Verbindung von Berufs- und Ehrenamt durchführte, welche, im Gegensatz zum englischen, dem deutschen Selbstgovernment zu Grunde liegt und soeben in der neuen Selbstverwaltungs-Gesetzgebung Preußens von Neuem anerkannt wird. Die Stellung des Königthums in Deutschland ist auf alle Fälle so fest und erhaben, daß es in vornehmem Vertrauen zu sich selbst und zur Nation die Schreckbilder aus der politischen Zauberkammer unserer Don Quichote's bei Seite schieben kann:

„Mit Vergunst, Herr Ritter,  
Kann ich da nur seh'n  
Mühlen, die im Winde  
Ihre Flügel dreh'n.“

### III.

Wenn es der Aufgabe dieser Zeitschrift entsprechen könnte — wie es ihr in Wahrheit nicht angemessen wäre —, in eine Discussion der mit der „Kanzlerkrise“ zusammenhängenden Einzelheiten personeller und organisatorischer Art einzutreten, so würde dergleichen doch durch eine Erwägung rein äußerlicher Natur unterjagt werden: zwischen der Niederschrift dieser Seiten und ihrem Erscheinen vor den Augen der Leser liegt nothwendig ein Zeitraum von mehreren Wochen; gerade während des Verlaufs derselben werden allem Anschein nach die letzten Entscheidungen reifen, und die Voraussetzungen jeder in's Einzelne gehenden Erörterung könnten daher hinfällig sein, wenn diese die Presse verläßt. Aber wesentlich ist nach unserem Urtheil auch nur das Eine, davon auf den vorstehenden Blättern die Rede war: eine Neubildung

der preussischen und Reichs-Regierung, welche diese wieder als den Ausdruck aller schaffenden und bewahrenden politischen Kräfte des heutigen Deutschlands, im Gegensatz zu den zerstörenden, hindernden und verneinenden, erscheinen läßt und dadurch jene ersteren Kräfte von Neuem zu der gemeinsamen, freudigen Thätigkeit zusammenfaßt, die das neue Reich erschuf. Für Preußen, dessen Staatsleben durch die Kanzlerkrisis ganz so beeinflusst worden, wie das des Reiches, kommen bei der Lösung derselben fast nur persönliche Fragen in Betracht: die Organisation der Regierung ist da eine fertige, gegebene, und die Entscheidung der schwebenden Einzelfragen wird daher fast allein von der künftigen Zusammensetzung des Staatsministeriums abhängen. Anders allerdings im Reiche; hier handelt es sich darum, das Werkzeug, womit die Personen arbeiten sollen, erst umzubilden: die Aufgabe einer verbesserten Organisation der Reichsregierung steht am Eingang der zweiten Periode deutscher Reichspolitik, deren Beginn man erwartet. Doch auch hier erachten wir — unter jener Hauptbedingung für alle weitere fruchtbare politische Thätigkeit in Deutschland — nur wenige Punkte für so wichtig und zugleich zur Zeit, selbst unter Gesinnungsgegnossen, so allen Zweifeln entrückt, daß man sie gewissermaßen zum Programm erheben könnte. Eigentlich nur zwei. Ueber den einen scheint, wenigstens auf nationaler Seite, allgemeine Uebereinstimmung zu herrschen: die für die Aufgaben des Reiches wichtigen Ressorts müssen in diesem und in Preußen künftig unter derselben Leitung stehen. Für die auswärtigen Angelegenheiten, die Kriegsflotte und das Heer ist das bereits der Fall — bei der Armee zwar nicht formell, indem einzelne der Bundesstaaten besondere Kriegsministerien haben, denen der preussisch-deutsche Kriegsminister nicht eigentlich zu befehlen hat; indeß für die Uebereinstimmung in allem Wesentlichen ist thatsächlich gesorgt. Die Angelegenheiten, auf welche es bei der neu einzuführenden Personalunion von preussischen und Reichsressorts gegenwärtig ankommt, sind die Finanzen und das Verkehrswesen. Kein Zweifel, daß auf diesen beiden wichtigen Gebieten während der letzten Jahre neben großen errungenen Erfolgen — man denke nur an die Münzreform! — schwere Fehler begangen worden: man hat in der Nation den Eindruck hervorgebracht, daß jede Verletzung des Themas der Reichsfinanzen gleichbedeutend sei mit einer drohenden neuen Belastung der Steuerzahler, einer neuen Belastung ohne Reformidee, welche damit verschönen könnte; und man hat durch unsicheres, ungenügend vorbereitetes Angreifen wichtiger Verkehrsfragen über diese eine Verwirrung der Meinungen hervorgerufen, wie sie in Deutschland lange nicht vorhanden war. Gerade unter wirtschaftlichen Verhältnissen wie die gegenwärtigen aber wäre auf dem finanziellen und dem verkehrspolitischen Gebiete eine feste, des Zieles und der Mittel sich klar bewußte Führung durch die Reichsregierung von der höchsten Wichtigkeit gewesen; sie hat leider gefehlt. Eine Erörterung, welche nicht untersucht, wer und was an Geschehenem und Nichtgeschehenem der Vergangenheit die Schuld trägt, sondern nur die Zukunft im Auge hat, kann dahingestellt sein lassen, ob für die beregten Uebelstände ausschließlich diejenigen Hindernisse verantwortlich sind, welche durch die Vereinigung der preussischen und der Reichsverwaltung der Finanzen und der Verkehrsangelegenheiten künftig sollen beseitigt werden; zweifellos ist jedenfalls, daß der „preussische Particularismus“ und die Versagung zureichender Unterstützung, deren Fürst Bismarck wiederholt laut und öffentlich preussische Minister angeklagt hat, für sich allein genügen können, den Leiter der Finanzen und des Verkehrswesens im Reiche lahm zu legen; um nur einen und noch nicht den gewichtigsten hierher gehörenden Umstand hervorzuheben: schwierige und umfassende Vorarbeiten für die Durchführung einer Reformidee, resp. für die Entscheidung darüber, ob sie als unrealisierbar aufzugeben, sind nur auf Grund der thatsächlichen Erfahrungen einer großen Verwaltung anzufertigen, nur in Preußen einigermaßen nach dem Maßstabe so großer Verhältnisse, wie sie im Reiche in Betracht kommen; woher soll das letztere sie also nehmen, wenn in den bezüglichen preussischen Ministerien die rege Theilnahme, der Wille oder die Befähigung mangelt? Nicht um einen Fortschritt in der „Verpreussung“, nicht um die künftige

Leitung der Verkehrsangelegenheiten und der Finanzen des Reiches von den betreffenden preussischen Ministerien aus handelt es sich — sondern darum, daß Preußen noch vollständiger als bisher die persönlichen Kräfte seiner Staatsleitung und seine Machtmittel in den Dienst des Reiches stellt.

Das ist der eine Punkt von entscheidender Bedeutung; der andere, vielleicht noch wichtigere ist, daß der Kanzler darauf verzichtet, künftig wie bisher der einzige politisch verantwortliche Minister des Reiches zu sein. Wenn Fürst Bismarck, wie es den Anschein hat, die Entwicklung der Dinge im Reiche weit genug vorgeschritten erachtet, um jetzt aus eigenem Antrieb auf diesen Gedanken einzugehen, den er früher zurückwies, so kommt unserer Meinung nach auf das Maß und die Art der Ausführung im Augenblick wenig an. Aus der Mitte der nationalen Partei — nicht blos von den Liberalen: den ersten Antrag stellte in Gemeinschaft mit dem verstorbenen Zweiten Graf Münster — ist auch nach der Verkündung der norddeutschen Bundesverfassung das Verlangen nach Einführung eines collegialischen verantwortlichen Reichsministeriums wiederholt erhoben worden. Eine nicht ferne Zukunft, denken wir, wird diese Forderung erfüllen; denn im Wesen der Dinge liegt, daß das complicirte Geschäft der Leitung eines großen Staatswesens das Zusammenwirken einer solchen Zahl von Männern erheischt, daß diese in sich die Kenntniß der verschiedenen, niemals von Einem allein zu beherrschenden Zweige der Regierungsthätigkeit vereinigen; und da ein großer Staat nicht von Routiniers ohne Geist und Initiative geleitet werden kann, mit hervorragender Befähigung aber allemal eine entschiedene Abneigung wider unbedingte Unterordnung, das Verlangen nach mindestens so viel Selbständigkeit verbunden ist, wie die Nothwendigkeit des Zusammenwirkens in einem Colleg sie gestattet, so wird das Jahrhundert wol nicht zu Ende gehen, ohne daß Deutschland ein Reichsministerium haben wird. Aber — um von dem Widerstreben gegen ein solches im Bundesrath zu schweigen, das nach unserer Ansicht selbst vom Standpunkt des Particularismus aus verkehrt ist —: zur Zeit ist nicht zu bestreiten, daß die Herausbildung der Regierungseinrichtungen im Reiche sich noch im Flusse befindet, daß die definitive Abgrenzung von ministeriellen Ressorts, die verfassungsmäßige Feststellung ihrer Befugnisse vielleicht noch verzögert wäre. Und was die Hauptsache ist: der Staatsmann, welchen das deutsche Volk von seinem Posten an der Spitze der Reichsregierung nur im Falle der unbedingten und zweifellosen Nothwendigkeit eines solchen Entschlusses scheiden ließe, hat seinen Widerspruch gegen eine collegialische Verfassung der obersten Reichsbehörde, gegen ein Regieren nach Maßgabe von Abstimmungen selbst vertrauter Meinungsgeossen bis heute nicht aufgegeben. Es gilt, einen Mittelweg zu finden. Der bisherige Zustand kann nicht fortbauern: sogar in der Fülle der Gesundheit vermag ein einziger Mann, sei er auch so hochbegabt wie der erste deutsche Kanzler, nimmermehr alle verschiedenen Zweige der Regierung so zu erfassen, daß er in ihnen allen schöpferische Initiative entwickeln und ihre Verwaltung genügend übersehen könnte, um die Verantwortlichkeit dafür zu tragen; er vermag es noch weniger, wenn in erster Reihe die auswärtigen Angelegenheiten ihn in Anspruch nehmen, und vollends nicht, wenn seine Gesundheit erschüttert ist und er einen großen Theil des Jahres fern von der Hauptstadt weilt. Wie aber, wenn er, der von einem Collegium nichts hören will, sogar dann nicht, wenn er darin der, vermöge seiner Bedeutung weitemporgehobene Erste unter kaum mit ihm noch Gleichen sein sollte — wie, wenn er einen Amtsgenossen sich zugeellte, einen Vicelkanzler oder wie sonst man ihn nennen mag? Zwei Männer, welche wissen, daß sie in den wichtigsten Dingen übereinstimmen, verständigen sich über Einzelfragen unvergleichlich rascher, als eine Körperschaft von etwa sechs Mitgliedern; fünf Männer zu überzeugen ist ja nicht fünfmal, sondern fünfzigmal schwieriger, als dieses Geschäft Einem gegenüber, denn die Ansichten der fünf gehen unter einander die verschiedensten Verbindungen ein. Unter zweien gibt der eine dem andern leicht im Vertrauen auf dessen größere Vertrautheit mit dem einzelnen Gegenstande nach. Der Vicelkanzler — greifen wir immerhin der zur Ein-

setzung eines solchen nothwendigen Verfassungsänderung vor, um eine bestimmte Bezeichnung anwenden zu können — der Vicelanzler vermag auf allerlei Art sich mit dem Kanzler in die für Einen unerträgliche Arbeit und Verantwortlichkeit zu theilen; er kann, wenn der rechte Mann das Amt erhält, in seinem Zusammenwirken mit dem Kanzler die Theilnahme des Parlaments an der Regierung darstellen und sichern, welche unerlässlich ist; er kann die allmälige weitere Herausbildung der Regierungs-Institutionen vorbereiten, indem unter seinem Vorfiß die — zunächst nicht, wie der Kanzler und der Vicelanzler, verantwortlichen, ihnen beiden nicht gleichgestellten — Ressortchefs zu Berathungen zusammentreten, welche die Einheit der Regierungsthätigkeit sichern. Diese oberflächlich skizzirenden Striche sollen nur zeigen, daß sogar eine keineswegs weit gehende Theilung des heutigen Amtes des Kanzlers, eine Theilung, welche von der Errichtung eines Ministercollegiums noch sehr entfernt bliebe, die schwersten Uebelstände der jetzigen Einrichtung heben, die wesentlichen Forderungen, welche hinsichtlich der Organisation der Reichsregierung zu stellen sind, erfüllen oder ihre Erfüllung anbahnen kann; vor Allem würde sie für die jetzt vielfach unterbrochene Einwirkung der öffentlichen Meinung auf die Reichsregierung so zu sagen eine sichere Leitung schaffen und die jetzt fast gänzlich mangelnde Fühlung mit der parlamentarischen Mehrheit herstellen. Was einer solchen Organisation an äußerer Abrundung und innerer Ausgestaltung fehlen würde, müßte die Bedeutung der darin thätigen Personen vorderhand ersetzen. Die heutige Generation des deutschen Volkes hat einigen Grund, in ersterer Beziehung mit ihren Forderungen bescheiden zu sein. Sie ist Zeuge des seltenen Schauspiels, wie die Institutionen eines großen Staatswesens werden. Wie man dergleichen auf dem Papiere einer Verfassungs-urkunde zu machen versucht und mit diesem Unternehmen scheitert oder etwas Anderes erreicht, als beabsichtigt war, ist oft während der Dauer eines mäßig langen Menschenlebens zu beobachten gewesen; die geschichtliche Entwicklung einer Verfassung dagegen im Widerstreit und in der Verflechtung der sie bedingenden Umstände hat zu anderen Zeiten und bei anderen Völkern einen ungleich längeren Zeitraum in Anspruch genommen; wir Deutschen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts können, wenngleich die Gestaltung der Reichseinrichtungen vermuthlich nicht beendet sein wird an dem Tage, an welchem der letzte Zeitgenosse der Kämpfer von Königgrätz die Augen schließt, doch behaupten, das geschichtliche Werden eines großen Staatswesens zu beobachten: die früheren Geschiehe Deutschlands haben bewirkt, daß die Bausteine vorhanden und die Bauleute eifrig sind. Aber die Erwägung, daß wir so in der That das Werk von Generationen in fast nur ebenso vielen Jahren entstehen sehen, darf uns in den Ansprüchen an Symmetrie und Reihenfolge mäßigen, sofern nur die offenbar dringlichen Forderungen jedes Tages nicht unerfüllt bleiben. Worin wir die dringlichsten von heute erblicken, wurde oben dargelegt: im engen und dauernden Einverständniß des Fürsten Bismarck mit der Nation und ihrer Vertretung liegt eine moralische Macht, welche Mängel der Regierungsorganisation zu ergänzen vermag.

Allerdings: die dauernde Begründung dieses Einverständnisses und seine Verwerthung für positive politische Zwecke ist auch davon abhängig, daß unsere bermaligen und demnächstigen Mehrheitsparteien (man wird ja vorderhand diesen Plural nicht entbehren können) die Methode ihres politischen Denkens einer gewissen Revision unterziehen. Dies umgekehrt geltend zu machen, wird, wenn es zur Lösung der Kanzlerkrisis in dem hier entwickelten Sinne kommt, die Aufgabe aller derer sein, welchen irgendwie an der politischen Führung weiterer oder engerer Volkskreise ein Antheil zufällt. Wir fanden den letzten Grund des unhaltbaren und gefährlichen Zustandes, dessen Ausdruck die Kanzlerkrisis ist, darin, daß seit einigen Jahren in der obersten Leitung unserer öffentlichen Angelegenheiten wieder die alte Anschauungsweise — vielleicht unbewußt — sich geltend gemacht: regiert werde naturgemäß in einem, wenngleich nicht feindlichen, Gegensatz zur Volksvertretung; es sei selbstverständlich, daß jeder von beiden Theilen seinen eigenen Weg gehe und eine Vereinigung

nur im einzelnen Falle gesucht werde, wenn sie unbedingt nothwendig geworden, wobei von Rechts wegen das Parlament nachzugeben habe. Die Wahrheit zu sagen: diesem Rest aus alter Zeit in der Ansicht vom Regieren entsprach bis in die jüngste Vergangenheit auch ein ähnlicher Rest veralteter Auffassung im Volke, der nicht ohne jede Wirkung auf die parlamentarische Mehrheit bleiben konnte: eine Neigung, sich den staatlichen Vorgängen gegenüber, selbst bei allgemeiner Uebereinstimmung damit, eigentlich doch nur als Zuschauer zu fühlen, als ein Zuschauer, der unter Umständen durch seine Wahlstimme gern und lebhaft Beifall zollt, aber, wenn die Sache ihm nicht in allen Stücken behagt, oder wenn er gerade Geschäfte hat, oder übel gelaunt ist, oder aus anderen ähnlichen Gründen zu Hause bleibt und Reich und Staat für sich selbst sorgen läßt. Am Größten ist die Neigung hierzu, wenn eine Anforderung an den Geldbeutel im Anzuge ist, die man zwar nicht als unbegründet abzuweisen vermag, zu deren offener Vertretung Anderen gegenüber man sich darum aber keineswegs verpflichtet erachtet; doch auch, wo es sich nur um die moralische, aber beharrliche, nicht durch besondere Reizmittel immer wieder provocirte Unterstützung im Stillen durchaus gebilligter Staatszwecke handelt, macht sich die Tendenz geltend, sich der Politik gegenüber als Privatmensch zu fühlen, der, statt sich mit dem Staate zu identificiren, sich ihm gegenüber gewissermaßen für jede Stunde freie Hand vorbehält. Die Unsicherheit, welche dadurch in dem Mannschäftsbestand der Parteien im Volke entsteht, wirkt in den parlamentarischen Fractionen als Unsicherheit der Disciplin. Eine Regierung aber, welche ihre Kraft aus der Uebereinstimmung mit dem Parlamente ziehen soll, muß, so lange sie ihrem Programm treu bleibt, auf eine festere Unterstützung rechnen können; gerade sie würde ohne diese ihre Existenzberechtigung verlieren. Bildet der Kanzler eine solche Regierung, so wird jene große unconstituirte freisinnige Gesamtpartei im deutschen Volke, von der wir früher sprachen, auf eine Probe gestellt werden, welche aus den besonderen Gründen der heutigen deutschen Parteiverhältnisse eine sehr ernsthafte werden kann. So lange die Voraussetzungen dauern, aus denen unsere Parteien unbedingter Opposition hervorgegangen, wird durch diese ein so großer Raum im Reichstage besetzt — ein reichliches Drittel! — daß, soll anders eine sichere Majorität möglich sein, diese darauf angewiesen ist, fast das ganze übrige Terrain behaupten zu müssen; mit anderen Worten: die Parteien, welche zum Reiche stehen, können sich weder den Luxus innerer Streitigkeiten, noch den der bisherigen zeitweiligen Bequemlichkeit gestatten; so weit er bisher getrieben ward, liefert er einen begründeten Vorwand gegen die jetzt angestrebte Umbildung der Regierung; nach derselben würde die Erneuerung dieses Luxus, durch den man die Mittel zur Bestreitung der täglichen politischen Lebensbedürfnisse vergeuden würde, mit Recht als Beweis für die Nothwendigkeit einer Curatel angeführt werden. Und die Zustände, welche unseren Reichsparteien solche Sparsamkeit bei Strafe des politischen Vermögensverlusts auferlegen, werden ohne Zweifel noch auf Jahre hinaus unverändert bleiben. Man täusche sich nicht darüber: die drei Hauptgruppen der unbedingten Opposition gegen die bisherige, jetzt neu zu befestigende Politik, die ultramontane, die weltlich-particularistische und die socialdemokratische, haben eine dauerhafte Constitution. Selbst wenn das nächste Conclave einen „versöhnlichen“ Papst wählen, ja sogar wenn ein für den Staat siegreicher, äußerlich so vollständiger kirchenpolitischer Friedensschluß erreicht würde, daß die Centrumsfraction sich auflöste — Letzteres dünkt uns höchst unwahrscheinlich —, würde der politische Katholicismus dem preussisch-deutschen Staate gegenüber nicht in Wahrheit entwaffnen. Daß Rom niemals verzichtet, ist eine nachgerade abgenutzte Wahrheit; und am Wenigsten wird es aus dem gegenwärtigen Kriegszustande in eine idyllische Friedensgefinnung gegen uns übergehen. Vergleichen könnte nur eine Regierung zu glauben sich anstellen und glauben zu machen versuchen, welche pflichtvergessen genug wäre, den staatlichen Siegespreis des opfervollen kirchenpolitischen Kampfes zu gefährden, um das Centrum in seiner jetzigen oder einer anderen Erscheinungsform als Allirten für die Erreichung von Parteizwecken zu verwenden.

Dasselbe wird, auch nach einem Friedensschluß, als besondere Fraction fortbestehend oder in andere Parteien — in die alt-conservative, particularistische, radicale — vertheilt, die stille Befehdung der Reichspolitik fortsetzen, allerdings hoffentlich mit wesentlich vermindertem Anhang im Volke; die Illusion von dem unpolitischen Charakter des Ultramontanismus ist für die heutige Generation der Deutschen hoffentlich nicht wieder herzustellen nach den Erfahrungen seit 1872: allzu drastisch sahen wir das Wort aus „Heinrich IV.“ Wahrheit werden:

„Der Bischof aber jetzt

Verwandelt Aufruhr in Religion.“

Doch wie gesagt, nicht einmal die äußerliche Entwaffnung vermittelt der Auflösung der Centrumsfraction halten wir für wahrscheinlich; man wird sie unter dem Vorwande, auf alle Fälle zur Vertheidigung gerüstet bleiben zu müssen, in der That aber um auf Bündnisse auszugehen, durch die man langsam den verlorenen Boden wiedergewinnen könnte, beibehalten — und im Kleide des Lammes vielleicht gefährlicher sein, als in dem des Wolfes. Nicht weniger als die Ultramontanen sind die rein politischen Particularisten darauf angelegt, für längere Zeit stehende Figuren auf unserer Parlamentsbühne zu bleiben: sie vertreten verletzten Dünkel und verletzte Interessen, zwei lange nachwirkende Antriebe; nur allmählig löst in ihrer Heimath, den „Mittelstaaten“ und der Provinz Hannover, ein neu heranwachsendes Geschlecht, das von der Herrlichkeit vor Königgrätz nichts mehr weiß, die Frondeurs ab. Und die Socialdemokraten? Auch falls sie nicht berufen sind, als neue Hunnen und Vandalen unsere Gefittung zu zerstören, auch wenn ihr Verbreitungskreis naturnothwendig ein verhältnißmäßig enger wäre und sie diesen bereits zum größten Theil erfüllt hätten bei der Hilflosigkeit, mit welcher die Gesellschaft diesem Uebel vorderhand gegenübersteht, wird Niemand auf rasches Verschwinden desselben rechnen. Das polnische Hilfscorps dieser drei oppositionellen Parteien vollends ist so unsterblich, wie die Illusionsfähigkeit des polnischen Volkes. Angesichts der auf die Dauer angelegten Gegnerschaften eine ebenfalls Dauer versprechende Mehrheit zu bilden — das ist die Aufgabe, ohne deren Lösung jede Erledigung der Kanzlerkrisis nur ein schnell vorübergehendes Zwischenspiel wäre. Die Stunde aber ist der Aufgabe günstig; zunächst weil die Gesetzgebung des jüngsten Jahrzehnts die wichtigsten Differenzpunkte der heute zum Reiche stehenden Parteien thatsächlich beseitigt hat; u. A. vielleicht auch — wir wollen die paradoxe Behauptung wagen — weil allem Anschein nach eine Eröffnung neuer Einnahmequellen für Reich und Staat unvermeidlich in einem neuen Regierungsprogramm wird stehen müssen; den Entschluß, ohne Scheu vor einem Verlust an Popularität und mit Ueberwindung der unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen doppelt natürlichen Abneigung wider Steuererhöhungen dem Reiche und dem Staate ohne Wanken zu geben, was sie für ihre nationalen Macht- und ihre Culturzwecke brauchen — einen solchen Entschluß halten wir für einen festeren Kitt einer neu gesammelten Mehrheit, als bloße tugendhafte Vorsätze. Dieser Mehrheit zählen wir alle Liberalen und alle Conservativen zu mit Ausnahme derjenigen Politiker auf der Linken, welche bereits zu erkennen geben, daß die fortgesetzte Fraktions-Agitation ihnen werthvoller ist, als selbst die Aussicht, den von ihnen proclamirten Zielen wenigstens um eine Etappe näher zu kommen, und mit Ausnahme derjenigen Altconservativen, welche in der bisherigen Reformpolitik nur einen unheilvollen Abfall von der ganzen Entwicklung des preussischen Staates erblicken; die übrigen Liberalen und Conservativen werden sich schwerlich zu einer Partei, aber sie können sich auf Grund ihres zehnjährigen, selten unterbrochenen Zusammenwirkens in der Begründung der Reichseinrichtungen und in der preussischen Reform-Gesetzgebung zu einem Parteien-Bündnis vereinigen, das der Coalition innerhalb der Regierung entsprechen würde. —

Ob die Kanzlerkrisis die Lösung findet, welche hier erörtert worden, steht dahin; aber zweifellos scheint uns, daß jeder andere Ausgang keine Lösung, sondern nur eine Vertagung sein würde.



## Literarische Rundschau.

### Ebers' neuer Roman.

„Homo sum“. Roman von Georg Ebers. Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger. 1878.

Wieder führt der berühmte Verfasser der „ägyptischen Königsstöchter“ und der „Arda“ uns auf den klassischen Boden, den er als Gelehrter und als Dichter gleich vollständig beherrscht. Das biblische Morgenland ist auch der Schauplatz dieser seiner neuesten Dichtung; aber die Perspective des Bildes hat sich bedeutungsvoll verschoben. Nicht mehr das üppige Nilthal mit seinem Naturleben und seinen Culturwundern nimmt den Vordergrund ein, sondern die steinige Wüste mit ihrem geheimnißvollen Gottesberge; nur aus der Ferne glänzen die verführerischen Stätten der Cultur, des Reichthums, des Genusses herüber. Wir sind auf der Halbinsel Sinai; um uns und vor uns dehnen die rothbraunen, sonneburchglühenden Granitmassen des Serbal sich aus, (in dem Ebers den alten, echten „Berg des Gesetzes“ vermutet). Racker, stahlharter Fels, hie und da von Schluchten und Höhlen durchsetzt, ein tiefblauer, wolkenlos eintöniger Himmel; zu unsern Füßen, im Westen, ein bläulich-grüner Streifen des Schilmeeres; ringum die Wüste; in ihrer Mitte, „wie ein Kranz auf einem Sarge“ die Palmengärten, die dunkeln Tamarislendickichte der Oase Pharan. Hie und da, an den Seiten des Berges, murmelt in versteckter Felschlucht ein Quell, von Kräutern, Gesträuchern, einzelnen Palmen freundlich umgeben. Feierliche Ruhe; leichte, erquickende Bergluft; aber am Tage erstickende Gluth, in der Nacht empfindliche Kühle. Dort unten, in der Oase, ein Stückchen friedlich-bescheidenen Natursegen, nicht ohne Anmuth, eine freundliche, wehmüthig-tröstliche Garten-Einsamkeit. Aus dem üppigen Aegypten klingen nur vereinzelte, aufregende oder klagende Stimmen herüber in diese ernste und stille Welt. Ueber dieser Natur schweben die heiligen Schauer des alleinigen, geistigen Gottes.

Der Symbolik dieses Szenenwechsels entspricht das Bild menschlichen Lebens und Leidens, welches unter dem Zauberstabe des Dichters in diesen Felswüsten, diesen einsamen Höhlen und Schluchten, diesen stillen Palmenhainen sich entfaltet. Nicht mehr umgibt uns die thausrische Morgenfrühe alter Cultur mit ihrem überreichen, festam-phantastischen Leben. Es ist eine altersmüde, absterbende Civilisation, deren Erinnerungen dem Dichter hier mit den Zeugnissen einer sich vertiefenden, aber auch verbästernden Weltanschauung zusammenfließen. Die Anfänge des triumphirenden Christenthums, die bekanntlich, zu Constantin's Zeit, mit den ersten Symptomen krankhafter Ascese zusammenfallen, liefern dem Verfasser die Motive für ein Seelengemälde von ergreifender Wirkung. Ich sage ausdrücklich, nur „die Motive“: denn Ebers verwahrt sich hier gegen den halb der Dichtung, halb der Wissenschaft

entnommenen Maßstab, mit dem die eigenartigen Schilderungen der „Königstochter“ und der „Narda“ zu messen waren. Als Dichtung, und nur als solche, will er sein „Homo sum“ beurtheilt wissen. Kein menschliche Anschauungen und Erwägungen haben sich ihm in dieser Handlung, in diesen Charakteren verkörpert, während er die Steinwüsten der Sinai-Halbinsel durchzog; und als Künstler, in der reinen Freude am Darstellen des innerlich Geschehenen, gibt er sie wieder. Um den inhaltsschweren Gegensatz christlich-evangelischer Lebensheiligung und mönchischer, selbstquälerischer Askese bewegen sich die Peripetien einer ebenso spannenden, als einfach angelegten Handlung. Die Anachoreten des Sinai gruppieren sich um zwei typische Gestalten von mächtiger Anlage. Paulus (früher Menander) war als Jüngling eine Zierde der „goldenen Jugend“ der ägyptischen Hauptstadt: reich, schön, athletisch, der König der Palästra, der Rennbahn, der üppigen Feste. Dann hat ihn, während Christen sein in unrühmlicher Kauferei gefährdetes Leben erhielten, der Ekel vor der schalen Genußjagd erfaßt; die Standhaftigkeit christlicher Märtyrer hat seine Bekehrung vollendet; eine hochideale, seraphische Liebe zu einer schönen, bühnenden Magdalena hat ihm die mystische Weihe gegeben, und fortan ringt er unter Fasten, Beten, Hitze, Frost, unter Selbstqualen aller Art mit dem Himmel um die Krone der Verklärung. Neben ihm sucht sein Freund Stephanus, einst als „Servianus“ ein glänzender, hochstehender Kriegermann, in schmerzhaft wollüstiger Askese Vergessen schwersten Seelenleides. Vor Jahren hat ein frecher Versführer ihm die Gattin geraubt, das Weib seines Herzens. Um ihre Seele zu retten und um sein eigenes Herz gegen den Dämon der Rachsucht zu wahren, flieht er das Leben. Mit ihm soll Hermas, sein jetzt zwanzigjähriger Sohn, fern vom Welttreiben für die Seligkeit der Kinder Gottes heranreifen. Damit ist denn auch, echt künstlerisch, der Knoten der Handlung geschnitten, zwischen der Welt des phantastischen Idealismus und der des thatkräftigen Lebens die Leitung befestigt. Denn selbstverständlich leidet es den athletischen, vollblütigen Jüngling nicht unter den „betenden Thieren“, wie er recht bezeichnend die Genossen seines Vaters nennt. Er mag nicht garstig und ekelhaft sein; er schämt sich des zerrissenen Hemdes, des groben Schafpelzes, des wüsthafigen Haares und Bartes, des ganzen, heiligen Bettler- und Büsserschmuckes. Sein Sinn geht auf Bethätigung der Kraft, auf stattliche Mannheit; er mag das Leben nicht aufgeben, ehe er es kennt. Und das Leben kommt ihm entgegen, und läßt ihn alsbald seine Macht empfinden. Zwar gegen eine amalekitische Hirtin, beiläufig ein prächtiges Naturkind, hat der junge, aristokratische Heilige noch leichtes Spiel. Aber dann naht die Versuchung in Gestalt des mit allen Reizen der Natur und der Civilisation geschmückten Weibes. Der Dichter führt uns hinab in die Palmengärten, in die traulichen Gehöfte der Oase, wo eine kleine Christengemeinde dem Herrn in Gebet, Arbeit und bescheidener Lebensfreude dient. Er zeigt uns Petrus, den Senator, den trefflichen Baumeister und Landwirth, den Mann des öffentlichen Vertrauens; neben ihm Dorothea, das Weib seiner Liebe, die Mutter der Armen, unter einer Schaar blühender Kinder und treuer Diener, als Mittelpunkt einer kleinen, gesunden und glücklichen Welt. Und wie die glühende Centifolie unter den bescheidenen Blumen des Hausgartens, erhebt sich aus dem Kranze dieser Umgebung der Liebling des Dichters, der köstlichste Schmuck seines Werkes, Sirona, die Gallierin, eine der lieblichsten und dabei eigenartigsten Frauengestalten, denen wir in unserer deutschen Dichtung begegnen. Sirona ist kein Gretchen, keine Lotte, keine Eleonore, keine Mignon, auch keine Lisbeth. Eher könnte sie an die nedischen Elfen der Heine'schen Dichtung erinnern, wenn sie ihnen nicht in innerer Harmonie und Gesundheit überlegen wäre. Eine Tochter des schönen Galliens, aus Arelas, ist sie in ehrbarer, kinderreicher Beamtenfamilie heran gewachsen; ist dann in der Unerfahrenheit ihres Herzens einem verlebten Weltmenschen, dem Centurio Phöbicius, in die Ehe gefolgt und hat in einem Jahre so viel Schweres und Widerwärtiges erfahren, als hingereicht hätte, das Leben eines gewöhnlich ausgekatteten Menschenkindes zu vergiften. Aber dieser Sonnennatur kann das Nachtwesen

nichts anhaben. Das Unglück haftet nicht an ihr. „Ihr leichter Sinn war wie das Auge, in dem das Dunkel keine Spur zurückläßt.“ Zwischen ihr und Hermas entspinnt sich nun die Handlung, welche nach und nach alle Elemente dieser kleinen Welt ergreift, überall bedeutungsvolle Einblicke in die Tiefen der Menschennatur eröffnet, und, ohne irgend welche Tendenzmacherei, sittliche Fragen von ernstester Tragweite anregt und löst. Wir haben selbstverständlich nicht die Absicht, hier durch einen trockenen Bericht über ihren Verlauf dem Leser die Freude zu verderben. Seltsam verschlingt sich das krankhaft-phantastische Treiben der Anachoreten mit der gesunden Lebensführung der echt christlichen und echt menschlichen Familie. Zwischen Petrus und Dorothea tritt ihr Lieblingssohn, Polycharp, die geniale warmblütige Künstlernatur, die Blüthe und der Stolz ihres Geschlechts, schön und bedeutend hervor. Es ist ein eigenartiger Zug, für den wir dem Dichter besonders danken, daß der Genius des Sohnes nicht bei der Mutter, sondern bei dem Vater das vollere Verständniß findet, während jene gerade in der tiefen Herzensheilnahme an den rein menschlichen Leiden und Freuden des geliebten Kindes einen gewissen engen, ausschließlichen Zug kaum überwinden kann. Auch die Schatten fehlen dem Gemälde natürlich nicht: Mirjam, die arabische Hirtin, maßlos in Eifersucht und Born, wie in stürmischer hingebender Liebe; Agapitus, der streitbare Bischof, der seine christliche Gemeinde so scharf und hart disciplinirt, wie früher seine römische Cohorte; endlich Phöbicius, der Centurio, der Mithrasanbeter, Sirona's widerwärtiger Gemahl, der Urheber alles Unheils dessen Fäden in den Schicksalen der Hauptpersonen sich kreuzen. Der Dichter schenkt ihnen allen Nichts: es sei aber mit besonderer Genugthuung hervorgehoben, daß er auch nach dieser Seite hin das Maß des Menschlichen nie überschreitet. Der pedantisch-harte Agapitus ist im Grunde ehrlich und gerecht; Mirjams Liebe ist so schön, wie ihre Eifersucht dämonisch und wild; und selbst in Phöbicius, dem herzlosen, blasirten Egoisten überlebt das Pflichtgefühl und die Tüchtigkeit des römischen Kriegers, eine aufrechtstehende Säule unter Ruinen, den Untergang der edleren Menschennatur. Daß Ebers nicht der Mann ist, eine Verherrlichung der Askese zu schreiben, welche in betendem Müßiggang unter Peinigungen und — Schmutz den Weg zum Himmel sucht, bedarf nicht der Bemerkung. Doch auch auf dieser Seite des Bildes kommt das „*Homo sum et nil humani a me alienum puto*“ zu voller Geltung. Wol müssen die Opfer des transcendentalen Egoismus (der Ausdruck sei erlaubt!), jeder an seinem Theile, die Wahrheit der Plage erproben, in welche Paulus einmal ausbricht: „In die Einöde fliehen wir Thoren, um die Welt zu vergessen, und die Welt folgt uns nach und hängt sich an unsere Fersen. Wo ist die Schere, die den Schatten an unseren Füßen durchschneidet?“ Der Eine morbet in wilder Rachlust seinen Feind, nachdem er sich zwanzig Jahre lang kasteit hat, um Liebe und Haß und die Welt zu vergessen. Der Andere wird gar durch überschwängliche Sehnsucht nach freiwillig unschuldigem Leiden bei einem Haare zum Ehebrecher und Mörder. Dennoch behalten auch hier die versöhnenden, rein menschlichen Züge die Oberhand. Wer vielleicht in Erinnerung an gewisse Capitel der „*Uarda*“ auf einen kleinen, pikanten Culturkampf-Roman sich Hoffnung gemacht hätte, würde sich täuschen. Wenn wir bei alledem nun gerade in Bezug auf diese Episoden der Dichtung einige Bedenken nicht unterdrücken dürfen, so gelten dieselben nicht sowol der Tendenz, als dem Kunstwerke als solchem: und wir schätzen den trefflichen Verfasser zu hoch, um sie aus schwächlicher Rücksicht zu verschweigen.

Schon indem wir mit Bedacht uns des Ausdrucks „*Episoden*“ bedienen, wird uns der aufmerksame Leser hoffentlich verstehen. Es ist ja klar, daß die ursprüngliche Anlage der Dichtung das Treiben der Einsiedler nicht als Episode, sondern als Hauptsache im Auge hatte. Auf sagengeheiliger Stätte, unter Erinnerungen an eine weltgeschichtliche Wandlung des religiös-sittlichen Gefühls ist der Plan des Romans entstanden; die Sage von einem Anachoreten, der um Christi willen freiwillig eine fremde, schwere Schuld übernahm, ist, wie Ebers mittheilt, der eigentliche Wurzel-

keim des Ganzen; auch sind in der Handlung die beiden entgegengesetzten Welten kunstreich genug mit einander verflochten. Aber alle diese künstlerische Fürsorge hat nicht verhindern können, daß im Laufe der Darstellung sich die Perspektive unmerklich verschiebt und verwirrt, daß der Schwerpunkt des Interesses mehr als einmal in's Schwanken geräth: und das stört immerhin hier und da die künstlerische Wirkung. Erst festelt Hermas, der junge Eremit wider Willen, alle Aufmerksamkeit und Theilnahme. Seine Unterredung mit Mirjam am Brunnen, sein nächtlicher Besuch bei Sirona sind Meisterstücke der Darstellung und der Charakteristik. Aber kaum haben wir uns für ihn bis zur äußersten Spannung erwärmt, so tritt Polykarp an seine Stelle und Hermas wird epischobische Nebenfigur. Hinter beiden drängt sich dann Paulus hervor mit seinem Opferfanatismus und seinen unglückseligen Gewissenskämpfen. Und — dürfen wir es sagen? Gerade in dieser Gestalt vermissen wir die rechte innere Nothwendigkeit der Entwicklung. Wir machen seine Bekanntschaft in einer an sich ganz löstlichen Scene. Der ekstatische Anachoret entpuppt sich während einer Gebirgswanderung mit Hermas als leidenschaftlicher Gymnast und Diskoswerfer. Auch weiterhin guckt der alte, elegante, lebenslustige Menander hinter dem schmutzigen, verwilderten, verwitterten Anachoreten bei jeder Gelegenheit hervor. Er erkennt den edeln maeotischen Wein am bloßen Geruch; er hat seine Ringkunststücke nicht vergessen; und wie die Schönheit, in jeder Form, auf ihn wirkt, das zeigt seine heidnische künstlerische Ekstase während des Sonnenuntergangs auf dem Gebirge nicht minder wie sein Hinschmelzen vor den Reizen Sirona's. Dabei hat er sein Gewissen, in menschlichem, gewöhnlichem Sinne, mit keiner besondern Schuld belastet. Schon als Heide und Lebemensch rettete er einst mit eigener Gefahr ein Christenkind. Seine Herzensgüte kennt keine Grenzen; er ist ein Virtuös der Freundschaft, der Liebe, der Treue. Es läßt sich nun allenfalls begreifen, daß eine solche Natur sich in einen wahren Heißhunger des Opfers hinein phantastirt, und die Gelegenheit dazu, auch so sinnlos, wie es hier geschieht, an den Haaren herbeizieht. Desto schwerer aber können wir uns mit seinem kläglich-tragischen Ausgange befreunden. Lag es einer so im Grunde kerngesund, einfach angelegten Natur nicht näher, sich an dem Beispiel des wackern Petrus aufzurichten und zu besinnen, der mitten im Weltleben der beste Christ von allen ist? Erzählt uns Paulus doch selbst die schöne Geschichte von dem Schuster Phabiz, den der heilige Antonius als seinen Meister im gottseligen Leben anerkannte, während jener doch seine Tage nicht mit Fastenungen, sondern mit reiblicher Arbeit für seine Familie hinbrachte? „Aus der Welt bin ich auf diesen Berg geflohen, und die Welt ist mir nachgegangen. Wer sich selbst mitnimmt in die Wüste, ist doch nicht allein.“ So zieht er selbst sehr richtig die Summe seiner Erfahrungen, und dann — geht er nicht auf sein Landgut zurück, sondern sucht eine noch trostlosere Einsamkeit auf, um da zu verschmachten! Dieser Schlußzug schwächt, für unser Gefühl, die reine Wirkung der Dichtung; denn er verdunkelt einigermaßen die Grundstimmung und sprengt einen Hauptcharakter mit einem, wie es uns vorkommt, gewaltsamen Riß.

Dieses Geständniß glaubten wir der Aufrichtigkeit und der Hochachtung vor dem Verfasser schuldig zu sein. Daß es unserm Dank für seine schöne Gabe nichts an feiner Herzlichkeit nimmt, haben wir zu sagen nicht nötig. „Homo sum“ ist nicht so reich, nicht so vollprächtigt ausgeführt, wie „Uarda“. Der Dichter begibt sich hier aller jener Beihilfen, welche er, freilich um den Preis einiger Gegendienste, in seinen beiden frühern Romanen von dem Gelehrten erhielt. Er rechnet bei dem Leser auf eine rein menschliche Theilnahme an Vorgängen in der Tiefe des Geistes und Herzens, auf Empfänglichkeit für einfache, leuchtende, durchsichtige, auf alle künstlichen Reizmittel verzichtende Form. Wir sind überzeugt, daß ihn die Rechnung, abgesehen von jedem Sensationserfolg, auch auf die Länge nicht täuschen wird. „Homo sum“ wird als ein, wenn nicht ganz gleichmäßig durchgeführtes, so doch überall bedeutendes, tief angelegtes, in nicht wenigen Theilen und Scenen wunderbar schönes und wirk-

James Seelengemälde auf stimmungsvollem, weltgeschichtlichem Hintergrunde in unserer erzählenden Dichtung bleibend eine hervorragende Stelle einnehmen.

F. Freyffig.

### Pius IX. und der künftige Papst.

Pio IX e il papa futuro di Ruggero Bonghi, deputato al parlamento. Seconda edizione. Milano, Fratelli Treves. 1877.

Das Buch des früheren italienischen Unterrichtsministers, der als Abgeordneter wesentlichen Antheil an der Abfassung des Garantiegesetzes genommen und auch in Deutschland durch seine Kritik unserer kirchenpolitischen Gesetzgebung (im I. Band von Hillebrand's „Italia“) bekannt geworden, darf um so mehr auf Beachtung zählen, als nach menschlichem Urtheil uns nur eine kurze Spanne Zeit von dem Abscheiden des gegenwärtigen Hauptes der katholischen Kirche trennt. Es wäre zwar sicher besser gewesen, wenn der Verfasser sich Zeit und Mühe genommen, die drei Abhandlungen, die aus dem Jahre 1872 datiren, zu überarbeiten, statt sie lediglich wieder abjudrucken und ihnen einige neue Capitel anzuhängen, woraus sich nicht nur Wiederholungen, sondern auch Widersprüche ergeben, wie wenn zuerst bezweifelt wird, daß Pius IX. noch Cardinäle ernennen werde und dann später 36 neue aufgeführt werden. Indes auch so lohnt das Studium dieser Blätter, selbst wenn man sie nur in der überaus ungehenkten Uebersetzung des Hrn. Storch (Wien und Pest, Hartleben) lesen kann.

Das Buch zerfällt in zwei allerdings vielfach durcheinander laufende Theile, die geschichtliche Entwicklung des Actes der Papstwahl, seit dieselbe sich im Collegium der Cardinäle concentrirte, und die Erörterungen über die wahrscheinliche Wahl eines Nachfolgers Pius' IX. Auf den ersten Theil einzugehen, so anziehend dies wäre, verbietet der uns zugemessene Raum. Das Ergebnis ist kurz folgendes. Das päpstliche Wahlcollegium ist einzig in seiner Art, seine Mitglieder werden rein nach dem persönlichen Belieben dessen ernannt, den es selbst gewählt hat, nur darf dabei nicht die 1586 festgesetzte Zahl von 70 überschritten werden, dagegen kann der Papst so viele Stellen unbesetzt lassen, als ihm gefällt, und in der That ist das Collegium fast nie vollzählig gewesen. Ferner wird es durch theilweise Abwesenheit seiner Mitglieder nicht beschlußunfähig, die Zweidrittel-Mehrheit der anwesenden Cardinäle genügt zu einer canonischen Papstwahl. Gegen diese Bestimmung ist nur zweimal verstoßen, was im ersten Falle das Schisma hervorrief, im zweiten, um dies zu heben, vom Concil von Costniz außer Kraft gesetzt wurde. Das Wahlrecht ist ein titulus indelebilis jedes rite ernannten Cardinals, der Papst kann es nicht entziehen. Die passive Wahlfähigkeit ist principieell unbeschränkt, doch sind seit Jahrhunderten nur Cardinäle gewählt. Der sogen. Exklusive, dem Anspruch Frankreichs, Spaniens und Oesterreichs gegen einen Candidaten Verwahrung einzulegen, weist Bonghi mit Recht für die Gegenwart nur einen sehr geringen Werth zu. Der Ursprung dieses Anspruchs ist, wie er zeigt, dunkel und keineswegs ein Rest der von den römischen Kaisern ausgeübten Rechte, da solche nie auf Frankreich oder Spanien hätten übergehen können. Sie tritt erst im Zeitalter der Reformation auf und beruht lediglich auf der politischen Situation: übte eine Macht dieselbe, welche die Curie zu fürchten hatte, so nahm das Conclave Rücksicht darauf; wo nicht, nicht. Eine solche Macht existirt nach der Gründung des Königreichs Italien kaum und dieses wird gerade der katholischen Welt zeigen wollen, daß die im Garantiegesetz gewährleistete Freiheit des Conclave eine Wahrheit ist. Außerdem sind wiederholt Päpste gegen den Widerspruch einzelner der drei Mächte gewählt, ohne daß die Gültigkeit der Wahl angefochten ward; endlich aber weist Bonghi darauf hin, daß die Cardinäle sehr leicht

jeden Einspruch beseitigen können, indem sie einen mißliebigen Strohmann vorschieben. Hat sich gegen diesen die Exklusive, die stets nur einmal geübt werden kann, entladen, so erscheint der wirkliche Candidat.

Sehr bemerkenswerth sind die Ausführungen des Verfassers über die eigentlichen Triebfedern der Wahl. Gerade die absolute Macht des Papstes macht es erklärlich, daß die Cardinäle sich nicht einen Herrn geben wollen, welcher auch ein geistig hervorragender Mann ist. Wenn es daher einerseits unmöglich erscheint, daß ein verworfener Mensch, wie Alexander VI., in unseren Tagen gewählt werde, so sind die großen Päpste seit dem Mittelalter doch selten. Sixtus V. konnte nur durch Verstellung die Tiara erlangen, selbst Pius IX. wäre schwerlich gewählt, wenn man ihn besser gekannt hätte. Er kommt daher zu folgendem allgemeinen Ergebniss: „Seltene Fälle ausgenommen, wird ein Mann, der in allem und jedem auf der Stufe der Mittelmäßigkeit steht, als Sieger hervorgehen, nämlich ein solcher, von dem man weder erwarten darf, daß er die Dinge zu sehr auf die Spitze treibe, noch allzusehr zurückschraube, daß er Rathschläge weder zu schroff zurückweise, noch sich zu sehr durch dieselben leiten lasse, daß er nicht gerade mit Geist und Wissen prunkte und doch auch kein Schwachkopf oder Ignorant sei; daß seine Sitten nicht locker seien, aber auch sein Leben nicht so heilig, um schon an sich als Tadel Anderer zu erscheinen, daß er nicht zu nachsichtig, aber auch nicht zu strenge sei, nicht zu arme und viele, aber auch nicht zu mächtige Verwandte besitze.“

Nach diesem Maßstab mißt er nun die Aussichten des nächsten Conclave. Pius IX. hat die längste Regierung gehabt, die je ein Papst geführt; durchweg wurden nur Greise gewählt, die bald anderen Platz machten. Er dagegen gelangte verhältnismäßig früh zu seiner Würde, weil er als geeignet erschien, nach dem schroffen Gregor XVI. einzulernen. Dies hat für das Collegium der Cardinäle die Folge gehabt, daß es von ihm fast vollständig erneut ist; nur vier von seinem Vorgänger ernannte leben noch. Es besteht, mit den zwei jüngst Ernannten, aus 38 Italienern und 26 Ausländern; die letztere Zahl ist also ziemlich groß und wird dadurch wichtig, daß dies die erste Papstwahl im Zeitalter der Eisenbahnen ist, die mit Ausnahme des einen Amerikaners allen auswärtigen Cardinälen erlauben werden, sich rechtzeitig nach Rom zu begeben. Das Collegium theilt sich in zwei Hauptgruppen: solche, die wünschen, nichts von den durch Pius IX. auf die Spitze getriebenen Ansprüchen des Papstthums aufzugeben, und solche, die wünschen, sich zu den Staaten und der Zeitströmung versöhnlich zu stellen, obwol sie weder sich, noch anderen die Frage beantworten, wie weit diese Nachgibigkeit gehen soll. Jedenfalls ist der Unterschied mehr Sache des Temperaments als des Wesens; denn es gibt keinen Cardinal, der Willens wäre, die Grundsätze der Kirche, nach denen sie im Innern regiert wird und nach Außen ihre Beziehungen zum Staate regelt, umzugestalten; diese beiden Parteien können also nur sehr uneigentlich mit dem politischen Conservatismus und Liberalismus verglichen werden, da nach der Natur der katholischen Kirche ein religiöser Liberalismus niemals im Collegium Platz finden kann. Die Hoffnung auf einen sogenannten liberalen Papst ist somit vollkommen chimärisch. Nach Bonghi's Ansicht wird die Hauptfrage noch die sein, ob die Wiedererlangung der weltlichen Macht der Hauptgegenstand der päpstlichen Politik bleiben soll? und er bejaht dies, sowol weil eine so alte Institution nicht leicht aufgegeben werde, als weil alle von Pius IX. ernannten Cardinäle auf diesem Boden stehen. Eben deshalb werde auch voraussichtlich nur ein Italiener gewählt werden, da ein Ausländer jenen Anspruch nie so wirksam werde geltend machen können. An eine Ausöhnung mit dem subalpinischen Königreich sei also nicht zu denken. Dagegen werde man auch nicht Alles demselben gegenüber auf's Spiel setzen, sondern jedes Vorgehen vermeiden, welches das Verbleiben im Vatican unmöglich mache; denn das Weggehen von Rom sei leicht, das Wiederkommen sehr schwer<sup>1)</sup>. Dieselbe Tendenz werde für die Stellung zu den

<sup>1)</sup> Treffend sagt Demoyne: La thèse de la captivité du Pape est faite pour l'exportation et inventée à l'usage des ultramontains de dehors. (Journal de Débats 6. Janv.)

anderen Regierungen gelten. Die Mehrheit werde einen Papst wollen, von dem sie nicht zu fürchten habe, daß er von den auf dem Vaticanum angenommenen Sätzen zurückweiche, denn das würde die päpstliche Gewalt schwächen; der aber auch andererseits nicht darüber hinausgehe, nicht mehr Bewegung verursache, als nöthig sei, und durch bedächtiges Verfahren vermeide, Mißtrauen zu erregen. Damit aber sei keine Rede von einem sogenannten Frieden mit dem modernen Staate; die, welche seine Nothwendigkeit behaupteten, hätten noch nie anzugeben gewußt, wie er geschlossen werden solle, ohne das Papstthum einer Erschütterung auszusetzen, die es vielleicht nicht überleben werde. Dem Papstthum zumuthen, die Souveränität des Staates förmlich anzuerkennen, heiße fordern, daß es sich selbst aufgebe. Die römische Kirche werde voraussichtlich die extremen Ansprüche des Syllabus und Vaticanum allmählig stillschweigend in der Praxis mäßigen; aber sicher werde in dieser Beziehung kein plötzlicher Wechsel eintreten, noch derselbe durch die Nachfolge eines bestimmten Papstes bestimmt werden.

So einverstanden wir mit diesen principiellen Anschauungen sind, so scheint uns geboten, starke Vorbehalte zu machen, in Bezug auf die Prüfung der einzelnen Candidaten, die Bonghi vornimmt. Gewiß fallen manche von selbst aus, durch hohes oder zu geringes Alter, Kränklichkeit, extreme Ansichten. Man kann auch zustimmen, wenn er sagt, siegen werde der, welcher auf der einen Seite den „Zelanti“ nicht verächtlich erscheine, andererseits den „Moderati“ die wenigsten Besorgnisse einflöße. Aber alles Das zugegeben, täuschen doch die persönlichen Einschätzungen allzuleicht. Bonghi's eigene Darstellung zeigt, daß bei der Papstwahl so viele Kräfte und geheime Fäden in's Spiel kommen, daß das Resultat unberechenbar ist. Niemand hatte 1846 an die Wahl des Cardinal Mastai gedacht. Die Furcht, daß eine Fraktion siegen werde, wirkt auflösend auf die Andern, die in Vorahnung ihrer Niederlage nicht wünschen, dem künftigen Herrn als Gegner zu erscheinen; dazu kommt die große Zahl der Ausländer, bei denen es immerhin zweifelhaft ist, wie viele erscheinen und die mit Ausnahme der österreichisch-ungarischen Cardinäle und Hohenlohe's alle extrem ultramontan sind. So können alle Combinationen in die Luft gesprengt werden und so gewiß wie die von Bonghi als allein in Betracht kommende genannten: Pecci, La Valette, Bilio, Simeoni und Franchi, ernsthaft Candidaten sind, so wenig möchten wir behaupten, daß kein anderer Aussicht habe, oder wie man in Rom sagt: „papabile!“ sei.

F. G. Seiffen.

### Karl Witte's Dante-Uebersetzung.

Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Uebersetzt von Karl Witte. Dritte Ausgabe. Berlin, v. Decker. 1876. 2 Bde. Mit einem Titelbilde in Photographie und einem Weltplan nach Dante's Anschauung.

Wer in deutschen Landen heute vor hundert Jahren, durch Lessing etwa oder durch Andere auf Dante aufmerksam gemacht, mit dessen wunderbarer Dichtung sich näher bekannt zu machen wünschte, dem bot sich, war er der Sprache des Originals nicht kundig, keine große Auswahl zu diesem Zwecke dar. Er konnte nur entweder zu Meinhard's im Jahre 1768 erschienenem ersten Bande seiner epochemachenden „Versuche über den Charakter und die Werke der besten Italiänischen Dichter“, oder aber zu Bachenschwanz' Uebersetzung greifen. Dort fand er umfangreiche Proben aus allen drei Theilen der göttlichen Komödie, in gemeine deutsche Prosa, geschmacklos, aber mit gewissenhafter Treue, übertragen; hier bot sich ihm eine vollständige Uebersetzung des ganzen Gedichtes dar, eine Uebersetzung aber, prosaisch im schlechtesten Sinne des Wortes, noch geschmackloser und bei Weitem nicht so gewissenhaft und gründlich gearbeitet, als die Auswahl von Meinhard. Wollte er sich dann

über die Person und das Leben des Dichters etwas näher orientiren, so fand er in der gesammten damaligen deutschen Literatur kaum etwas mehr, als die dürren biographischen und bibliographischen Skizzen in den historischen und Schriftsteller-Lexicis von Buddens, Zöcher u. A. Wünschte er in den Sinn der wunderbaren Dichtung eingeführt zu werden, so bot ihm die gesammte deutsche Literatur auch nicht ein einziges irgendwie nennenswerthes Mittel dar.

So vor hundert Jahren. Wie ganz anders dagegen heutzutage! Da ist, wer Dante lesen will, verlegen, welche von den vielen Uebersetzungen — wer sein Leben zu kennen begehrt, welche von den zahlreichen Biographien — wer ihn tiefer zu verstehen wünscht, welche von den unzähligen Erläuterungsschriften er zur Hand nehmen soll. Es mögen sich wol nur Wenige von der großen Zahl der Dante betreffenden Arbeiten, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat, einen annähernden Begriff machen. Ich selbst, als ich mich jüngst an eine übersichtliche Darstellung der Geschichte der deutschen Dante-Literatur wagte, war nicht wenig erstaunt, nahe an sechshundert Nummern verzeichnen zu müssen. Und wie Manches mag mir gleichwol entgangen, wie Manches unbekannt geblieben sein! Seit 1824 ist kein einziges Jahr vergangen, in welchem keine Schrift über Dante auf dem deutschen Büchermarkt erschienen ist. Für das Jahr 1865 hatte ich über dreißig, für die folgenden zehn Jahre exact hundert deutsche oder in Deutschland erschienene Publicationen über Dante zu registriren. Möchte man da nicht bald denken, es sei doch des Guten zu viel?

Einer der fleißigsten, zugleich der hervorragendste und bedeutendste Forscher und Mitarbeiter auf diesem Gebiete ist seit mehr als fünfzig Jahren Carl Witte in Halle, der ehrwürdige Veteran und Meister des deutschen Dante-Studiums. Die etwas über fünfzig Arbeiten, Ausgaben, Abhandlungen, Journalartikel u. s. w., die er seit dem Jahre 1824 veröffentlicht hat, wiegen reichlich alles das auf, was von allen Uebrigen zusammen auf diesem Felde geleistet worden. Ihm hat es die Dante-Wissenschaft, nicht bloß die deutsche, sondern überhaupt, zu verdanken, wenn sie in den letzten fünfzig Jahren so wesentliche Fortschritte gemacht zu haben sich rühmen darf. Auch in der jüngsten Zeit hat er trotz seines hohen Alters unermüdblich gearbeitet und uns mit einer neuen, wesentlich umgearbeiteten und vermehrten Auflage seiner trefflichen Uebersetzung der „Göttlichen Komödie“ beschenkt.

Wir besitzen bei dreißig vollständige oder partielle deutsche Uebersetzungen der Divina Commedia. Hin und wieder bin ich, namentlich von Gebildeten, welche das Gedicht noch nicht kannten und es in einer guten Uebersetzung zu lesen wünschten, angefragt worden, welche wol die beste wäre, und ich gestehe aufrichtig, daß mir jedesmal die Antwort schwer fiel und ich es nicht wagte, ein bestimmtes Urtheil darüber zu fällen. Denn wer möchte wol ein unbedingtes Urtheil darüber abgeben, welche unter den vielen die absolut beste sei? Trotz der verhältnißmäßig großen Zahl derselben haben wir doch noch immer keine annähernd vollkommene deutsche Uebersetzung der Divina Commedia, d. h. eine solche, die beide von einander nicht zu trennende Seiten der Dichtung, den Inhalt und die poetische Form, auch in der sprachlichen Nachbildung harmonisch verbunden wiedergäbe. Von allen bisherigen Uebersetzern haben entweder die einen die Treue des Inhalts der Form, oder aber die anderen diese jener aufgeopfert. Nun legt aber der eine Leser mehr Gewicht auf die Form, der andere auf den Inhalt; der eine kann den Reim nicht vermissen, der andere will vor allen Dingen die unverfälschten Gedanken des Dichters haben. Wer eine gereimte Uebersetzung will, dem bietet sich eine reiche Auswahl dar: Kannegießer, Streckfuß, von Hoffinger, Krüger, Rotter, Bartsch — wem soll man die Palme zuerkennen? Ihre Arbeiten haben jede ihre besonderen Vorzüge, und das Urtheil über größere oder geringere Vorzüglichkeit wird immer ein wesentlich subjectives sein. Anders stellt sich freilich die Sache, wenn wir nach der getreuen Reproduction des Inhaltes fragen. Hier darf kühnlich behauptet werden, daß keine einzige unter den vielen gereimten Uebersetzungen das Ziel auch nur annähernd erreicht hat. Es ist



eben einfach nicht möglich, treue Wiedergabe der Form und des Inhaltes des Dante'schen Gedichtes miteinander zu verbinden; denn die deutsche Sprache ist nun einmal nicht dazu geeignet, diese Aufgabe zu lösen.

Wer hingegen von einer Uebersetzung der *Divina Commedia* vor Allem möglichste Treue verlangt, konnte nur zwischen zwei, der von Philaethes und der von Witte, schwanken. Neben diesen beiden kommen die übrigen kaum in Betracht, denn selbst Blanc's reimlose Uebersetzung bleibt, sowol was die genaue Wiedergabe des Wortsinnes, als was die Nachbildung des Gedankenrhythmus betrifft, hinter den beiden soeben genannten weit zurück. Ein weiterer großer Vorzug, den Philaethes und Witte gemeinsam haben und worin sie miteinander wetteifern, liegt in der Vortrefflichkeit des ihren Uebersetzungen beigegebenen Commentars. Hierin, und ich spreche es aus, ohne Widerspruch zu befürchten, überragen sie weit alle ähnlichen Arbeiten. Die umfassende Gelehrsamkeit und Gründlichkeit des Commentars von Philaethes, die Umsicht, Genauigkeit, Prägnanz und Sauberkeit desjenigen von Witte sind allgemein bekannt und anerkannt. Die Wahl zwischen diesen beiden zu treffen, möchte schwer fallen; meinerseits könnte ich eben keine davon entbehren, doch gestehe ich, daß ich von jeher geneigt war, eher derjenigen von Witte den Vorzug zu geben, obwohl ich einräumen muß, daß für ein wissenschaftliches Studium des Gedichtes Philaethes weit mehr sich eignet.

Gehörte Witte's Uebersetzung schon in ihrer ersten Auflage vom Jahre 1865 zu den ersten und besten, so ist dies bei der 1876 erschienenen dritten noch mehr der Fall. Im Grunde ist diese die zweite, denn die beiden von 1865 unterscheiden sich von einander nur durch Format und Druck, während sie sonst Seite für Seite, Satz für Satz, und Wort für Wort miteinander übereinstimmen. Diese neue Auflage unterscheidet sich nun schon äußerlich von ihren beiden Vorgängerinnen, was ihr gewiß nur zum Vortheil gereichen kann. Die zwei mäßigen, sauber ausgestatteten Octavbände bringen der erste den Text, der zweite den Commentar. Ich hätte mit Anderen gewünscht, daß den Erläuterungen ihr Platz unmittelbar unter dem Texte angewiesen worden wäre; doch hat sich der Herausgeber nicht dazu entschließen können, und allerdings lassen sich die Gründe, welche er für die getroffene Einrichtung anführt, wenigstens hören. Die schöne Photographie, Dante's Brustbild nach Raphael darstellend, ist beibehalten, und außerdem ist diese Ausgabe durch einen, Dante's Weltssystem veranschaulichenden Plan bereichert worden.

Ueber die Grundsätze, nach welchen er bei seiner Uebersetzungsarbeit verfahren, hat sich Witte diesmal des Bestimmtesten ausgesprochen. „Die Anforderungen,“ sagt er im Vorwort, „die meiner Ansicht nach an den Uebersetzer der Göttlichen Komödie zu stellen sind, habe ich vor nun mehr denn fünfzig Jahren bei der Kritik zweier Arbeiten solcher Art ausgesprochen, also zu einer Zeit, wo jeder Gedanke, mich selbst daran zu versuchen, mir völlig fern lag. Jene Anforderungen, so wie ich sie auch jetzt im Wesentlichen festhalte, sind nun: Erstens möglichste Treue: nicht aber Buchstaben-, sondern Sinn-treue. Der Uebersetzer soll den Gedanken der Urschrift vollständig wiedergeben; wo aber dieser sich ganz ebenso zutreffend durch eine andere Wendung, vielleicht durch eine Modification des vom Dichter gebrauchten Bildes, ausdrücken läßt, da ist ihm solch' unwesentliche Abweichung vom Original gestattet, ja er ist zu ihr verpflichtet, wenn dieser Weg ihn in den Stand setzt, den Gedanken durchsichtiger, unserer Anschauung besser entsprechend wiederzugeben. — Es kann bei der außerordentlichen Gedrungenheit der Sprache der Göttlichen Komödie vorkommen, daß der Uebersetzer es nicht vermag, jede Einzelheit des Originals wiederzugeben. In solchen Fällen halte ich dafür, daß die Auslassung eines minder wichtigen Zuges immer noch verzeihlicher ist, als die Hineintragung eines fremden. — Die zweite Anforderung scheint mir die möglichster Verständlichkeit zu sein; doch ist die Grenze hier eben nicht leicht zu ziehen. Der Uebersetzer soll sich allerdings bemühen, wo die Worte des Gedichtes dunkel sind und Zweifeln Raum geben, dies Dunkel zu erhellen und das Zweifelhafte klar zu stellen: er soll mit seinem nächsten

Verufe auch den des Erklärers verbinden. Wo jedoch Gewißheit über den wahren Gedanken des Dichters nicht zu erlangen ist, erscheint es fraglich, ob Jener befugt sei, die eigene Meinung ohne Weiteres für die des Dichters auszugeben. In solchen Fällen, die glücklicherweise nicht eben häufig sind, kann vielleicht eine Wendung, welche die eine wie die andere Deutung zuläßt, dazu dienen, sich jener Verantwortlichkeit zu entziehen. — Die Forderung in höherem Sinn aufgefaßter Treue schließt im Grunde die weitere einer würdig, vorkommenden Falls feierlich, gehaltenen Sprache in sich.“

Möglichste Treue, Verständlichkeit und Würde der Sprache — das sind also die drei Anforderungen, die Witte an den Uebersetzer der Divina Commedia stellt; das die Grundsätze, nach welchen er selbst gearbeitet. Man wird nicht sagen können, daß er irgendwo dem einen oder dem anderen dieser Grundsätze untreu geworden wäre. Was namentlich die Treue anlangt, ist mir bei genauer Vergleichung mehrerer Gefänge auch nicht eine einzige Stelle in dieser Uebersetzung aufgestoßen, der man in irgend welcher Hinsicht den Vorwurf machen könnte, den Gedanken des Originals nicht treu wiederzugeben. Freilich, wer selbst Jahre lang mit eingehenden Studien auf diesem Gebiete sich befaßt hat, wird hin und wieder einer anderen Fassung den Vorzug geben. Doch zeigt sich nirgends die leiseste Spur von Willkür, Alles ist sorgfältig durchdacht und wohlertwogen, für Alles lassen sich, wenn auch nicht entscheidende, so doch beachtenswerthe Gründe anführen. Auch die Grundsätze der Verständlichkeit und der Würde der Rede sind durchgängig streng befolgt worden. Nirgends entdeckt man Nachlässigkeiten in der Sprache, nirgends Trivialitäten oder Ziererei. Es ist, kurz gesagt, eine durchaus treue, genaue, klare und würdige Arbeit, die wir vor uns haben.

Philaletthes sagt im Vorworte zur neuen Ausgabe seiner Uebersetzung, er habe keine Uebersetzung des ganzen Werkes beabsichtigt, weil dergleichen Umarbeitungen einer Jugendarbeit, im höheren Alter unternommen, selten wahre Verbesserungen seien. Witte hat aber seine Arbeit, die freilich keine Jugendarbeit war, vielfach um- und durch- und Neubearbeitet. Er selbst berichtet, daß, als sich die Nothwendigkeit einer neuen Auflage ergab, er geglaubt habe, dem Text der Uebersetzung nur hin und wieder nachhelfen zu sollen. „Genauere Prüfung ergab jedoch, daß es eines Mehreren bedürfe. Einzelne, wenn auch nicht eben zahlreiche Stellen sagte ich, durch die Ausführungen Anderer belehrt, jetzt anders auf als zuvor. Deßter gelang es, ohne Nachtheil für die Verständlichkeit, sich den Worten des Urtextes noch näher anzuschließen, als geschehen war. Am häufigsten ergaben wiederholte Versuche bei ungeschmälerter Treue eine Wendung, die den Gedanken noch durchsichtiger darlegte, oder auch dem Rhythmus des Verses einen besseren Tonfall lieh. So hat denn schließlich mehr als ein Zwölftheil der Verse mehr oder weniger wesentliche Aenderungen erfahren.“

Es darf dreist behauptet werden, daß alle Aenderungen wirkliche, bald mehr bald weniger wesentliche Verbesserungen sind. Wie wenig Witte an einer einmal gefaßten Meinung festhält, wie umsichtig er Alles erwägt und das Bessere wählt, dafür nur Ein Beispiel. Die Stelle Purg. III, 67—69, welche im Original lautet:

Ancora era quel popol di lontano,  
Io dico, dopo i nostri mille passi,  
Quanto un buon gittator trarria con mano,

war in der früheren Auflage übersetzt:

Von uns entfernt war jener Haufen Geister,  
Nach unsrer Schritte Maß vielleicht noch tausend,  
So weit als wol ein guter Werfer würde.

Gegen diese Uebersetzung hatte mein Commentar eingewendet, daß der Dichter zweierlei angeben wolle: wie weit er und sein Führer bereits gegangen, und wie entfernt sie noch von jenem Geistervolk waren; daß hingegen nach Witte's Auffassung nur die letzte Entfernung, die aber zwei Mal, angegeben sein würde, und endlich,

daß die Kraft eines Menschen wol nicht hinreicht, um mit bloßer Hand — *con mano* — tausend Schritte weit einen Stein zu schleudern. Daraufhin hat nun Witte in der neuen Auflage die Stelle folgendermaßen abgeändert:

Wir mochten tausend Schritt gegangen sein,  
Und jene Geisterſchar war uns nur noch  
Um eines guten Wurfs Weite fern.

Wo der Uebersetzer hingegen geglaubt hat, trotz erhobenen Widerspruches, bei seiner früheren Auffassung verharren zu müssen, da wird dieselbe gewöhnlich in den Anmerkungen neu begründet. Allerdings sind die Gründe nicht immer überzeugend. So hat er, um auch hierfür ein Beispiel anzuführen, bei Hölle IX, 70 die Lesart *fiori* (statt *fuori*) auch jetzt festgehalten und demgemäß überſetzt: „Die Zweige bricht, hinaus die Blüthen schleudert,“ (statt, wie Blanc überſetzt: „Die Zweige bricht, zu Boden wirft und fortträgt“). Dazu macht Witte die Bemerkung: „Daß der Sturm Blätter und Blüthen von den Bäumen reißt und weit mit sich fortführt, daß er Aeste bricht, ja ganze Bäume entwurzelt, ist eine oft gesehene Erscheinung; daß er aber ganze Aeste aus dem Walde hinaus schleudert, wie manche unserer Dichter durch Veränderung eines Buchstabens der Urschrift sagen lassen, ist mir wenigstens noch nicht vorgekommen.“ Es ist aber zunächst zu bemerken, daß es sich hier keineswegs um Veränderung eines Buchstabens der Urschrift, sondern einfach um eine Lesart handelt, die mindestens ebenſogut beglaubigt ist und in den Handschriften noch häufiger vorkommt, als die von Witte angenommene. Ferner erlaube ich mir zu bemerken, daß es gar nicht darauf ankommt, ob eine solche Erscheinung dem Uebersetzer, sondern ob sie dem Dichter vorgekommen sei. Daß sie überhaupt vorkomme, habe ich wenigstens zweimal mit eigenen Augen gesehen. Die Sache selbst anlangend, hatte bereits Blanc (Versuch einer bloß philologischen Erklärung u. s. w. I, S. 93) ganz treffend bemerkt: „Ein Sturm von der heftigsten Art trifft den Wald, also einen mächtigen Widerstand, aber Nichts kann ihn hemmen, er bricht die Zweige, reißt sie ab und wirft sie zu Boden und trägt . . . die Blüthen? davon. Offenbar doch ein ungeheurer Antiklimax, denn um Blüthen abzuwehen, bedarf es bekanntlich keines bedeutenden Sturmes. Ueberdies ist hier nicht von einem blumenreichen Garten, sondern von einem Walde die Rede, und wo sind, auch selbst in Italien, Wälder, deren Bäume andere, als höchst unscheinbare Blüthen tragen? Wol aber wird das Bild des Sturmes bedeutend verschärft durch den Zusatz, daß er die Zweige nicht bloß bricht, nicht bloß zu Boden wirft, sondern sie auch aus dem Walde heraus in die anstoßenden Felder führt.“ Wollends entscheidend scheint aber, daß, wie auch bereits Blanc angedeutet, der Dichter hier ohne Zweifel die Stelle seines Führers Virgil (Georg. II, 440. 441) vor Augen hatte:

*steriles in vertice silvae,  
Quas animosi Euri adsidue franguntque feruntque*  
(Die nicht fruchttragenden Wälder,  
Welche des Ostwinds Kraft anhaltend zerſchmettert und fortreißt.)

Wie hier, so zeigt sich überhaupt bei unserem Uebersetzer die Neigung, da, wo er sich durch geltend gemachte Gegengründe nicht hat überzeugen lassen, die Beweiskraft derselben durch unvollständige Angaben abzuschwächen. So hatte ich, um nur noch ein Beispiel dieser Art anzuführen, bereits früher zu der schwierigen Stelle Purg. IX, 1 bemerkt, man müsse, um die Schwierigkeiten zu beseitigen, Titan statt Titone lesen, und diese Ansicht im Commentar zur Leipziger Ausgabe der Divina Commedia eingehend, und wie ich glaube, erschöpfend begründet. Witte, der bei der herkömmlichen Lesart stehen geblieben ist, bemerkt hierzu, die Lesart Titan gründe sich auf das Zeugniß „einer einzigen, allerdings geſeierten, aber auch überſchätzten Handschrift unter einem halben Tausend“. Bloß darauf? In der Leipziger Ausgabe war nachgewiesen, daß diese Lesart außerdem das Zeugniß des eigenen

Sohnes des Dichters und eines der ältesten Commentatoren für sich hat. Einer überschätzten Handschrift? Ich kenne kein rühmenderes Urtheil über dieselbe, als das von Witte in den *Prolegomeni critici* der Berliner Ausgabe der D. C. S. LXXVII u. f. Unter einem halben Tausend? Nun, Witte selbst hat zum Motto seiner Ausgabe Dante's Wort gewählt: „Mehr und besser schneidet Ein Schwert gar manches Mal, als ihrer fünfse.“ Die Zahl ließe sich übrigens ein klein wenig reduciren, und zudem haben wir längst von Witte, der wie keiner unter den Mitlebenden in den Handschriften der *Divina Commedia* zu Hause ist, gelernt, wie blutwenig die bloße Zahl in diesen Dingen zu bedeuten hat. Ob die von Antonelli und mir geltend gemachte „neue Deutung“ sich „viel Freunde erwerben wird“, glaubt Witte bezweifeln zu müssen: ich bezweifle es selbst. In solchen Dingen zählt man aber die Stimmen nicht, man wägt sie.

Uebrigens hat es mit dem „Sich-Freunde-erwerben“ eine eigene Bewandtniß. Meinerseits habe ich es wiederholt ausgesprochen, daß ich keinen Anspruch auf Originalität mache. Und vor sieben Jahren ließ ich drucken: „Ueber Dante ist im Laufe von bald sechs Jahrhunderten so unendlich Vieles geschrieben und gedruckt worden, daß es nachgerade Sache der Unmöglichkeit geworden ist, etwas Neues, sei es Sinn oder Unsinn, darüber zu sagen.“ Demungeachtet hat sich mir doch bei meinen bezüglichen Arbeiten hin und wieder ein neuer Gesichtspunkt, eine neue Auffassungsweise ergeben. Die Hauptsache daran hatte bisher nur wenig Eingang gefunden. Nun aber sehe ich doch zu meiner großen Befriedigung, daß die meisten Resultate meiner Forschungen bei dem Altmeister des Dante-Studiums ein offenes Ohr gefunden und durchgängig acceptirt worden sind. Sie scheinen sich also denn doch nach und nach Freunde erwerben zu wollen. Als Witte im Jahre 1824 in der bahnbrechenden Abhandlung: „Ueber das Mißverständniß Dante's“ zum ersten Male seine Grundauffassung des Dichters und seiner Werke entwickelte, da fand er nur Widerspruch, aber keine Zustimmung. Heutzutage dürfte es hingegen kaum einen ernstlichen Forscher auf diesem Gebiete noch geben, der die Berechtigung jener Auffassung bestreiten wollte. Neue Ansichten brechen sich ihre Bahn erst nach und nach, und es ist nicht immer ein Beweis für die Richtigkeit einer solchen, wenn sie sofort mit Jubel begrüßt wird.

Mit diesen Bemerkungen bin ich nun bereits vom ersten zum zweiten Bande von Witte's Uebersetzung der *Divina Commedia*, zu dessen Erläuterungen derselben, übergegangen. Diese Erläuterungen, bekanntlich schon in der ersten Auflage einer der besten, inhaltsreichsten und zuverlässigsten Commentare, die wir besaßen, sind in der neuen Auflage sehr wesentlich vermehrt worden und haben eine weit durchgreifendere Umarbeitung erfahren, als die Uebersetzung selbst. Nicht zwar, als ob sie nunmehr zu einem ausführlichen Commentar geworden wären; denn obwol sich der Verfasser längst davon überzeugt hatte, daß die Erläuterungen namhaft erweitert werden mußten, so glaubte er doch, auch hier seinem ursprünglichen Vorsatze getreu, alle mehr oder minder gelehrte Discussion vermeiden und nur dem Verständniß des Textes nachhelfen, namentlich in diesem nur Ange deutetes an dem Leser bereits Bekanntes anknüpfen zu sollen. Gleichwol enthalten diese „Erläuterungen“ unbedingt Alles, was zum nächsten Verständniß des Gedichtes nothwendig. Gegen die früheren Auflagen sind sie jetzt nahezu auf das Doppelte gewachsen, indem nur die „Einführung“ im Wesentlichen unverändert geblieben ist. So ist denn diese Arbeit in ihrer neuen Gestalt ein Werk geworden, das ich nicht ansehe für den vortrefflichsten Commentar zur *Divina Commedia* zu erklären, den die deutsche Dante-Literatur, wenigstens die mehr oder weniger populäre (wozu der von Philaethes kaum gehört), aufzuweisen hat. Hin und wieder sind die Anmerkungen zu kleinen Excursen angewachsen, was namentlich in den Fällen geschehen ist, wo die Leipziger Ausgabe solche einzuflechten für nöthig fand. So zu Hölle XVI, 106, wo die alte Uebersetzung, daß Dante in seiner Jugend in den Orden des heiligen Franz, wenn auch nur als Tertiärer, zu treten beabsichtigt und sich deshalb auch später noch mit einem

Strick gegürtet habe, — eine Ueberslieferung, welche nach Blanc's, freilich völlig unbegründeter Behauptung (Versuch 2c. S. 143) von allen besonnenen Männern für eine Fabel erklärt, aber in der Leipziger Ausgabe mit aller Entschiedenheit verteidigt wurde, endlich wieder zu Ehren kommt. So zu Purg. IX, 1 ff., wo die schwierige Stelle eine ausführliche Besprechung und die Schwierigkeit eine von dem eingenommenen Standpunkte aus durchaus befriedigende Lösung gefunden hat. So zu Purg. XXXI, 58, wo auf die von der Leipziger Ausgabe zuerst aufgedeckte Schwierigkeit eingegangen und dieselbe in Uebereinstimmung mit der genannten Quelle gelöst worden ist. So ferner zu Purg. XXVIII, 40, über die Frage nach der Persönlichkeit und der allegorischen Bedeutung der vielbesprochenen Matelda, die Witte sofern in Uebereinstimmung mit der Leipziger Ausgabe löst, als auch er die Matelda der Divina Commedia unter der Zahl der in der Vita Nuova erwähnten Damen suchen zu müssen glaubt.

Bekanntlich ist über diese mysteriöse Frau sehr Vieles in und außer Deutschland geschrieben und verhandelt worden. Zählt doch die mehrerwähnte Leipziger Ausgabe einige dreißig der Dante'schen Matelda gewidmete Abhandlungen auf. Während die älteren Ausleger so ziemlich übereinstimmend in dieser Frau die bekannte Freundin Gregor's VII., die Markgräfin Matelda von Tuscan, erkannten, erachteten sie Andere für die den gleichen Namen tragende Enkelin Wibukind's, die Gemahlin König Heinrich's des Städtegründers und Mutter Otto's des Großen. Neuere dagegen haben mehrfach in der einen oder anderen von zwei Ordensschwwestern des Klosters Helfta, nahe bei Eisleben, — der Verfasserin der unter dem Titel: „Fließendes Licht der Gottheit“ veröffentlichten und seiner Zeit vielgelesenen Visionen, oder der Nechthildis von Hadeborn, Verfasserin des Liber spiritualis gratiae, — Dante's Matelda zu finden geglaubt. So u. A. Rubin, Hochmer, Preger. Während aber die Ausleger den historischen Typus der Dante'schen Matelda in entfernten Zeiten und Gegenden suchten, erkannte ein Deutscher, Präsident Göschel, zuerst, daß Dante's Matelda unter den Freundinnen Beatrice's oder doch unter Denjenigen gesucht werden müsse, die gleichzeitig mit ihr und am selben Orte gelebt haben. Am nächsten lag es nun, an Diejenige zu denken, die in der Vita Nuova und im Convito eben so wie in der Divina Commedia Matelda bezeichnet wird, nämlich als ein „holbes Weib“ (Donna gentile). Dies that Göschel. Andere wieder dachten an die Freundin Beatrice's, deren Tod im achten Capitel der Vita Nuova erwähnt wird, und der Neapolitaner Sante Bastiani an Giovanna, die Geliebte des Dichters Guibo Cavalcanti, welche ebenfalls in der Vita Nuova als Beatrice's Freundin erscheint. Die Leipziger Ausgabe hat die Unstatthaftigkeit aller dieser verschiedenen Meinungen nachzuweisen und den Beweis zu leisten versucht, daß die Matelda der Divina Commedia keine Andere sein könne, als die in der Vita Nuova vielerwähnte Ungenannte, die dem Dichter Monate und Jahre lang dazu gedienet, sein Liebesgeheimniß vor der Neugier Anderer zu hüten. Witte anerkennt zwar, daß diese Ansicht „mit vielem Scharfsinn ausgeführt“ worden sei, hat sich aber gleichwol nicht entschließen können, dieselbe sich anzueignen. Seine Einwendungen scheinen mir aber wenig belangreich. Es bleibe unverständlich, „warum der Dichter im irdischen Paradiese an dieses holbe Weib gewiesen sein soll“: nun, weil sie bereits auf Erden die Vermittlerin gleichsam zwischen ihm und Beatrice gewesen. Es bleibe ferner unverständlich, „warum eben sie ihn auf den Zug der, die biblischen Bücher bedeutenden, vierundzwanzig Aeltesten hinzuweisen, ihn in den Bethen einzutauchen und ihm diesen gleich Eunoe auszuweisen hat“. Wird es aber etwa verständlicher, warum gerade eine Andere dies thun soll? Eine mußte es eben thun nach dem System des Dichters, und da sollte ich meinen, daß es ihm frei gestanden habe, sie nach Belieben auszuwählen. Witte gibt der Ansicht des Sante Bastiani den Vorzug. Wie es aber verständlicher sein soll, daß der Geliebten Cavalcanti's die Aufgabe der Matelda in der Divina Commedia zugetheilt wird, bleibt mir wenigstens unverständlich. Außerdem bildet die Verschiedenheit des Namens eine

Inflanz gegen diese Auffassung. Witte selbst bekennt, daß dies ein „gewichtiger Gegengrund“ sei, glaubt ihn indeß durch die Bemerkung beseitigen oder doch wenigstens abschwächen zu können, daß, da Dante schon im Neuen Leben der Giovanna und seiner Beatrice zwiefache Namen gebe, so sei es nicht unglaublich, daß er im Fegfeuer jene Erste aus uns unbekannten Gründen unter einem dritten Namen eingeführt habe. Dabei ist aber übersehen, daß es sich bei dem „zwiefachen Namen“ in der Vita Nuova nicht wie hier um wirklich vorkommende Namen, sondern um allegorische, sinnreiche bildliche Benennungen handelt, die Jedermann sofort als solche erkennt. Hätte Dante auch, aus uns unbekannten Gründen, den wirklichen Namen jener Dame verschweigen wollen, so würde er ihn ganz gewiß durch einen rein allegorischen, nicht aber durch einen anderweitig vielfach vorkommenden wirklichen Namen ersetzt haben <sup>1)</sup>).

Noch an gar manchen Stellen, hätte ich Dies und Jenes an den Witte'schen Erläuterungen anzusehen, wie z. B. Inf. XXX, 78, wo man die Fonte Branda denn doch in der Nähe von Romena wird suchen müssen; Purg. XI, 140, wo die gegebene Erklärung ganz und gar Nichts mit dem Zusammenhang des Textes zu thun hat; Purg. XIV, 43, wo der in der Leipziger Ausgabe nachgewiesene Widerspruch in den der Ausleger mit sich selbst gerathen ist, auch jetzt nicht beseitigt worden; Purg. XV, 22, wo Dante's Worte nun einmal nicht gestatten, an einen „direct von dem Engel auf ihn fallenden Lichtglanz“ zu denken; Purg. XVIII, 119, wo kein Grund vorliegt, eine Ironie zu finden, u. dergl. m. Allein es ist einerseits nur allzunatürlich, daß ein Genosse dieser Studien hin und wieder einer anderen Auffassung den Vorzug geben wird, sowie es andererseits nicht hier der Ort ist, um auf Einzelheiten näher einzugehen. Absolut vollkommen ist ja kein menschliches Werk, und auch Witte's Arbeit kann es nicht sein. Doch ist sie jedenfalls ein würdiges Denkmal, welches der verehrte Altmeister des Dante-Studiums seinem Lieblingsdichter errichtet, ein zuverlässiger Führer in das Verständniß der erhabenen Dichtung des endenden Mittelalters, ein edles Monument deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit, eine echte Perle der deutschen Dante-Literatur.

Dr. F. A. Scartazzini.

## Professor Helmholtz' Rectoratsrede und die Englischen Universitäten.

### I.

Wir erhalten von dem bekannten englischen Gelehrten Herrn Walter C. Perry in London die nachfolgende, deutsch verfaßte Zuschrift:

An den Herausgeber der „Deutschen Rundschau“ zu Berlin.

London, 26. December 1877.

Bei der hohen Achtung, die der weltberühmte Physiker Prof. Helmholtz auch in England genießt, ist es nicht zu verwundern, wenn seine Rede (bei dem Antritt des Rectorats in Berlin <sup>2)</sup>), die eigentlich nur für deutsche Kreise bestimmt war, auch zu uns herüber gekommen und mit Anerkennung und Theilnahme gelesen

<sup>1)</sup> Näheres über diese Frage s. in meiner Abhandlung: Zur Matelda-Frage, im Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft, Bd. IV, S. 411–480.

<sup>2)</sup> Ueber die akademische Freiheit der Deutschen Universitäten. Rede beim Antritt des Rectorats an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. October 1877, gehalten von Dr. F. Helmholtz. Berlin, Verlag von August Hirschwald. 1878.

worden ist. Mir war diese Rede von ganz besonderem Interesse, weil ich fast zu gleicher Zeit und ohne von derselben gehört zu haben, eine Abhandlung „über die deutschen Universitäten“ für „Macmillan's Magazine“<sup>1)</sup> geschrieben hatte. Es ist mir eine große Genugthuung gewesen, zu sehen, wie viele meiner Ansichten mit denen des Herrn Helmholtz übereinstimmten. Die Befürchtungen wegen der Zukunft der deutschen Hochschulen, die von ihren englischen Freunden gehegt worden, sind durch seine Rede beruhigt; und doch wäre es eine große Genugthuung für uns, wenn einige Fragen von derselben höchst competenten Autorität etwas vollständiger behandelt werden könnten. I. Wie wird die Stellung der deutschen Professoren afficirt von der jetzt vollzogenen Vereinigung Deutschlands unter preussischer Hegemonie und die dadurch nothwendig verminderte Concurrenz der verschiedenen Regierungen um den Besitz der bedeutendsten Lehrkräfte? II. Werden nicht viele der besten Köpfe, die sich bisher der akademischen Laufbahn gewidmet haben, durch glänzendere materielle Aussichten von dieser Carrière abgezogen, und in die neueröffneten politischen, mercantilen und industriellen Bahnen geleitet? III. Ist es wahr, daß das Studium der alten classischen Sprachen und Literaturen im Abnehmen begriffen ist? Und wenn es wahr ist, wird nicht gerade durch dieses Sinken der classischen Studien die allgemeine Bildung der Studenten auf ein niedrigeres Niveau gebracht? Und werden nicht die Professoren, einer unclassisch gebildeten Zuhörerschaft gegenüber, ihre Vorträge anders, und nicht besser halten, und ihren Stoff weniger wissenschaftlich behandeln müssen? IV. Wird nicht die mit jedem Jahre relativ ungünstiger werdende pecuniäre Stellung der Professoren vielen talentvollen, aber unbemittelten Männern die akademische Carrière unmöglich machen, und das Feld den geistig weniger, finanziell aber reichlicher begabten Concurrenten, „die warten können“, überlassen? V. Betrachtet man noch immer mit voller Zuversicht die vollständige Sich-Selbstüberlassung der jüngeren Studenten; den absoluten Verzicht der akademischen Behörden auf alle religiöse und moralische Aufsicht, wobei freilich die wenigen guten und starken noch besser und stärker werden können, die große Masse aber, der „paullo infirmiores“, zu oft, untermerkt, verkommen und verderben?

Meine eigentliche Absicht aber bei dieser Einsendung war nicht, mich über die Verhältnisse in Deutschland auszulassen; sondern den Theil der Rede des Herrn Prof. Helmholtz, worin er die englischen Universitäten charakterisirt, zu besprechen und in einigen Punkten zu berichtigen.

Während mancher unter uns über die gründlichen und weitreichenden Neuerungen, die seit zwanzig Jahren in den Verfassungen unserer Universitäten gemacht worden sind, den Kopf bedenklich schüttelt, sehen wir uns durch des Herrn Rectors Rede plötzlich in das Mittelalter zurückversetzt. Es wäre für uns sehr unangenehm, wenn ein solches Bild unserer Hochschulen, unter so hoher Sanction, in deutsche Kreise eingeführt und als Porträt angenommen werden sollte. Ich erlaube mir also, einige Stellen der Rede auszulesen, und seriatim zu commentiren. Bei dem bekannten Wohlwollen des Herrn Rectors gegen unsere Hochschulen wird er mir am allermeisten Dank wissen, wenn ich ihm beweise, daß es bei uns gar nicht so mönchisch aussieht, wie er wol gemeint hat. Seine Beschreibung wäre vielleicht vor fünfzig Jahren besser am Plage gewesen, selbst dann aber weit zu „schwarz“ gefärbt.

„Ihr großes Stütungsvermögen,“ sagt Herr Helmholtz (S. 9), „der politische Sinn der Engländer für Conservirung jedes bestehenden Rechts, haben fast jede Veränderung ausgeschlossen.“ Kann es ihm unbekannt sein, daß im Jahre 1854 das ganze System Oxford's und Cambridge's durch Parlaments-Acte umgeformt ist? Daß im vorigen Jahre ein vom Parlament gewählter Ausschuß ernannt worden ist, um noch weitergehende Veränderungen zu veranlassen und die Universitäten noch mehr mit dem Zeitgeist in Einklang zu bringen? Es gibt kaum einen Theil unseres akademischen Systems, der nicht in den letzten fünfundzwanzig Jahren radical verän-

<sup>1)</sup> Macmillan's Magazine, No. 218, for December, p. 148—160. London, 1877.

bert worden ist. Wie würde der Herr Helmholtz staunen, wenn er die Vorschläge sehen könnte, die seit einiger Zeit in dem inneren Rath jedes „Collegio“ gemacht worden sind, um neue Professuren zu errichten, neue Lehrgegenstände einzuführen, die Mittel der „University“ zu vermehren, und jedes veraltete Privilegium wegzuräumen. Die Zahl und der Eifer der Neueren ist so groß, daß wir eher eine zu starke Veränderung fürchten könnten.

„Beide haben noch jetzt den Charakter beibehalten als Schulen für Aleriker“ (S. 9). Dies ist nicht der Fall. Die „Tutors“ brauchen nicht einmal der anglicanischen Kirche anzugehören, und einige der ausgezeichnetsten sind, leider, bekannt als Skeptiker. Außer der griechischen Philosophie sind die Werke Kant's und Mill's Hauptgegenstände des Studiums in den philosophischen Classen. Auch hat sich die Zahl von Studenten der Theologie relativ vermindert, und die Bischöfe klagen, daß zu wenige unter den geistlichen Aspiranten Graduirte von Oxford und Cambridge seien. Nicht mehr als fünfundzwanzig Procent der Graduirten werden Geistliche.

„Die verschiedenen Adelsclassen unterscheiden sich durch besondere Abzeichen an ihrer Tracht“ (S. 9). Die verschiedenen Adelsclassen sind nie unterschieden worden. Alle „noblemen“ trugen ehemals denselben Talar, der etwas anders als der der übrigen Studenten geschnitten war, aber diese Auszeichnung ist schon lange abgeschafft und jetzt tragen alle Alumni dieselbe Tracht.

„Die einzelnen Colleges bestehen in vollständiger Trennung von einander“ (S. 10). Seit einigen Jahren haben Studenten von verschiedenen Colleges gemeinschaftliche Tutors, Institute und Bildungsmittel und supplementiren sich gegenseitig; und zur Zeit gibt es nur sehr wenige Colleges, die von allen anderen vollständig getrennt bestehen.

„Bei der Wahl der Professoren haben Parteirücksichten neben persönlicher Kameradschaft meist viel entscheidenderen Einfluß als das wissenschaftliche Verdienst. In dieser Beziehung haben sich die englischen Universitäten die ganze Intoleranz der mittelalterlichen bewahrt.“ (S. 11.) Von allen Behauptungen des Herrn Helmholtz hat gerade diese mich am meisten befremdet. So lange Menschen Menschen sind, wird ein Jeder *ceteris paribus* die eigenen Landsleute, Sinnesgenossen und Freunde vorziehen, und selbst bei deutschen Facultäten wird es wol nicht anders sein. Aber wenn politische und persönliche Rücksichten so entscheidend sind, wie erklärt sich Herr Helmholtz die Carrière des Herrn Prof. Max Müller in Oxford, und den Ruf, welchen Prof. Helmholtz selber von der Cambridge'schen Universität erhalten hat? Bei dem starken Rationalgefühl der Engländer geben diese Fälle doch den Beweis, daß das wissenschaftliche Verdienst sehr viel bei der Wahl der Professoren in Oxford und Cambridge zu sagen hat, und daß sie nicht „die ganze Intoleranz der mittelalterlichen Universitäten bewahrt haben“. Die Fälle, wo politische oder persönliche Ansichten einen Einfluß gehabt, sind äußerst selten.

„Sie erziehen ihre Schüler zu gebildeten Männern, freilich zu solchen, die die Schranken ihrer politischen und kirchlichen Partei nicht durchbrechen sollen und auch in der That nicht durchbrechen. Oxford gehört vorzugsweise den Tories, Cambridge den Whigs an.“ (S. 12.) Die Zeit ist schon lange vorbei, wo man sagen konnte, daß Oxford überwiegend conservativ und Cambridge liberal sei. Man könnte sicher eine Wette eingehen, daß Oxford eben so viele Radicalgesinnte zählt, als Cambridge. Und was die Meinung anbetrifft, daß die Studenten streng zu ihren Parteien gehalten werden, so ist sie ganz unbegründet. Im Gegentheil finden die meisten politischen und religiösen Belehrungen gerade auf den Universitäten statt. Um nur eins aus sehr vielen, mir persönlich bekannten Beispielen zu nehmen, ging der Herr Auberon Herbert, Bruder des Ministers Grafen Carnarvon, als eifriger Conservativer nach Oxford und verließ es als Radicaler im extremsten Sinne; und, auf der anderen Seite, werden viele Radicale und Dissidenten während ihrer Studienzeit eifrige Anhänger der Torypartei und der Hochkirche. Mit größerer Wahrheit könnte man sagen, daß Cambridge weniger zu extremen politischen und kirchlichen Meinungen geneigt, während Oxford



zu gleicher Zeit Hauptstük der Ritualisten und Conserватiven und der ziemlich zahlreichen und sehr rührigen Comtisten, Skeptiker, Agnosten, Materialisten und sogar ausgesprochenen Atheisten ist.

„Die Tutors der englischen Universitäten dürfen nicht um eines Haares Breite von dem dogmatischen System der englischen Kirche abweichen, ohne sich der Censur ihrer Erzbischöfe auszusehen und ihre Schüler zu verlieren“ (S. 22). Mit welchem Erstaunen wird man in Oxford und Cambridge diese Stelle lesen! Denn erstens, wie schon gesagt, ist es nicht einmal nöthig, daß ein Tutor der anglicanischen Kirche angehöre; und zweitens haben „die Erzbischöfe“ auf den Universitäten gar nichts zu sagen, und würden eben so wenig daran denken, die Tutors in Oxford und Cambridge zu maßregeln, als die Professoren in Berlin oder Petersburg. So viel ich weiß, haben die Bischöfe in diesem Jahrhundert nie irgend welche Macht auf den Universitäten besessen. Und was das Verlieren der Zuhörer anbetrifft, so ist es eine bekannte Sache, daß der bekannte philosophische Tutor, Dr. Jowett, als er vor vielen Jahren der Heterodoxie bezichtigt wurde, als Lehrer noch viel populärer war, als jetzt, wo er, trotz seines bekannten religiösen Liberalismus, Rector des ersten College (Balliol) in Oxford ist!

Ich glaube genug gesagt zu haben, um unsere Universitäten vom Verdacht der blinden mittelalterlichen Intoleranz zu befreien. Wir sind uns unserer Mängel wol bewußt und in manchen Punkten erkennen wir die deutschen Hochschulen als nachahmungswürdige Muster an. Ganz analoge Institutionen können wir nicht haben; sie würden uns auch nicht passen. Wir werden aber stets bestrebt sein, unsere Landesuniversitäten als ebenbürtige, eifrige, aber wohlwollende Rivalen an der Seite der deutschen auf der glorreichen Bahn der Wissenschaft zu sehen.

Walter Copland Perry.

## II.

Herr Professor Helmholtz, welchem wir Obiges mitgetheilt, sendet uns nachstehende Erwiderung zu:

An den Herausgeber der „Deutschen Rundschau“.

Berlin, 6. Januar 1878.

Erlauben Sie mir zu bemerken, daß zwei von den Ausstellungen, die Herr W. C. Perry gegen meine in der Rectoratsrede vom 15. October v. J. gegebene Darstellung der Zustände an den englischen Universitäten macht, auf einem Mißverständnis des Sinnes der von mir gebrauchten Worte beruhen.

Wenn ich sagte, die englischen Universitäten hätten „den Charakter als Schulen für Aleriker“ beibehalten, so habe ich nicht ihre officiële Bestimmung damit bezeichnen, sondern nur den ganzen Zuschnitt des Lebens und Treibens daselbst für deutsche Leser kurz andeuten wollen.

Wo ich von der Censur der Erzbischöfe sprach, habe ich nicht ein amtliches Recht des Eingreifens gemeint, sondern nur den Einfluß bezeichnen wollen, den die Stimme der hohen Geistlichkeit bei denjenigen Classen der englischen Gesellschaft hat, aus denen wenigstens früher die meisten Studirenden der älteren englischen Universitäten hervorzugehen pflegten. Ich war in England, als der Sturm von Anatemen gegen Dr. Jowett durch die englische Presse zog, zum Theil von gewichtigster Seite ausgehend. Ich war damals nicht wenig erstaunt, ein wie geringes Maß von Heterodoxie dazu genügte, diesen Sturm hervorzurufen.

Daß übrigens dieser Sturm die Stellung des wackeren Mannes unangetastet gelassen, oder die Anerkennung, welche sein Muth gefunden, ihm vielleicht gerade Förderung verschafft hat, wie wir durch Herrn Perry erfahren, ist in der That ein erfreulicher Beweis dafür, daß die jüngsten Reformen der englischen Universitäten,

die mit der Zulassung der Dissenters beginnen, eine erfreuliche und tiefgehende Wirkung gehabt haben.

Aus der Ferne ist es schwer, sich darüber ein Urtheil zu bilden, wie weit die Wirkung solcher Reformen reicht, ja selbst nur die Uebersicht darüber zu behalten, was von den vielen und vielfachen vorgeschlagenen Veränderungen schließlich durchgeführt ist. Eine zusammenhängende Darstellung derselben, von einem Sachkenner gegeben, würde für die deutschen Leser äußerst erwünscht sein.

Ich muß anerkennen, daß meine eigene Darstellung sich auf einen zehn bis zwanzig Jahre zurückliegenden Zustand bezieht. Meine Quellen, theils Bücher<sup>1)</sup>, theils mündliche Mittheilungen, datiren so weit zurück. Letztere rührten übrigens nicht bloß von Dissenters oder anderen Gegnern, sondern auch von activen Angehörigen der englischen Universitäten her. In meinem genannten Vortrage handelte es sich aber nur darum, in kürzestem Umriß die Consequenzen der durch drei Jahrhunderte festgehaltenen älteren Verfassung der englischen Universitäten zu entwickeln. Die jüngsten Reformen derselben sind entschieden durch das Beispiel der deutschen Universitäten beeinflusst worden; sie geben wieder einmal ein löbliches Zeugniß für den praktischen Verstand der Engländer, aber sie ändern an dem Urtheil über die Consequenzen des alten Systems nichts Wesentliches ab.

Ich bedauere, wenn ich auch das ältere System zu schwarz gemalt haben sollte. Wo man sich auf mündliche Mittheilungen stützt, liegt allerdings die Gefahr vor, daß der Mittheilende unter dem Einflusse eigener vereinzelter Erlebnisse zu stark gefärbt hat. Auch macht dem Fremden natürlich Gutes, wie Mangelhaftes, was von den Sitten und Begriffen der eignen Heimath abweicht, stärkeren Eindruck, als dem daran gewöhnten Einheimischen. Jedenfalls ist es sehr erfreulich, von einem Kenner deutscher wie englischer Universitäten, der in dem von ihm citirten Artikel aus „Macmillan's Magazine“ gezeigt hat, daß er die bestehenden Verhältnisse nach den gleichen Idealen mißt, wie wir selbst es thun, die Versicherung empfangen zu können, daß die Verhältnisse der englischen Universitäten sich besser gewendet haben, als es den Freunden wissenschaftlichen Lebens in nicht ferner Vergangenheit erscheinen mochte.

Felmholz.

---

<sup>1)</sup> Eine umfassende Zusammenstellung aus dem Jahre 1869 findet sich in R. von Mohl's Politit, Bd. II., S. 112—241.

αγ. **Der wilde Jäger.** Eine Waidmannsmär von Julius Wolff. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1877.

Der vorliegende Band stellt sich dem „Mattenfänger von Sameln“ desselben Verfassers würdig an die Seite. Lustig er uns dort die altdeutsche Stadt anschaulich zu vergegenwärtigen, so führt er uns jetzt in Wald, Burg und Kloster. Die wilde Jagd des Grafen Fadelberend wird aus seinen Schicksalen motivirt; er erscheint ungeheuerlich, aber nicht unverständlich; heidnischer Aberglaube und christlicher Unglaube umnachten seine Seele; er stirbt mit Verwünschungen und Flüchen auf den Lippen; seine Burg wird im Bauernkriege zerstört. Hellere Gestalten, seine Töchter, seine Jäger umgeben ihn: doch ist nicht psychologische Charakteristik die Hauptstärke des Dichters. Auf den Schilderungen liegt der Accent; der Wald mit allen seinen Geheimnissen steht, wie billig, im Mittelpunkt; die alte Poesie der Jagd klingt herein; Waidsprieche und Jägerschreie sind angebracht und der waidmännischen Ausdrücke werden manchmal so viel, daß der Laie zum Wörterbuche greifen muß. Lyrische Gedichte, zum Theil sehr schön, fast alle den Volkston glücklich erfassend, sind den Personen der Geschichte in den Mund gelegt. Auch die „Jägermesse“ S. 94 ist recht erfreulich. Aber das epische Interesse wird nicht in gleichem Maße angeregt; die eigentliche Erzählung kommt etwas langsam in Gang, doch gebirgt es zuletzt nicht an ausregender Handlung. Prachtvoll ist die Hirschjagd des wilden Jägers, die erste Begegnung mit dem wilden Heere, der Frevler gegen das Crucifix: diese Schilderung verdient den Preis. Ueber Sprache und Vers hat der Verfasser eine nicht gewöhnliche Herrschaft, doch wäre hier und da größere Feinheit zu wünschen. Die wechselnden Rhythmen sind in der Regel sehr charakteristisch; aber die reimlosen viertactigen Trochäen werden zuweilen prosaisch; und Gewaltsamkeiten, wie den unmöglichen Infinitiv „sein“ statt „sein“, müßte ein Dichter, der auf sich hält, durchaus vermeiden.

αδ. **Hab's a Schneid'!** Neue Gedichte in oberbayerischer Mundart von Karl Stieler. Stuttgart, Meyer & Zeller. 1877.

Köstliche Bilder aus dem altbayerischen Volksleben. Jeder Zug echt: Gedanken, Gesinnung, Wortgebrauch, Syntax — nur die Laute sind nicht genau bezeichnet, sondern möglichst der gewöhnlichen hochdeutschen Orthographie genähert; das ist aber ein Vortheil, welcher die Gedichte einem größeren Publicum zugänglich macht, und so genau könnte die Lautbezeichnung doch nicht sein, daß sie einen die Mundart kennenden Vorleser überflüssig machen würde, wo man den ganzen, echten Altbayer mit Haut und Haar haben will. Wir nannten die Gedichte „Bilder“; in der That gibt die überwiegende Mehrzahl derselben kleine Scenen und Gespräche, welche so klar und so wahr das wirkliche Volk in unserer Phantasie erscheinen lassen, daß man das vielleicht ganz unrichtige Gefühl bekommt, der Verfasser müsse sehr viel beobachtet, aber äußerst wenig erfunden haben. Die Methode seiner Darstellung ist die blündigste, die sich denken läßt, und doch manchmal von erstaunlicher Plastik. Wenn man z. B. S. 22 die 14 Zeilen liest, welche überschrieben

sind „s Karteln“, so hat man ein vollständiges Bild vor sich, einen durch und durch charakteristischen Hstade oder Brouwer: Dorfschullehrer mit Bauern kartenspielernd im Wirthshaus. Und der ganze Effect wird erreicht durch eine Zusammenstellung der wenigen Worte und Wendungen, die wirklich bei einer solchen Gelegenheit gesprochen werden. Ein wahres Cabinetstück ist auch S. 81 „Was thut's ihm?“ desgleichen S. 68 „Zwei Ruben“. Aber man dürfte nicht aufzählen, man müßte gleich vorlesen können. Höchst lehrreiche Beiträge zur volksthümlichen Logik werden geliefert. Wir sehen den Bauer nuchtern und angetrunken, vor Gericht und in der Kneipe, politisirend und moralisirend: über Alles hin das merkwürdige bayerische Phlegma gebreitet. Der Wirth, der sich selbst als die Hauptperson, den Fremden als Einbringling betrachtet, ist eine besonders interessante Specialität jener Gegend. Der Eindruck im Ganzen, ernsthaft vom Standpunkt der Volkserziehung genommen, ist nicht erfreulich. Was uns hier in der Form der Naivität lachen macht, stellt sich der sittlichen Betrachtung oft als grauenhafte Kothheit dar. Wären ernstere Elemente, wie „die armen Seelen“ (S. 7), „s Fenei“ (S. 9), „Die Bleameln“ (S. 37), tragische Schicksale wie in dem Gedichte „Rarret“ (S. 57) oder bildliche Reflexion wie in den Schnabappeln „Die Kussen“ (S. 32) stärker vertreten, so würden die humoristischen Schilderungen, in denen allerdings die Hauptstärke des Verfassers ruht, durch eine solche contrastirende Umgebung entschieden gehoben werden.

ο. **Pan.** Ein lustiges Lieberbuch für Gymnasialisten mit den Eingeweihten zusammengestellt von Dr. F. Polle, Professor am Vikthum'schen Gymnasium zu Dresden. Dresden, G. Schönfeld's Verlag. 1877.

Was man auch, je nach den verschiedenen Parteistandpunkten, unserer Zeit vormerken mag, ein Lob wird ihr unbestritten gezollt: daß sie für die geistige Nahrung der Jugend in gebieter Weise zu sorgen bestrebt ist; unsere Nation besitzt in dieser Beziehung die umfassendste Literatur, in der nur wenig wirkliche Lücken sich finden dürften. Augensällig jedoch hat eine solche Lücke bis jetzt bestanden in Bezug auf die Lieberfassungen unserer höheren Schulen: es hat bis jetzt ein specielles Lieberbuch für Gymnasien nicht gegeben, und doch ist gerade das Gymnasium eine kleine Welt für sich, die mit ihren eigenen Interessen und Bedürfnissen ihr poetisches Gebiet hat, das eine besondere Berücksichtigung verdient. Für das Gymnasium passen einerseits die Lieblingslieder der Kindheit nicht mehr, und andererseits fehlt ein thätiger Gymnasialist die Anticipation des Studentenlebens ebenso sehr als Incongruenz für seine Verhältnisse, wie allen Erwachsenen dies einleuchtet. Die Gymnasialzeit genießt nicht die Ungebundenheit des Studentenlebens, aber sie liegt von dem Eintritt in Philisterthum und Lebensorgen noch weiter entfernt als jenes; sie ist die Zeit der streng geschulten Arbeit, in der der Jüngling sich seiner Kräfte bewußt wird und in der mühevollen Erwerbung werthvoller Kenntnisse für die edelsten Güter der Menschheit sich begeistern lernt. Der Gymnasialist soll sich bewußt

werden, daß alles Schöne und Gute in der Welt auch ihm angehört, und über die kleinen Leiden und Beschwerden seines Standes sich mit gutem, kräftigem Humor hinwegsetzen, den der echte Deutsche allezeit als besten Trost in sich getragen hat. Dieses Beides: die Lust am Schönen und den guten Humor in jeder Gestalt, mit alleiniger Ausnahme des Vulgären und Verfrähten, bringt das oben genannte Büchlein in außerlesener Weise. Es war das keine leichte Aufgabe; denn nach keiner Seite durfte irgendwie Fehantistisches oder Triviales gegeben werden, was den Schüler eine Bevormundung oder Verleumdung befürchten ließ; denn auch der Schüler, und vielleicht er noch mehr als jeder andere, will im Liede sich frei fühlen und sich Nichts bieten lassen, was er unter seiner Würde erachtet. In tactvoller Auswahl nach dieser Richtung wird es schwer sein, dem Büchlein Prof. Polle's Concurrerenz zu machen, so lebhaft die Concurrerenz nach diesem bahnbrechenden Anfange jedenfalls hervortreten wird. „Lieber um einen Grab zu burleskieren, als zu engherzig“ ist sein Princip; es ist besser dem Gymnasiasten in der Fülle kernigen Humors ein Vertrauensvotum zu geben, als ihn durch übermäßige Beschränkung zu schrecken. Als ein frischer, frühlicher Wanderer, der allenthalben mit Land und Leuten wohl vertraut geworden und namentlich mit seinen Schülern vertraut und herzlich zu verkehren gewohnt, tritt uns der Verfasser entgegen; so beginnt denn auch das Buch mit den Wanderliedern, denen sich die Marschlieder anschließen; es folgen Gesellschaftslieder, Tanz- und Spiellieder, Canons, Schnurren, heiterer Sang aller Art; was den auf seine polyglotte Kenntniß mit Recht stolzen Gymnasiasten besonders anmuthen wird, sind die vielfach eingestreuten Lieder in fremden Sprachen, namentlich in der griechischen, lateinischen und englischen; von altdeutschen Sachen sind einige echte Perlen aufgenommen. Der Kenner der Dichtkunst wird sich an den mit größter Genauigkeit festgestellten Texten und den vielen Originalproben deutschen Humors erfreuen; auch unter den Melodien ist manche neue gegeben, einmal auch eine recht werthvolle, im Aussterben begriffene wieder stirzt worden. Man darf zuversichtlich erwarten, daß nicht nur von der Jugend unserer höheren Lehranstalten — Realschülern kaum minder als Gymnasiasten —, sondern auch von allen eifrigen Freunden der Jugend das Büchlein als werthvolles Besitzthum in Ehren gehalten werden wird.

o. **Deutsches Jagd-Brevier.** Ein Album für Jäger und Naturfreunde von Freiherrn Karl Schend zu Schweinsberg. Leipzig, Verlag von Schmidt & Günther.

Im Schmucke des grünen Gewandes, mit den Emblemen der Jagd und Jagdbeute kunstig geziert, liegt uns hier ein Büchlein vor, welches den Freunden und Verehrern der Jägerei sicher sehr willkommen sein wird; aber nicht diesen allein. Als wir vor einiger Zeit Herrn von Schend's Gedichte anzeigten, da sprachen wir den Wunsch aus, er möge die gelungensten derselben, nämlich die auf den Wald und die Jagd bezüglichen, in ein Bändchen für sich zusammenstellen. Diesen Wunsch hat der wackere Dichter erfüllt; er hat zugleich viel Neues hinzugefügt, was uns

die Gabe um so werthvoller macht und ihn in seiner ganzen Stärke zeigt. In das Rauschen und Wesen des Waldes sieht er alle Poesie und allen — zuweilen recht verben — Humor des Jägers: alle jene Lieder und Geschichten:

Wie sie der Jäger Sprache nur  
Erzählt die freundliche Natur.

Denn auch der balladenhafte Ton wird oft mit Glück angeschlagen; dem Jäger, der zugleich Poet ist, erklingt im Walde „der Sage Wunderhorn“, und sein „Lied im Walde“ (S. 8) hat etwas, was an Uhländ erinnert. Aber aus der Vorzeit Dämmerlicht wendet er sich immer wieder mit Vorliebe der Gegenwart zu, und unter den Selben der Jagd (S. 63) wird auch, wie sich gebührt, Bismarck gefeiert, welcher oftmals

Tauscht den Ernst der Männerrede  
Fröhlich mit dem Feuerrohr.  
Vor allen reizend sind die Naturbilder, z. B. des Wintermorgens in der „Treibjagd“ (S. 23), wenn Auf dem weißbesneiten Fels  
Morgenrausch der Kade hält.

Oder:

Wie die Last  
Frischen Schnee's gebeugt den Ast,  
Wie er leib' sich niederbiegt,  
Wenn sich d'rauf die Reize wiegt.

Sehr zierlich in der „Hirschjagd im Gebirge“ hebt sich die Contur eines Sechzehners von dem Fichtenbunzel ab:

Er schließt den Wind, — das Rudel  
so vertraut

Neigt scharf nach mir, die schlanken  
Hälse reckend —

und von ergreifender Wirkung ist die Schilderung eines Waldbrandes: „Feuer im Walde“ (S. 53). Man sieht, daß dieser Jäger den Wald in jeder Beleuchtung gesehen hat, daß er mit dessen wechselndem Leben befreundet, mit dessen mannigfachen Bewohnern vertraut ist, und wir glauben gern, daß — wenn er sein „Stoßgebet“ (S. 12) spricht — die Heiligen des Waldes ihn hören, deren ehrwürdige Reize mit „Bater Nimrod“ beginnt, um mit Genovefa und Martinus zu schließen, denen die Sorge für Küche und Keller befohlen ist. — Das freundlich ausgestattete Werkchen ist Hr. Königl. Hoheit dem Großherzog Ludwig IV. von Hessen und bei Rhein, dem hochherzigen Beschützer des edlen Waidwerkes gewidmet.

o. **Neue Jugend-, Haus-, Schul- und Volksschriften** aus dem Verlage von Otto Spamer in Leipzig. 1877—78.

Abermals liegt uns eine Reihe der trefflichsten Neuigkeiten aus dieser, um die Verbreitung und Verallgemeinerung des Wissens hochverdienten Verlagschandlung vor. Kaum ein Gebiet menschlicher Cultur, welches diese mit gleicher Sorgfalt geleitete und ausgeführte Sammlung gut geschriebener, gut gebrauter, gut illustrierter und gut gebundener Bücher nicht berührte; kaum ein Zweig der Kunst und Wissenschaft, den sie nicht mit Verständniß behandelte, mit Liebe pflegte — jedes Interesse des häuslichen und öffentlichen, des gelehrten und gewerblichen Lebens findet eingehende Berücksichtigung, wobei das Mädchen noch der Knabe, weber der Jüngling noch die Jungfrau gehen leer aus und — vielleicht das Empfehlendste, was zum Lobe dieser

Schriften gesagt werden kann: der Erwachsene wird die Bücher mit nicht weniger Vergnügen, und manchmal mit nicht weniger Nutzen lesen, als die Jugend, für welche sie zunächst bestimmt sind. Es versteht sich von selbst, daß ein warmer, patriotischer Zug durch alle diese Bücher hindurchgeht; aber es ist rühmend anzuerkennen, daß sie niemals in jenen Ton verfallen, welcher jetzt vielfach beliebt wird, daß sie den nationalen Stolz weder nicht durch hochmüthiges Herabsehen auf andere Nationen, sondern einzig dadurch, daß sie die Kenntniß unseres Vaterlandes und unseres Volkes, seiner Geschichte, seiner Sage, seiner Dichtung in der ansprechendsten Form zu vermitteln suchen. Geradezu musterhaft in diesem Betracht darf das Werk von Dr. Wilhelm Wagner: „Unsere Vorzeit“ genannt werden, dessen erster Band „Nordisch-germanische Götter und Helden“, bereits in zweiter Auflage vorliegend, die große germanische Götterwelt, ihre Mythen und Sagen, die nordische Heldenbildung und die Lieder der Edda behandelt, während der zweite Band „Deutsche Heldensagen“ den Sagenkreis der Amelungen und Nibelungen, den Karolingischen Sagenkreis, Gudrun, Beowulf, und, in die ritterlich celtische Welt zurückgreifend, König Artus und den heiligen Graal, Tristan und Isolde, sowie endlich Lannhäuser darstellt, dieses wunderbar poetische Gebilde des zur Antike zurückverlangenden, zur Renaissance erwachenden Mittelalters — Alles reich durchwoben mit Klängen unserer mittelalterlichen Volks- und Kunst-Epen und reich mit Illustrationen geschmückt. — Diesem Werk schließt sich der erste Band von „Unser deutsches Land und Volk“ an, in welchem Fedor von Rössen unter Mitwirkung von Barth und Regnet nach einer Einleitung über das alte Deutschland und seine Bewohner vornehmlich die deutschen Alpen, Oberbayern und die bayrische Hauptstadt höchst anmuthig schildert; dann eine Geschichte der menschlichen Racen und ihrer Verbreitung: „Der Mensch vormals und heute“ von Richard Oberländer; eine naturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit des Höhlenmenschen und des Höhlenbären „Aulaman“ von Dr. D. F. Weinland; ein äußerst interessanter Versuch, die Erde tausend Jahre vor Christi Geburt, wie sie sich in den Anschauungen der unternehmendsten Reisenden jener Zeit, der Phöniker, darstellte, zu schildern: „Abenteuer des Capitän Nargo, eine phönikische Weltfahrt vor 3000 Jahren“ von Dr. Carl Doppel, endlich der erste Band einer Darstellung der heutigen Türkei, in welchem Fr. von Hellwald und L. C. Bed „das osmanische Reich in Europa“ behandeln, während das osmanische Reich in Asien und Aegypten mit dem Nordbrand von Afrika in einem zweiten und dritten Bande nachfolgen sollen. Auf das heimische Gebiet zurück führt ein „Brevier der Kunst in Haus und Leben“ von Dr. A. Schwartz, welches in sehr gerlicher Ausstattung die Pflege des Schönen in Haus und Wohnung,

in Kleidung und Schmuck lehrt. In allen diesen Beziehungen wird das Bülchlein fördernd und geschmackbildend wirken. Weniger befriedigend, weil unvollständig, sind die der Musik, namentlich aber der Dichtung gewidmeten Abschnitte; mit größerer Ausführlichkeit sind Sculptur und Malerei behandelt. Ausschließlich mit der Musik, wie sie im Volkslied, in der häuslichen Uebung, im Concertsaal, im Opernhaus erscheint und mit der verwandten Kunst des Tanzes — denn das eigentliche Wesen der Musik ist ja Bewegung! — beschäftigen sich Ernst Paquès's allerliebste Erlebnisse eines Mädchenquartetts im Haidehause, welche er unter dem Titel „Aus der Welt der Lüne“ festlich erzählt. Dieses Buch ist ganz besonders dazu geeignet, das Verständniß junger Mädchen für diejenige Kunst zu wecken, welche doch nun einmal als die häuslichste betrieben wird; und mit der Erwähnung desselben schließen wir am besten diese Notiz über einige neuere Erscheinungen des Verlages, welcher seit Decennien unermüßlich und mit dem größten Erfolge thätig ist, die Liebe zum Vaterlande, zum Wissen und zu einer geregelten und schönen Führung des Lebens in die weitesten Kreise zu tragen.

7. **Goethe's Leben, Geistesentwicklung und Werke.** Vierte umgearbeitete Auflage von Director Heinrich Diehoff. 4 Theile in 1 Band. Stuttgart, C. Conradi. 1877.

Ein seit Decennien bekanntes und wirkendes Buch in neuer Auflage. Es ist ohne schriftstellerische Kunst verfaßt, aber doch lesbar und recht vollständig in den Thatfachen. Leider entspricht die neue Gestalt, in der es jetzt auftritt, nicht mehr dem heutigen Stande der Forschung. Neueröffnete Quellen sind nicht benützt; weder Pirzel's „Jünger Goethe“ noch Herrn von Koepers Commentar zu „Dichtung und Wahrheit“ sind gehörig ausgebeutet; die Hempel'sche Ausgabe überhaupt ist nicht genügend herbeigezogen; Fortschritte der Wissenschaft in der Analyse Goethe'scher Werke, in der besseren Erkenntniß ihrer Entstehungsgeschichte, in der schärferen historischen Beurtheilung ihres Stils bleiben unberücksichtigt; gegen frühere Ansichten Düringers, die derselbe längst berichtigt, wird polemisiert u. s. w. Indessen scheint das Werk sein Publicum zu haben; und so wollen wir wünschen, daß der Verfasser bald Gelegenheit erhält, durch abermalige Umarbeitung strengeren Anforderungen zu genügen. Möge es ihm dann auch gefallen, einige Hinweise auf die sonstige Literatur über Goethe beizufügen. Eine solche Orientirung in der weitschichtigen, an vielen Orten zerstreuten Arbeit der Commentatoren und Literaturhistoriker wird durchaus von einem populären Buche verlangt. Der Unkundige wünscht einen Führer zu fernem Liegendem und schwer Erreichbarem; der Kundige wünscht Rechtfertigung des Verfassers in zweifelhaften Fällen und Erleichterung des Nachprüfens überhaupt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. Januar 1878 zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehalten:

**Altes Gold.** Sprüche der Minnefänger des Mittelalters, frei übertragen von R. Ströfe. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1878.

**Annalen für Gewerbe u. Bauwesen.** Herausgegeben von F. C. Glaser, Ingenieur. Band II. No. 13. Berlin. 1878.

**Antologia, Nuova, di scienze, lettere ed arti.** Anno XIII. Seconda serie. — Vol. VII. Fasc. I. Firenze. 1878.

**Bibliothek, Philosophische, oder: Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit.** Unter Mitwirkung namhafter Gelehrten herausgegeben, beziehungsweise übersetzt, erläutert und mit Lebensbeschreibungen versehen von J. H. v. Kirchmann. Bd. 4. 60. 76. 77. Leipzig, Verlag von E. Koschny. 1877.

**Bibliothek für Wissenschaft und Literatur.** 18. Band. Philosophische Abtheilung 3. Band (Erste Hälfte). Die Philosophie in ihrer Geschichte. I. Psychologie von Dr. Friedrich Harms, ordentlichem Professor an der Universität zu Berlin. Berlin, Verlag von Th. Grieben. 1878.

**Bibliothèque universelle et revue suisse.** 83me année — nouvelle période. Tome LXI. No. 241. Lausanne. 1878.

**Blätter aus dem Treibhause der Dyril.** Eine Muster-sammlung. 2. veränd. Aufl. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1877.

**Bredt.** — Die Parteien im deutschen Reich, was sie fordern und was sie sammeln soll. Von B. R. Bredt. Leipzig, Verlag von D. Wigand. 1878.

**Buch, Illustriertes, der Patience.** 60 Patience-Spiele mit Abbildungen zur Veranschaulichung der Lage der Karten. Breslau, J. U. Kern's Verlag.

**Campori.** — Christina di Svevia e Gli Estensi. Memoria del marchese comm. Cesare Campori. Modena. 1877.

**Cantate! Schelmenlieder** von E. J. Verfasser von Komisch-Komisches. Musik von G. Theuerkauf. Leipzig, Verlag von J. A. Barth.

**Correspondenz, Allgemeine Literarische,** für das gebildete Deutschland. I. Band. Nr. 8. Leipzig, Verlag von G. Holtz. 1878.

**Correspondenz, Kaufmännische.** Zeitschrift für Volkswirtschaft, Handel und Statistik. III. Jahrg. Nr. 1. Leipzig, C.-Verlag von Birt & Sohn. 1878.

**Dichterhalle, Neue Deutsche.** Band II. Nr. 1. 2. Zerisaun.

**Dichterhalle, Schweizerische.** Jahrg. III. Nr. 7. Zerisaun.

**Dingelstedt's sämtliche Werke.** Erste Gesamt-Ausgabe in 12 Bänden. 11. 12. Band. Theater. 3. 4. Band. Berlin, Verlag von Gebr. Pachtel. 1877.

**Doornkaat Koolman.** — Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Von J. ten Doornkaat Koolman. Heft 3. Norden, Verlag von H. Braams. 1877.

**Dorer.** — Wahrheit und Sage. Gedichte von Edmund Dorer. Leipzig, Verlag von L. D. Weigel. 1877.

**Edstein.** — Die Zwillinge. Humoreske von Ernst Edstein. Mit 8 Originalzeichnungen von G. Guthnecht. Leipzig, Verlag von R. Edstein. 1878.

**Endrulat.** — Ein Kaiserfest im „Mallaster“ zu Düsseldorf mit dem Festspiel von Carl Hoff und 11 in Holzschnitt ausgeführten Originalzeichnungen von Prof. Andr. Achenbach, Prof. A. Daur, Ernst Bock, W. Camphausen, Ph. Grot Johann, Carl Hoff, E. Hüntel und W. Simmler von Dr. Bernhard Endrulat. Düsseldorf, Verlag der Hofbuchdruckerei F. Vog & Cie. 1878.

**Fischbach.** — Lieder eines Regers. Ornamente in Versen von Friedrich Fischbach. Hanau, Verlag von G. M. Alberti. 1878.

**Frage, Die sociale.** Organ des Deutschen (anti-socialdemokratischen) Arbeitercongresses und anderer verwandter Vereinigungen. Unter Mitwirkung namhafter Fachschriftsteller und Vereinsvorstände herausgegeben von Dr. Max Hirsch. I. Jahrg. Nr. 1. Berlin. 1878.

**Gaea.** — Natur und Leben. Zeitschrift zur Verbreitung naturwissenschaftlicher und geographischer Kenntnisse so wie der Fortschritte auf dem Gebiete der gesammten Naturwissenschaften. Herausgegeben von Dr. Hermann J. Klein. 1878. 14. Jahrg. 1. Heft. Köln, Verlag von Ed. Feinr. Mayer.

**Garten, der Deutsche.** Wochenschrift für Gärtner und Gartenfreunde. Herausgegeben von O. Hüttig. November 1877. Berlin, Friedr. Schulze's Verlag.

**Gerhard.** — Wilhelm Gerhard's Gefänge der Serben. 2. Aufl., herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Karl Braun-Wiesbaden. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1877.

**Gewerbehalle.** Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Adolf Schill, Architekt. 1878. Hg. 1. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn.

**Glaß.** — Stützen und Studien aus Haus und Hof, aus Wald und Feld von Richard Glaß, Oeconomierath in Altenburg. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1878.

**Grundtvig.** — Dänische Volksmärchen. Nach bisher ungedruckten Quellen erzählt von Svend Grundtvig. Uebersetzt von Willibald Leo. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1878.

**Guglow.** — In bunter Reihe. Briefe, Stützen, Novellen von Karl Guglow. Breslau, Verlag von S. Schottländer. 1878.

**Hadländer.** — Der Roman meines Lebens von F. W. Hadländer. 1. Hg. Stuttgart, Verlag von C. Krabbe.

**Hammer.** — Schau um Dich und Schau in Dich. Dichtungen von Julius Hammer. 25. Aufl. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1878.

**Harte.** — Die Mine in der Teufelskluft. Eine californische Erzählung von Bret Harte. In's Deutsche übertragen von Heinrich Abenheim. Stuttgart, Abenheim'sche Verlagsbuchhdlg.

**Seimerdinger.** — Lust und Leid. Gedichte von Friedrich Seimerdinger. Hamburg, Selbstverlag des Verfassers. 1878.

**Hume-Studien.** I. Zur Geschichte und Kritik des modernen Nominalismus. Von Dr. Alexius Meinong. Wien, in Commission bei Karl Gerold's Sohn. 1877.

**LATPOZ.** — Die Vivisection, ihr wissenschaftlicher Werth und ihre ethische Berechtigung. Von LATPOZ. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1877.

**Im Gaine der Muse.** Neue Liebesperlen ausgewählt von Rudolf Gastenrath. Straßburg, J. Schneider's Buchhandlung. 1878.

**Journal** für öffentliche Gesundheitspflege und Volkswirtschaft. Populäre Zeitschrift für sanitäre und volkswirtschaftliche Interessen, für Angelegenheiten der Curorte und Mineralwässer. Herausgegeben von Dr. D. Bisenz. II. Jahrg. No. 1. Wien. 1878.

**Keller.** — Züricher Novellen. Von Gottfried Keller. 2 Bde. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbhlg. 1878.

**Klavier-Lehrer,** Der. Musik-paedagogische Zeitschrift, unter Mitwirkung der Herren Professoren Dr. Theodor Kullack, Richard Wüerst, A. Haupt (Berlin), Louis Köhler (Königsberg), Dr. Ferdinand Hiller (Köln), Dr. Oskar Paul (Leipzig), Dr. Emil Naumann (Dresden) u. A. herausgegeben von Professor Emil Breslaur. 1878. No. 1. Berlin, Verlag von W. Peiser.

**Klein.** — Heliodora. Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. L. Klein. Für die Bühne bearbeitet von A. Freichern von Loen. Leipzig, Verlag von E. O. Weigel. 1877.

**Kölbing.** — Die Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge. Aus dem Isländischen Urtexte übertragen von Eugen Kölbing. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1878.

**Kriegs-Chronik, Illustrirtes.** Gebenbuch an den Orientalischen Krieg. 1876/77. 4. 5. Hef. Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

**Lazarus.** — Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze von Prof. Dr. M. Lazarus. Zweite, erweiterte und vermehrte Auflage. 2. Band. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbhlg. 1878.

**Liebermann.** — Rheinreise. Ein Cyclus lyrischer Gedichte von Max Liebermann von Sonnenberg. Berlin, Denicke's Verlag.

**Liebes-Episode, Eine,** aus dem Leben Ferdinand Lassalle's. Tagebuch — Briefwechsel — Befennnisse. Leipzig, F. A. Brodthaus. 1878.

**Mayrberger.** — Lehrbuch der musikalischen Harmonik in gemeinfasslicher Darstellung für höhere Musikschulen und Lehrerseminarien, sowie zum Selbstunterrichte von Carl Mayrberger, Professor der Musik. I. Thl. Die diatonische Harmonik in Dur. Pressburg, Verlag von G. Heckenast. 1878.

**Memoranda.** Issued by the Temple Union. London.

**Meyer's Reisebücher.** Süd-Frankreich nebst den Kurorten der Riviera di Ponente, Corsica und Algier von Dr. Th. Gsell-Fels. 2. Aufl. Mit 21 Karten, 24 Stadt-

plänen, 5 Panoramen und 20 Ansichten. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1878.

**Monatshefte, Philosophische.** Unter Mitwirkung von Dr. F. Ascherson, Custos an der Universitätsbibliothek zu Berlin, sowie mehrerer namhaften Fachgelehrten redigirt und herausgegeben von C. Schaarschmidt. XIII. 9. 10. Leipzig, Verlag von E. Koschny. 1877.

**Moralité publique.** Fédération britannique, continentale et générale. Résolutions du congrès de Genève. 22. Septembre 1877. Neuchâtel.

**Müller.** — Der russisch-türkische Krieg 1877. Von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen. Hft. 5. 6. Stuttgart, E. Krabbe. 1877.

**Musenklänge deutschen Humors.** Mit 27 Illustrationen von Henry Albrecht. Leipzig, Verlag von F. Wölfert's Buchbhlg. 1878.

**Nanni.** Ein Puppen-Märchen für große Kinder von \* \* \* Leipzig, J. A. Barth. 1878.

**Niese.** — Das Leben des heiligen Johannes. Eine Festgabe von C. Niese, Pfarrer in Bahrendorf. Leipzig, J. A. Barth. 1878.

**Noack.** — Philosophie — geschichtliches Lexikon. Historisch-biographisches Handwörterbuch zur Geschichte der Philosophie. Bearbeitet von Dr. Ludwig Noack. 2. 3. Lfg. Leipzig, E. Koschny. 1877.

**Patent-Blatt, Illustrirtes.** — Herausgegeben von J. Brandt und G. W. v. Ramoroff; Bb. I. Nr. 1. 2. Berlin, E. Groffier. 1878.

**Pegasus.** — Journal für deutsche Lyrik, Theater und Musik. Nr. 1. 1878. München.

**Petőfi.** — Held János. Ein ungarisches Märchen von Petőfi. In deutscher Nachdichtung von J. Schniger. Mit einem Vorwort von M. Sölai. Das Bildniß des Dichters von Barabás, die Illustrationen von Santó. Budapest, E. Grill's Postbhlg. 1878.

**Philomusos.** — Einige hebräische Kleinlein in freier Nachdichtung von A. Philomusos. Kassel, Verlag von G. Württenberger. 1877.

**Rassegna Settimanale di politica, scienze, lettere ed arti.** Vol. I. Nr. 1. 2. Firenze 1878.

**Renan.** — Philosophische Dialoge und Fragmente. Von Ernst Renan, Mitglied des Instituts von Frankreich. Mit Genehmigung des Verfassers überfetzt von Dr. Konrad v. Jbdauer. Leipzig, Verlag von E. Koschny. 1877.

**Reusch.** — Dumme Jungs-Streich. Spassige Geschichten zu min Scholstid von F. Reusch. Mit Illustrationen von F. Albrecht. Leipzig, Verlag von F. Wölfert's Buchbhlg. 1878.

**Revue de France.** Huitième année. 2me periode. Tome vingt-septième. 1<sup>re</sup> & 2<sup>e</sup> Livraison. Paris. 1878.

**Revue Historique.** 1878. Tome VI. 1. Paris, Ballière et Cie.

**Revue politique et littéraire.** 1877. No. 25—28. Paris.

**Rivista Europea.** — Rivista internazionale Vol. V. Fasc. I. Firenze. 1878.

**Rosenfranz.** — Neue Studien von Karl Rosenfranz. 3. Band. Studien zur Literatur- und Culturgeschichte. — Leipzig, Verlag von E. Koschny. 1877.

- Sad.** — Gegen die Prügel-Pädagogen. Von Eduard Sad. Braunschweig, Verlag von W. Brade jr. 1878.
- Salonblatt, Deutsches.** Jahrg. 1. Nr. 13. Berlin, Verlag des literarischen Central-Bureau.
- Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge,** herausgegeben von Rud. Birkow und Fr. von Holtendorff. XII. Serie. Heft 286—88. Berlin, Verlag von C. Gabel. 1877.
- Schenk.** — Philipp Reis, der Erfinder des Telephon. Von Prof. Dr. Schenk. Mit 9 Holzschnitten. Frankfurt a. M., Verlag von Joh. Alt. 1878.
- Scherr.** — Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens kulturgeschichtlich geschildert von Johannes Scherr. Heft 13. 14. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.
- Schlagintweit.** — Die Mormonen oder die Heiligen vom jüngsten Tage von ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart. Von Robert von Schlagintweit. Zweite, mit einer ausführlichen Schilderung des „Vergewissungemegels“ vermehrte Ausgabe. Mit Illustrationen. Köln, Verlag von Ed. Feinr. Mayer. 1878.
- Schlagworte, Die,** der heutigen protestantischen Kirchenparteien. Zur Orientirung für kirchlich gesinnte, zum Dienst der Kirche mit berufene Laienkreise von einem alten, erfahrenen Geistlichen. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1877.
- Schmarzow.** — Leibniz und Schottelius. Die unvoreiflichen Gedanken, untersucht und herausgegeben von August Schmarzow. Straasburg, K. J. Trübner. 1877.
- Schmidt.** — Kaiser Wilhelm der Siegreiche. Geschrieben von Ferd. Schmidt. Illustriert von F. Burger, H. Albers u. s. w. Heft 19. 20. Leipzig, Verlag von D. Spamer.
- Schramm.** — Unser Glaube. Ein Wegweiser auf religiösem Gebiet für denkende Christen und eine Gabe zur Confirmation von Dr. H. Schramm, Domprediger in Bremen. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1878.
- Spectator; The Columbia.** — Vol. II. No. 5. New-York. 1877.
- Spinoza.** — Der theologisch-politische Tractat Spinoza's im Urtexte herausgegeben und mit einer historischen Einleitung versehen von Hugo Ginsberg, Doctor der Philosophie. Leipzig, E. Koschny. 1877.
- Staats-Socialist, Der.** Wochenschrift für Socialreform. I. Jahrg. Nr. 2. Berlin. 1878.
- Steinert.** — Spät gereift. Vier Novellen von Hans v. Steinert. Breslau, D. Herz. 1878.
- Strauß.** — David Friedrich Strauß gesammelte Schriften. Bd. VII. XII. Bonn, Verlag von C. Strauß. 1877.
- Ströbe.** — Deutsche Minne aus alter Zeit. Ausgewählte Lieder der Minnesänger des Mittelalters, frei übertragen von R. Ströbe. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1878.
- Universal-Bibliothek.** 970. Martin Luther. Schauspiel in fünf Aufzügen von Ignazio Mastropasqua. Deutsch von Leopold Richardt. Leipzig, Verlag von Ph. Neclam jun.
- Valmy.** — Die Opfer der Wissenschaft oder die Folgen der angewandten Naturphilosophie. Drei Bücher aus dem Leben des Professor Desens. Mitgetheilt von Alfred de Valmy. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1878.
- Volls-Bibliothek, Neue.** III. Serie. Heft 1. Das Kunsthandwerk in Vergangenheit und Gegenwart. Von Prof. Dr. W. Völke in Stuttgart. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller. 1878.
- Vöge, Die.** Wochenblatt für Politik und Literatur. Herausgegeben von Dr. Guido Vöge. 5. Jahrg. Nr. 52. 6. Jahrg. Nr. 1. 2. 3. Berlin. 1877.
- Wardi.** — Serbien in seinen politischen Beziehungen insbesondere zu Rußland. Ein historischer Essay von F. Wardi. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1877.
- Warte, Schlesische.** Wochenschrift zur Hebung der Volksbildung und des Volkswohls durch praktische Förderung deutschen Gemeinns. 1. Jahrg. Nr. 33. 2. Jahrg. Nr. 2. Breslau. 1877.
- Western, The.** A journal of literature, education and art. New Series. November 1877. Vol. III. Nr. 11. St. Louis.
- Wiel & Gnehm.** — Handbuch der Hygiene. Verfasser: Med. Dr. Josef Wiel und Prof. Dr. Robert Gnehm. 1 Lfg. Karlsruhe, Verlag von H. Feller. 1878.
- Zeit- und Streit-Fragen, Deutsche.** Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kludhorn, Redacteur A. Lammer, Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt herausgegeben von Franz von Holtendorff. Jahrg. VI. Heft 95. 96. Berlin, Verlag von C. Gabel. 1877.
- Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde** zu Berlin. Als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XII. 6. Mit Gratisbeilage: Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, 1877. Nr. 8. 9. 10. Berlin, Verlag von Dietr. Reimer. 1877.
- Zur Geschichte der böhmischen Miniaturmalerei.** (Separatabdruck aus dem Repertorium für Kunstwissenschaft, II. 1.) Stuttgart, Verlag von W. Spemann. 1877.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierré'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaction verantwortlich: Edwin Paetel in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterjagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



# Im Hause der Väter.

~~~~~  
Novelle

von

Otto Roquette.

~~~~~

## Zwölftes Capitel.

Tags darauf ließ sich Wilibald Rothelm bei Frau von Tilburg melden. Der Diener meinte, die Dame werde einen Besuch schwerlich annehmen, da sie krank sei, aber er wolle Fräulein Althaus fragen. Hildegart Althaus empfing den Gast, und auf seine besorgte Erkundigung entgegnete sie: „Der Ball ist uns sehr schlecht bekommen! In einer Gemüthsstimmung zurückgekehrt, die wahrhaft trostlos ist! Jetzt bemitleide ich die arme Frau auf das Tiefste und wünsche aufrichtig, ihr Hilfe und Binderung zu schaffen; aber wer kann helfen, wenn er nicht den Sitz des Uebels kennt? Doctor Morbach war da. Er läßt sich nicht viel auf Verschreiben ein. Es sei eben Angegriffenheit der Nerven, sagte er, Mangel an Schlaf.“ Der feine Silberklang einer Klingel machte sich hörbar. „Einen Augenblick!“ sagte Fräulein Althaus. „Ich will Sie doch melden. Sie haben einen merkwürdig mildernden Einfluß auf Frau von Tilburg; vielleicht werden Sie angenommen — suchen Sie ihn geltend zu machen!“ — Schon nach wenigen Minuten kehrte sie zurück mit den Worten: „Sehr willkommen! Ich wußte es. Erzählen Sie etwas Ablenkendes, recht Erfreuliches!“ Rothelm folgte ihr durch einige größere Zimmer und trat in einen kleinen behaglichen Raum, der gar Nichts von einer Krankenstube hatte. Die Dame des Hauses, in einem geschmackvollen Morgenkleide von grauer Seide, einen Schleier turbanähnlich um Kopf und Hals geschlungen, saß in halb liegender Stellung auf dem Sopha; vor ihr auf dem Tische Bücher, einige davon aufgeschlagen. „Einen Freund läßt man nicht vergebens anpochen,“ sagte sie zum Willkommen, „müßte man sich ihm auch in trübseliger Lage zeigen!“ Rothelm betrachtete sie mit Verwunderung. Sie schien um viele Jahre älter geworden, ihre Züge traten schärfer hervor, ihre Augen lagen in tieferem Schatten. „Vergessen wir eine Weile meine thörichte Schwäche!“ fuhr sie fort. „Erzählen Sie mir, wie Sie gelebt haben!“

„Gerade darum nahm ich mir heute die Freiheit, Ihnen, gnädige Frau, meine Aufwartung zu machen,“ entgegnete Rothelm, „denn ich habe angefangen, anders zu leben, als bisher, und zwar durch eine sehr beglückende Wendung; kurzum, ich habe mich verlobt.“

„Ah —!“ rief die Dame, während ein sehr freundliches Lächeln durch ihre Züge ging. „Hildegart! Kommen Sie doch herein — hören Sie doch! Ein Bräutigam sitzt vor uns!“

Fräulein Althaus kam aus dem anstoßenden Zimmer. „Und damit rückt er jetzt erst heraus?“ rief sie. „Wie lange ist das her?“ — „Seit dem Neujahrstage.“ — „Und drei Wochen läßt er vergehen,“ fuhr sie fort, „ohne seinen Freunden eine Mittheilung davon zu machen?“

„Nun aber suche ich in mir vergeblich nach einem Anhaltspunkt, die Glückliche selbst zu entdecken!“ sagte Frau von Lilburg. „Sonst wissen die Freunde dergleichen doch früher, als die Verlobten selbst!“

„Meine Braut heißt Katharina Stein,“ entgegnete Wilibald, „und lebt seit Kurzem im Hause ihres Vormundes, meines Nachbarn. Bei diesem, einem Herrn Hagen, der früher in Amerika gelebt hat, habe ich Katharina kennen gelernt. Ihr Vormund selbst will unsere Verheirathung beschleunigen, so daß unser Brautstand wol nur von kurzer Dauer sein wird.“

Rothelm sah mit Schrecken in das Gesicht der Dame. Etwas Furchtbares lag in ihren Zügen, die unter inneren Kämpfen plötzlich zu erstarren schienen. Es war ein Medusenangeficht, in welches Wilibald blickte. Sie bedeckte ihr Antlitz mit dem Taschentuch. „Hildegart —!“ rief sie. „Mein Gott — ich bin doch wol kränker, als ich glaubte — bitte! bitte!“ Sie winkte nach der Thür, und Rothelm zog sich zurück, befremdet durch den plötzlichen Anfall. Er wartete einige Augenblicke. Dann erschien Fräulein Althaus und sagte bestürzt: „Ich bin ebenso rathlos wie Sie! Aber verlassen Sie uns jetzt! Auf Wiedersehen!“ Kaum war Wilibald gegangen, als Hildegart das Dröhnen eines schweren Falles vernahm, und als sie in das Zimmer trat, fand sie Frau von Lilburg ausgestreckt auf dem Teppich liegend, nicht in Ohnmacht, sondern wie von Krämpfen niedergeworfen, das Gesicht in den Armen verborgen. Hildegart sprang hinzu, um ihr beizustehen, sie aufzurichten; die Leidende aber wehrte ihr und rief: „Rufen Sie mir Hilpah! Nur Hilpah soll kommen! Gehen Sie! Gehen Sie!“ — — —

Das unglückliche, verzweifelte Weib, das hier am Boden niedergeworfen lag, hatte allerdings, wie Doctor Morbach vermuthete, eine Vergangenheit. Valentine Hagen war einst aus dem Hause ihres Vaters mit einem glänzenden, aber untödtlichen Manne entflohen. War sie unter dem Einfluß ihrer Mutter und deren Widerwillen gegen den Vater groß geworden, so hatte sich ihr Charakter dabei doch selbständig und eigenartig ausgebildet. Auch zu der Mutter fühlte sie keine eigentliche Neigung, denn sie durchschaute deren Wesen früh, und auch die Achtung für dieselbe entschwand, je mehr sie selbst sich innerlich befestigte. Daß ihre Eltern durch einen Fehltritt sich für das Leben verbunden hatten, ahnte sie nur; denn die sonst wenig tactvolle Mutter verbarg ihr das Vergangene, verschwieg ihr den Namen ihres ersten Gatten, und nur ihre Ab-

stammung aus einer Familie von Stein ließ sie die Tochter wissen, zugleich mit all' den Vortheilen der Gesellschaft, welche sie in ihrer Heimath genossen. Valentine, in Amerika geboren und unter anderen Anschauungen erwachsen, welche auf sie einen viel größeren Einfluß übten, als auf die Mutter, gab auf solche Erinnerungen nicht viel. Sie führte, zwischen den Eltern stehend, ihr eigenes Leben, für welches ihr Charakter ihr die alleinige Richtschnur bot. Wenn Etwas wie Familienregung in ihr zur Sprache kam, dann neigte sie sich eher dem Vater zu, um so mehr nach dem Tode der Mutter. Allein die Härten, Schrockheiten und gewaltigen Züge, welche Leben und Erfahrung in ihm ausgeprägt hatten, schienen ihr von der Geburt an mitgegeben, und wenn das Gefühl der Tochter in ihr lebte, fühlte sie sich, im Gegensatz zu ihm, in gleicher Schrockheit als ein selbstständiges Wesen, welches unter keinerlei Einspruch seinen eigenen Weg verfolgen wollte. Es war nicht Alles verhärtet und erkaltet in ihrem Herzen, aber sie hatte nur Härte und Kälte um sich her gesehen und diese Form auch für sich angenommen; es war Wärme und Gluth, es war Leidenschaft in ihr, aber das war ihre fest verborgene Welt, deren gefährliche Geister sie in sich verschlossen hielt. Und als sie ihnen Macht über ihr Gemüth verstattete, oder die Zügel über sie verlor, da war es um sie geschehen. Denn ihre starkfühlende, überweibliche Natur verlor sich an den unbedeutenden, unmännlichen Mann, der nur die Reize der schönen Stimme und Gestalt besaß. Ihre Leidenschaft war einmal entseßelt, und rücksichtslos riß sie alle Bande entzwei. Sie hatte ja wol ein Recht dazu, dachte sie — wenn so viel Ueberlegung sich noch geltend machte —, dasselbe Recht, welches ihre Eltern einst für sich beansprucht hatten!

Sie folgte dem Sänger Meroni nach Europa. Er hatte große Einnahmen bei seiner Kunstreise durch Amerika gehabt und das Leben war den Flüchtigen glänzend und berauschend. Was lag ihr daran, daß er, wie er ihr entdeckte, von Hause aus Wolfgang Amadeus Schwarz hieß und der Sohn eines Stadtmusikus in Thüringen sei; daß er sich, in Anlehnung an das Italienische, den Künstlernamen Amadeo Meroni nur zugelegt habe? Mochte er sein, wer er wollte — sie war seine Sclavin geworden, die ihn anbetete und es getragen hätte, wenn er sie mißhandelte. Sie ließ es gelten, daß er ihre Verheirathung hinausshob und wieder hinausshob. In ihrer Verblendung waren die längst erschütterten Begriffe von Ehe, Haus, Familie fast verloren gegangen. So lebten sie in Frankreich unter französischem, in Italien unter italienischem Namen, und die günstigen Vermögensverhältnisse Amadeo's machten es ihm behaglich, einmal anstatt des Erwerbenden den müßigen Reisenden zu spielen. Sie lebten sehr groß und der Besitz wurde kleiner. Amadeo mußte daran denken, seine Cassie wieder zu füllen und sich somit öffentlich hören zu lassen.

Allein um diese Zeit bildete sich ein Halsübel bei ihm aus, dem gegenüber die Aerzte jede Uebung im Singen untersagten, wenn die Stimme überhaupt erhalten bleiben sollte. Bald machten Schmerzen sogar den Versuch unmöglich, und in kurzem war der Klang des Organs überhaupt vernichtet. Amadeo sah sich Mangel und Noth preisgegeben. Denn, reichte der Besitz auch wol noch für kurze Zeit aus, neue Erwerbsquellen konnte er nicht entdecken; er hatte Nichts gelernt und war nach seinem umherschweifenden Leben zu Nichts mehr zu

brauchen. Mit Valentin und ihrem Kinde — denn sie hatte eine Tochter geboren — noch ferner durch die Welt zu ziehen, erschien ihm unmöglich. Valentine dagegen drang jetzt darauf, vor der Welt sein rechtmäßiges Weib zu werden. Er erklärte, daß er daran niemals gedacht und nicht die Absicht habe, sich durch eine förmliche Heirath eine Fessel zu bereiten. Der Zauber hatte für Valentine schon zu schwinden begonnen; nun fiel der letzte Nebel der Bethörung von ihrer Phantasie. Seine gemeine Natur trat in aller Rohheit hervor. Aber auch die Härten ihres Charakters drohten ihm gefährlich zu werden. Er sah und hörte ein Weib, das in seiner dämonischen Leidenschaftlichkeit ihn den Groll ihrer Enttäuschung empfinden ließ. Und dennoch fühlte sie sich an ihn gekettet, denn sie sollte zum zweiten Male Mutter werden, und verlangte eine gesegnete Verbindung. Er lachte sie aus und verließ sie.

Valentine hatte nicht die Absicht, ihre Rechte preiszugeben, sondern verfolgte seine Spur nach Deutschland, wohin er sich gewendet haben mußte, um, wie er gewollt, einen berühmten Arzt wegen seines Halsübels zu Rathe zu ziehen. Schon früher, in Neapel, hatte sie eine Negerin zur Wartung ihrer Kinder in Dienst genommen, Namens Hilpah, die von einer anderen Familie hier entlassen worden war. Mit dieser und ihrem Töchterchen machte sie sich auf die Reise — sie hatte noch Geld —, und nach mancherlei Kreuz- und Quersügen fand sie den Entflohenen, mehr durch Zufall, wirklich auf. Aber der Empfang war furchterlich. Er schalt sie, wies sie von sich, drohte ihr, er wollte Nichts mehr mit ihr zu thun haben. Es war in Köln — was ihn selbst an diesen Ort fesselte, ist unerhell; vielleicht nur die Unmöglichkeit, ihn ohne Mittel zu verlassen. Hier gebat Valentine einen Knaben und rang Wochen lang mit dem Tode. Auch war das letzte Geld erschöpft und das Elend umgab sie. Vermuthlich aber hatten Amadeo's Hilfsquellen irgendwie neuen Zufluß erhalten, denn er trug eines Tages eine Summe Geld in ihre Wohnung, nebst der schriftlichen Weisung, sie solle nach der Hauptstadt reisen und ihm von dorthier an die Adresse seines Vaters schreiben, wo sie geblieben sei. Denn er habe die Absicht, sich mit seinem Vater zu versöhnen und durch ihn vielleicht irgend ein Unterkommen zu finden. Keinenfalls solle sie die Hauptstadt eher verlassen, als bis er ihr mittheile, wohin sie ihren Weg zu richten habe. — Valentine genas. Sie verabscheute den Vater ihrer Kinder, aber sie klammerte sich an den Rest von Möglichkeit, sein angetrautes Weib zu werden. Daß diese Möglichkeit gegeben sei, glaubte sie daraus zu erkennen, daß er noch einmal für ihren Unterhalt gesorgt, sich überhaupt noch um sie bekümmerte. — Sie reiste mit den Kindern und Hilpah nach der Hauptstadt und schrieb an ihn, wie er es angeordnet hatte. Dann wartete sie und wartete auf Nachricht. Ihre Mittel wurden täglich geringer; sie konnte den Tag berechnen, da sie ganz und gar ausgehen würden. Selten wagte sie sich auf die Straße. Sie war fremd in der großen Stadt, und doch scheute sie sich jetzt, da sie allein war und ihre Schmach fühlte, mehr vor den Menschen, als da sie in Gesellschaft des Unwürdigen ging. Als sie aber einmal an dem Schaufenster eines Geldwechslers stand, überkam sie ein Gedanke, der zur Ausführung drängte. Wenn sie eins von den dort verlockend ausgelegten Lotterielosen kaufte — konnte das Glück ihr nicht günstig sein? Die

Ziehung mußte in nicht langer Zeit vor sich gehen — so las sie. Entschlossen betrat sie den Geschäftsraum, kaufte ein Los und ließ den Kaufmann ihre Wohnungsangabe notiren. Er lächelte sehr eigen, notirte aber, wie sie wünschte.

Tag um Tag verstrich, Wochen vergingen, von Amadeo kam keine Nachricht. Ueberreste von Schmuck wurden von Hilpah zu einem benachbarten Tröddler getragen und unter ihrem Werthe verkauft. Was verstand die schwarze Hilpah von dem Gelde dieses Landes? Was durfte Valentine sich mit Feilschen um besseren Erlös aufhalten? Alles war gleichgültig, wenn der Erlös überhaupt nur kam und für die Bestreitung des nächsten Tages reichte. Kleider und Reisegepäcke folgten dem Schmuck, es blieb endlich nur das, was sie an nothdürftiger Kleidung trugen. Nun bereute sie grollend, das Geld für den Traum eines Gewinnes auch noch weggeworfen zu haben! Dazu entsetzten sie drohende Mienen und Worte des Hauswirthes; das Elend des Mangels in abschreckendster Form. Die stolze Valentine mußte es nicht nur dulden, sondern es für ein Glück ansehen, daß mitleidige Hausbewohner sich der Unbekannten annahmen. Sie hörte von der Familie des Rechnungsrathes Springmühl, in welcher Hilpah mit den Kindern mitleidig gesättigt wurde; aber sie hätte es nicht mehr über sich gebracht, ihren Wohlthätern unter die Augen zu treten. Sie war leidend an Körper und Gemüth, verließ ihren elenden Wohnraum nicht mehr und wünschte den Tod herbei für sich und die Andern. In solcher Stimmung faßte sie eines Tages einen letzten Entschluß. Sie schrieb an Amadeo's Vater, den Musikus Schwarz, vertraute ihm ihren Jammer und bat um seine Hilfe. Und dann wartete sie wieder und wartete, und zwischen Angst und wildem Hohnlachen der Verzweiflung sah sie jedem neuen Tage entgegen.

Daß das Glück mit seinen Gewinnsten sich zuweilen eine Dachbodentwohnung ausersieht, um dort einen Umschwung der Verhältnisse hervorzurufen, wobei die Freude wol gar zur Verrücktheit wird, ist bekannt.

An ihr Lotterielos dachte Valentine nicht mehr; der Tag der Ziehung mußte längst vorbei sein. Da erhielt sie eines Tages von dem Wechselr, der sich ihre Wohnung notirt hatte, die Nachricht, daß er sich wundere, weshalb sie ihn noch nicht aufgesucht, da einer der Hauptgewinne auf ihre Nummer gefallen sei. Es hätte für Valentine ein erwünschteres Ereigniß gegeben — ein Brief von Amadeo, mit der Einwilligung zu ihrer Trauung mit ihm; dieser andere Glücksfall aber war so unerwartet, daß sie kaum daran glaubte. Sie schlang ein Tuch über den Kopf — Alles, was sie noch zum Ausgehen besaß — und eilte in der Dämmerung zu ihrem Geschäftsfreunde. Es war Alles richtig und er sehr höflich, auch gern bereit, den ganzen Gewinn für sie zu verwalten und ihr auszugahlen, soviel sie für den Augenblick beanspruchte. Mit Gold beladen ging Valentine nach Hause.

Am nächsten Tage aber erschien der Postbote mit einer Geldsendung — es war nur ein Säckchen — bei Valentinen; ja, der Postbote, welcher im vierten Stockwerke unendliches Aufsehen erregte! Amadeo's Vater schickte ihr Reisegeld. Sie solle mit den Kindern kommen, schrieb er. Sein Sohn liege in seinem Hause an der Halschwindsucht krank darnieder und werde schwerlich genesen. Er selbst, als Vater des Kranken, verlange die Trauung auf das Bestimmteste,

und müßte dieselbe im Angesicht des Todes geschehen. — Schnell ging die Umwandlung der Verarmten in vier elegant gekleidete Gestalten vor sich. Sie reisten ab, diesmal mit Mitteln mehr als ausreichend versehen. Sie kamen an; Valentine überschritt mehr frohlockend als schuldgedrückt die Schwelle des Musikus Schwarz — sie betrat ein Haus des Todes. Amadeo war einige Stunden vorher gestorben.

Der Vater hatte sich seines Sohnes nicht zu freuen gehabt. Denn auch das schöne Geschenk der Natur, das er in dem Knaben sich entwickeln gesehen, wurde von diesem mehr vergeudet als gut angewendet. Amadeo hatte sich um seine Eltern nie gekümmert, in der Zeit seines Glanzes und reichlichen Gewinnes ihrer niemals gedacht. Erst im Augenblick der Zerrüttung aller seiner Gaben erinnerte er sich des Musikantenhauses, aus dem er hergekommen, um gescheitert in den Hafen zu laufen und zu sterben. Der Alte erhob sich finster von der Leiche seines Sohnes, als Valentine in das Zimmer trat, selbst wie vernichtet über das Scheitern ihrer letzten Hoffnung. Er redete sie nicht an, sondern ging abgewendet an das Fenster. Sie aber blickte in die Züge des Verstorbenen — im eigenen Herzen kalt und ohne Trauer. Sie wußte kaum, daß sie diesen Menschen einst geliebt hatte und schauderte vor seinem Anblick. — Herr Schwarz wendete sich endlich um: „Sie sehen, es sollte nicht sein,“ sagte er, „so sehr ich selbst die Verbindung gewollt habe. Sind Sie in der Lage, Etwas über sich beschließen zu können? Viel kann ich selbst für Sie nicht thun.“

„Ich danke Ihnen —!“ entgegnete Valentine ablehnend und jetzt unter dem verdoppelten Gefühle ihrer Schmach. „Für mich und die Kinder ist gesorgt, ich werde Sie niemals belästigen.“

„So!“ entgegnete Herr Schwarz. „Wie kommt es, daß vor acht Tagen noch die Noth so groß war, und jetzt mit einem Male gesorgt ist?“

Der harte Ton rief Valentins Troß zur Wehr. „Ich glaube nicht darüber Rechenschaft ablegen zu müssen, Herr Schwarz!“ sagte sie. „Was ich hier suchte, ist verloren — ich danke Ihnen, daß Sie mir erlaubten, Ihr Haus zu betreten — mein übriges Leben gehört mir allein.“

„Sie haben ganz Recht,“ sagte Herr Schwarz nach einigen Augenblicken, „Ihre Angelegenheiten gehen mich Nichts an.“

Indem kam Frau Schwarz herein — ein Hausmütterchen, in Küche und Wirthschaft aufgehend, ohne Befähigung und ohne Bedürfniß, sonst Etwas zu verlangen. Sie wischte sich die Augen mit der Schürze und sagte leise, zum Alten gewendet: „Vater, laß uns die Kinder behalten!“ Der Musikus warf einen Seitenblick nach Valentin, welche die Worte gehört haben mußte, und that ein paar Schritte: „Du solltest die Kinder nur sehen!“ fuhr die Frau fort. „Ich mag sie nicht wieder wegschicken — laß sie uns behalten!“

„Du sprichst, Frau, als ob das nur so ginge!“ entgegnete der Musikus. „Wie können wir sie behalten? Da steht die Mutter! Wird sie die Kinder hergeben?“

Die Frau wendete sich zu Valentin. „Was sollen die armen Kinder in der weiten Welt umherfahren, wo es auch ihrem Vater nicht gut gethan hat?“ schloß sie weiter; „viel besser, wir behalten sie hier und erziehen sie in Gottes-

furcht und wie es recht ist. Sie sind ja noch so klein, das Reisen kann ihnen doch nicht gesund sein, und — ach, lassen Sie uns die Kinder hier!"

Es entstand eine Pause. Valentine stand in Gedanken, die sich in ihrer Seele hastig durchkreuzten, der Musikus ging im Zimmer auf und nieder, die Mutter saß weinend an der Leiche ihres Sohnes. Endlich blieb Herr Schwarz stehen. „Wie ist es?“ fragte er. „Könnten Sie sich entschließen, die Kinder hier zu lassen?“

„Ja!“ entgegnete Valentine, „unter Bedingungen!“

„Und ich,“ entgegnete der Alte, „würde sie auch nur unter Bedingungen behalten. Ich würde der Vormund der Kinder sein und ganz nach eigenem Ermessen ihre Erziehung übernehmen. Sie selbst müßten sich jedes Rechtes über die Kinder begeben, dürften sie nicht mehr sehen und mein Haus nicht mehr betreten. Können sie das über sich gewinnen?“

Valentine hob sich einen Augenblick stolz empor und wollte ebenso entgegnen; allein andere Entschlüsse verdrängten die Aufwallung. Waren die Kinder mehr ihrem Herzen ein Bedürfnis, oder mehr ihren ferneren Lebensplänen eine Last und ein Hindernis? Sie waren ihr vor Allem die Gefährten und Zeugen ihrer Schmach. Sie liebte sie nicht — nicht so, wie andere Mütter ihre Kinder lieben. Zwar den Knaben zu verlieren, dünkte ihr nicht ganz leicht; das Mädchen dagegen hatte sie niemals gemocht. Sollte aber Eines vom Anderen nicht getrennt werden, dann glaubte sie sich überwinden zu können, beide hinzugeben. Und that sie es, dann war sie wieder frei. Aber dennoch zögerte sie noch.

Die Frau erhob sich und sagte: „Ich verspreche Ihnen, die Kinder gut zu halten. Sie sollen immer reinlich gehen und gut zu essen haben, und wir wollen sie ansehen wie unsere eigenen. Es sind ja doch des armen Amadeus' Kinder —!“

„Ich gehe auf Ihren Vorschlag ein, Herr Schwarz,“ sagte Valentine entschlossen. „Aber auch ich mache meine Bedingungen. Die Kinder erfahren niemals, wer ihre Eltern waren, und führen den Namen Stein. Ich lege ein Capital für sie nieder, zu ihrer Erziehung, denn Sie selbst sollen nicht die ganze Last allein tragen.“

Nach einigem Unterhandeln wurde der Vertrag geschlossen. Frau Schwarz bemächtigte sich der Kinder; Hilpah schluchzte und schrie, als man sie ihr nahm, und mußte ihrer Herrin folgen, ohne zu begreifen, was eigentlich geschah und geschehen sollte. Valentine aber faßte ihre Kraft zusammen und blickte aus dem Wagenfenster des Dampfzuges, der sie in die Weite führte, mit festen, entschlossenen Augen — nicht mehr zurück, sondern in die Zukunft.

Es war Sommers Anfang, und sie ging nach einem Badeorte, um ihre Gesundheit herzustellen. Hilpah blieb bei ihr. Sie war in der bunten Welt des Badeortes eine fremdartige, vorerst vereinsamte Erscheinung, nur die schwarze Dienerin stets auf ihren Fersen. Wer nach dieser, trotz ihrer leidenden Züge, schönen und stolzen Dame fragte, erfuhr einen amerikanischen Namen, und es hieß, sie sei die Wittwe eines Plantagenbesizers im Süden. Die Begleitung der schwarzen Dienerin schien dies zu bestätigen. — Valentins körperliches Leiden

entschwand, wenn nicht gleich, doch nach einigen Jahren. Sie brachte die Sommer in Bädern zu, lebte im Winter hier und da in großen Städten, wo es Zerstreuung gab. Sie trat auch wieder unter Menschen — aber mit Vorsicht — und ihre charaktervolle Schönheit übte Anziehung auf die Männer. Es fehlte nicht an leidenschaftlicher Annäherung. Sie ging solchen Gefahren behutsam aus dem Wege. Sie wollte sich allerdings verheirathen, aber nur mit einem älteren Manne, der sich beherrschen ließ und dessen Wille neben dem ihrigen verschwand.

So ging sie einige Jahre durch die Welt, unstet und einsam, fremd und gleichgültig. Aber sie hatte ihre Kraft überschätzt. Sie konnte eine völlige Trennung von den Kindern nicht überstehen. Mehr als einmal wagte sie sich bis in die Nähe des Städtchens, wo sie lebten, und Hilpah mußte sie ihr holen. Der Vormund wollte es kaum gestatten, gab es aber endlich zu. Er machte widerwillig noch mehr Zugeständnisse. Hilpah erschien in späteren Jahren öfter zum Besuch, und er sendete der Mutter die photographischen Abbilder der Kinder in verschiedenen Altersstufen — es geschah bis gegen die Zeit, da er starb. In Valentinien aber blieb eigentlich nur für den Knaben ein mütterliches Gefühl — zumal er schön war, das kleine Mädchen aber als Kind kränklich und unscheinbar ausah. Allein trotz dieser Neigung zu Benno gewann sie es doch nicht über sich, denselben in ihre Nähe zu verlangen, und bald trat ein Ereigniß ein, durch welches sie sich veranlaßt sah, einen um so dichteren Schleier über Alles zu werfen, was ein Licht über ihre Vergangenheit bringen konnte.

Es war wiederum in einem Badeorte, diesmal an der Nordsee, wo ein Herr von Tilburg, aus einer holländischen Familie, ihr seine Aufmerksamkeit zuwendete. Er hatte das fünfzigste Lebensjahr überschritten, war ein ruhiger, gefestigter Mann, dazu in hervorragender öffentlicher Stellung — Gesandter am P...schen Hofe — und endlich von anerkannt großem Reichtum. Er warb um sie, und sie reichte ihm ihre Hand. Von diesem Tage an fühlte sie sich innerlich freier, und ihr Wesen begann sich zu mildern. Sie folgte ihrem Gatten nach dem Orte seiner Bestimmung und trat in die große Welt. Sie that es stets mit Zurückhaltung und Prüfung ihrer Umgebungen; aber gerade dies eigenartig fremde Wesen machte sie Vielen um so anziehender. Herr von Tilburg starb nach einer Reihe von Jahren und hinterließ seiner immer noch jugendlichen Wittwe seinen ganzen Reichtum. Sie blieb an dem Orte, wo sie gelebt hatten, und sie bewahrte ihm eine dankbare Erinnerung; denn er war es gewesen, der sie vor ihrem Bewußtsein und der Welt zu Ehren gebracht hatte. Die Jahre gingen nicht spurlos an ihr vorüber. Die gewaltsamen und harten Züge ihres Charakters schlossen sich ab, und was an tieferer Empfindung in ihr war, kam mehr und mehr zur Entwicklung. Wenn sie an ihren Vater dachte, überrieselte sie ein Schauer. Jetzt erst glaubte sie ihn zu verstehen. Er hatte Liebe bedurft und entbehrt; sie hatte seine Liebe verhöhnt, mit Schmach bedeckt. Aber wie wäre eine Annäherung jetzt noch möglich gewesen? Wußte sie doch nicht, ob er noch lebte! Sie dachte auch an ihre Kinder, jetzt in anderer Weise. Sie hätte Benno gern irgendwie an sich herangezogen und sann über die Mittel nach, ihn von Herrn Schwarz hinwegzuloden. Hilpah mußte in jedem Jahre einmal den Weg machen — es wurde ihr schwer, denn die Schwarze war kränklich und



schwach geworden — aber sie that es dennoch, denn sie liebte die Kinder überschwänglich.

Da kam Hilpah von ihrer letzten Herbstreise mit Nachrichten zurück, die zu erzählen sie kaum über sich brachte. Herr Schwarz war gestorben, Benno von der Schule entlaufen, Rätth nach der Hauptstadt gereist — Niemand wußte, wo sie wohnte. Valentine erschrak im Innersten. Der Tod des Vormundes hätte es ihr möglich gemacht, auf Benno Beschlag zu legen — nun war er verschwunden. Nachforschung erschien für sie um so schwieriger, als sie selbst dabei verborgen bleiben wollte. Sie sollte aber noch mehr erschrecken. Denn eines Tages lenkte der Kutscher bei einer Spazierfahrt, die sie mit Fräulein Althaus machte, vor das Thor in ein Volksfest hinein, welches zu sehen er selbst vermuthlich mehr Lust verspürte, als die Damen. Da sprang aus dem Ring einer Seiltänzergeellschaft ein junger Handwurst in ihren Wagen. Valentine sah in seine Augen, eine Erinnerung kam ihr, eine Entdeckung, die sie aufschreiben machte. Sie erkannte ihn nicht, aber die Aehnlichkeit, die Möglichkeit zu erkennen, erfüllte sie mit Entsetzen. Von diesem Augenblick kam ihr Gefühl dem Gefühl einer Mutter gleich, welche ihr Kind unter Seiltänzern wiederfindet. Und doch that sie Nichts, und glaubte Nichts thun zu können, um zu untersuchen, ob sie recht gesehen. Ihre Lage war trostlos. Sie wagte nicht, sich Jemand anzuvertrauen, denn sie hätte sich selbst preisgeben müssen, und das vermochte sie nicht. Sie zwang sich zur Selbstbeherrschung, und vor der Welt gelang es ihr.

Dann kam ein Abend, jenes Ballfest, bei welchem sie ihre Kraft noch einmal erproben sollte. Als Baron Seligmann dem jungen Springer, den sie schon eine Weile mit Beängstigung betrachtet hatte, die Maske vom Gesicht riß und sie forschend ihre Augen auf seine Züge richtete, da erkannte sie wirklich ihren Sohn. Und sie wußte nun auch, daß sie damals beim Volksfeste richtig gesehen hatte. Aber wie kam er dorthin, und wie kam er hierher, und wie war Beides zusammen möglich? Sie fragte trotzdem nicht nach dem Knaben; sie ließ nicht ahnen, daß sein Erscheinen sie erschreckt habe. Ihre lange geübte Energie war jetzt zu einer Art von Zähigkeit der Schwäche geworden — Furcht und Scham hielten sie in Schranken und brachten sie in einen Zustand, der an Zerrüttung grenzte. Und nun kam Wilibald Rothelm und erzählte ihr von seiner Verlobung mit Katharina Stein, und erzählte ihr, daß seine Braut und Benno im Hause ihres Vormundes, des Herrn Hagen, lebten. Valentins Vater war in ihrer Nähe, ihre Kinder lebten bei ihm — das brach ihre letzte Fähigkeit der Selbstbeherrschung, und verzweifeln stürzte sie zu Boden.

„Hilpah!“ rief sie, „die Kinder sind gefunden! Aber ewig für mich verloren! Benno ist dahin — er wird nicht mehr mein! O Hilpah! Hilpah!“

Die Schwarze jammerte und heulte um ihre Herrin, die sich gar nicht erheben wollte, und um irgend ein Unglück, das sie nicht verstand. Sie hatte nie Etwas verstanden, und schluchzte, in der Annahme, die Kinder seien beide todt. Und dann stammelte sie wieder, Hilpah sei alt und schwach, Hilpah könne nicht mehr reisen, Hilpah wolle auch todt sein, und „Frau gnädige“ möge sich vom Boden erheben.

Fräulein Althaus, die im Nebenzimmer halb und halb Zeugin des letzten Vorganges war, wollte in ihrer Bestürzung zum Arzte schicken. Aber wohl wissend, daß seine Kunst niemals recht gewirkt hatte, wurde sie andern Sinnes und wartete ab, bis es drinnen ruhiger geworden. Dann öffnete sie die Thür und fand Frau von Lilburg erschöpft auf dem Sopha sitzend, das Gesicht in den Kissen verborgen. Sie gab Hilpah einen Wink, sich zu entfernen, zog sich selbst wieder in das anstoßende Zimmer zurück und ließ die Thür offen stehen.

### Dreizehntes Capitel.

Zu derselben Stunde, da Willibald Rothelm seinen Besuch bei Frau von Lilburg machte, trat Katharina in das Arbeitszimmer ihres Vormundes. „Sehen Sie nur,“ rief sie, „was ich hier bringe! Als ich eben meine alten Musikalien einmal durchräumte und ordnete, zog ich aus einer Notenmappe, die ich seit dem Tode des Vormundes Schwarz noch kaum in Händen gehabt, dieses versiegelte Schriftbündel hervor.“ Hagen betrachtete es und las die Aufschrift: „An Katharina Stein, von ihrem Vormund P. Schwarz, am Tage ihrer Mündigkeit zu eröffnen.“ — „Er wird es Dir in den letzten Tagen seines Lebens gegeben haben,“ sagte Hagen, „und Du hast es in der Zerstreung verkratzt und endlich vergessen.“

„Ich kann mich aber nicht erinnern,“ entgegnete Rätth, „daß das geschehen wäre! Und gerade jene alte Mappe — es war nicht die meinige; wie sollte ich ein solches Schriftstück da verborgen haben? Er verwahrte darin Musikstücke, die er sehr werth hielt, und sagte zuweilen, diese sollten künftig mein werden. Nach seinem Tode nahm ich sie an mich, zum bleibenden Andenken; aber ich bin sicher, die Bänder weder vor noch nach seinem Tode jemals aufgeklopft zu haben!“

„Nun dann,“ meinte Hagen, „mag er das Päckchen selbst dort verborgen haben, damit Du es gelegentlich entdecken solltest.“ — Rätth hielt das Versiegelte, das Hagen ihr zurückgegeben, in der Hand, betrachtete es gleichgültig und sagte: „Was soll ich damit? Nehmen Sie es in Verwahrung! Mündig bin ich noch nicht — überhaupt, was wird auch darin stehen!“ — „Gar keine weibliche Neugierde?“ fragte Hagen lächelnd.

„Oh!“ entgegnete sie, „neugierig könnte ich sonst wol sein; aber in diesem Punkte bin ich's gar nicht! Papiere! Schriften! Am Ende gar Etwas über Geldangelegenheiten — etwa, wo die Erziehungsgelder für uns hergekommen sind — ach Gott! Ich bleibe gern im Dunkel über die ganze Vergangenheit, um mir die helle Gegenwart nicht zu trüben! Nehmen Sie das Bündel und öffnen Sie es lieber gleich! Denn Sie sind jetzt unser Vormund, und vielleicht gar nicht einverstanden mit den Eröffnungen, die der frühere mir machen wollte!“ Sie drückte das Päckchen in seine Hand und wendete sich nach der Thür. „Halt!“ rief Hagen ihr nach. „Willst Du nicht dennoch hören? Wenn es nun aber Geburtscheine sind —?“

Rätth hielt sich die Ohren zu und sagte lustig: „Geboren werde ich ja wol sein, denn ich soll sogar Hochzeit machen, und Henriette hat mich hinaufbestellt,

um mit ihr eine Generalüberschau des Inhalts der großen Schränke zu halten! „Damit warf sie dem Alten eine Fußhand zu und lief davon. Er sah ihr mit einem Blicke herzlicher Liebe nach.

Dann öffnete er das Päckchen und fand drei zusammengefaltete Papiere. Zwei davon waren Tauffcheine. Er las: „Katharina Hagen, Tochter der Valentine Hagen aus New-York, ledigen Standes . . .“ Und das andere: „Benno Hagen, Sohn der unver . . .“ Die Blätter fielen ihm aus der Hand. Fast bebend griff er nach dem dritten. Der verstorbene Musikus Schwarz gab darin Auskunft, daß Katharina und Benno die Kinder der Valentine Hagen und seines Sohnes Amadeus Schwarz seien, der sich als Sänger den Namen Neroni beigelegt habe. Er fügte auch die Erzählung des letzten vereitelten Versuchs hinzu, die Trauung am Krankenlager vollziehen zu lassen. Er als Großvater der Kinder habe es für seine Pflicht gehalten, die Tauffcheine derselben zu erlangen, um ihre Erbansprüche an das Vermögen der Mutter zu sichern. Denn diese, zur Zeit Wittve des Herrn von Tilburg, weiland Gesandten am P...schen Hofe, habe keine Kinder aus ihrer Ehe, sei dagegen im Besitze ansehnlichen Reichthums — und so weiter.

Hagen ließ auch dieses Blatt auf den Tisch fallen und lehnte sich laut athmend im Sessel zurück. Sollte sich Alles jetzt enthüllen und lösen? Das Suchen und Forschen eines ganzen Lebens nun abgeschlossen sein? Drei Dinge waren es, die er hier gefunden hatte. Erstens: die Umstände bei der Geburt der Kinder — er hatte nichts Besseres erwartet, es überraschte ihn nicht mehr. Zweitens: daß die Mutter der Kinder Valentine Hagen hieß und jetzt Wittve des Herrn von Tilburg war. Er wußte es bereits seit seiner letzten Reise, wußte auch, daß sie in der Hauptstadt lebe; er wollte warten auf den Augenblick des Wiederbegegnens. Drittens aber und als Hauptsache: Katharina und Benno Stein, die in seinem Hause lebten, die er wie ein Vater liebte, sie waren Valentinens Kinder, seine Enkel, sie waren sein — seines Blutes — nun ganz und gar sein! Er konnte ihnen nicht größere Liebe zuwenden, als sie schon besaßen; aber die Gewißheit, daß sie ihm gehörten, daß er ihnen gehörte, gab ihm eine Freude, die in seinem Leben einzig und ohne Gleichen war. Und doch, gewöhnt sich zu beherrschen, wollte er sich auch diesmal nicht übermächtigen lassen; er wollte den Kindern keinen Auftritt bereiten, der sie überraschen und beirren könnte. Er wollte sie in glücklicher Unbefangenheit lassen. So schritt er, im Innersten berührt, nach seiner Gewohnheit durch das Zimmer, und ließ die Tage, seitdem er sie hatte, am Faden seiner Erinnerung vorübergehen. —

Währenddem waren Käthy und Henriette in dem oberen Saale, wo die großen Schränke standen, beschäftigt. Alle die eichenen Truhen waren geöffnet, und man überblickte die unendlichen Vorräthe. Henriette stand auf einem Stuhl vor dem Hauptgebäude von Schrank, in welchem das Dinnen aufgespeichert lag, untersuchte und zählte, während Käthy untenstehend auf ihr Geheiß notirte. „Gott erbarm' sich!“ rief Henriette, „ist das eine Arbeit, ein Fleiß und ein Sorgen gewesen! Man denkt, nun ist es fertig, und es reißt gar nicht ab! Ich glaube, drei Großmütter hinter einander haben das zusammengebracht, damit drei Enkelgeschlechter und mehr daran genug hätten! Jetzt — was ist

denn das hier? Da haben wir's! Hundertjähriges Kinderzeug, und es scheint noch gar nicht gebraucht zu sein! Und hier — aus der Menge Battist werde ich gar nicht klug. Das scheint nur eben auf Vorrath hingelegt, wenn einmal Battist gebraucht würde. Und da oben, das sind meiner Seele ganze Stücke Leinwand, wie sie Gott geschaffen hat, und noch unverarbeitet. Es ist ein Staat! Was ist das für eine lange Schachtel? Ach — Fräulein, Spitzen, so wahr ich lebe! Sehen Sie nur, echte Spitzen! So viel hat man ja sein Lebtag nicht auf einem Haufen gesehen! Da, sogar ein Schleier! Das ist ein Brautschmuck! Wahrhaftig, ein Brautschmuck!" Henriette sprang mit der Schachtel vom Stuhl und breitete auf einem Tische die Herrlichkeit aus. Käthy war Mädchen genug, den Inhalt sehr zu bewundern, und doch wurde ihr dabei weh um das Herz. „Regen wir es wieder zusammen!" sagte sie. „Ich wollte, der Vormund beschleunigte die Hochzeit nicht so sehr. Es stimmt mich eher traurig, als glücklich!"

„Das ist's ja, was ich auch sage!" rief Henriette, indem sie den kostbaren Inhalt wieder in die Schachtel einordnete und diese in den Schrank trug. „Das ist's ja eben! Vorrath für die Aussteuer ist da, und mehr als nöthig; aber vielerlei, was heutzutage nöthig, das ist nicht da! Könnte man es ruhig überlegen, so wären die Anschaffungen nach der Ordnung zu machen. So aber ist es mir im Kopfe, wie Wallenstein's Lager, wo so viel Personen sind und Alles drunter und drüber geht, und wenn sie schließlich Alle zu singen anfangen, so ist's wol ein Ende, aber es ist keine Liebe darin, und sie haben sich nicht gekriegt, weil Niemand da ist, der sich kriegen könnte. Tischzeug und Leinwand ist es nicht allein, Tafelgeschirr und Gläser auch nicht, und die schwerseidene Garderobe da im Kleiderschranke thut's auch nicht, aus der Mode, wie sie ist. Aber die Hauptsache —"

„Henriette! Ich bitte Sie —!" rief Käthy dazwischen, „das ist ja Alles Nebensache! Was mich bekümmert, ist nur der Zustand meines Vormundes, den ich nun allein lassen soll. Wie kann ich ganz glücklich sein und mit Willibald froh in die Welt reisen, wenn ich Herrn Hagen hier in seinem Trübfinn und in bekümmelter Stimmung weiß? Er war die Zeit über, da ich in seinem Hause lebe, schon zusehends heiterer und vielleicht innerlich glücklicher geworden, und nun hat seine Reise ihn wieder in Kummer zurückgeworfen, den er uns verbergen muß. Er ist nicht, wie Sie erwarteten, heftig, erregt und in finsterner Laune zurückgekehrt, sondern verschlossener, zerstreuter, und er versinkt oft in ein Brüten, das mir in der Seele hange macht. Ihn zu erheitern, ihm die Sorgen ein wenig zu verbannen, wäre meine Pflicht, und nun schickt er mich fort, — ach, ich werde mich die ganze Zeit um ihn ängstigen!" Käthy's Augen wurden feucht und Thränen flossen über ihre Wangen.

Henriette aber konnte nicht weinen sehen, ohne daß auch ihre Augen überströmten. „Ach, liebes Fräulein," rief sie, „das ist ja das Elend mit diesem Manne! Er ist so gut und großartig, daß ich durch das Feuer für ihn ginge; aber er ist nicht zu verstehen und muß ein schweres Schicksal hinter sich haben! Was er hinter sich hat, kann kein Mensch errathen; aber daß er Etwas hinter sich hat, kann man annehmen, und es wird keine Kleinigkeit sein!"

„Es ist mir ein Trost, daß Sie in seiner Nähe bleiben, Henriette!“ fuhr Rätth fort. „Sie kennen ihn länger und müssen nun auch meine Stelle vertreten. Ich brauche Sie nicht zu bitten, daß Sie gut für ihn sorgen, denn das verstehen Sie besser als ich — aber ich bitte Sie, durch Gespräch seine Gedanken zu zerstreuen, und von Dingen mit ihm zu reden, die er gern bespricht. Sie haben jetzt ein zwiefaches Amt —“

Henriette brach in ein Schluchzen aus. „Ach, Fräulein — Fräulein! Er ist mir ja selbst wie ein Vormund, obgleich ich keinen mehr brauche — in die Jahre, wie ich gekommen bin, und wo meine Eltern noch leben! Aber er ist mein Gebieter und mein Sehnsüßiger, der mich nicht wie eine Untergebene behandelt, sondern mir schon ganz conventionelle Sachen anvertraut hat (vielleicht meinte Henriette „confidentielle“) und auf dessen Vertrauen ich stolz bin! Ach! Fräulein Rätth, ersetzen kann ich Ihre Gegenwart nicht, aber ich will nicht von ihm lassen! Ich will kein falscher Jago sein, der gegen Othello ehrlich thut, aber wie Phylades will ich sein — wenn auch hier kein Tauris ist, wo man die Fremden abschachtet — aber ich will — Gott weiß — ich will —“ Sie sank unter krampfhaftem Schluchzen auf einen Stuhl nieder, während Rätth an der entgegengesetzten Wand saß und ihre Thränen trocknete. Und so saßen sie, tief erschüttert, zwischen ihnen die Reihe der geöffneten Vorrathsschränke.

„Mein liebes Kind — Rätth, Du weinst?“ So rief plötzlich eine Stimme, mit so weichem, herzlichem Ton, wie Katharina noch nicht gehört hatte. Sie sprang auf, flog mit ausgebreiteten Armen durch den Saal und auf Herrn Hagen zu, der in der Thür stand. „Was fehlt Dir, mein Liebling? Was betrübt Dich?“ fuhr er fort, sie umschlingend.

„Daß ich fort soll!“ rief sie. „Daß ich glücklich sein und Sie allein lassen soll! Warum kann ich nicht noch bei Ihnen bleiben? Wilibald denkt, wie ich! Wir sind beide noch jung, und es ist gar kein Grund, daß unsere Hochzeit so überhebt und wir in die Weite geschickt werden sollen. Ich kann nicht glücklich sein, wenn ich an Sie zurückdenken müßte, und Sie so — so sorgenvoll in Gedanken sähe, wie Sie es in den letzten Tagen waren!“

„Sorgenvoll?“ fragte Hagen freundlich; „sahen ich sorgenvoll? Nein, mein Kind, ich war in den jüngsten Tagen freier von aller Sorge, als jemals. Ich konnte mich sogar glücklich nennen, und heute bin ich es vollends! Und Ihr wollt noch bei mir bleiben? Wollt die Hochzeit verschoben wissen? Beinahe hätte ich Lust, darauf einzugehen!“

„O Dank! Dank! Mein lieber Vormund!“ rief Rätth, ihn umhalsend, während Henriette mit Energie die Schränke schloß und die Schlüssel abzog, und da stand mit einer Miene, als erklärte sie eine Epoche für abgeschlossen und beträte die Schwelle der neuen.

„Ich denke selbst — und es ist ein gut Theil Egoismus dabei“ — fuhr Hagen fort, „daß es nicht so eilt mit Eurer Verheirathung. Ein kleiner Aufschub kommt uns vielleicht sehr zu gute. Aber was wird der Bräutigam dazu sagen?“

„Der ist ganz einverstanden mit den Wünschen seiner Braut!“ rief Rothelm, welcher bald nach Hagen eingetreten war.

„Oh!“ sagte Hagen lachend, „es wird noch Gewalt nöthig sein, um aus Euch ein Paar zu machen! Aber gut, bleiben wir noch ein Weilchen nach alter Art verbunden, und freuen wir uns des Glückes, das es so gut gemeint hat, uns zusammenzuführen! Wir gehören für einander — Ihr seid meine Kinder!“ Hagen reichte Wilibald die Hand, während Rätth ihn mit beiden Armen umschlang.

„Und ich doch auch?“ rief Benno, sich fröhlich mit der Gruppe vereinigend, indem er dem Alten um den Hals fiel. — —

Es war ein sehr glücklicher Tag für Alle. Hätten die Verlobten gewußt, daß Hagen so ruhig heiter sein könne, wie er sich heute zeigte, sie würden den Aufschub ihrer Vermählung vielleicht nicht so dringend gewünscht haben. Um so reiner aber genossen sie die guten Stunden, die ihnen als die ersten ungetrübten erschienen, seitdem sie sich für das Leben gebunden. Auch Henriette sagte in der Stille, heute sei erst der „richtige“ Verlobungstag, indem sie von der günstigen Stimmung des Hausherrn erzählte. Dann eilte sie in ihrer Freude zum Gärtner, und als man zu Tische ging, wurde man durch vier blühende Hyacinthentöpfe überrascht, mit welchen sie die Tafel geschmückt hatte. Rätth schien aufzublähen vor Freude, ihren Vormund frohgemuth zu sehen. Sie sang ein Lied, da er es wünschte, dann sang sie ein Lied, weil Wilibald es wünschte, und sie sang ein drittes, weil ihr nach Singen zu Muthe war.

So blieb es auch in den nächsten Tagen. Es war noch Januar, der Schnee fiel und die Sonne war verborgen; im Hause aber war es hell in Aller Herzen.

In Hagen war eine Veränderung vorgegangen. Er hatte ein halbes Leben lang gesucht, und er hatte endlich gefunden — aber mehr, unendlich mehr gefunden, als er gesucht. Wie wir auf ein Glück wol hoffen, an das wir uns mit allen Lebenspulsen klammern möchten, bei dessen Erfüllung wir uns bebend vor Jubel denken, und vor dem wir endlich ruhig staunend und anders stehen, als wir erwartet — so hatte er geforscht, gewartet auf eine furchtbare Stunde, in welcher er seine Tochter wiederfinden wollte, den Kern seiner Sorgen, seines Lebensgrolles. Nun wußte er mit einem Male, daß sie lebte, wer und wo sie war, und die von seiner Erwartung so abweichende Lebenslage, in welcher er sie wußte, veränderte auch seine ganze Auffassung und Handlungsweise. Denn sie war nicht, wie er vermuthet, im tiefsten Lebenselend verloren und zu Grunde gegangen; sie lebte nicht an der Seite Dessen, der sie entführt hatte; sie war in angesehener Lage, sogar geachtet und geehrt; er brauchte sie nicht aus einem äußeren Kreise des Jammers herauszureißen — in ihrem inneren Elend mußte er sie sich selbst überlassen. Er eilte nun nicht, ihr gegenüberzutreten. Wie sollte es geschehen? Als zürnender und strafender Richter? Er hatte sich einen solchen Auftritt niemals ausgedacht. Oder nur in seiner Eigenschaft als Vater? Er glaubte, sie genug zu kennen, und erwartete nicht, von ihr als einer Tochter noch Etwas wiederzugewinnen. So drängte es ihn nicht mehr nach einer Begegnung; aber eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß eine solche einst stattfinden werde. Konnte er die Tochter jetzt missen, so hatte er dafür mehr — ihre Kinder, seine Enkel, die sie nicht besser als verstoßen hatte, und die jetzt ihm gehörten, ihm allein!

Und er kam doch zu der Empfindung, daß sein Herz sich den Kindern unbedingter öffnete, da er wußte, daß sie seine Enkel waren, als da sie ihm noch als Fremde gegenüberstanden. Seine Sorge für sie wäre stets die gleiche geblieben, sie würden ihn immer beglückt haben; aber die reinen Blicke aus ihren Augen hätten durch endloses Dunkel, das vor seiner Seele lag, durchdringen müssen und das Innerste seines Gemüthes kaum gefunden. Nun war das Dunkel in ihm geschwunden und die hellen jungen Augen schauten tief in sein Herz, das sie durch ihre Blicke erwärmten, um Licht und Wärme von ihm zurückzuempfangen.

### Vierzehntes Capitel.

In diese idyllischen Zustände des Hauses wehte ein scharfer Luftzug aus der großen Welt: die Nachricht eines Ereignisses, welches fast alle Kreise der Hauptstadt erschütterte. Wurde auch Hagen und seine Familie nicht in dem Maße davon berührt, wie Andere, so rief es doch auch hier Schreck und Besorgniß hervor. Baron Seligmann hatte Bankrott gemacht, betrügerischen, verbrecherischen Bankrott, und war mit einem Rest seiner Habe über Nacht davongegangen. So überraschend war das Ereigniß, daß man ihm im ersten Augenblick nicht Glauben schenken mochte, um nicht mit Bestürzung die ganze Tragweite desselben zu empfinden. Wenn Etwas fest und dauerhaft erschienen, so war es das Haus dieses Mannes, dessen Besitz man auf Millionen geschätzt, und den man als Geschäftsmann für ein Genie, als Charakter — bei kleinen menschlichen Schwächen — für ganz ehrenwerth erklärt hatte. Wenn aber sein Fall der Welt so unglaublich erschien, ihm selbst mußte der Abgrund, an dem er wandelte, längst bekannt gewesen sein. In der That war Alles, was er in der letzten Zeit an Glanz und Luxus um sich verbreitete, nur täuschende Maske gewesen, und besonders jenes letzte Ballfest — von welchem, wie man jetzt erzählte, noch nicht der kleinste Posten bezahlt war — hatte einen blendenden Schein über seine wahren Verhältnisse verbreiten sollen. Hand in Hand mit diesem Blendwerk gingen die wahnsinnigsten Speculationen. In seiner Hand erschienen sie nicht wahnsinnig, man erstaunte eher über sein Zutrauen, hielt aber den Erfolg für verbürgt; für einen Mann jedoch, der Nichts mehr hatte, waren sie verbrecherisch, ja nichtswürdig, denn er wirthschaftete längst nicht mehr mit seinem Eigenthum, sondern mit dem Anderer, um es zu verlieren, da er sich selbst damit zu retten hoffte. Der Eindruck seines Sturzes war unbeschreiblich. Noch vor Kurzem hatte man in seinem palastähnlichen Hause getanzt, gelacht, genossen; nun war es gerichtlich mit Beschlagnahme belegt. Hunderte, die bei jenem Feste erschienen, waren in seinen Fall mit verwickelt, viele Tausende, die nicht geladen waren, sahen sich um Alles gebracht, da sie ihm in blinder Zuversicht ihr Alles anvertraut hatten. Die Erschütterung seines Niederlage wirkte weiter, als man sich klar gemacht; eine Reihe anderer Geschäftshäuser wurde fortgerissen, und auch durch ihr Wanken oder ihre Zerrüttung ging für Andere Tausende verloren, was sie mit Mühe und Arbeit errungen, erspart, oder worauf sie ihre Hoffnung gesetzt hatten. Die Beklemmung, Angst, Be-

stürzung wirrte, brodelte, zitterte durch alle Kreise, durch die niedrigsten wie durch die höchsten, ja man konnte annehmen, daß in der Hauptstadt die Mehrzahl Derer, die Etwas hatten, davon betroffen wurde. Wer so glücklich gewesen, Nichts zu haben, konnte zusehen und philosophische Betrachtungen anstellen.

Herr Hagen gehörte unter die Wenigen, die zwar genug besaßen, aber durch diesen Fall gar nicht betroffen wurden. Sein Besitz war anderswo angelegt und, wie er wußte, sicher verbürgt. Was ihn aber persönlich nicht berührte, das betraf seine Enkel, deren Capital bei Baron Seligmann niedergelegt war. Galt dasselbe in seinen Augen für gering, so würde einem Anderen der Verlust hart genug erschienen sein. Er aber fühlte in diesem Augenblick gerade durch diesen Verlust eine Art von Genugthuung. Denn mit dem Wegfall dieses Antheils war die letzte Berechtigung einer fremden Hand auf seine Kinder gewichen, und Niemand durfte mehr mit Anspruch oder Einspruch an das rühren, was er an sein Dasein gekettet hatte. So konnte er gelassen, sogar heiter sein, während an diesen vielerregten Tagen auch in seinem Hause über das öffentliche Ereigniß mannigfach verhandelt wurde.

Der Erste, welcher, und zwar in großer Bewegung, Hagen's Schwelle betrat, war der Rechnungsrath Springmühl. Er war genesen, sah aber, als er sich aus seinem Pelzchen wickelte, nach überstandener Krankheit noch dünner und spitzer aus. Hagen rief ihm gleich entgegen, nur nicht zu ernst zu nehmen, was ihm selbst nicht von Belang erschienen wäre. „Aber es ist Alles hin!“ rief Herr Springmühl, „Alles! Alles! Solch' ein Fall ist seit Menschendenken nicht erinnerlich. Es sollen sich in den Büchern sogar Fälschungen finden, und es ist nicht abzusehen, was Alles noch zu Tage kommt! Dieser unbegreifliche Mensch, der mit einer Sicherheit zu gehen schien, und scherzte, wenn man mit ihm zu unterhandeln hatte! Und nun Alles verscherzt!“

„Mein lieber Freund,“ begann Hagen, „ich fürchte fast, auch Sie sind benachtheiligt bei diesem Fall?“

„Ich nicht — ich gar nicht!“ entgegnete Springmühl. „Aber das Vermögen der Kinder —! Warum mußte ich auch an diesen Menschen gerathen? Aber das allgemeine Vorurtheil war so unbedingt zu seinen Gunsten. Ich kann mich im Gewissen nicht beruhigen; es bleibt mir eine Art Schuldgefühl, daß ich den Verlust veranlaßt habe!“

Hagen suchte ihn zu beruhigen. Zwar eröffnete er auch dem Rechnungsrath nicht, wie verändert neuerdings seine Stellung zu den Kindern sei; aber er gab ihm die Versicherung, daß er selbst bereits zu Gunsten seiner beiden Mündel testirt habe, zugleich mit einem Einblick in seine Vermögensverhältnisse. Herr Springmühl wurde sichtlich ruhiger und sprach sich mit Hochachtung gegen Hagen aus. Aber er konnte über den Eindruck, den die allgemeine tragische Geldpötte auf ihn machte, doch nicht so schnell hinweg wie jener, und so knüpfte sich noch ein längeres Gespräch der Männer an, das, als für diese Geschichte nicht wesentlich, übergangen werden kann.

Als der Rechnungsrath sich endlich mit Hagen's Hilfe wieder in seinen Pelz und seine Bücher wickelte, begann er: „Daß ich es nicht vergesse! Sie sollten einmal einen Winterbesuch bei meinem Schwiegersohn auf der Ober-



försterei machen! Er läßt sehr darum bitten. Auch im Schnee ist die Gegend dort hübsch; ja ich möchte sagen, sie kommt im Schnee erst zu ihrer vollen Schönheit. Mir und meiner Frau ist, nach unserer letzten Niederlage, der Ausflug leider jetzt verboten; aber ich kenne die Gegend im Winter von früher her. Und neulich war mein Sohn mit seiner Frau, nebst Miezchen und ihrem Agathon, draußen — sie kamen sehr erbaut zurück. Ueberdies ist das Haus warm und behaglich und Gäste immer willkommen. Also führen Sie ihre flügge Jugend einmal dahin!" Hagen fand den Vorschlag recht annehmbar und versicherte, daß sein junges Völkchen wol schnell bei der Hand sein werde. —

Von Keinem in der Familie war die Nachricht über die Angelegenheit des Baron Seligmann mit solchem Schreck aufgenommen worden, als von Benno. War er doch der Einzige, der die ganze Prunkentfaltung jenes Hauses mit angesehen und dem der Gegensatz nun um so furchtbarer vor Augen stand. Aber tiefer doch ergriff ihn die Sorge um seinen Freund Siegmund, der als Enkel des allgemein Verurtheilten mit am nächsten betroffen werden mußte. Benno war, dem Drange seines Herzens folgend, sogleich in das Erbacher'sche Haus gelaufen. Er mußte sich von dem Bedienten abweisen lassen, der, obgleich er den jungen Gast kannte, dem Befehle folgte, in den nächsten Stunden keinen Besuch anzunehmen. Betrübt kehrte Benno zurück. Aber gegen Abend, da es bereits dämmerte, trat der Freund unvermuthet in den Familientkreis. „Verachten Sie mich nicht!" rief er außer sich. „Sagen Sie mich nicht von der Schwelle! Ich mußte herkommen! Ich hielt es nicht aus!" Er stürzte auf Benno zu, umarmte ihn und sank darauf schluchzend auf einen Stuhl in der Ecke.

Hagen erhob sich, nahm ihn am Arm und setzte ihn neben sich. „Keine Thorheiten, Kind!" sagte er. „Was sollen dergleichen Reden? Du bist hier unter Deinen Freunden. Reden wir nicht viel über Dinge, die zu ändern nicht in unserer Macht liegt. Ueberdies, Deine Eltern stehen höchst geachtet und ohne Makel da; so ist die allgemeine Auffassung. Daß sie viel verloren haben — nun, das theilen sie mit Anderen, und es wird ihnen in diesem Falle sogar ganz recht sein, daß sie nicht besser gestellt sind als Andere.“

„Das ist es ja nicht!" sagte Siegmund, immer noch im Kampfe mit seinen Thränen. „Meine Eltern sind gefaßt, und es trifft sie keine Schuld. Was an Geld und Aussicht auf Vermögen verloren ist, will die Mama gern verschmerzen, und der Papa ist frisch und kräftig und hat stets mehr darauf gehalten, selbst Etwas zu erwerben, als müßig zu erben. Der verfluchte Mammon kummert weder sie noch mich. Und wenn gar die Noth groß würde — ich fürchte mich nicht! Meine Lehrer sagen, ich hätte auf der Violine Etwas gelernt. Schlimmsten Falls nähme ich die Geige unter den Arm und suchte für meine kleinen Schwestern und mich Etwas zu verdienen — und müßte ich Haus vor Haus um Brod fidein!"

„Vortrefflich! Brav, mein Junge!" rief Hagen, indem er das kleine Genie so herzhast schüttelte, daß dieses einiger blauer Stellen an seinem Körper sicher war. „Wenn Du so tapfer denkst, so ist gar Nichts für Dich verloren; Du gewinnst eher bei der Wandlung.“

„Ja!“ fuhr Siegmund fort, sein Gesicht abtrocknend, „ja, ich weiß, daß ich verwöhnt worden bin und daß das aufhören muß. Aber die Schmach ist mir unerträglich, der Därm, das Gerede — der Verlust des guten Namens!“ Er brach von Neuem in heftiges Weinen aus und drückte sein thränenfeuchtes Battifaschentüchlein, das er bereits wie einen Schneeball zusammengeknetet hatte, die Augen.

„Auch das brauchst Du Dir nicht so sehr zu Herzen zu nehmen!“ sa Hagen. „Seinen Namen hat Jeder für sich, und nur diesen braucht er zu hüten. Wem der Name Erbacher wohlklingend ist, wird der gleich daran denken, daß der Name Seligmann mit diesem in Beziehung steht? Fühlst Du, daß Dein eigener Name einen guten Klang hat, so kümmere Dich nicht um Andere, die de Namen Seligmann, den sie jetzt vielleicht verstehen, auch einst wohlklingend fanden!“

Rothelm wendete sich bei Anhörung dieser verschiedenen „Wohlklinge“ zum Fenster, da er seiner Mundwinkel nicht ganz sicher war. Ein halb vorwurfsvoller Blick aus den Augen Rätth's folgte ihm.

„Es gilt auch da, aushalten!“ — fuhr Hagen fort, „und zwar aushalten mit Fassung und ein bißchen Stolz! Du hast schon so tapfere Gesinnungen ausgesprochen, daß Du auch darüber bald verständig denken wirst.“

„Wir wollen auch aushalten!“ entgegnete Siegmund, der jetzt sein Gesicht endgültig abwischte. „Anfangs riefen uns nahe Freunde, wir sollten gleich verreisen, um dem Spott und Hohn und all' den böshaftern Mitleidsbezeugungen aus dem Wege zu gehen; aber die Mama sagt, sie halte es für ihre Pflicht den Sturm zu bestehen, und der Papa ist einverstanden. Und mir soll nur Einer kommen und mich höhnißch darauf anreden, ich will ihm schon —!“ Siegmund ballte die Faust, welche nicht groß war, und versäumte hinzuzufügen was er dem Ruchlosen anthun werde; die Anwesenden aber waren lächelnd einverstanden, daß es nicht sehr viel sein werde.

Benno, begeistert für seinen Freund, hatte schon darüber nachgedacht, wie er ihn erheitere und zugleich seine Unzertrennlichkeit von ihm aussprechen könnte und so begann er mit einem lustigen Querszuge: „Siegmund, wenn Du mit der Geige Haus vor Haus fideln gehst, dann nimm mich mit! Ich kann freilich Nichts als Rabschlagen und Springen; aber wenn Du fidelest, springe ich noch einmal so hoch. Und für gewöhnlich nimmst Du mich an die Kette und ziehst mit mir durch die Welt, wie ein Wärenführer mit seinem Pöhl!“

Rothelm fing laut an zu lachen, Hagen lachte, Rätth hatte eigentlich kein Lust zu lachen, lächelte aber doch, und da auch Benno lachte, stimmte Siegmund mit ein, und seinem Rummel war für's Erste ein gut Theil seiner Schwere genommen.

Während man noch sprach, wurde Doctor Morbach gemeldet. Er machte seine Gegenwart, wie er pflegte, durch allerlei scherzhafte Wendungen kund, und es konnte nicht fehlen, daß auch er gleich auf das Gespräch des Tages kommen wollte. Allein Henriette trat mit der Lampe ein, und Morbach's Augen fielen auf Siegmund Erbacher, den er erkannte. Er brach ab, plauderte allerlei, und als das Gespräch allgemeiner wurde, flüsterte er dem Hausherrn zu, daß er

unter vier Augen zu sprechen wünsche. Er erhob sich, empfahl sich seiner schönen Cousine, und Hagen verließ mit ihm den Familienkreis, um ihn in ein Zimmer zu führen. Nachdem Henriette auch hier für Nichts gesorgt und sich entfernt hatte, begann Morbach: „Mein werthrer Herr Hagen, ich komme zu einer Verhandlung mit Ihnen, bei der ich ein wenig weiter aussholen muß. Das Geschick hat uns einmal in ein so eigenes und — wenn wir wollen, naheß Verhältniß gebracht, daß mir vertrauensvolle Mittheilungen gestattet scheinen.“

Hagen, welcher dem Doctor gegenüber stets einen strengen Ernst bewahrte, nickte sein Haupt, als einverstanden.

„Nun denn, um mit der Thür in's Haus zu fallen,“ fuhr Morbach fort, „ist Ihnen der Name auf dieser Karte bekannt?“ Er überreichte Hagen eine Visitenkarte, auf welcher dieser las: „Valentine Hagen.“ In einer Ecke stand: „New-York.“

„Ich kenne Jemand dieses Namens“ — entgegnete der Alte sehr ernst. „Wie sind Sie zu der Karte gelangt?“

„Auf die wunderbarlichste und doch harmloseste Weise!“ fuhr Morbach fort. „Ich erzählte Ihnen schon, daß ich einst als Armenarzt zu einer jungen Mutter gerufen wurde, welche sehr krank und besinnungslos lag. Ihr kleines Töchterchen spielte im Zimmer mit irgend Etwas — es mochte ein Täschchen sein, und nachdem es sich sehr angestrengt hatte, zog es aus dem Futter Etwas hervor, was sich eingeklemmt haben mußte und zeigte es frohlockend vor. Ich nahm es dem Kinde aus der Hand — es war diese Karte. Der Name fiel mir auf. Ich wußte, daß in New-York Jemand dieses Namens lebte, der, obgleich mir persönlich unbekannt, mich doch anging. Die junge Mutter nannte sich „Stein“; ich weiß nicht, wie es kam, daß ich gleich anfang, an der Rechtmäßigkeit der Benennung zu zweifeln. Dem Kinde gab ich ein blankes Geldstück in die Hand, worüber es sehr lustig wurde, und auch die schwarze Dienerin schien mit dem Tausch zufrieden — denn ich hatte die Karte bereits in mein Notizbuch gelegt. Ich hoffte, wieder zu kommen und mehr zu erfahren. Nun, das sollte nicht sein; ich kam, durch den Tod meines Vaters abgehalten, zu spät; die Familie Stein war abgereist. Ich vergaß dies Interesse, vergaß die Karte, welche danach viele Jahre unbeachtet unter meinen Papieren blieb. Da lernte ich vor einiger Zeit hier in der Hauptstadt eine Frau von Lilburg kennen, eine Dame von charaktervoller Schönheit, deren Züge mich an irgend Jemand erinnerten — ich wußte nicht, wo die Erinnerung anzuknüpfen sei. Ich wurde von ihr zum Hausarzt gewählt, ich erfuhr, daß sie Valentine heiße, und mit Einemmal stand es in mir fest, daß sie vor langer Zeit schon einmal meine Patientin gewesen. Sie selbst konnte es nicht wissen, denn sie hatte in jener Zeit keinen lichten Augenblick. Es versteht sich, daß ich die alte Bekanntschaft nicht geltend machte, daß sich aber das Interesse für Frau von Lilburg nur steigerte.“

„Und weshalb?“ fragte Hagen, ihn fest ansehend.

„Weil“ — entgegnete Morbach mit gedämpfter Stimme, aber langsam und deutlich die Worte betonend — „wenn Frau von Lilburg als Mädchen Valentine Hagen hieß, sie meine Schwester sein könnte; weil wir ein und dieselbe Mutter gehabt haben könnten.“ Morbach schloß einige Augenblicke, als er-

wartete er irgend eine Aeußerung von Herrn Hagen. Da dieser aber nicht sprach, fuhr er fort: „Daraufhin bei ihr jemals anzuspieren, wäre natürlich höchst bedenklich gewesen, und so behielt ich meine Vermuthungen für mich. Aber einmal zur Theilnahme angeregt, beschäftigten sich meine Gedanken viel mit ihr, und um so mehr, als ich eines Tages eine schwarze Dienerin in ihrer Wohnung erblickte. Nun kam mir auch sofort die Frage, wo die beiden Kinder wol geblieben wären?“

„Und vermutheten Sie auch darüber Etwas?“ fragte Hagen.

„Es fehlte mir dafür jeder Anhaltspunkt, und die schwarze Hilfspas zu fragen, wäre zwecklos gewesen. Vor einigen Wochen aber entdeckte ich in Ihrem Hause, Herr Hagen, einen Anabentkopf, der mich an Frau von Tilburg erinnerte — ich weiß nicht, vielleicht täusche ich mich.“

Hagen schwieg eine Weile, trommelte mit dem Finger auf dem Tische und sagte: „Sie haben mir doch wol noch mehr mitzutheilen?“

„In der That, noch Einiges!“ gab Morbach zu. „Darf ich an Sie die Frage richten, ob Sie Frau von Tilburg persönlich kennen?“

„Ich habe Frau von Tilburg niemals gesprochen,“ entgegnete Hagen, „und wenn sie als Mädchen Valentine Hagen hieß, so habe ich Eine dieses Namens nicht wieder gesehen, seitdem sie Amerika verließ. Es mögen zwanzig Jahre her sein.“

„Dann gestatten Sie mir die Mittheilung, Herr Hagen, daß Frau von Tilburg eine allgemein geschätzte Dame ist, über deren Vergangenheit nicht im Geringsten etwas Nachtheiliges bekannt ist. Ein dichter Schleier liegt darüber, und man hat längst aufgehört, ihn lüften zu wollen, da sie seit nun so vielen Jahren in den besten Kreisen verkehrt und sich die Achtung zu erhalten weiß. Ich bin ihr Arzt. Aber ich habe nicht eigentlich gegen Krankheit bei ihr einzuwirken, als vielmehr gegen Uebel, die durch tiefe Seelenleiden hervorgerufen werden. Sie ist zeitweise in furchtbaren Gemüthszuständen, ja ich glaube zuweilen innere Kämpfe in ihr wahrzunehmen, die wie Verzweiflung aussehen.“

„So! Wirklich? Hm!“ ließ Hagen sich trocken vernehmen und trommelte weiter.

„Dagegen läßt sich denn mit gewöhnlichen ärztlichen Mitteln sehr wenig thun,“ fuhr Morbach fort. „Könnte ihr innerlich immer quälerisch aufgeregtes Wesen irgendwie beruhigt werden, dann — dürfte sich Vieles bessern. Allein es sind von Außen her neue Aufregungen an sie heran getreten. Sie ist bei dem Bankerott des Hauses Seligmann theilhaftig — sie hat Alles verloren, was sie besaß.“

Hagen blickte auf und fragte gespannt: „Alles verloren?“

„Alles, Herr Hagen! Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich ihr zuweilen zur Vorsicht rieth. Aber sie lachte mich aus. Sie wollte mit Geldsachen so wenig als möglich zu thun haben und glaubte ihr ansehnliches Vermögen ganz gut verwaltet. Es ist dahin, völlig dahin. Was sie nicht etwa baar in ihrem Hause hat, das besitzt sie überhaupt nicht mehr.“

„Und wie nimmt sie es auf?“ fragte Hagen.

„Ich habe sie heut' Morgen besucht — und es war nicht die Theilnahme

für die Patientin allein, die mich zu ihr trieb. Sie wußte bereits, was geschehen, wußte es in der ganzen Tragweite. Sie schien sich nicht im Geringsten darüber zu bekümmern, ihr innerer Kummer mußte größer sein. Mit einer Art von Selbstverhöhnung sprach sie über ihre Lage; es sei ihr recht, daß es so gekommen; sie werde bald keinen Hausarzt mehr brauchen und wisse, daß sie keine Freunde habe. Ich mußte sie leider früher verlassen, als ich wünschte; denn trotz ihrer Ruhe scheint mir ihr Zustand bedenklicher als jemals."

Hagen erhob sich. „Ich danke Ihnen, Herr von Morbach!“ sagte er ernst gesagt. „Ich danke Ihnen sehr! Meine Maßnahmen werde ich treffen. Der Erfolg — steht dahin!“ Er reichte dem Doctor die Hand, und die beiden Männer, die einander verstanden hatten, trennten sich ohne viel Worte.

### Fünftehntes Capitel.

Die Frau, welche heute mit auf der Brust gekreuzten Armen in der Nähe des Fensters stand und in den grauen Morgen hinauszuspähen schien, war kaum noch als Valentine von Tilburg zu erkennen, welche man vor wenigen Wochen in Glanz und Schönheit bei einem Feste bewundert hatte. Sie trug das lang herabfallende Hausgewand von grauer Seide, sie hatte auch den Schleier um Kopf und Hals geschlungen, und sie stand aufrecht, eine hohe, ausdrucksvolle Gestalt. Aber das Medusenhafte ihrer Züge trat heute noch mehr hervor. Alles, was an Härte, Schroftheit, Verachtung in ihr lag, war schärfer als jemals ausgeprägt, und dennoch in manchen Augenblicken schien alles Scharfe darin zu zerfließen in Angst, Ueberdruß und einem Ausdruck, wie ihn nur tiefste Seelennoth ausprägt. Während in ihrem Innern Gedanken und Entschlüsse kämpften, stand sie regungslos und starrte hinaus, ohne daß ihre Augen Etwas zu sehen schienen.

Auf dem Tische lag eine Menge Schmutz aufgehäuft: Perlen, Geschmeide von Brillanten, Spangen, Ringe, Ketten, und was sich sonst in den Schränken einer glänzenden Gesellschaftsdame sammelt. Herr von Tilburg war in den Aufmerksamkeiten gegen seine Gemahlin immer verschwenderisch gewesen, und sie selbst hatte den kostbaren Tand gern für sich gemocht. Ihr Vorrath war nicht gering. Nun hatte sie Alles, was zu besitzen sie sich erinnerte, verächtlich auf einen Haufen geworfen und mußte als Besiz der Nothdurft betrachten, was einst nur flüchtiger Schmutz für sie gewesen. — Fräulein Althaus trat ein mit der Meldung, der Juwelier sei gekommen. „Zeigen Sie ihm Alles, lassen Sie es von ihm taxiren und machen Sie die Sache mit ihm ab!“ sagte Frau von Tilburg, indem sie das Zimmer verließ. Sie schritt durch den anstoßenden Gesellschaftsraum und warf einen gleichgültigen Blick umher. Auch hier wird bald kein Stüd der kostbaren Einrichtung mehr stehen, und sie selbst wird hinausgehen, anders, als da sie eingezogen. Und dann — sollen die alten Zeiten des Glends, der Armuth, die ihr schauerhaft in der Erinnerung standen, endlich wiederkommen? „Nein — niemals!“ rief es in ihr, und sie hob sich unwillkürlich höher bei dem Gedanken, selbst einen Abschluß des Daseins zu machen, wenn das Leben nichts Lebenswerthes mehr bot. Und war dessen noch viel zu

erwarten? Eines immer noch. Der Gedanke an ihren Sohn war ihr in der letzten Zeit mächtiger und mächtiger geworden. Wenn sie es dahin brachte, daß er sie Mutter nannte, daß er mit ihr leben wollte — darin lag noch etwas Dauerndes, daran ließen sich noch Hoffnungen knüpfen. Aber Venno war in den Händen ihres Vaters, und sie sagte sich, daß da schwer zu unterhandeln sein werde. Der Vater suchte sie nicht mehr, so dachte sie; ein Begegnen mit ihm war nicht zu erwarten, und selbst den ersten Schritt dazu zu thun, erschien ihr eine Unmöglichkeit. In die Rolle einer reuigen Sünderin hatte sie sich nie gedacht, und jetzt am wenigsten. Aber wie wenig sie es gestehen wollte, sie fürchtete dennoch ein Begegnen mit ihrem Vater, und hatte, seit sie erfahren, daß er in der Stadt lebe, keine ruhige Stunde mehr gehabt. „Er wird mich nicht sehen wollen, er kann mich nicht sehen wollen!“ sagte sie sich täglich. „Und wenn ich ihm dennoch begegnete, und er vor mir stünde — was dann?“ Ein Schauer überlief sie. Darum fort aus dieser Stadt! Sie dachte sich Anschläge aus, wie sie Venno zu sich heranziehen, wie sie sein Herz bestücken, ihn bei sich behalten wollte, um zu lieben und zu leben.

Hildegart trat ein und bat Frau von Lilburg, mit dem Juwelier das Weitere zu verhandeln, da er mit seiner Abschätzung fertig sei. „Ich habe Ihnen gesagt,“ entgegnete Valentine im Gebieter-ton, „daß Sie die Sache abmachen sollen! Sie ist mir gleichgültig, ganz gleichgültig!“

„Gnädige Frau!“ rief Fräulein Althaus mit Eifer und Entschiedenheit, auch etwas verlezt durch den hohen Ton, „ich muß darauf dringen, daß Sie dieses Geschäft selbst zum Abschluß bringen! Ich kann nicht die Verantwortung übernehmen über Das, was Ihren künftigen Besitzstand bilden soll!“

Valentine sah die Sprecherin stolz an, ging aber doch selbst zu der Verhandlung mit dem Juwelier. Sie war bald abgethan, da die Besitzerin nicht feilschte und ihr jeder Preis recht war. Sie empfing eine ansehnliche Summe, die sie gleichgültig in eine Schublade warf, ohne sie zu verschließen. Einige Schmuckstücke, die er ausgefondert und für sein Geschäft unbrauchbar erklärt hatte, ließ auch sie auf dem Tische liegen. Sie wendete sich um und sah Hildegart an. Es war ihr, als müßte sie ihr ein versöhnliches Wort sagen. Aber es war kalt, gleichgültig in ihrem Innern geworden; die Regung entschwand, das Wort kam nicht über ihre Lippen.

Der Diener trat ein mit der Meldung, ein Herr Hagen wünsche die gnädige Frau zu sprechen. Es sei ein alter Herr. Valentine zuckte zusammen und fuhr mit der geballten Hand gegen ihre Brust. Sie wollte rufen: „Nein! Nein!“ aber sie konnte nicht, und, wie um zu entfliehen, schritt sie in das Gesellschaftszimmer zurück. Da aber that sich die Thür auf, und Vater und Tochter standen einander gegenüber.

Sie blieb mitten im Zimmer, wie angewurzelt. Zwar glaubte sie sinken zu müssen, aber sie hielt sich aufrecht. Ihre Arme hingen schlaff herab, aber die Hände griffen mit letzter Energie in sich selbst, um Etwas festzuhalten. Sie blickte auch nicht zu Boden, sondern suchte die Blicke des unerwarteten Gastes auszuhalten. Er war grau und alt geworden, das sah sie; aber er war noch stark und rüstig, und in seinen Zügen und seiner Gestalt sprach sich noch

der ungebeugte Charakter aus. Sie war auf einen Angriff, sie war auf ~~Alles~~ gefaßt.

Hagen aber sprach nun ihren Namen aus — „Valentine!“ — nicht im Tone des Richters oder des zürnenden Vaters, nicht hart und nicht sanft, es war ein bloßes, tonloses: Ich bin da — sag' Etwas — dann will ich auch reden! Aber Valentine schwieg, als wär' ihr die Sprache versagt. Sie blickte ihn nicht mehr an, sie sah hinweg, in ihren Augen lag Furcht und Trotz zugleich. — „Du hast Dein Vermögen verloren, Valentine,“ begann Hagen, „Du bist mittellos. Ich habe zu leben. Komm' in mein Haus, wir können in Zukunft neben einander hergehen.“

Valentine schien zu wanken; es zuckte durch ihren ganzen Körper. Alles hatte sie erwartet — nur das nicht! Gegen Anklagen und harte Worte hatte sie sich zur Wehr setzen wollen — er bot Verzeihung, eiskalte Verzeihung! Er wollte sie dulden, dulden in seiner Nähe — trotzdem er sie verachtete — dulden in seinem Hause! Das hörte sie aus seinen Worten heraus. Sollte sie auf ein solches Anerbieten eingehen? Niemals! Aber sie redete nicht, sie machte nur eine Handbewegung und schüttelte den Kopf.

„Was sich in dem Zeitraum von zwanzig Jahren zugetragen hat,“ fuhr Hagen fort, „soll niemals von mir erwähnt oder berührt werden. Du sollst in meinem Hause ungehindert sein. Es ist — immerhin ein Unterkommen.“

„Unmöglich!“ sagte Valentine fast tonlos.

Hagen fühlte, daß er sich setzen müsse. Er sah sich um und ließ sich auf einem Stuhl neben der Thür nieder. Valentine regte sich nicht. Es entstand eine Pause. „Da Du ohne Mittel bist,“ begann darauf der Alte, „so solltest Du auf irgend einen Vorschlag eingehen. Nimm ein Jahrgehalt von mir und wohne, wo Du Lust hast — hier oder wo anders!“

Valentine athmete laut. „Nein!“ rief sie dann mit fester Stimme.

Und wieder folgte ein Schweigen. Man hörte die Stuhluhr unter dem Spiegel picken, und durch die athemlose Stille ging es wie gespanntes Fragen, wie lange zwei Menschen, einander so nahe stehend, noch zögern würden, bis sie ein Wort des Verständnisses fänden.

„Deine Kinder sind in meinem Hause“ — sagte Hagen nach einer Weile.

„Laß uns theilen!“ rief Valentine. „Behalte das Mädchen! Gib mir den Knaben!“

Hagen schüttelte den Kopf. „Was soll er bei Dir?“ fragte er. „Er kennt Dich nicht als seine Mutter. Du hast nicht die Hilfsquellen, ihn zu erziehen.“

„Ich werde sie finden, sobald ich ihn habe!“ entgegnete sie mit Zuversicht. „Ueberlaß ihn mir — er ist mein Sohn — ich habe das Recht, ihn zu fordern!“

„Das hast Du nicht!“ sagte Hagen mit Ruhe. „Du hast die Kinder von Dir gethan, hast kaum nothdürftig für sie gesorgt, um Deine eigenen Wege zu gehen. Damit hast Du Dich von ihnen geschieden. Sie kennen keine Mutter. Unbehütet, wie sie waren, gingen beide blind auf gefährlichem Wege. Weißt Du, wie ich den Knaben gefunden? Einer Seiltänzerbande entsprungen, mit dem Hungertode ringend, ohnmächtig vor meiner Thür! Ich brachte ihn in's Leben zurück, nun ist er mein! Die Mutter ließ ihn verkommen, um sich selbst

zu wahren — wie will sie noch von einem Recht auf ihn sprechen?“ Hätte Hagen in gewaltigem Tone zürnenden Vorwurfs gesprochen, seine Worte hätten nicht den schneidenden Eindruck machen können, wie diese ernste, aber kalte Ruhe, und Valentine fühlte das Uebergewicht des Mannes, der seine Augen auf sie richtete. Sie hob die Hände, wie um ihr Gesicht darin zu verbergen; aber sie blieben auf der Brust, als wollten sie niederbrücken, was darin arbeitete.

„Komm' in mein Haus, dann hast Du die Kinder beide!“ fuhr Hagen fort. „Wenn ich ihnen sage, Du seiest ihre Mutter, dann werden sie es glauben und Dir nahe zu treten suchen. Ihre Liebe ist nicht zu fordern, sondern zu erwerben!“

Das Wort auf Valentins Lippen zögerte lange. Hagen sah sie nicht an; er blickte gleichgültig über die bunt überladene Umgebung, in der er sich befand, die in so fremdem Gegensatz stand zu dem, was hier verhandelt wurde. Diese Gemälde an den Wänden, diese Marmorvasen und Blumentische, diese Teppiche und Tischbehänge — es war ja Alles nichtiger Trödel für Den, dessen Seele rang und kämpfte! Das Auge flog darüber hin, angeekelt — oder es sah und beachtete Nichts.

„Valentine! Gib mir Bescheid!“ sagte eine Stimme, die der Angeredeten durch Mark und Bein ging.

„Mein Weg kann nicht mehr über Deine Schwelle gehn!“ erwiderte sie. „Du kennst es selbst nicht wollen! Könntest Du das Vergangene unbefprochen lassen — ich würde Deine Gedanken hören! Tag und Nacht! Ich hörte sie immer — aber mein eigenes Denken unterhält sich mit ihnen besser in steter Entfernung. Mit einander leben, heißt uns Beide tödten! Aber ich könnte noch leben, unter einer Bedingung: laß mir den Knaben — und ich will Dir danken — danken —!“

„Nein!“ sagte Hagen entschieden, indem er aufstand.

„Mein ganzes Dasein hängt an diesem einen Wunsche!“

„Und sein Verderben ist darin eingeschlossen!“

„Du kennst mich nicht ganz — ich kann wie eine Mutter empfinden —!“

„Aber nicht wie eine Mutter handeln!“

Valentins Ton wurde bringender, flehender: „Er soll Deinem Willen gehorchen,“ rief sie, „von Dir abhängig sein, nur in meiner Nähe soll er leben, an meiner Seite — ich brauche ihn — ja, ich brauche ihn!“

„Er braucht Dich nicht — kann Dich nicht brauchen!“ Hagen sagte es so hart und kalt, daß Valentine sich eiskalt durchschauert fühlte.

„Nun, dann — dann —“ rief sie stockend — „sehe ich nicht —“

„Was wir noch weiter zu verhandeln hätten!“ fiel ihr Hagen in die Rede. „Es mag so recht sein! Im Uebrigen — brauchst Du Geld, so schicke zum Rechnungsrath Springmühl; er soll angewiesen werden, Deinen Bedürfnissen entgegenzukommen. Meine Wohnung — weiß er auch. Hast Du mir noch Etwas zu sagen?“

„Nur daß — daß — ich Alles daran setzen werde, Benno in meine Gewalt zu bekommen!“

„Gewalt?“ rief Hagen mit einer Art von höhnischem Lachen. „Der Versuch dürfte scheitern! Er ist bald siebenzehn Jahre alt und weiß jetzt, wo er zu



Hause ist. Sei überzeugt, daß, was Du thust, nur zu seinem und Deinem Schaden geschieht. Nicht Glück, Kämpfe würdest Du in seine Seele rufen, und ich kann Dich versichern — doch, wie Du willst! Wenn Du mir sonst Nichts zu sagen hast, dann — leb' wohl!" Er zögerte doch noch einen Moment an der Thür; als er aber Valentine abgewendet stehen sah, schritt er hinaus.

Raum war er verschwunden, als sie mit einem Aufschrei gegen die Thür stürzte, als müßte sie ihn zurückerufen. Aber sie blieb stehen und sank gleich darauf ächzend auf den Stuhl nieder, auf welchem er gegessen hatte.

Hagen aber schritt gerades Weges die Treppe hinunter, aus dem Hause, die Straße entlang. Die ihm begegneten, wichen aus, betroffen über den Anblick des Mannes, der mit furchtbarem Gesicht und bloßen Hauptes dahinging. Ein Diener kam ihm nachgelaufen. Fräulein Althaus, an der er oben ohne Gruß vorübergegangen, schickte ihm Hut und Stock nach, die er vergessen hatte. —

Valentine aber saß noch lange da, ein erstarrtes Bild, und durchlebte nun erst in allen Verzweigungen des Denkens und Empfindens, was in den letzten Minuten geschehen war. Die gefürchtete Begegnung, welche eigentlich eine Summe ihres ganzen Lebens ziehen mußte, war überraschend gekommen, die Gegenstände hatten hart aufeinander gestoßen, ein kurzer Auftritt hatte eine gewaltige Erschütterung gebracht, und nun war es vorbei — oder knüpften sich vielleicht neue Beängstigungen und Hoffnungen daran? — Wenn ein günstiger Augenblick verpaßt ist, sind wir oft klüger, als da wir ihn nützen konnten; der verlorene ist durch Nichts zurückzulaufen, aber wir finden neue Wendungen aus, in welchen wir das Veräumte nachzuholen hoffen. Wir denken uns die Lage und die Umstände verschieben, und meinen wol, auch wir würden dann anders sein oder handeln.

In den mannigfaltigsten Formen hatte Valentine sich ein Wiedersehen mit ihrem Vater ausgemalt — keine derselben trug auch nur annähernd den Charakter dessen, was sie eben erlebt. Wäre die Begegnung zornig aufstammend, herausfordernd gewesen, die Fassung der welterfahrenen Frau würde den Sturm bestanden haben. Am meisten hatte sie den Schmerz eines gebrochenen Vaterherzens gefürchtet, obgleich sie Hagen nicht als eine zärtliche, geführt sentimentale Natur kannte, noch ihn je in einer solchen Scene gesehen hatte. Ihr Schuldgefühl fürchtete das, was sie waffenlos gemacht hätte, was aus einer sorgsam verschlossenen Zelle ihres Innern sich Bahn gebrochen hätte, um allen Widerstand zu überfluthen. Aber der kalte, gleichgültige Ton Hagen's traf sie nicht vorbereitet, und was ihre Fassung noch mehr beeinträchtigte, sie hörte aus seinen ruhig gemessenen Worten doch Etwas hindurchklingen, was aus der Tiefe kam, Töne, die sein Wille nicht ganz beherrschen konnte. So ward auch sie tiefer berührt, und zugleich fühlte sie sich durch seine Selbstbeherrschung herausgefordert. Vor Allem empfand sie doch, daß er Recht hatte — und das gerade verstopfte ihr Herz.

Troßige Herzen! Zum Widerstand gewöhnt, sogar zum Widerstand gegen ihr besseres Selbst! Vor dem Fremdesten können sie aufgehen und mögen ihr wärmeres Schlagen und zarteres Fühlen nicht verhehlen; wo Pflicht und innerstes Bedürfnis sie treibt, dem Nächsten und Liebsten nachzugeben, da machen sie sich selbst erstarren und möchten vor Schmerz zerbrechen über ihre eigene Starrheit.

Ja, wider unser eigenes Gefühl erweisen wir oft Bitteres, thun wir oft Unrecht. Um Anderen wehe zu thun, thun wir uns selbst weher! —

Wer war der alte Herr, der da so kurzweg eintrat und ohne Gut und Stod weggegangen? So fragte man draußen im Vorzimmer Valentinens. Ein Gläubiger mit Forderungen mochte es doch wol nicht sein! Die Diener bezogen Alles auf den Ruin des Hauses, der ihnen nicht verborgen geblieben. Sie wurden nachlässig und gleichgültig, da man ihnen bereits gekündigt und sie für sich selbst zu sorgen hatten. Auch Fräulein Althaus wußte, daß sie frei war, obgleich sie in ihrer wenig beneidenswerthen Lage Valentinens ihre fernere Hilfe zur Verfügung gestellt hatte. Wer war der Alte, so dachte auch sie, der ohne Gruß, mit durchdringenden Augen an ihr vorübergeschritten war? Sie empfand ein Mitgefühl mit dem Manne, ohne zu ahnen, in welcher Beziehung er zu Frau von Lilburg stand. Da kam ein Laufen und Rufen aus den hinteren Gemächern her, man winkte, rief nach Fräulein Althaus. Sie ging und kam nach zehn Minuten zurück, um an die Thür des Zimmers zu pochen, in welchem sie die Herrin des Hauses vermuthete. Da auf wiederholtes Klopfen nicht geöffnet wurde, trat sie leise ein und that, als ob es sie gar nicht befremdete, Frau von Lilburg an so ungewöhnlicher Stelle sitzen zu sehen. Sie machte sich Etwas zu schaffen und sagte dann: „Mit der armen Hilpah ist es aus.“

„Ist Hilpah todt?“ fragte Frau von Lilburg, indem sie sich erhob. „So starb sie zu rechter Zeit. Jeder sollte sich so einrichten! Es scheint, wir werden die Wohnung mit dem Leichentwagen verlassen. Denn ich denke nicht mehr drei Tage hier zu bleiben.“ —

Inzwischen wanderte Hagen durch die Straßen. An seinem Innern gingen alte Zeiten vorüber, die Vergangenheit knüpfte an die Stunde der Gegenwart und umschloß den ganzen Ring von Leidenschaften, Kämpfen und Erfahrungen. Was er selbst verschuldet, was er als Folgen seiner Schuld getragen, was er gethan, sich zu befreien, Verlorenes wiederzugewinnen, das Alles sprach noch einmal in seiner Brust, und lauter, als er diesen Stimmen seit lange zu sprechen gestattet hatte. Es war nur ein Ueberfall, und nur eines inneren Gebotes bedurfte es, um sie zur Ruhe zu bringen. Er war in Jahren, wo die Leidenschaft, wo Schmerzen und Wunden, selbst wenn sie sich noch in Erinnerung bringen, dem kräftigeren Geiste für abgethan gelten. Je mehr er sich von der Wohnung Valentinens entfernte, desto mehr beruhigte sich sein Schritt, sein Auge, sein Inneres. Aber er hatte auf seinen Weg nicht Acht gegeben und überzeuete sich plötzlich, daß er eine falsche Richtung eingeschlagen. Er strich sich über die Stirn und gestand sich ein, was er nicht hinwegleugnen konnte; erschüttert hatte das Wiedersehen auch ihn, tief erschüttert, aber er hatte nicht viel Besseres erwartet und glaubte gethan zu haben, was in seiner Macht stand. Anders hatte auch er sich den Auftritt gedacht, ganz anders, wenn auch nicht beruhigender und nicht aufregender. Am tiefsten ergriff ihn, daß er ihr den Wunsch hart versagen mußte, ihren Sohn für sich zu gewinnen. Er verstand sie, und er hätte tiefes Mitleid mit ihr. Wenn er dennoch im Versagen fest blieb, geschah es nicht aus Starrheit oder um seiner selbst willen; es geschah nur, um Venno zu bewahren. Weder er noch seine Schwester sollten wissen, daß ihnen noch eine

Mutter lebe. Es sollte kein verwirrender Zwiespalt in ihre Herzen geworfen werden dadurch, daß die Mutter, liebeleer für die Tochter, das Mädchen preisgab, den Sohn aber an sich zog. Auch Katharina mußte vor Eröffnungen behütet werden, welche Schmerzen konnten. So näherte er sich der Gegend seines Hauses, und je näher er kam, um so mehr empfand er, wie glücklich er noch war im Vergleich zu der Frau, welche er eben verlassen. Er besaß daheim, was er liebte, und konnte es sein nennen; denn auch er wurde geliebt.

Dennoch nahm er einen neuen Umweg durch die winterlichen Partanlagen vor der Stadt, denn er war mit einigen Ueberlegungen noch nicht fertig. Valentine hatte gedroht, sie werde den Versuch machen, Benno zu sich zu locken. Es konnten Boten, Briefe, Einladungen für ihn in's Haus kommen, es konnte auf geheimem Wege sein Herz, seine Eitelkeit, oder auch nur seine Neugier rege gemacht werden. Wie war dem entgegenzuwirken? Vielleicht am besten durch seine Entfernung. — Und wie Hagen zwischen dem kahlen Laubholz die dunklen Kiefernzwipfel erblickte, mit den Schneekissen auf ihren Büscheln, fiel ihm die Einladung nach der Oberförsterei ein. Der Ort war verborgen, den Meisten unbekannt, und Benno würde vielleicht gern einige Zeit dort verweilen. Aber der Plan mußte mit Bedacht ausgeführt werden, damit der Knabe, der scharfe Augen hatte, keine Absicht merkte. Er wendete sich und ging mit schnelleren Schritten seinem Hause zu. Schon am Gartenthor drangen fröhliche Stimmen an sein Ohr; er erblickte sein junges Volk — Käthy, Wilibald, Benno, welche sich lachend durch den Schnee jagten. Bei seinem Anblick stürzten sie jubelnd herbei, und er empfing alle Drei in seinen Armen. Er mußte auch ihre Vorwürfe hören, daß sie vor Hunger fast umkämen und mit dem Mittagessen schon seit einer Stunde auf ihn warteten. Er versprach ihnen eine angenehme Mittheilung zum Nachtisch. Es begann während des Speisens ein Rathen und Vermuthen, wobei Eines das Andere in lächerlichen Annahmen zu überbieten suchte. Als aber der Vormund mit dem Plan hervortrat, morgen bei guter Zeit eine Schlittensfahrt nach der Oberförsterei zu machen, erscholl Freudenschrei, und der Alte schüttelte lächelnd den Kopf über sein kindisches Hausgelichter.

### Sechzehntes Capitel.

Der Kiefernwald im schneefchimmernden Wintergewande! Es ist nicht die aufstrebende, sammettschwarze Edelanne, die in Gebirgswäldern auf Felsen thront und zwischen dem Gestein schäumender Bäche sich aufspflanzt, daß im Sprützen der Tropfen ihre niederhangenden Zweige, von Eiszapfen schwer, sich tiefer senken; es ist die breitästige Föhre des ebenen Landes, die hier die Flächen und Hügel bedeckt. So weit das Auge sieht, ein dunkles Graugrün, die Wipfel ineinander gewoben, jetzt bestreut mit dichten Flocken, die sich hier und da zu weißen Rissen sammeln. Hebt sich der Boden, dann steigt wol einer der Alten des Waldes empor, eine gewaltige Kiefer mit rothbraunem Riesengeäst, die Millionen von Nadelbüscheln zu einer Kuppel gewölbt. Dort heben über jüngerer Pflanzung andere die Häupter, Bäume von mittlerem Alter; die Stämme von feinem, hellgrünem Moos bezogen, das wie smaragdne Streifen aus dem Schnee

schimmert; oder graue Flechten bedecken die feuchte Rinde. Alles Brombeer-  
gesträuch mit überdauernden Blättern und kahle Büsche mit rothen Beeren  
drängen sich in einer Richtung zusammen. Unter dem Fuß eines Vogels lodert  
sich die Schneeschicht von einem der breiten Wipfel und fällt unhörbar in der  
tiefen Stille auf die niederen Häupter. Ein leichtes Windeswogen, und alle  
hohen Häupter regen sich und schütteln Gestöber um sich her. Der Boden ist  
weiß, hebt sich in weichen Wellenlinien und wirft bläuliche oder röthliche Schatten  
über die Fläche. Es ist Farbe und Lichtstimmung auch in der Eintönigkeit.  
Denn die Sonne scheint wie durch einen Silberflor über das starre Nadelgehölz  
und die weißen Schneemassen, auf welchen es blickt und funkelt wie ausgesäete  
Kristalle.

Da macht sich Schellengeläute vernehmlich, die Peitsche knallt, und die Krähnen  
fahren erschreckt auf und regen die schwarzen Flügel über den Wald hin. Der  
Schlitten fliegt daher, nun an der niederen Schonung vorbei — da liegt auch  
schon das Forsthaus, aus dessen Schornstein ein leichtes, behagliches Wölkchen  
steigt. Die Hunde bellen und kommen gesprungen, an die Fenster drängen sich  
kleine und große Gesichter. Dann wird die Hausthür aufgerissen: Gäste! Gäste!  
Willkommen! Herein in das geschützte Haus, es ist Allen geöffnet! Wer ab-  
gelegen wohnt vom bewegteren Weltverkehr, weiß dem Besuch um so froheren  
Empfang zu bereiten. Das geräumige Haus gastlich warm, alle Gesichter ver-  
gnügt, Lärm und Lachen, und Lachen und Lärm, und Beides nur um der Freude  
einen Ausdruck zu geben.

Räthly wollte um Entschuldigung für den Ueberfall bitten; die Frau Ober-  
försterin aber rief: „Kinder, ich mache Euch satt, und wär't Ihr Eurer noch  
einmal so Viele! Ein leckeres Mahl nach dem Kochbuche werdet Ihr bei uns  
nicht suchen; aber was guten Vorrath betrifft, da nehme ich es mit jeder Landfrau  
auf, und was noch mehr ist, das Essen soll im Umsehen fertig sein!“ Sie griff  
nach dem Schlüsselforb und eilte hinaus, war aber in einigen Minuten wieder  
bei den Gästen. Das Gespräch war lustig und sprang von einem Gegenstand  
zum anderen. Die kleinen Mädchen hängten sich an Räthly, als wär' sie ihnen  
eine willkommene Kameradin; die Knaben hielten sich zu Benno und erzählten  
ihm von Eislauf auf dem See.

„Wissen Sie auch,“ sagte der Oberförster, „daß uns unser Herr Reinhart  
rechten Kummer macht?“ Herr Reinhart, der Lehrer der Knaben, sah gleichwol  
sehr vergnügt aus. „Ja,“ fuhr jener fort, „Kummer und Freude zugleich! Er  
will uns verlassen, freilich mit gutem Grund. Denn er hat eine sehr ehrenvolle  
Berufung als Schulrektor in S. erhalten. Er hat sich das Dran und Drum  
an Ort und Stelle angesehen, will zu Ostern sein Amt antreten und uns hier  
verbauern lassen! Wo kriegen wir einen neuen Herrn Reinhart her? Das  
Gute ist dabei, daß ich ihm die Jungens später nachschicken kann. So wird er  
uns doch nicht ganz los!“

Nach Tisch hatte Herr Hagen mit dem Oberförster ein längeres Gespräch  
unter vier Augen, und Herr Reinhart lud Rothelm zu einem kleinen Spazier-  
gang ein. Als sie etwa fünfzig Schritte entfernt waren, begann Reinhart: „Ich  
will Ihnen Etwas mittheilen, was ich bisher sehr geheim gehalten, sogar der

Familie Burthart, in welcher ich hier lebe. Vor einigen Stunden erst bin ich zurückgekehrt von meiner Reise, von der ich die Erfüllung langjähriger Wünsche mitgebracht habe, und war drauf und dran, dem Hause nun auch mein Geheimniß mitzutheilen, als Sie ankamen. Kurz, ich bin seit sieben Jahren Bräutigam und kann endlich daran denken, mich zu verheirathen. Sie kennen meine Braut — Ihr Name kommt zuweilen in ihren Briefen vor — sie heißt Hildegart Althaus."

"Wie?" rief Rothelm überrascht. "Da wünsche ich Ihnen Glück! Das ist ein vortreffliches und liebenswürdiges Mädchen! Aber warum habe ich davon nicht früher erfahren?"

"Mein Vester" — entgegnete Reinhart achselzuckend, "Hildegart und ich sind von gleichem Alter, jetzt beide dem dreißigsten Jahre nicht mehr fern. Als ich mich mit ihr verlobte, erschien ich aber zu jung dazu, wenigstens meinem Vater, einem etwas strengen Geistlichen, der Nichts von der Verlobung wissen wollte und mir manche schwere Stunde darum machte. Ich war aber entschlossen auszuharren, bis ich eine genügende Stellung hätte, und Hildegart wollte mir treu bleiben. So zogen wir vor, unser Verlöbniß geheimzuhalten. Jetzt kann uns Niemand mehr hindern, uns zu verbinden. Aber es ist auch Zeit! Sie sind selbst Bräutigam, und sehen ein, was es heißt, ein Mädchen, welches man liebt, so lange, so in's Ungeheuerliche an sich gekettet zu wissen, immer in der Furcht, vielleicht ihre ganze Zukunft zu zerstören. Ich will morgen oder übermorgen selbst nach der Hauptstadt, um mich Frau von Lilburg vorzustellen. Ueberdies muß für kurze Zeit noch ein Unterkommen für Hildegart gesucht werden, da, wie es scheint, sie nicht mehr bei der Dame bleiben kann — oder soll — trübselig, wie die Dinge liegen."

"Wie so?" rief Wilibald. "Was ist trübselig? Bei Frau von Lilburg?"

"Nun, da Sie aus der Stadt kommen, werden Sie ja doch wissen, daß Frau von Lilburg durch den Bankerott des Baron Seligmann um ihr ganzes Vermögen gekommen ist! Sie hat Alles verloren, Alles! Eine Gesellschafterin scheint ihr jetzt nicht mehr —"

"Um Alles in der Welt —!" rief Rothelm. Er erfuhr wirklich etwas Neues, das ihn erschreckte. Von dem Fall Seligmann hatte er in den letzten Tagen genug reden hören, aber nicht im Entferntesten gedacht, daß Frau von Lilburg davon betroffen sein könnte. Er lebte in diesem Winter außer aller Gesellschaft, sein Weg ging nur nach dem Museum und dem geliebten Nachbarhause, so daß er auch noch Niemand begegnet war, der ihm die betrübende Nachricht hätte mittheilen können.

"Ich beklage es sehr," fuhr Reinhart fort, "fühle mich aber selbst innerlich freier, daß Hildegart endlich eine Stellung verläßt, die ihrer nicht würdig war. Der Edelmuth treibt sie freilich, diese Stellung jetzt von freien Stücken länger festzuhalten, als die Dame selbst wünscht. Ich habe sie nie gesprochen, Sie aber scheinen sie näher zu kennen — ist sie die hochfahrende, verwöhnte, anspruchsvolle Person, die ich mir unter ihr denke, was soll dann aus ihr werden?"

Die Unterhaltung wurde unterbrochen, da die Knaben gesprungen kamen, um die jungen Männer zum Kaffeetisch zu rufen. Rothelm's Gedanken waren

so beschäftigt durch die Mittheilung Reinhart's, daß er sich durch Rätth einige Male aus seiner Zerstreuung wachrufen lassen mußte.

Der kurze Wintertag machte auch den Besuch im Waldhause kürzer als jenen früheren am Sommertage. Schon wurde an die Abfahrt gedacht, als der Oberförster sich an Benno wendete mit den Worten: „Wie wär's, junger Freund, wenn Sie die Anderen fahren ließen und ein paar Tage bei uns blieben? Wir haben guten Eislauf hier, könnten auch mit der Büchse im Walde umherstreifen. Unterhaltung wollten wir wol finden!“

Benno sah den Vormund an, der zu seiner Ueberraschung sogleich seine Einwilligung gab. Benno fühlte sich in einiger Verlegenheit, denn er hatte keine Lust, zu bleiben, und getraute sich nicht, abzulehnen, was Herr Hagen ohne Umstände gewährt hatte. So vergnügt er die Ausfahrt mitgemacht hatte, er sah keine Nothwendigkeit, den Besuch für sich länger auszudehnen; es war ihm nicht möglich, den Dankbaren dafür zu spielen. Man rüstete sich zur Abfahrt; der Schlitten harrte bereits. Benno nahm den Vormund einen Augenblick bei Seite: „Ich möchte doch lieber mit nach Hause!“ sagte er. „Was soll ich hier müßig gehen? Lassen Sie mich mitfahren — bitte!“

„Was fällt Dir ein!“ entgegnete Hagen. „Eine solche Einladung schlägt man nicht ab! Versuch' es nur erst, es wird Dir gefallen! Eine Reisetasche mit Kleidern und Büchern, wenn Du willst, schicke ich Dir morgen.“

Benno erschrak. „So soll ich längere Zeit hier bleiben?“ rief er.

„Ein paar Tage,“ sagte der Vormund, indem er ihm auf die Schulter klopfte; „die frische Luft wird Dir gut thun!“ Er wendete sich ab und verabschiedete sich von der fröhlichen Wirthin des Hauses.

„Rätth, was ist das?“ wendete sich Benno zu seiner Schwester. „Warum muß ich hier bleiben?“

„Thust Du es denn nicht gern?“ fragte sie.

„Nein!“ rief er. „Ich mag nicht! Ich fürchte, es wird irgend Etwas nicht gut — ich weiß nicht —!“

„Der Vormund scheint es zu wünschen,“ begütigte Rätth, „also mach' jetzt gute Miene! Ich will dafür sorgen, daß Du bald heimkehrst.“

Noch einmal klammerte sich Benno beim Abschied an Hagen; dieser aber rief: „Der erste Hase, den Du schießest, soll auf unserem Tische prangen! Hoffentlich lieferst Du ihn bald!“

Der Schlitten fuhr dahin, und Benno sah den Seinigen nach. Er hätte ihnen zu Fuß nachreiten mögen, und empfand die Freude, die man ihm machen zu wollen schien, wie eine Strafe. Der Abend stimmte ihn auch nicht fröhlicher. Herr Reinhart erzählte dem Oberförster und dessen Frau von seiner Verlobung und baldigen Verheirathung, eine Nachricht, die mit Ueberraschung aufgenommen und mit allerhand Redereien belohnt wurde. Daran knüpften sich gleich Berathungen, Wirthschaftseinrichtungen für die neue Wohnung, den Hausstand des künftigen Schuldirectors, wobei Benno sich als Unbetheiligter sehr langweilte. Trotz der Langenweile befremdete ihn doch das frühe Eintreten der Nachtstunde für das Haus. Denn um neun Uhr trennte man sich, um zu Bette zu gehen. Im Hause des Vormunds band man sich nicht an die Stunde, und war man

angeregt, so ließ man auch wol die Mitternacht heran kommen. Nun lag Benno im fremden Hause auf seinem Lager, konnte nicht einschlafen und dachte an die Seinigen. „Jetzt sind sie längst zu Hause, sitzen um den Tisch und plaudern! Henriette kommt und erzählt, was etwa vorgefallen — gewiß ist Siegmund Erbacher dagewesen! Der braucht den Freund jetzt so nothwendig — wer weiß, was Alles geschehen ist — geschehen kann —!“ Benno war in einer eigenen, ihm selbst noch unbekannten Bewegung, und ehe er sich verfaß, brach ein Strom von Thränen aus seinen Augen und befeuchtete das Kopfstissen. Wenn er Alle, die er liebte, niemals wiedersehen sollte? Dieser Gedanke wollte ihn nicht verlassen und wich dem Schlaf erst nach einigen Stunden.

Der nächste Morgen sollte die Sorgen zum Theil schon zerstreuen. Der Oberförster reichte nach dem Frühstück dem jungen Gast eine Flinte und belehrte ihn über die Handhabung. Dann ging es in den Wald. Da der Hauslehrer sich auf ein paar Tage beurlaubt hatte, um in die Stadt zu fahren, ließen seine Zöglinge mit den Jägern hinaus. Benno verpußte während des Morgens manchen Schuß in's Blaue; als es ihm aber wirklich gelang, eine Krähe todzuschießen, empfand er eine solche Genugthuung, daß die Kümmernisse mehr und mehr entchwanden. Den Rest davon nahm der nachmittägliche Eislauf hinweg, und Abends um neun Uhr war er so müde und ebenso bereit zum Einschlafen, wie die übrigen Hausbewohner. Am anderen Morgen kam ein Bündel für ihn aus der Stadt, nebst ein paar Zeilen von Rätth, welche schrieb, sie hofften, daß er recht vergnügt sei und vermuthlich aus freien Stücken länger im Walde bleiben werde, als er selbst erwartet. Er war selbst bereits der Ansicht. Die Flinte kam nicht von seiner Schulter, und die Krähen hatten üble Tage.

Da lud ihn der Oberförster eines Mittags zu einem Eislauf nach dem benachbarten Städtchen ein, wo er irgend ein Geschäft persönlich zu besorgen hatte. Sie legten gleich nach Tische die Schlittschuhe an und flogen über den See. Die gefrorene Fläche war zu einem vielbenutzten Verkehrswege geworden. Kleine und große Schlitten vermittelten das fern auseinander Liegende, und von der Oberförsterei nach dem Städtchen war auf dieser Bahn in weniger als einer Stunde zu gelangen, während der Landweg mit seinen Biegungen über zwei Stunden beanspruchte. So fuhrten sie im Windessausen über die Ebene fort, an Seebuchten vorbei, gerades Wegs an Krümmungen und Landzungen vorüber. Die Ufer traten zurück, und wieder ging es gerade auf die Waldlinie zu, durch einen schmalen Wasserarm in eine neue breite Oeffnung und Eisebene hinein. So wurde das Netz von Seen in möglichst kurzen Abschneidungen durchfahren. Holzschlitten kamen ihnen vom Walde entgegen, und allerlei sonderbare Fuhrwerke, aus ein paar Brettern zusammengeschlagen, von Kindern oder Hunden gezogen, mit Reisig und kleinem Kram beladen, durchkreuzten ihren Weg. Nun ging es um eine scharf hervorspringende Walbesecke, und gegenüber lag das Städtchen vor ihnen. „Mein Geschäft wird bald abgemacht sein,“ sagte der Oberförster, als sie ihre Schlittschuh abschnallten. „Sie sollten inzwischen in der „alten Pauke“ auf mich warten und Appetit und Durst befriedigen, die nach der scharfen Fahrt sich wol eingestellt haben werden. Bei mir auch, und

ich denke Ihnen nachher Gesellschaft zu leisten oder nachzufolgen. In höchstens einer halben Stunde!"

"In der „alten Pauke"? wiederholte Benno lachend.

Der Oberförster wies nach dem Hause hinüber. Es stand mit der Stirnseite nach dem See zu, an der Landstraße, die hier hart am Ufer vorüberführte. Die ersten Häuser des Städtchens lagen etwa zehn Minuten weit davon und vom Ufer entfernt. Ueber dem Eingang des Wirthshauses hing wirklich eine alte Pauke an zwei eisernen Stangen, das Instrument, welches der einstige Gründer des Hauses und Geschlechtes als Virtuos gespielt und nach allen Lebensfahrten dankbar als Botivgabe über seiner Thür aufgehängt hatte. Da die alte Pauke, wie es hieß, schon seit achtzig Jahren hier hing, war das Trommelfell längst verloren gegangen, ja noch mehr, auch der Boden der Pauke war vom Zeitenzahn durchnagt worden, so daß die Regenwasser immer eine lebhaftere Traufe gerade vor dem Eingang bildeten. Um dem zu steuern, hatten die späteren Geschlechter ein Vordach über der Thür angebracht — denn die Pauke war heilig und durfte nicht von der Stelle gerückt werden — so daß die Wasser rechts und links einen Abfluß gewannen. Nun aber hatte sich ein merkwürdiges Naturspiel gebildet, auf welches Benno seinen Gefährten mit Vergnügen aufmerksam machte. Aus dem Boden der Pauke war ein Eiszapfen erwachsen, der, sich verlängernd, endlich das Vordach erreichte und mit diesem zusammengefroren war, so daß die Pauke einem großen Pocal auf kristallenem Stengel glich und auch in dieser Gestalt als Symbol des Wirthshauses gelten konnte.

Der Oberförster trat mit Benno in das allgemeine Gastzimmer, einen großen Raum, welcher durch einen ungeheuren Ofen von braun glazirten Kacheln stark durchwärmt wurde. Das Feuer knisterte, und ein Knecht brachte eben eine neue Tracht Holz für die Flamme. Aus einem Lehnstuhl am Fenster erhob sich eine weibliche Person, die Herrin des Hauses, weiland die schöne Guillemette genannt. Der Oberförster sagte aber: „Guten Tag, Frau Müller!" Er lehnte zugleich ihr Anerbieten ab, in der „Herrenstube" gegenüber Feuer machen zu lassen, und auch Benno zog es vor, im Warmen, wo er war, zu bleiben und hier seinen Kaffee und einen Imbiß einzunehmen. So empfahl sich der Oberförster, um Benno für kurze Zeit allein zu lassen. Das Zimmer schien zugleich Familienzimmer oder doch Hauptaufenthalt der alten Dame. Eine jüngere Frau kam und ging, eine Magd brachte den Kaffee, und man kümmerte sich nicht weiter um den Gast. Dieser fand einige Zeitungen und sogar illustrierte Blätter, an welchen er sich unterhalten mochte. Denn die alte Pauke suchte in manchen Dingen der Zeit Rechnung zu tragen. Hatten doch die Honorationen der Stadt hier wöchentlich zweimal ihren Regellub, und Abends versammelten sie sich häufig in dem genannten Herrenzimmer.

Während Benno blätterte, trat ein Mann ein; er kam aus den inneren Gemächern, war zum Ausgehen gerüstet und trug den Arm voll Seilerarbeit. Er sprach mit der dicken Dame ein paar Worte — Benno horchte auf, die Stimme kam ihm bekannt vor, und er erschrak zugleich. Indem er sich unwillkürlich umsah, trafen auch die Augen des Mannes sein Gesicht, und dieser fluchte,



trat ein wenig näher und ging beobachtend um den Gast herum. Benno erschrak im tiefsten Herzen und senkte sein Gesicht auf die Zeitung — er hatte den „starken Mann“ erkannt, seinen ehemaligen Brodherrn bei der Seiltänzer-gesellschaft. Auch der Starke schien ihn zu erkennen, und zugleich zu merken, daß jener seine Züge vor ihm verbarg. Trotzdem näherte er sich, während Benno, in Furcht vor einer Ansprache, sein Gesicht in den Papieren förmlich vergrub. Der Starke aber klopfte ihm auf die Schulter und sagte in fragendem Tone: „Cicero?“

Benno fuhr zusammen. Schamröthe übergoß seine Züge, der Schreck raubte ihm fast die Sprache. „Was wünschen Sie?“ rief er. „Ich kenne Sie nicht — heiße nicht so!“

„Oho!“ entgegnete der Starke, hier Jakob Müller genannt. „Mich nicht kennen? Nicht Cicero heißen?“

„Wie kommen Sie darauf?“ sagte Benno, der sich zu fassen suchte und einen hohen Ton annahm. „Was wollen Sie mit dem Namen?“

„Es ist schon richtig!“ sagte Jakob Müller halb-lachend. „An der Stimme und an dem vornehmen Auffahren erkenne ich meinen Hanswurst Cicero erst recht!“

„Lassen Sie mich zufrieden! Ich weiß nicht, was Sie wollen — kenne Sie nicht!“ Benno rief es in einer Bestürzung, daß seine Stimme zitterte und er unwillkürlich einige Schritte hinweg rückte.

„Na, na!“ sagte der Starke. „Nur keine Furcht! Ich denke nicht Beschlag auf Sie zu legen, Sie sind mir Nichts schuldig. Davongelaufen ist davongelaufen, aber Cicero bleibt Cicero! So kommt man in der Welt wieder zusammen! Aber ist es recht, seine alten Freunde nicht erkennen zu wollen?“

Die dicke Dame war auf das Gespräch aufmerksam geworden. „Was willst Du denn von dem jungen Herrn, Jakob?“ fragte sie. „Er ist mit dem Herrn Oberförster gekommen und wartet hier auf ihn. Geh' doch Deiner Wege!“

„Ich werde ihm Nichts anthun, Mutter!“ sagte der Starke. „Aber er hat uns genug angethan — Bosheit und Streiche, wo er konnte. Auf der Rechnung hätte er noch genug bei uns. Hm! Von gutem Hause! Hab's immer gedacht! Also mit dem Oberförster?“

„Sie sind nicht gescheit!“ rief Benno, dem das Blut in's Gesicht schoß. „Sie müssen sich täuschen — ich weiß nicht, wovon Sie reden!“

„Ja, das wird es auch sein!“ sagte die schöne Guillemette, welche langsam herantam. „Du siehst eine Ähnlichkeit und meinst einen Bekannten zu erblicken. Laß Dich doch nicht auslachen! Bei den tausend Gesichtern, die Du das Jahr über zu sehen bekommst, werden ein paar doch einander ähnlich sein. Laß jetzt den jungen Herrn gehen!“

Der Starke aber warf noch einen Blick auf Benno, schüttelte lachend den Kopf, mit einer Miene, welche sagte, daß er seiner Sache sicher sei, verließ aber mit seiner Seilerarbeit das Zimmer. „Nehmen Sie's meinem Sohne nicht übel!“ sagte die Ahnfrau des Hauses. „Einen Theil des Jahres zieht er in der Welt umher und treibt schöne Künste. Er verwechselt Sie wol mit Jemand, der einmal seiner Gesellschaft entlaufen sein muß!“ Damit verließ auch sie das

Zimmer, und Benno fühlte sich in so bedrängter Stimmung, daß er am liebsten auch hier davongelaufen wäre, wenn er nicht den Oberförster hätte abwarten müssen.

Von der Familie der schönen Guillemette waren außer dem Bestande des Hauses — darunter Onkel und einige Urenkel — in diesem Winter etwa sechs der eigentlichen Wanderzügler in der alten Pauke. Das wohnte Alles in den umfassenden Hintergebäuden des Hofes, wo allerlei Handwerke getrieben wurden. Jakob Müller, der älteste Sohn, war Seiler, flocht auch Rohrstühle, die ihm aus der Stadt geschickt wurden. Sein Sohn gleichen Namens, draußen in der Welt „Monsieur Jaques“ genannt, hatte als Frauenschneider in der Stadt seine Rundschafft, und nähte und stückte aus seidenen Lappen und Flittern die schönsten Phantasiecostüme für die Kunstreisen der Gesellschaft. Und „Mademoiselle Nadine“, zu Hause Lotte Müller, stand unter der Controle ihrer Mutter (welche einstmals Künstlerin gewesen war) und ihrer Großmutter, mußte an den Hausgeschäften theilnehmen, und bediente Abends die Gäste in der Herrenstube, wozu sie besonders Toilette machte. Müßig durfte Niemand gehn, es hatte Jeder seine Geschäfte und seine Pflichten, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob das Haus als das Muster eines schönen Familienlebens betrachtet werden konnte. Wenn aber eine so große Familie, halb sesshaft, halb wandernd, dem Herkommen gemäß beisammenbleiben wollte, mußte wol Jeder seinen eigenen Verdienst suchen. Nicht Alle eigneten sich für die schönen Künste, und die Gastwirthschaft war seit einer Reihe von Jahren nicht mehr so einträglich, wie in früheren Zeiten. Denn seit die Eisenbahn das Städtchen berührte, ging der große Verkehrsweg nicht mehr auf der alten Landstraße, und ein neuer Gasthof hatte die Bedeutung der alten Pauke zurückgeschoben. —

Der Oberförster erschien endlich und befreite Benno aus seinen Nöthen des Harrens und der Beklemmung. Man mochte ihn haben kommen sehen, denn schon trat Frau Guillemette wieder ein, hinter ihr eine Magd, welche nach den Befehlen des Gastes fragte. Der Oberförster war hier ein sehr geehrter Gast, halb und halb ein Schutzherr der Familie, zumal eine Tochter des Hauses in der Oberförsterei als Walterin der Küche diente. Er ließ sich behaglich nieder, und während er nach Diesem und Jenem fragte, trat aus den inneren Gemächern ein dicker Mann in Pantoffeln, einem recht schmutzigen Schlafrock und einer weißen Zippelmütze. Die lange Pfeife im Munde, watschelte das unschöne alte Geschöpf heran und wurde von dem Oberförster lachend begrüßt. „Sieh' da, Papa Busch!“ rief er. „Was hör' ich! Sie wollen sich zur Ruhe setzen, keine Kunstreisen mehr machen? Was soll aus der Truppe werden, wenn Sie Ihren erschütternden Stiergefang nicht mehr hören lassen?“

„Alt geworden, Herr Oberförster!“ entgegnete der Angeredete. „Recht alt geworden! Die Glieder wollen nicht mehr recht fort. Vierzig Jahre bei der Kunst gewesen und umher gereist. Muß es nun den Jüngeren überlassen.“

Benno glaubte in die Erde sinken zu müssen. Er erkannte seinen alten Kollegen im Amte des Hanswurst, den Schwiegervater des starken Mannes, als Künstler „Papa Buffalo“ genannt! Wie kam denn die Bande hier zusammen? fragte er sich. Er schauderte vor einer neuen Erkennung, zumal der alte Hans-

wurft dem jungen besonders gram gewesen war, und mit gutem Grund. Benno wendete sich nach dem Fenster und blickte hinaus. Das Gespräch des Oberförsters belehrte ihn über wunderliche Verhältnisse, die ihm ganz neu waren, da er sich, in der kurzen Zeit seiner Kameradschaft mit diesen Leuten, eigentlich wenig um sie gekümmert hatte.

Währe... dem kam Jakob Müller von seinem Ausgang zurück, warf einen forschenden Blick nach Benno und begrüßte den Oberförster. Dann lehnte er sich über den Tisch und sagte lächelnd zu seinem Schwiegervater, indem er mit dem Daumen über die Schulter und auf Benno deutete: „Cicero!“ — „Was?“ fragte Papa Buffalo-Busch. — „Cicero! Da!“ wiederholte Jakob Müller. „Unser Volontär als Hanswurst — er ist es!“ — „Der Rader ist wieder da?“ rief der Alte in der Zipselmütze, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm. „Wo ist er? Wo? Will er wieder eintreten? Laß Dich mit der Canaille nicht ein, sie hat so noch genug auf dem Kerbholz!“

Benno rührte sich nicht, hielt den Athem an vor innerer Spannung und war fest entschlossen, die frühere Gemeinschaft zu verleugnen.

„Er will uns jetzt nicht mehr kennen, der junge Herr!“ entgegnete Jakob Müller; „aber unser Cicero ist er dennoch!“ Papa Buffalo erhob sich, watschelte auf Benno zu, nahm ihn am Arm und suchte ihn mit dem Gesicht zu sich zu drehen. „Sackerment! Wahrhaftig, Cicero! Ja, wie kommst Du denn in die guten Kleider, Du verwetterter Junge —?“

Benno fuhr wüthend herum, schleuderte die Hand des Vaters zurück und rief: „Sie sind verrückt! Scheren Sie sich zum Teufel! Ich heiße nicht Cicero — kenne hier Niemand!“

Der Oberförster, der mit Verwunderung dem Auftritt gefolgt war, brach in ein schallendes Gelächter aus, während Jakob Müller ihm den Zusammenhang zu erklären suchte. „Ihr seid auf falscher Fährte!“ rief er, sich schüttelnd vor Lachen. „Cicero! Cicero! Dies ist nicht Euer Cicero, sondern ein junger Herr aus der Hauptstadt und mein Gast in der Oberförsterei. Seine Familie ist uns befreundet. Begeht keine Thorheiten!“

„Das sag’ ich auch!“ rief Mutter Guillemette. „Ähnlichkeiten gibt es ja in der Welt! Wie kann man ein solches Aufheben machen und den jungen Herrn in Verlegenheit bringen?“ Während sie noch weiter sprach und der Oberförster sich lachend über den Namen Cicero nicht beruhigen konnte, war Jakob Müller hinausgegangen und trat bald wieder ein, gefolgt von seinem Sohne. „Monsieur Jaques“ war in Hemdsärmeln und Schlappschuhen und kam augenscheinlich aus der Schneiderwerkstätte. Hinter ihnen drein sprang „Mademoiselle Nadine“ oder Lotte Müller. „Wo ist der Springinsfeld von Cicero?“ rief sie lustig. „Ich hab’ ihn immer gern gemocht, wenn die Andern auch auf ihn schalten, ein durchtriebener Schlingel, wie er war! Ja, ja, er ist es! Schön willkommen, Cicero!“ Sie streckte ihm die Hand entgegen, Benno aber trat zurück und versicherte, daß er nicht die Ehre habe, sie zu kennen. „Poß tausend, so stolz geworden?“ fuhr Nadine-Lotte fort. „Heißt das artig sein? Wem steckte ich denn heimlich Butterbrote zu, wenn er zur Strafe für seine Pöffen auf Fasten gesetzt war?“

Wen ließ ich aus dem Holzstall entflüpfen, als er eingesperrt worden war? Und jetzt nicht kennen? Du solltest Dich schämen, kleiner Hanswurst!"

"Richtig, nach meiner unmaßgeblichen Meinung und ganz bestimmt!" rief Monsieur Jaques mit durchdringender Füstelstimme. „Mir aus Niederträchtigkeit Häckel in die Strümpfe gestreut und heimlich die Hosen unten zugenäht, daß ich nicht durch konnte — ich wußte immer, wer es gewesen war! Cicero! Ja, Cicero!"

"Ich bin in einem Narrenhause," rief Benno, „und mag die Tollheit nicht mehr hören!" Er griff nach Rock, Hut und Schlittschuhen, brach zwischen Nadine und Jaques durch, lief aus dem Hause und nach dem See, wo er bald, in Erwartung des Oberförsters, umhertreifte. Dieser aber, in der festen Ueberzeugung, daß hier nur eine Verwechslung statthabe, rief endlich: „Leuten, Ihr seid alle nicht gescheit! Es ist ja gar nicht möglich!" Aber Alle redeten auf ihn ein, daß sie ihren einstigen Hanswurst recht wohl wieder erkannt hätten, und Nadine-Sotte fügte hinzu, einen so hübschen Jungen vergäße man nicht, wenn er auch noch ein Knabe wäre! — „Und wenn er es wäre," fragte der Oberförster, „was verlangt Ihr von ihm?" — „Verlangen? Gar Nichts!" meinte Jakob Müller. „Schuldig ist er mir Nichts und mitgenommen hat er auch Nichts. Aber eingestehen soll er, daß er einige Monate lang bei uns Hanswurst und Cicero gewesen ist!" — Der Oberförster, der, so oft er diesen Namen hörte, immer wieder in sein Lachen verfiel, schüttelte den Kopf und schickte sich ebenfalls zum Ausbruch an. „So Etwas lebt nicht!" sagte er. „Ich glaube, es rappelt in der alten Pauke, und ich selber soll noch eine Gastrolle bei Euch gespielt haben!" Er fand Benno auf dem See und rief ihn bei dem Namen Cicero. Da er aber sah, daß es seinen Gast verdroß, unterließ er es ferner und sprach seine Ueberzeugung aus, daß die Familie Müller sich in einer lächerlichen Täuschung befinde. So nahmen Beide ihren Weg zurück über die Seen, und es dunkelte bereits, als sie sich dem Waldhause näherten. „Schade!" sagte der Oberförster. „Die Eisfreude wird nicht mehr lange dauern. Der Wind hat sich verändert, über Nacht haben wir Thauwetter." Benno fürchtete den ganzen Abend, sein Gastfreund werde der Familie von dem lächerlichen Auftritt in der alten Pauke erzählen; der Oberförster aber, der ihn nicht von Neuem verdrießlich machen wollte, zog es vor, seiner Frau nur unter vier Augen darüber zu berichten. Auch sie lachte, entgegnete aber: „Sprich nicht davon dem alten Hagen oder sonst der Familie gegenüber, es könnte sie verletzen. Dem Knaben scheint es auch mehr als nöthig zu Herzen zu gehen, er saß den ganzen Abend bedrückt da. Aber was ist das? Schlägt da nicht Regen an die Fenster? O weh, o weh! Das wird jetzt wieder Wege geben!"

### Siebzehntes Capitel.

Thauwetter! Ein plötzlicher Umschlag über Nacht, ein grauer, trübseiger Morgen! Tief hingen die Wolkenmassen herab und wurden vom Winde dahingetrieben, langsam, endlos und unabsehbar; der See lag bleifarben und blind, und der Regen schlug an die Fensterscheiben. Wo blieb der winterliche Anblick

des Waldes in den nächsten vierundzwanzig Stunden? Aus den Rieferntrüpfeln triefte und rieselte, was gestern noch in Flocken und Schneekissen gelegen, der Boden wurde grau und stand unter halbgeschmolzenen Massen; die Farbe des Waldes so neblig öde, verschwimmend in die eintönige Luftstimmung; das Raufchen des Windes so melancholisch in den Föhren, wie Klageklänge, Mahnungstimmen, das Gehör besremdend, das Herz durchschauern! Wer nicht daheim ist, oder Nichts zu thun hat im einsamen Waldbause, sehnt sich hinweg in den Kreis, den er sich behaglicher bereitet weiß. Wer mag bei dem Regen hinausgehen, um Krähen zu schießen? Gesezt auch, er hätte Stiefeln bis über die Knie, an Stelle seiner Stadtsohlen. — „Sie hängen sich nach Hause!“ sagte die Frau Oberförsterin zu Benno, nachdem er zwei Tage in dieses Wetter hinausgesehen hatte. In der That, Benno fühlte seit jener Stunde in der alten Pauke ein großes Mißbehagen, und das trübselige Grau der letzten Tage vermehrte dies nur. Er fragte, ob der Vormund gegen seine Gastfreunde eine bestimmte Frist für sein Bleiben ausgesprochen habe. „Keineswegs!“ sagte Frau Burthart. „Er sprach von „kurzer Zeit“, aber es ist nun eine Woche herum, und ich verdenke Ihnen nicht, wenn Sie zurück wollen. Morgen geht ein Wagen nach der Stadt; wenn Sie sich mit schlechtem Fuhrwerk begnügen wollen, rathe ich Ihnen selbst, die Gelegenheit zu benutzen.“ Benno fühlte sich schon erleichtert bei der Aussicht, morgen wieder bei den Seinen zu sein.

Als man sich vom Tische erhoben hatte, reichte die Magd ihm einen Brief, der aus dem Städtchen für ihn angelangt war. Verwundert öffnete er und las: „Benno Stein wird dringend gebeten, gleich nach Empfang dieser Zeilen in den Gasthof von Jakob Müller zu kommen, wo ihn Jemand erwartet, der ihn um jeden Preis zu sprechen wünscht. Es ist für ihn, wie für den Absender dieser Zeilen von der höchsten Wichtigkeit, darum Eile! Eile!“ Eine Unterschrift fehlte.

Benno las und las, und gerieth in die größte Bestürzung. Von wem konnten diese Zeilen herrühren? Sein erster Gedanke war an Siegmund Erbacher, aber es war nicht seine Handschrift. Und dann — der Gasthof von Jakob Müller, das war ja doch die „alte Pauke“! Es graute ihm vor dem Hause. Ueberdies, konnte nicht Einer von seiner früheren Genossenschaft den Brief geschrieben haben, um ihn in irgend eine Falle zu locken, vielleicht aus alter Vergeltungslust? Andererseits klang der Brief so ernst gemeint, so dringend, und endlich regte sich auch eine gewisse Neugierde, was wol dahinter stecken möge? Da er sich keinen Rath wußte, zeigte er das Schreiben dem Oberförster. Auch dieser studirte es, und es schien ihm ernst genug. Er ging damit zu seiner Frau. Die Frau Oberförsterin fragte Benno, ob er denn Niemand wisse, dem er diese dringende Bitte zutrauen könne? Er konnte auf Niemand rathen. „Von der Familie Müller hat das Keiner geschrieben,“ sagte sie; „es ist eine große, fließende, gewandte Schrift. Burthart, Du solltest anspannen lassen und mitfahren — man kann nicht wissen, es ist vielleicht von Wichtigkeit!“ In der Frau Oberförsterin erwachte nämlich auch die Neugier, was in ihrer Einsamkeit sich hier für eine Intrigue anspinne. „Wer in aller Welt hat denn aber den Brief abgegeben?“ fragte sie. Die Magd wurde gerufen und erklärte, daß einer

von den Holzhauern, die im Walde arbeiteten, ihn aus der alten Pauke mitgebracht. Jakob Müller's Frau, genannt die „Jungemüller“, habe ihn damit beauftragt.

Der Oberförster blickte durch das Fenster nach der aufgeweichten Fahrstraße hinaus. „Ich wollt' es gern thun,“ sagte er — „aber mit dem Wagen? Das würde uns langsam von der Stelle bringen, und wir müssen uns d'ran halten, wenn wir heute noch zurück wollen. Können Sie reiten?“

Benno bejahte es, obgleich er sich nicht erinnerte, jemals auf einem Pferde gesessen zu haben; aber er beschloß, es zu können. „Dann ist uns eher geholfen,“ sagte der Oberförster, „freilich wir müssen gleich abreiten. Auch so kommen wir vor Nacht nicht zurück. Aber meine Pferde kennen den Weg, wie ich meine Büchse.“ Er gab Befehl, zu satteln. „Von den Leuten aus der alten Pauke rührt der Brief nicht her!“ fuhr er in Uebereinstimmung mit seiner Frau fort. „Keiner nimmt es sich heraus, sich einen schlechten Scherz zu machen mit Jemand, der in meinem Hause wohnt, trotz der lächerlichen Verwechslung von neulich. Wär' es aber der Fall, was ich nicht glaube, dann ist es gut, wenn ich gleich mit dabei bin. Es ist jedenfalls Jemand aus der Hauptstadt auf der Eisenbahn gekommen — die Fahrt beträgt nur eine halbe Stunde — und hat kein Fuhrwerk zu uns heraus bekommen können.“

Die Pferde wurden vorgeführt, und Benno that sein Bestes, sich gleich dem Oberförster in den Sattel zu schwingen. Aber der Letztere hatte die Wege immer noch überschätzt. Der Ritt mußte langsam gehen, denn die Pferde wateten Strecken lang in stehendem Wasser oder versanken im aufgeweichten Boden. Es regnete nicht, aber dicke Wolken verdunkelten die Luft, und trotz des Februars schien der Nachmittag sich schon in halbe Nacht wandeln zu wollen. Benno hielt sich gut genug zu Rosse, und ein gewisser Stolz, daß es ihm glückte, hob seine Stimmung. Er scheute sich auch nicht mehr vor seinen ehemaligen Genossen, fühlte sich vielmehr trotzig gestimmt, ihnen zu begegnen. Ueberdies ging es einer Art von Abenteuer entgegen. Und endlich — wer zu Pferde ist, hat immer mehr Selbstgefühl, als wer zu Fuße die Schritte zum Ziele zählen muß. Es war völlig dunkel, als die Reiter vor dem Wirthshause hielten. Unten war schon Licht, selbst oben sah man zwei Fenster erleuchtet, ein immerhin nicht häufiger Fall, welcher zeigte, daß „etwas Feineres“ über Nacht in der alten Pauke zu Gaste war. Frau Jungemüller kam die Treppe herunter. „Ist hier Jemand,“ fragte der Oberförster, „der Herrn Benno Stein erwartet?“ — „Ja wohl!“ entgegnete die Frau, „ein junger Herr aus der Oberförsterei wird erwartet.“ — „Von wem? Wer will ihn sprechen?“ fragte der Oberförster weiter. — „Nun, den Namen der Dame weiß ich nicht, aber —“

„Eine Dame?“ Die beiden Ankommenden sprachen es aus Einem Munde und sahen einander an. „Ich kenne aber keine Dame!“ sagte Benno hinzu. — „Jung oder alt?“ inquirirte der Oberförster. — „Nun — jung nicht eben, schon eher alt! Spazieren Sie nur hinauf! Die Thür gradezu!“ — Benno fühlte einen Widerstand im Herzen erwachen. Er zögerte und sagte: „Ich weiß nicht — ich möchte doch lieber nicht hinauf gehn!“

„Weil es nicht eine Junge ist?“ lachte der Oberförster. „Unsinn! So weit

geritten, und nun das Abenteuer nicht bestehen wollen? Es wird den Hals nicht kosten! Ich warte hier im Gastzimmer unten.“ Er ging hinein, und Benno schlich mit klopfendem Herzen die Treppe hinauf. Er pochte an die Thür. „Herein!“ rief eine unbekannte Stimme. Er öffnete — eine Dame fuhr vom Sopha auf und stieß bei seinem Anblick einen halb unterdrückten Schrei aus, daß er erschreckt zurückzuckte. Er rührte sich nicht von der Stelle; sie aber ergriff ein Licht, eilte auf ihn zu und leuchtete ihm in's Gesicht, mit dem Ausrufe: „Benno! Du bist es — ja! Mein Sohn! Du kommst zu Deiner Mutter! O mein Kind — mein Sohn!“

Benno stand wie erstarrt. Er erkannte Frau von Tilburg, dieselbe Frau, welche ihm nun schon zu verschiedenen Zeiten seines Lebens und unter den verschiedensten Verhältnissen begegnet war. Und endlich hier an diesem unbehaglichen Orte, zu welchem sie, die ihn bisher verleugnet, ihn heute gelockt hatte. Und diese Frau nannte ihn ihren Sohn, diese Frau wollte seine Mutter sein? Er konnte den Gedanken nicht fassen und entsetzte sich fast davor. Sie aber nahm seine Hand, führte ihn in das Zimmer und fuhr fort: „Ich danke Dir, daß Du gekommen bist, mein Sohn! Wie habe ich Dich erwartet! Aber Du bist gut, Du willst Deine Mutter nicht verlassen!“

Es war keine Regung in Benno, die ihn zu dieser Frau hingezogen hätte. Er hatte nie im Leben erfahren, was eine Mutter gilt, er konnte sich nicht im Augenblick in die Empfindung eines Sohnes finden. Die einzige Stätte, wo er ein Haus, eine Heimath gefunden, war das Haus seines Vormunds; darin war beschlossen, was er liebte und ehrte. Die plötzliche Gefühlsforderung der Fremden aber rief eher seinen Widerstand und Widerwillen hervor. „Ich habe keine Mutter,“ sagte er, „ich weiß Nichts von ihr!“

„Du hast sie, Benno!“ rief sie; „Du wirst sie besser kennen lernen! Ich habe Dich immer geliebt, habe immer gewußt, wo Du warst, wie es Dir ging, und immer auf den Augenblick gehofft, wo ich Dir sagen dürfte, wie sehr Dich Deine Mutter liebt!“ Benno dachte an den Augenblick, da er, vor ihren Augen stehend, seinen Namen nannte und sie sich von ihm abwendete und fortging. Er glaubte jetzt nicht an ihre Worte, oder sie prallten ab an seinem Herzen.

„Sieh mich an, Benno!“ fuhr sie fort. „Es wird Alles gut werden zwischen uns, Du wirst auch mich lieben lernen! Du sollst in mir die beste, die liebevollste Mutter finden!“ — Er schüttelte den Kopf und schwieg. Sie aber sprach weiter zu ihm, sprach lange, sprach von Verhältnissen, die sie gezwungen, sich so lange vor ihm zu verbergen, verrieth aber nicht, was für besondere Verhältnisse es waren, Nichts, was ihm einen Anhaltspunkt gegeben hätte, Nichts, was er gerade erfahren wollte. So waren es leere Worte, die ihn nicht gewannen, die seinen inneren Gegensatz zu ihr nur verschärften. Sie sprach von ihrer vereinsamten Lage, wie sie fortan ohne Stütze durch das Leben gehen müsse, wie sie auf ihn allein ihre Hoffnungen gesetzt habe. Sie bestürmte sein Herz und that sich selbst Genüge in Worten der Zärtlichkeit, um ihn zu gewinnen. Er saß unter dem Eindruck der zwingenden und aufregenden Situation und starrte in das Licht; seine Augen wurden feucht — nicht weil er erweicht war; er wußte selbst nicht, weshalb seine Thränen flossen, er fühlte sogar einen inneren Troß

gegen diesen rein physischen Vorgang, der mit einer inneren Umstimmung Nichts zu thun hatte. Valentine aber, da sie seine Thränen sah, glaubte gewonnen zu haben, umschlang ihn mit beiden Armen und drückte ihn an ihr Herz. Er riß sich von ihr los, im Innersten empört, und sprang auf.

„Warum dies Alles mir allein?“ rief er. „Warum nicht auch meiner Schwester? Soll ich Ihr Sohn sein, muß dann Rätth nicht auch Ihre Tochter sein?“

„Höre mich an, Benno!“ rief sie mit gepreßter Stimme. „Beruhige Dich! Rätth muß bei ihrem Vormund bleiben; sie gehört bald ihrem Gatten, denn sie ist verlobt. Du aber bist frei! Wenn es Dein Wille ist, mir zu gehören, kann Dich Niemand hindern!“

Benno dachte an jene Stunde aus der Kindheit, da diese Frau ihn an das Herz gedrückt und Rätth mit Widerwillen bei Seite geschoben hatte — lebhafter und erlückender als jemals stand der Auftritt vor seiner Seele. „Wie kann ich diesen Willen haben,“ sagte er, „da mein Vormund lebt, der für mich sorgt und über mich zu gebieten hat?“

„Er wird es auch ferner thun, Benno!“ beschwichtigte sie. „Er wird sich Dir nicht entfremden, auch wenn Du mit mir gehst, wird sorgen nach wie vor, und sein Wille soll gelten. Aber in meiner Nähe sollst Du sein, Benno, mit mir leben und wohnen und Deine Mutter lieben lernen. Komm, folge mir! Begleite mich auf einer kurzen Reise! Erfährt der Vormund, daß Du mit mir gegangen, dann wird er Nichts mehr dagegen haben, daß wir beisammen bleiben. Gehören wir doch zu einander!“ Sie ergriff seine Hand, wie um sich seiner zu vergewissern; er aber sprang zurück und rief mit Entrüstung: „Ich soll Herrn Hagen heimlich entfliehen? Ihm, der mich aus einer Bande von Gesindel befreit, der mich vom Hungertode in das Leben gerufen hat! Dem ich Alles, Alles danke, und den ich über Alles liebe! Eher ginge ich in den Tod, als ohne sein Wissen und Wollen noch einmal in die Welt!“

Valentine schlug die Hände vor das Gesicht und schien einen Augenblick fassungslos. Benno betrachtete sie mit den widersprechendsten Regungen. Ein Zug von Mitleid tauchte in ihm auf; dann aber war ihm diese Frau so wenig sympathisch, die Ueberrumpelung so widerwärtig, das ganze Abenteuer so finster und niederdrückend, ihre Forderung so ganz gegen Neigung und Gewissen, daß ihn ein Gefühl zwischen Ingrimm und Angst befiel. — Valentine gewann etwas ihre Fassung wieder. Noch einmal begann sie einen Sturm auf sein Herz — langsam beginnend mit der Schilderung ihrer Verlassenheit, ihrer Sehnsucht, mit dem Sohne zu leben, der ihr die ganze Welt ersetzen könnte. Aber sie steigerte sich, sie rief ihm die Pflicht des Sohnes für die Mutter in das Gewissen, sie suchte sein Ehrgefühl zu erfassen, seinen männlichen Willen aufzurufen. Der arme Knabe hatte einen harten Stand, und hörte und sah, wie eine Ault aufgerissen wurde zwischen einer Welt, in der er sich glücklich gefühlt hatte, und einer unbekannten, nie empfundenen Pflicht, der er sich jetzt widmen sollte, einer Pflicht, die Alles in Vergessenheit zu werfen drohte, was ihm das Leben bisher schön gemacht hatte. Nun stürzten Thränen aus seinen Augen, die nicht mehr bloß das Auge weinte. Sein Gemüth war in Aufruhr, aber seine Hände ballten sich zugleich, denn er wollte die feindliche Macht doch nicht den Sieg über sich



gewinnen lassen. Valentine benutzte diesen Augenblick, und mit leidenschaftlicher Hestigkeit stürzte sie sich über ihn, rufend: „Mein bist Du! Ich wollte es ja! Du gehst mit mir! Du bist mein!“

Benno aber, entsezt, wie von der Umstrickung einer Schlange, entwand, entriß sich ihr fast im Ringen — er hätte wie in halb wahnsinnigem Taumel sich in einen Abgrund gestürzt, um ihr zu entgehen. „Nein!“ schrie er. „Ich kann nicht! Ich will nicht! Nein! Nein! Nein!“ Er flog aus der Thür, die Treppe hinunter, aus dem Hause, über die Straße fort — blindlings, wie von Dämonen gejagt — er gab nicht Acht auf seinen Weg, er lief, stolperte, glitt, und lief weiter und weiter. Er hielt inne, laut athmend — wo war er? Finsterniß um ihn her, entfernte Lichter, wie durch einen Nebel. War der Boden elastisch unter ihm? Er schien sich zu heben, zu senken. Benno that noch ein paar Schritte. Plötzlich war ein Krachen, wie über eine weite Fläche hin — der Boden sank unter den Füßen. Ein Aufschrei gellte durch die öde Nacht, und ein Poltern und Zischen, wie harte Massen und sprühende Wasserfluth.

Und ein Aufschrei kam auch vom Ufer her. „Heda! Halt! Halt!“ rief eine Männerstimme. „Da ist ein Mensch nach dem See zu gelaufen! Das Eis hat getracht, er muß eingebrochen sein! Zu Hilfe! Zu Hilfe!“

Jakob Müller stürzte in das Haus zurück und rief seinem Sohne und den Männern zu, Anstalten zu machen, es scheine Jemand auf dem See verunglückt. Der Oberförster sprang auf, die Männer drängten hinaus, das ganze Haus kam in Bewegung. Am Fuß der Treppe saß eine Frau, halb in Ohnmacht zusammengebrochen. „Benno!“ rief sie. „Mein Sohn! Mein Sohn! Bringt ihn mir wieder!“

„Heiliger Gott!“ rief Jakob Müller. „Ist es der Anabe, der da hinaus gelaufen? Hinaus! Alles was Deine hat!“

Der Oberförster stand erschreckt. „Benno?“ fragte er. „Waren Sie es, die ihn hergerufen?“

Valentine aber hatte sich mit letzter Anstrengung aufgerafft und stürzte in's Freie, den Männern nach. Der Oberförster folgte ihr, noch völlig im Unklaren über den Zusammenhang. Ganz unmöglich erschien es ihm, daß Benno nach dem See gelaufen sein sollte; dennoch folgte er in Bestürzung den Uebrigen, die am Ufer bereits beschäftigt waren. Die Finsterniß schien undurchdringlich, der Wind heulte über den See, und aus den Wolken rieselte es wie Wasserstaub. Man zündete Laternen und Rienspäne an, um nur mit Augen unterscheiden zu können. Jakob Müller blieb fest dabei, es müsse Jemand verunglückt sein, und zeigte beim Fackellicht den klaffenden Riß durch das Eis, der sich nach verschiedenen Seiten verzweigte. Aber schwierig und angestrengt war die Arbeit der Männer. Das Eis, einmal haltlos geworden, brach unter den Tritten; mit Aexten mußte es zerschlagen werden, um einem Rahn den Weg zu bahnen. Stunden vergingen und wieder Stunden, die Nacht schien jeden Erfolg der Arbeit und des Suchens vereiteln zu wollen. Endlich, gegen zwei Uhr Morgens, zog man zwischen den Eisschollen Etwas hervor. Jakob Müller beleuchtete den Körper mit dem brennenden Rienspan. „Ich hatte doch Recht!“ sagte er. „Der Arzt wird nicht mehr nöthig sein!“

Der erstarrte Körper wurde an's Ufer und in Valentinens Zimmer getragen. Auch sie hatte am Ufer die Stunden zugebracht, händeringend, verzweifeln, dem Wahnsinn nahe. Man war schon nach dem Arzt des Städtchens gelaufen. Er kam, machte einige Belebungsversuche und erklärte endlich, daß es umsonst sei. Benno hatte einen schnellen Tod gefunden. Die unglückliche Mutter kniete neben dem für immer Erstarrten, küßte seine Hände und seine Rippen, nannte ihn ihren Sohn, verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und war nicht von ihrem Plaze zu entfernen. Die Familie Müller stand umher, von Mitleid ergriffen, unfähig, der in ihrem Schmerze unzurechnungsfähigen Frau zu Hilfe zu kommen.

In der bedrängtesten Lage war der Oberförster, da er die Verantwortung dessen, was geschehen, am lebhaftesten fühlte. Hagen hatte ihm den Knaben anvertraut; in seiner Gesellschaft, von ihm aufgemuntert, war derselbe einem Abenteuer entgegengegangen, welches so furchtbar geendet. Der Zusammenhang übrigens mußte dem wackeren Manne, dessen Phantasie nicht eben entgegenkommend war, völlig unklar bleiben. Daß Benno noch eine Mutter habe, war ihm unbekannt gewesen — hatte doch die Familie nie davon gesprochen. Mit der Frau, welche hier am Boden kniete, war keine Verhandlung möglich. Das Unglück mußte Hagen mitgetheilt werden, und der Oberförster fühlte, daß er selbst es und zwar persönlich thun müsse. Um sieben Uhr Morgens berührte der Eisenbahnzug das Städtchen. Der Oberförster beschloß, ihn zu benutzen, um in der Frühe des nächsten Tages mit seiner Schreckenspost bei Hagen einzutreten. Es waren noch ein paar Stunden bis dahin. Er schrieb einige Zeilen an seine Frau, welche über sein Ausbleiben unruhig sein durfte, und hieß den Zettel mit Tagesanbruch auf einem seiner Pferde nach der Oberförsterei bringen. Dann saß er im Gastzimmer der alten Pauke, des Morgens harrend, ab und zu unterhalten von Jakob Müller, der von allen Hausgenossen allein mit ihm die Nacht durchwachte.

Und welch' eine Nacht war es! Der Sturm schlug seine Flügel und heulte tobend durch die verfinsterte Luft, rüttelte an Allem, was ihm entgegenstand, ließ die Fenster des Hauses klirren und streute die Dachziegel umher. Oben im Zimmer aber kniete ein schuldiges, unglückliches Weib an der Leiche ihres Sohnes, und hörte Nichts, als die Stimme ihres Glends und ihrer eignen Vorwürfe. Valentinens Zustand spottet der Schilderung. Sie hatte nicht nur Alles verloren, in ihrem Gewissen und Gefühl schrie es auf, daß ihre letzten Schritte es gewesen, die den Sohn in den Tod gejagt. Ihr Maß war erfüllt. Sie trug seit lange bei sich, was durch ein paar Tropfen ihrem Dasein ein Ende machen konnte; aber sie dachte in dieser Stunde nicht daran. Wollte sie die Fluth des Jammers länger über sich stürzen lassen, oder empfand sie, daß sie noch Etwas im Leben zu fühnen hatte — gleichviel, in dieser Nacht wollte sie Nichts, als an der erstarrten Hülle ihres Sohnes klagen.

#### Achtzehntes Capitel.

Mit welchen Empfindungen der Oberförster im Morgennebel durch die Straßen der Hauptstadt ging, um seine Kummerbotschaft zu überbringen, bedarf keiner Darstellung. Und doch wußte er nicht einmal, wie schwer der Schlag

fallen sollte, da er Hagen nur als den Vormund Benno's kannte. Erst als er im Familienzimmer den Bericht ohne viel Vorbereitung erstattet hatte — denn durch sein verstörtes Aussehen erschreckt, hatten Hagen und Rätth wie aus einem Munde gerufen: „Was ist mit Benno geschehen?“ — Da erst erkannte er die Bedeutung dessen, was sich zugetragen. Der Alte verlor auf einen Augenblick die Fassung und sank in einen Sessel. Rätth, mit hervorstürzenden Thränen, flog auf ihn zu, um ihn zu unterstützen. Eine lange Pause folgte. Was Hagen verloren, war ihm darum nicht geringer, weil er es nur so kurze Zeit besessen hatte. Endlich erhob er sein Gesicht. „Das Schlimmste wissen wir,“ sagte er; „nun erzählen Sie, wie es zugegangen!“

So berichtete Burt hart von jenem Briefe, von seinem und seiner Frau Zureden, dem Rufe zu folgen, von dem gemeinsamen Ritt, endlich von jener Frau, welche sich in ihrem Schmerze Benno's Mutter genannt hatte. Der Oberförster verschwieg auch nicht sein schmerzliches Gefühl der Selbstanklage, daß er Benno, anstatt von dem Abenteuer zurückzuhalten, selbst dazu verholpen und so das Unheil mit verschuldet habe.

„Oh, mein Theuerster!“ entgegnete Hagen, „wer will von Schuld sprechen, da dieselbe doch immer weiter zurückgeschoben werden kann! Ich war es, ich, der den Knaben bei Ihnen bergen, ihn dem Gesichtskreise seiner Mutter entziehen wollte, um nicht harte Conflict'e in sein Leben zu rufen. Und so wäre ich es selbst, der, um ihn zu retten, ihn dem Verderben zugetrieben hätte! Ist eine Schuld da, so nehme ich sie auf mich und schreibe sie zu dem Uebrigen. Das Verhängniß hat es so für mich gewollt, und auf die eine oder andere Weise mußte auch dies geschehen. Ja, jene Frau ist Benno's Mutter!“ Er nahm Rätth's Hände in die seinen: „Und Deine, mein Kind! Es ist meine Tochter, welche das Leben — lange entfernt von mir gehalten hat. Ich durfte ihr ihren Sohn, den sie von mir forderte, nicht zugestehen, ich wollte ihn ihrer Nachstellung entrücken. Wie sie dennoch zur Kenntniß seines Aufenthalts gelangt ist, werden wir erfahren — wenn es noch der Mühe lohnt, danach zu forschen, nach dem, was geschehen ist. Komm, Katharina! wir wollen meinen Enkel, Deinen Bruder, auffuchen und zu Grabe bringen!“ — Rätth stürzte ihrem Großvater an die Brust, im doppelten Gefühl von Freude und Schmerz. Aber sie wußte, daß sie sich zu fassen hatte, um sein Gemüth nicht tiefer zu erschüttern. Der Oberförster, von tiefstem Mitgefühl ergriffen, blickte schweigend zu Boden.

Man hatte nur noch kurze Zeit, um den nächsten Bahnzug nach dem Städtchen zu benutzen. Rätth eilte hinaus, die nöthigsten Zurüstungen zu machen. Sie schickte zu ihrem Bräutigam und beschied ihn her. Henriette schrie auf, als sie Benno's Tod erfuhr, aber vor Allem flog sie in das Zimmer, um in Herrn Hagens Gesicht zu lesen. Rothelm kam, gleich entschlossen, die traurige Fahrt mit ihnen zu machen. Schon war der Wagen vor der Thür, und die Familie fuhr mit dem Oberförster nach dem Bahnhofe. Von Henrietten war nicht mehr die Rede gewesen. Sie stand und sah dem Wagen nach. Sie fühlte die Unmöglichkeit, zurückzubleiben, wo ihr „Lehnsherr und Gebieter“ schmerzlichen Stunden entgegenging. Eine Angst erfaßte sie, daß noch Etwas

geschehen und ihre Hilfe fehlen könnte. Sie war entschlossen, zu folgen. Schnell stand sie fertig, verabschiedete sich von den Eltern und schritt mit getreuem Herzen und langen Beinen nach der nächsten Straßenecke, um in einen Wagen zu steigen und gleichfalls nach dem Bahnhof zu fahren. Sie kam rechtzeitig an, schlüpfte, ungelesen von ihrer Herrschaft, in den Zug und fuhr mit in den nebelgrauen, kalt durchrieselten Tag hinaus.

Wie traurig heut' die Landschaft! Diese Wälder, wie düster, schwermuth-erregend. Diese halbstarren, erblindeten Seeflächen, wie fröstelnd und ungasflich zurückschreckend! Die Reisenden waren bald am Ziel und mußten vom Bahnhofe zu Fuß durch die Stadt nach dem einsamen Wirthshause gehen — Henriette immer fünfzig Schritt hinter ihnen. Erst im Angesicht des Hauses beschleunigte sie ihren Gang und schloß sich der Gruppe fester an. —

Valentine stand vor dem Lager ihres Sohnes, den Blick unverwandt auf Venno's Züge gerichtet. Sie hielt ein Fläschchen in der Hand — ein kristallenes Riechfläschchen, gegen welches noch Niemand Argwohn geschöpft und dessen Inhalt sie allein kannte. Ihre Seele schien am Scheidewege zu stehn und doch noch einen langen Blick zu thun in die Tiefe ihrer Schmerzen. Da kamen Tritte vieler Menschen die Treppe herauf. Valentine fuhr auf und sah sich mit verstörten Blicken um. Ihr Vater trat ein, gefolgt von den Seinen. Sie sah sein Angesicht — da war sie überwältigt, und mit einem herzererschütternden Ausrufe stürzte sie ihm entgegen und lag zu seinen Füßen. „Vater — Vater!“ ächzte sie, „meine Schuld ist mir vergolten! Auch Du bist gerächt — und doch von Neuem von mir in's Herz getroffen! Ich weiß, was ich Dir angethan — zertritt mich! Verfluche mich! Ich verdiene Deinen Fluch!“

Hagen machte schweigend eine abwehrende Bewegung und schritt an ihr vorüber, um sich an das Lager zu setzen, auf dem die entseelte Hülle seines Enkels lag. Rothelm und Rätth aber eilten Frau von Tilburg zu Hilfe und suchten sie vom Boden aufzurichten. Sie stand endlich und sah Eins um das Andere wie geistesabwesend an. Dann plötzlich riß sie ihre Tochter in ihre Arme, drückte sie an's Herz und nannte sie ihr Kind, unter Jammertönen und furchtbar erschütternden Thränen. Sie schien zusammenzinken zu wollen, Katharina hielt sie mit aller Kraft, und Rothelm suchte sie zum Sopha zu führen. Da raffte sich Valentine noch einmal auf, und in die Knie sinkend vor ihrem Vater, rief sie: „Vater! Ein Wort nur sprich zu mir! An meines Sohnes Todeslager sage mir noch ein Wort, und wär' es das härteste! Laß mich Deine Stimme nur noch einmal hören, ehe ich von hinnen gehe!“ Sie lag mit der Stirn auf seinem Knie und suchte ihn zu umschlingen.

Hagen sah mittheilsvoll auf sie nieder, legte die Hand auf ihr Haupt und sagte ruhig: „Komm zu Dir, Valentine! Du bist sehr krank. Wir wollen Nichts mehr reden, was uns die Stunde finstlicher macht, als sie ist. Du mußt zu Bette, Deine Tochter wird Dir helfen.“ Er hob Valentine auf und fühlte sich von ihr umschlungen.

An der Thür aber stand eine Gestalt, die heute mit ergriffenem Gemüthe ein im Tiefsten Erschütterndes in der Wirklichkeit mit ansah, das über Alles ging, was die Kunst ihr je gezeigt hatte. Henriette that zwei Schritte, um zu

helfen — denn Hagen hatte von Helfen überhaupt gesprochen. Rothelm trat an sie heran und flüsterte ihr ein paar Worte zu, worauf er das Zimmer verließ, um Anordnungen zu machen. Sie folgte ihm bald, nachdem Valentine auf das Sopha gebracht worden war. — Was an verfügbaren Gastzimmern im Hause war — es mochten deren vier sein, wurde von Rothelm mit Beschlag belegt, da der Aufenthalt der Familie sich voraussichtlich verlängern mußte. Bald schritt er mit Frau Jungemüller und Henrietten durch die Räume, und die letztere gab umsichtig an, wie die Vertheilung stattfinden sollte. Sie wurde von diesem Augenblick als eine Art von Haushofmeisterin angesehen, und das Personal der alten Pauke wußte sich mit ihr zu verständigen. Valentine mußte zu Bette gebracht werden, da Hagen sah, daß sie ernstlich krank war. „Doctor Morbach war ja wol ihr Hausarzt?“ fragte er, zu Rothelm gewendet. — „Soll ich ein paar Zeilen an ihn schreiben und ihn herbeirufen?“ fragte Wilibald. Hagen nickte, und Rothelm ging nach der Wirthsstube, um Papier und Feder zu fordern. Er fand den Oberförster noch unten, der sich von der Familienscene entfernt gehalten hatte. Sie sprachen ein paar Worte, und Rothelm forderte ihn dringend auf, endlich nach Hause zu reiten. Es solle ihm ein Bote gesendet werden, wenn man über den Tag des Begräbnisses zum Schluß gekommen sein würde.

Räthly saß an dem Krankenbette ihrer Mutter. Was als eine Ahnung seit jeher durch ihr Gemüth gegangen war, hatte sich bestätigt. Sie fühlte sich nicht verletzt und nicht zurückgesetzt, denn sie war endlich von den Armen Valentins umschlungen und an das Herz gedrückt worden, und das genügte ihrem Gemüthe, um alle Pflichten einer Tochter mit Aufopferung zu übernehmen. Und die Mutter selbst sah Räthly an, hielt die Hand des jungen Mädchens in den ihren, drückte sie an die Lippen, und hatte nicht Worte für den einen Tropfen Glück, der in ihr zerrissenes Herz fiel. Wenn aber Valentine erschöpft in einen Halbschlummer fiel, dann überließ Räthly die Wache am Lager Henrietten und ging zu ihrem Großvater, der an Benno's Leiche saß. Da lehnten Beide stumm neben einander, sprachen nicht viel, aber sie wußten, daß sie einander mit dieser schmerzlichen Erinnerung um so unlösbarer angehörten. Hagen konnte auch wol ruhig sprechen über Benno und Alles, was mit seinem Tode zusammenhing, er konnte eben so ruhig an Valentins Lager die Pflichten des Arztes verwalten. Eine weichevolle Stimmung großen Schmerzes, welche jeden nichtsbedeutenden Ausdruck verschmähete, ging durch sein Wesen und wurde von Katharina verstanden und von Henrietten geahnt. Alle Geschäfte, die der Aufenthalt nöthig machte, hatte Rothelm übernommen.

Nachmittags erschien Morbach. Hagen führte ihn vor das Bett Valentins, welche in Fieberphantasien lag. „Eine Zerrüttung der physischen Kräfte durch geistige Aufregung, die ich schon lange mit Verwunderung beobachtet habe!“ sagte Morbach. „Der Körper hat lange Widerstand gehalten, jetzt — geben Sie sich selbst wol keinen Täuschungen mehr hin.“ Hagen schüttelte den Kopf und hatte nur noch ein kurzes ärztliches Gespräch mit ihm. Bald darauf gingen die beiden Vettern hinab in die Gaststube. „Sehr merkwürdig!“ sagte der Arzt. „Vor siebzehn Jahren lernte ich diese Frau — damals noch nicht

Frau von Tilburg — in einer elenden Wohnung kennen, bewußtlos, mit dem Tode ringend. Und heute, in ihrer letzten Stunde — oder nicht weit davon — finde ich sie wieder in bewußtlosem Zustande und unter eigenthümlichen Umgebungen. Ihr seid in einer wunderlichen Spelunke einquartirt! Alte Pause! „Das Trauerspiel in der alten Pause“ — es wär' ein hübscher Titel für einen rathlosen Novellisten!“ Wilibald wollte ein vortwurfsvoll verweisendes Gesicht machen, wurde aber durch ein unwillkürliches Lächeln daran gehindert. „Es wäre verhängnißvoll auch für Dich,“ sagte er, „wenn Du die Nacht hier bleiben müßtest! Unterkommen wird schwer sein!“ — „Gott bewahre mich!“ rief Morbach. „Es ist ein besseres Wirthshaus in der Stadt. Uebrigens fahre ich zu Nacht wieder nach Hause. Du aber begleite mich jetzt ein Stück, ich will Dir Etwas erzählen, was Du doch wissen mußt; ja, ich glaube; ich thue Hagen einen Gefallen, wenn ich es Dir an seiner Statt mittheile.“ Und so berichtete er ihm, was er aus Hagen's Leben und was er von Valentinien wußte, so wie von dem halb geschwisterlichen Bande, welches ihn selbst mit Frau von Tilburg in Verwandtschaft setzte. Was er nicht wußte, suchte er durch Annahmen zu ergänzen, und ungefähr das Richtige zu treffen. „Der alte Mann thut mir sehr leid!“ schloß er. „Aber ich vermuthe, dieser äußere, wenn auch harte Abschluß wird ihm mehr innere Ruhe geben, als er bisher empfunden hat. Nun, leb' wohl! Ich denke, morgen wiederzukommen. Inzwischen ist Hagen selbst Arzt genug, zu thun, was sich eben noch thun läßt.“

Am andern Morgen erschien ein anderer Besuch, der zu Herrn Hagen wollte, aber von Rothelm im Gastzimmer festgehalten wurde. Es war Herr Reinhart aus der Oberförsterei, der, erschreckt über die Vorgänge, sich nicht darüber beruhigen konnte, selbst Veranlassung dazu gegeben zu haben. „Durch mich,“ rief er, „hat ja Frau von Tilburg den Aufenthalt des Knaben in der Oberförsterei erfahren; ich konnte nicht ahnen, in welcher Beziehung sie zu ihm stand, und muß mich doch auf das Aeußerste in Mitschuld verstrickt fühlen!“ Rothelm suchte ihn zu begütigen und widerrieth auf das Dringendste, Hagen jetzt durch Bekenntnisse eine neue Aufregung zu bereiten. Aber Reinhart ruhte nicht, bis er wenigstens Rothelm den Zusammenhang erzählt hatte. „Ich war zu meiner Braut gegangen,“ begann er, „und um mich mit ihr ungestört und offen unterhalten zu können, stellte ich mich der Dame als Hildegart's Verlobten vor. Sie nahm es gut auf, trotz ihrer verzweifelten Gemüthsstimmung, die ich — albern genug — nur dem Verlust ihres Vermögens zuschrieb. Sie verließ das Zimmer, und in der Vermuthung, daß die Thür geschlossen sei, ließ ich mich im Gespräch mit Hildegart heiter gehen, und Sie können denken, daß wir vergnügt waren, da wir nach so langem Harren endlich die Aussicht haben, uns zu verbinden. Kurz vor meinem Aufbruche fange ich noch von der Familie Burkhart an zu reden, auch von Ihnen und Ihrer Braut, von Herrn Hagen und dem letzten Besuche, den Sie draußen machten; es kommt mir über die Lippen, daß meine Zöglinge Ersatz für mein längeres Ausbleiben gefunden, da Herr Hagen seinen Mündel Benno Stein dort zurückgelassen. Das geschah ganz beiläufig, und wir kamen auf andere Dinge. Als ich mich von Hildegart verabschiede, steht Frau von Tilburg in der Thür und fragt: „Wo liegt die

Oberförsterei?" Ich, ganz arglos, gebe ihr Auskunft, nenne ihr den Namen dieses Städtchens, Alles, was sie wünscht. Ich gestehe, daß ich etwas bestremdet wurde über das Ausfragen; die Dame aber benahm mir selbst jeden Nebengedanken, indem sie sagte: „Also da! Ich erinnere mich — ich muß in meiner Jugend einmal dort gewesen sein — der Name klang mir so bekannt.“ Damit grüßte sie und trat in ihr Zimmer zurück. Als ich am andern Tage wiederkam, eilte mir Hildegart mit der Nachricht entgegen, Frau von Lilburg sei seit dem Abend vorher verschwunden.“ Rothelm bat den Erzähler, das jetzt gut sein zu lassen, er selbst werde Herrn Hagen zu gelegener Stunde darüber Auskunft geben.

Tags darauf wurde Benno zu Grabe getragen. Willibald hatte an Siegmund Erbacher geschrieben, und dieser traf rechtzeitig zum Begräbniß ein, aufgelöst von Schmerz um den Verlust seines Freundes. Valentine wußte nicht, was um sie vorging; sie lag im Fieber, und Rätth blieb mit Henrietten an ihrem Lager. Aber fast alle Mitglieder des Hauses Müller schlossen sich dem Zuge an. Diese Leute mochten sonst sein, wie sie wollten, gutmüthig waren sie, und der Tod des armen kleinen Cicero ging ihnen zu Herzen. Denn daß es wirklich ihr einstiger Cicero war, darin blieben sie einig, wenn sie auch sonst damit zurückhielten. Auch die Bewohnerschaft des Städtchens hatte sich zahlreich auf dem Begräbnißplatze eingefunden, da die Nachricht, daß ein junger Gast aus der Oberförsterei auf dem See verunglückt sei, viel Theilnahme erregt hatte. Die Familie des Oberförsters war natürlich unter den Leidtragenden. Unweit des Waldes, auf einer kleinen Anhöhe, wurde Benno beerdigt und ein Blumenkranz auf sein Grab gelegt, welchen Siegmund aus der Hauptstadt mitgebracht hatte. —

Raum eine Woche später bereitete man neben seiner Stätte eine andere. Hagen saß eines Tages am Krankenlager seiner Tochter, als ein Blick aus ihren sonst irren Augen ihn traf, den er verstand. Er küßte Valentinchen auf die Stirn und sagte: „Sei getrost, ich bleibe bei Dir!“ Ein Ausdruck innerster Beruhigung schien über ihre Züge zu gehen, als hätte sie das Wort der Verzeihung und Versöhnung gehört. Sie sah und hörte seitdem nur Wenig oder Nichts mehr, und ihre Lebensgeister schwandten dahin. Ein zweiter Trauerzug bewegte sich nach dem Hügel, wo man Valentinchen neben ihrem Sohne begrub.

### Neunzehntes Capitel.

Nach den Stürmen der letzten Tage kam eine Zeit äußerer und innerer Ruhe, in welcher die Zusammengehörigen in Hagen's altem Hause sich um so fester an einander schlossen. Katharina und Henriette trugen Trauerkleider, suchten aber den Ernst des Hausherrn zu zerstreuen und ihn so viel als möglich zu unterhalten. Er widerstrebte nicht und ging auf Alles ein. Benno's Gegenwart, seine Lebhaftigkeit, sein Wachen und die Freude, mit der er über Alles, was ihn interessirte, zu sprechen pflegte, fehlte Allen. Hagen wollte nicht, daß man aus Schonung seiner selbst über den Gestorbenen schweige. Er wollte, daß über ihn gesprochen werde, brachte täglich auf ihn die Rede, sogar seiner

Thorheiten oder Unarten wurde erwähnt, als lebe er ganz unter den Seinen fort. So auch blieb sein Zimmer unverändert; der Schreibtisch mit seinen Büchern, die Bilder und sonstiger Schmuck, wie Muscheln, Pfauensebern und andere Raritäten, die sein knabenhafter Geschmack zur Gruppe geordnet hatte; Nichts wurde angetastet. Und nicht verschlossen und unzugänglich war der Raum, der sich neben Hagen's Arbeitszimmer befand, nein, die Thür blieb offen, wie Benno sie meist offen gelassen. Und wenn der Alte dann mit Rätth und Rothelm über ihn sprach, suchte er auch wol die Entwicklung seines Charakters sich vorauszugestalten, und meinte darin Züge entdeckt zu haben, die ihn vielen Gefahren hätten zutreiben können. Er konnte in so reiner Stimmung über ihn sprechen, daß es manchmal schien, als ob das Bewußtsein, ihn eine kurze Zeit besessen zu haben, den Schmerz über den Verlust fast aufwiege. Ihm den Verlust zu ersetzen, war Katharina's Streben. Allein sie brauchte nicht mehr zu thun, als sie immer gethan, sie brauchte nur da zu sein, um ihn zu beglücken. Nur für sie hatte es eine Bedeutung, daß sie ihn jetzt Großvater, anstatt Herr Hagen, nannte, denn für sie kam das Gefühl eigentlicher Berechtigung im Hause jetzt erst zum Bewußtsein. Für Hagen blieb sie nach wie vor das Kind des Hauses, und er fürchtete sich nicht vor der Zeit, da er sie ihrem Gatten abtreten würde. War ihm doch Rothelm wie ein Sohn geworden, den er, um so mehr nach Benno's Tode, ungern einen halben Tag entbehrte, und auf dessen Bestrebungen er jetzt erst recht entgegenkommend einging.

Schon einige Tage nach der Rückkehr zur Hauptstadt erzählte Willibald, daß er Fräulein Althaus begegnet sei, welche, nachdem sie Jahre lang bei Frau von Lilburg gelebt, bei Freunden ein Unterkommen gefunden habe. Hagen horchte hoch auf. „Undankbarer, der ich bin!“ rief er. „In mein Haus hätte die gute Dame aufgenommen werden müssen! Vielleicht läßt sich der Fehler noch bessern.“ Tags darauf schon machte er mit Rätth einen Besuch bei Hildegart. Er stellte ihr sein Haus zur Verfügung und erbot sich zu jeder Entgegnung für alle Opfer, welche sie gebracht während der Zeit, da sie in der Gesellschaft seiner Tochter gelebt. Hildegart konnte für den Augenblick dankbar ablehnen, erwiderte den Besuch aber bald und wurde ein häufiger Gast im Hause. Sie durfte sich späterhin nicht weigern, einen „Grundstein zum häuslichen Herde“ für ihre Vermählung anzunehmen, den Hagen ihr eben so großmüthig als tactvoll durch Rätth überreichen ließ. —

Der Rest des Winters verging in Ruhe. Auch innerlich war es für Hagen eine Zeit der Beruhigung. Ein halbes Leben lang hatte er in Zwiespalt, in Kämpfen und Aussicht auf neue Kämpfe gelebt; jetzt war Alles vorbei, nur die Erinnerung an vergangene Sorgen war geblieben. Was einmal der Erinnerung angehört, so hart es im Leben berühren mochte, zieht nur noch als Schatten an uns vorüber, an den keine Leidenschaft mehr reicht und an dem uns werth bleibt, was in der Wirklichkeit Werth hatte. Hagen war zuweilen wie verwundert, daß nun abgethan, was ihn so lange aufgeregt und ihm so fast zur Gewohnheit geworden. Auch unsere Sorgen können uns zum Bedürfniß werden, und je tiefer sie ihre Spuren in unser Leben zogen, um so bestreiteter sind wir, daß die Narben nun verharren. Wir tasten wol gar an der einst wehen Stelle und wundern uns,



daß sie nicht mehr schmerzt. Die Blicke, die Hagen jetzt noch in das Leben warf, waren nicht die eines müden Alten, dessen Lebensgeschäft abgethan, sondern die eines befreiten Geistes, der die Kraft fühlt, noch einmal zu leben. Je mehr es dem Frühjahr entgegenging, desto mehr erstarzte seine Rüstigkeit. Sein Garten beschäftigte ihn viel, und um so mehr, da er ihn nicht mehr für sich allein baute.

Es war ein sonniger Frühlingstag, die Weilchen blühten im Grafe und die Kirschenzweige schwellen von weißen Knospen. Hagen war bei einigen jungen Obstbäumchen beschäftigt, die er im Herbst mit Benno's Hilfe gepflanzt hatte. Rätth kam nach Hause, frisch und blühend wie der schöne Tag, und eilte auf den Alten zu. Sie war bei Emilie Springmühl gewesen, um ihre Geschenke zu deren Hochzeit abzugeben, welche morgen stattfinden sollte. Rätth selbst schloß sich durch ihre Trauerkleidung von der Feier aus, aber sie erzählte nach Mädchenweise, was und wie sie Alles gesehen, und wie das Fest zugerichtet sein werde. „Nun,“ begann Hagen, „und wann ist bei uns im Hause endlich Hochzeit?“

„Wenn wir die Trauerkleider ablegen, Großpapa!“

„Zu lange hin, mein Kind! Der Bräutigam wird endlich verstimmt. In der letzten Zeit ließ er es merken.“

„Ach, es ist nicht darum, Großpapa,“ sagte Rätth halb betrübt, halb lächelnd. „Er ist nicht zufrieden mit sich selbst — das heißt, mit seinem Epoche machenden Buche. Er ist zu der Ueberzeugung gekommen, es werde nicht Epoche machen — es sei Alles Unsinn, wie er sagt! Er will das Manuscript in den Ofen stecken, und nur mein inständiges Bitten hält ihn noch davon ab!“

„So!“ rief Hagen. „In den Ofen! Beruhige Dich, mein Kind — sagte er nicht gestern, er heiße seit acht Tagen nicht mehr ein? Vor dem Feuer ist das Manuscript, glaub' ich, sicher. Er mag die Arbeit eine Zeitlang abbrechen, vielleicht kommt dann eine neue Epoche für das Werk. Warum soll nicht endlich Hochzeit im Hause sein? Mit der Einrichtung seid Ihr nun so sachte fertig. Jetzt schaffen wir, da Ihr denn doch in meinem Hause bleiben wollt, nur noch das alte Gerümpel oben bei Seite und setzen neue Möbel hinein, wie sie sich für neue Leute geziemen. Damit können wir in ein paar Wochen fertig sein. Dann gebe ich Euch zusammen und jage Euch in die Welt!“

Rätth schlug die Augen nieder und schmiegte sich an ihren Großvater. „Und Du willst inzwischen allein bleiben, Großpapa?“

„Poß tausend, Mädchen!“ rief er halb lachend, „bin ich ein so gebrechliches Subject, daß ich meine Enkeltochter als Wärterin brauchte? Ich stehe jetzt wieder auf ganz sicheren Beinen und habe Deine ängstlichen Gesichter nicht nöthig, Du — loses Ding, Du!“ Er küßte sie herzlich. „Du aber,“ fuhr er fort, „hast jetzt eine andere Pflicht. Dein Gelehrter muß endlich mehr Deine Sorge sein! Er ist unzufrieden, ihm ist nicht wohl in seiner Haut. Bring' ihn hinaus, an die Luft, und dazu ist eine Hochzeitsreise das Beste.“ —

Sie war schneller da, als die Glücklichen es sich versahen, und Frühling, Sommer, Herbst und Winter machten nach alter Art ein Jahr aus, in dessen gleichmäßigen Kreislauf sich doch eine Unendlichkeit von wechselnden Erfahrungen drängte. Jahr reihte sich an Jahr, die Welt zeigte nach zehnmaligem Abblühen

und Wiederaufblühen immer dieselben Erscheinungen, deren doch keine der anderen ganz gleich war, und neben neuen Entwicklungen die alten Thorheiten. Junge Poeten sangen und schilderten die Schrecken des Alters in haarsträubender Weise, und alte Leute gingen mit jugendlichem Herzen dem neuen Frühling entgegen und freuten sich des Neuen, was um sie her aufwuchs und gedieh. Zehn Jahre verändern in einem aufwachsenden Hause sehr viel, in altbegründeten Verhältnissen und herkömmlichen Einrichtungen sehr wenig, sie seien gut oder nichtig.

Nach zehn Jahren hing aus dem Boden der „alten Pauke“ in jedem Winter noch der Eiszapfen, der sich verlängerte, mit dem Vordach der Thür zusammenwuchs und die Pauke zum Pocal machte. Neue Künstler sind in der Familie Müller durch manchen Winter heraufgedrillt worden, und in jedem Frühjahr, wenn die Maikäfer ausflogen, dann flattert auch Guillemettens Geschlecht hinaus und entzückt die Märkte kleiner Städte und gaukelt, wie vor tausend Jahren um die großen Kirchenseste, jetzt um die kleine Kirchweih der Dörfer und Flecken. — Nach den Seen fahren noch an manchem Sommertage die Bewohner der Hauptstadt. Die Schwäne sind da noch zu Hause, und die Kähne fahren über die Fluth. Hier werden noch Studentenlieder gesungen, und im Walde jagen sich bunte Gruppen im Spiele, und auch in der Oberförsterei ist häufig Besuch. Denn die Töchter sind erwachsen und hübsch geworden, und man weiß, daß das Haus gastlich und lebenslustig ist.

Der Begräbnisplatz zwischen der Oberförsterei und dem Städtchen hat sich mit seinen Anpflanzungen sehr verschönert. Hagen hat für die Ruhestätten der Seinen einen größeren Platz erworben, der ein Garten geworden ist, in welchem die Gesträuche schon Schatten geben. Wenn Flieder und Goldregen blühen, ist es ein schöner Platz, und die Rosen gehen bis zum Spätherbst hier nicht aus. Jeden Sommer kommt er mit den Seinen ein paar Mal hierher, und seine Ur-entel freuen sich stets auf den Ausflug. — In seinem alten Hause in der Hauptstadt bewohnt er nach wie vor das Erdgeschoß, und Henriette waltet um ihn her. Oben aber ist es sehr lebhaft geworden, und es tappt den ganzen Tag von kleinen Füßen die Treppe auf und ab. Denn unten beim Urgroßvater ist ein Lieblingsaufenthalt der Kinder. In die beiden kleinen Mädchen ist der Alte völlig verliebt, und es ist auch wieder ein Benno da, ein prächtiger Krauskopf von vier Jahren, dem sein Vater mit Mühe abgewöhnen muß, was der Urgroßvater ihm, schwach genug, gestattet. Und Henriette nun gar hält diese Kinder für etwas ganz Besonderes, und ein Vergleich mit gewöhnlichen Kindern ist für sie gar nicht denkbar. Auch sie trägt das Ihrige mit zur Erziehung bei und wirkt vorwiegend in ästhetischer Richtung. In der Dämmerstunde eilt die kleine Schar gern zu ihr, um ihre wundervollen Geschichten zu hören. Sehr beliebt ist die von der Prinzessin Turandot, die den Männern die Köpfe abhauen läßt, und von dem Prinzen Kalaf, der diesem Untwesen ein Ende macht. Und wenn dann die Stelle kommt, wo die Prinzessin ruft: „Sieh her, und bleibe Deiner Sinne Meister!“ — dann hat Henriette stets ein Handtuch oder sonst einen Lappen bei der Hand, mit dem sie sich selbst entschleierte, um den Eindruck zu erhöhen. Und dann wundern sich die Kinder wol, daß Henriette eine so große Schönheit sei; aber da alles Uebrige, was sie erzählt, so sehr wahrscheinlich

klingt, meinen sie, daß es auch damit seine Richtigkeit haben werde. Henriette weiß, daß sie in dem alten Hause bleiben wird, so lange die darin Lebenden es bewohnen; ja, daß man sie mitnehmen würde, wohin es sei, wenn man ein anderes bezöge. Hagen schlägt seinem Schwiegersohn oft genug vor, das Haus umzubauen — ihm selbst liegt gar Nichts an alter Gewohnheit — es zu vergrößern, um sich besser ausbreiten zu können. Aber weder Rothelm noch Rätby wollen davon Etwas wissen. Rätby ist eine sehr glückliche Frau, und Rothelm ein sehr glücklicher Mann. Das Epoche machende Buch ist aber wirklich nicht zu Stande gekommen, und er lacht jetzt über das „unreife Zeug“, wie er es nennt. Dagegen sind andere Arbeiten von ihm erschienen, welche Hagen mit Eifer liest und die dem Verfasser in engeren Kreisen Bedeutung und Namen verschafft haben. Er ist längst nicht mehr Custos mit zweihundert Thalern Gehalt, sondern sitzt auf einem gelehrten Ratheder vor vielen Schülern und Zuhörern.

Einer der treuesten Freunde des Hauses ist Siegmund Erbacher. Er hat wirklich seine Geige genommen, um mit dieser durch die Welt zu ziehen. Zwar nicht vor den Thüren spielend um largen Lohn, das war nicht nöthig; aber seine musikalische Begabung wies ihn in der That auf das Studium der Kunst hin. Er erhielt seine Ausbildung auf einer Hochschule für Musik und wurde vom ersten Schritt an, den er in die Oeffentlichkeit that, als ein Meteor angestaunt. Mit neunzehn Jahren war er eine Berühmtheit, spielte überall in großen Städten Deutschlands in Concerten, wurde in Paris und in London bewundert. Aus dem kleinen Genie war ein großer Künstler geworden. Seine erste Composition war ein Solostück für die Geige, welches er „Klage um den Tod eines Jünglings“ nannte, und das er „den Manen seines Freundes Benno Stein“ widmete. Er spielte es in den ersten Jahren seiner Kunstfahrten überall, und da sich die Beziehungen dieses Klageliedes bald umhersprachen, hatte es eine um so rührendere Wirkung. Wenn er von seinen Reisen zurückkehrte, war immer sein erster Besuch bei den Freunden in dem alten Hause, in welches er neue Anregung zu bringen wußte. Er wollte aber nicht nur Geigenvirtuos sein, sondern auch selbst schaffend Etwas leisten. Seine erste Symphonie wurde für ein musikalisches Ereigniß erklärt, zumal der Componist noch nicht einundzwanzig Jahre alt war. Der Kunstreisen wurde er bald müde und nahm eine Stellung als Capellmeister an. Aus dem „Knaben mit der Zaubergeige“, wie man ihn genannt hatte, wurde ein Musiker ersten Stils, dessen Bedeutung man anerkannte. Seine Familie hat jenen harten Schlag durch den Fall des Hauses Seligmann längst überwunden, und die Weise, wie Herr und Frau Erbacher sich dabei betragen, hat sie in der allgemeinen Achtung nur befestigt. Die Familien Rothelm und Erbacher sind mit einander sehr befreundet.

Man freut sich über die Rüstigkeit und Gesundheit des alten Herrn Hagen. Er geht seinem achtzigsten Geburtstag entgegen, noch aufrecht und gerade, geistig frisch, und glücklich über das neue Leben, das ihn umgibt. Lebte er in alter Weise fort, so läßt er jeden Anderen auch in seiner Weise leben, zeigt aber reges Interesse für alle Bestrebungen, die sich um ihn her bewegen und gestalten. Dieser achtzigste Geburtstag sollte durch ein besonderes Fest im Hause gefeiert

werden, für welches die Vorbereitungen schon geraume Zeit im Gange waren — es galt nichts Geringeres, als eine dramatische Aufführung durch die Urenkel und deren junge Freunde. Unter den Lezten waren besonders die Kinder des Rechtsanwalt Schnell und seiner Gattin Emilie, geborenen Springmühl. (Herr Springmühl und seine Johanna, geborene Stäublin, waren bereits gestorben, kurz nach einander, in einem Monat.) Rothelm hatte selbst ein Stück für den festlichen Tag verfaßt, mit eingestreuten kleinen Liedern und Chören, welche von dem jetzt berühmten Capellmeister Siegmund Erbacher in Musik gesetzt worden waren, der die junge Schar sogar selbst einübte. Bei diesen Vorbereitungen kam Henriette noch einmal in unaussprechliche Aufregung. Das Einüben der Rollen, die Herstellung der Kleidungen (denn es handelte sich um allerhand Phantastisches, wobei mit seidenen Fäbnchen und Glittern hantirt, genäht, sogar gepappt und gekleistert werden mußte), endlich die Aufrihtung des Theaters, erfüllten sie mit nicht geringerer Wonne, als die Jugend. Sie kannte das Stück nach den ersten Proben von Anfang bis zu Ende auswendig, so daß Rothelm erklärte, unter allen seinen Schülern sei Henriette der eigentliche „Jünger“, sie könne künftig aus dem Gedächtniß vortragen, wo Andere die Collegienhefte nöthig hätten.

Es gab ein schönes Familienfest, welches der alte Herr im Kreise von Enkeln, Urenkeln und Freunden in ungetrübter Freude genoß. Hagenj sagte an diesem Abend: „Es ist eigen, in wie verschiedene Lebensjahre den Menschen die glücklichste Zeit ihres Daseins gelegt ist. Die meisten wollen sie in ihrer Jugend gefunden haben. Für mich ist sie auf der Schwelle des Greisenalters angebrochen, und ich habe sie mit nicht minder frohem Herzen begrüßt. Erst nach schweren Vergehen, schweren Kämpfen und schwerer Buße fand ich das, was der Grundbau alles Glückes ist, ein Haus und eine Familie. Ich bin achtzig Jahre, und habe in den letzten achtzehn mehr Freude empfangen, als ich in den ersten zwei- und sechzig für denkbar gehalten. Ich halte mich für fähig, noch Einiges aus dieser Quelle zu ertragen. Sterbe ich, dann hoffe ich, Euch wenig Umstände zu machen. Es wird eben sein, als sagte ich Euch Abends: Gute Nacht, Kinder, es war ein schöner Tag! Inzwischen seien wir froh, und bleiben bei einander, bis an's Ende!“

---

# Deutschland und der Socialismus<sup>1)</sup>.

~~~~~  
Von  
Ludwig Bamberger.  
~~~~~

## III.

Deutschland ist das klassische Land des Klassenkampfes geworden. Wohin wir uns wenden, überall zeigt sich unserem Blick dasselbe Schauspiel. Wer immer Etwas an der bestehenden Ordnung auszusetzen hat, ruft die socialistische Bundesgenossenschaft an. Kein Begehren ist so gering, daß man nicht um seiner willen die tausendjährige Grundlage der Gesellschaft in Frage stellte. Entspringt auch dieses leichtfertige Spiel, das wir einst vielleicht Alle werden hart zu büßen haben, zunächst einer Sinnesart, die in der Unverantwortlichkeit und Ohnmacht gegenüber den öffentlichen Dingen alt geworden ist, so wäre es ohne das Mitwirken anderer Ursachen doch so weit nicht gekommen. Die wachsende Stärke der Hilfsstruppen, welche der socialistische Verbündete in's Feld zu stellen vermag, übt ihre Anziehungskraft auf alle Geister aus, die, ohne festen Halt in sich selbst, nach viel vermögendem Beistand suchen. Einen solchen verheißt ihnen jetzt die aufsteigende Zahl der Klassenkämpfer. Betrachten wir zunächst deren parlamentarische Fortschritte.

Ein Jahrzehnt hat genügt, um in die zur öffentlichen Vertretung deutscher Nation eingesetzte Körperschaft einen socialistischen Parteibestand einzufügen, dessen Umfang durchaus nicht als gering anzusehen ist. Auch läßt sich aus dem bisherigen Gang der Dinge auf weitere stätige Vermehrung schließen. Im Congreß der amerikanischen Union sitzt noch kein Repräsentant der Socialdemokratie. Auch in dem mit allgemeinem Stimmrecht gewählten Unterhause der französischen Republik wäre (zur Zeit kein Mitglied aufzutreiben, welches das Glaubensbekenntniß der socialistischen Partei des deutschen Reichstags unterschriebe<sup>2)</sup>).

<sup>1)</sup> Siehe „Deutsche Rundschau“, Februarheft S. 234.

<sup>2)</sup> Die drei Mitglieder der Deputirtenkammer und des Senats, welche bisher als die am weitesten nach links gehenden bezeichnet wurden, Louis Blanc, Tolain und der eben gestorbene Raspail, ließen sich der Auffassung ihrer Collegen und ihrem eigenen Verhalten nach durchaus nicht als in dem gleichen feindseligen Gegensatz zur Staats- und Gesellschaftsverfassung stehend betrachten wie unsere Socialdemokraten.

Im englischen Hause der Gemeinen sitzen zwei Deputirte, welche als Vertreter des Arbeiterstandes gelten, Burt und Macdonald. Beide haben niemals an irgend Etwas wie die Abschaffung der Privatindustrie, die Organisirung des Proletariats mit Staatscapitalien oder gar an die Aufhebung des persönlichen Eigenthums gedacht<sup>1)</sup>. Sie wurzeln in dem Boden der englischen Gewerkvereine deren Bestreben auf Stärkung der Widerstandskraft des Arbeiters gegen die Macht des Arbeitgebers gerichtet ist. Ihre Aufgabe ist schon theilweise erfüllt, seitdem die Gesetzgebung<sup>2)</sup> eine Reihe inhumaner Bestimmungen in Sachen des Arbeitsvertrages aufgehoben hat. In Dänemark ist trotz alles Geräusches, welches die socialistische Agitation dort gemacht hat, nie ein Socialist in's Parlament gedrungen<sup>3)</sup>. Einzig das deutsche Volk ist durch Abgeordnete ver-

<sup>1)</sup> Burt wird als ein Mann geschildert, der seiner ganzen Persönlichkeit nach durch und durch Arbeiter, mit leidenschaftloser Ueberzeugung die Aufgabe erfüllt, für die besonderen Angelegenheiten seines Standes in der Gesetzgebung einzutreten. Macdonald, der auch als Arbeiter begonnen, ist nach Vermögenslage und Lebensrichtung mehr ein Repräsentant der radicalen Politik. Doch gehen Beide in den Abstimmungen zusammen. Burt bezieht von seinen Genossen ein Jahresgehalt von £ 500 (10,000 M.), Macdonald soll in allerhand Industrieunternehmungen stecken.

<sup>2)</sup> Durch die Conspiracy and Protection of Property act und die Employers and Workmen act, Beide von 1875.

<sup>3)</sup> Ueber die Ausbreitung der socialistischen Propaganda in den drei nordischen Königreichen sagt ein auß's genaueste mit deren Staats- und Volksleben vertrauter Politiker in einer Privatmittheilung, die so interessant ist, daß sie hier eine Stelle verdient:

„Die socialistische (internationale) Bewegung hat in den drei nordischen Reichen auf die Dauer keinen günstigen Boden gefunden; doch findet eine leicht erkennbare Abstufung statt. In Schweden, wo das Evangelium der Gleichheit und Brüderlichkeit in festgewurzelten aristokratischen Verhältnissen Widerstand findet, hat sich der Socialismus überhaupt wenig oder gar nicht bemerkbar gemacht und von einer Organisation desselben ist dajelbst noch nie die Rede gewesen, geschweige denn von einem Einflusse auf das Staatsleben. In Norwegen, wo die Entwicklung auf demokratischer Grundlage ruht, sind die socialistischen Umrtriebe wol hier und dort fühlbar gewesen, ohne jedoch eine feste Gestalt gewinnen zu können. Das religiöse Sectenwesen, welches in Norwegen stark grassirt, tritt allerdings hin und wieder den socialistischen Anschauungen nahe, im Grunde aber stehen doch beide Regungen zu einander im entschiedensten Gegensatz, weil der pietistische Radicalismus auf Schwärmerei und Unbekanntheit mit der Welt, der socialistische dahingegen auf Materialismus beruht. Von einer Einwirkung des Letzteren auf das politische Leben ist auch in Norwegen bisher Nichts verspürt worden. Etwas anders gestaltete sich das Verhältniß in Dänemark, wo der Socialismus eine, wenn auch kurze, doch nicht ganz unbedeutende Rolle gespielt und auch eine feste Organisation erreicht hat. Obgleich in seinem Gehahren eine treue Nachahmung des deutschen, hat er sich doch unabhängig von der socialistischen Propaganda in Schleswig-Holstein entwickelt, welsch' letztere auch nicht in irgend erheblicher Weise als von Dänemark aus beeinflusst wird angesehen werden können. Das anerkannte Organ der Partei ist der in Kopenhagen erscheinende „Socialdemokrat“, welcher seine Spalten meist mit abgestandenen deutschen Preßzeugnissen der fraglichen Richtung füllt. Die Blüthezeit des dänischen Socialismus fiel in die Periode gleich nach der Pariser Commune; die Socialisten setzten damals häufige Demonstrationen in Scene und im Frühjahr 1872 ward allen Ernstes ein Attentat beabsichtigt, zu welchem eine große Arbeiterversammlung auf dem „Osterselde“ bei Kopenhagen das Signal geben sollte. Jetzt aber schritt die Regierung ein, und im entscheidenden Augenblick reichten einige hundert Polizisten und ein paar Schwadronen Husaren hin, um die Unruhmacher auseinander zu treiben, ohne daß es zu offener Widersehligkeit gekommen wäre. Gleichzeitig wurden die Führer (Pio, Geleff und Briz) verhaftet, unter Anklage gestellt

treten, welche unserem ganzen Staats- und Gesellschaftswesen öffentlich den Krieg erklärt haben. Ihre Zahl beläuft sich zu dieser Stunde auf zwölf. Seitdem ein deutscher Reichstag existirt, sind sie in regelmäßiger Zunahme begriffen. In den constituirenden Reichstag traten im Jahr 1867 zwei Socialdemokraten ein, in den norddeutschen im Jahr 1868 fünf, in den ersten deutschen Reichstag im Jahr 1871 zwei, in den zweiten deutschen Reichstag von 1874 neun, in den dritten von 1877 die heutigen zwölf. Zur Würdigung dieser Zahlen muß bemerkt werden, daß auf das regelmäßige Anwachsen der Zutritt Süddeutschlands ohne Einfluß blieb, denn die jenseits der Mainlinie gelegenen Gebiete haben bis jetzt noch keinen Socialdemokraten entsendet; die Zunahme vollzog sich ganz auf dem alten Gebiet. Ferner beweist der Rückgang auf zwei Abgeordnete, welcher das Jahr 1871 auszeichnet, ebensowenig gegen das beobachtete Gesetz der Progression, als er viel beweist für die wahre Ursache der ganzen Erscheinung. Die Wahlen, unmittelbar nach dem siegreichen Krieg, fanden ein Volk vor, das sich über die Normalhöhe seines politischen Empfindens erhoben hatte. Das Bewußtsein der Verantwortlichkeit, welches durch den Krieg gesteigert worden war, flackerte noch einmal in der ersten Siegesfreude auf. Nach drei Jahren war dieses Bewußtsein wieder auf demselben Stande wie vorher; die zersetzende Arbeit der Socialisten, welche auch während des Krieges sich nicht zur Ruhe befrieden hatten, holte, sobald der Widerstand eines ungewöhnlich belebten Staatsgefühls beseitigt war, das Versäumte wieder ein. Von Zwei sprang die Zahl auf Neun.

Noch eindringlicher reden die Zahlen, wenn wir von den Erwählten zu den Wählern übergehen. Bleiben wir, um nicht zu viel Ziffern zu häufen, nur bei der Vergleichung der beiden letzten Wahlen stehen. Im Jahre 1874 wurden zu Gunsten der Socialdemokratie abgegeben 350,000 Stimmen, im Jahr 1877 fielen ihr 485,000 zu, das ist ein Zuwachs von beinahe vierzig Procent! Wenn

und zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Von diesem Schlage hat sich die Partei nicht wieder erholt. Freilich begannen die verurtheilten Führer — nachdem sie vor Ablauf ihrer Strafzeit begnadigt worden — das Agitiren sofort wieder, allein der Geist war entwichen, der Glaube erschüttert und die im vorigen Jahre stattgehabte, von den skandalösesten Umständen begleitete geheime Entweichung nach Amerika des bis dahin als Held und Märtyrer verehrten Pio gab der ganzen Sache, moralisch genommen, den letzten Rest. Seitdem vegetirt die Bewegung; sie hat keinen namhaften Leiter, überhaupt keine nur halbwegs bedeutende Persönlichkeit zu ihrer Verfügung und durchaus keinen Anhalt in den gebildeten oder besitzenden Ständen, wie denn auch die Zahl der activen Socialisten vom Arbeiterstande — welche sich ziemlich genau nach der Abonnentenliste des „Socialdemokrat“ bemessen läßt — im stetigen und raschen Abnehmen begriffen ist. Zudem hat sich im Schoße der Partei eine Fraction ausgesondert, deren Wortführer ein gewisser Rundberg ist, welche die Umsturzideen ganz verwirft und sich zu der Ansicht bekennt, daß heilsame Veränderungen in den gesellschaftlichen Zuständen nur im Wege der Ueberzeugung und des allmählichen Fortschritts zu erreichen sind. Von einer Vertretung des Socialismus im dänischen Reichstage ist bisher noch nie ernsthaft die Rede gewesen, nicht einmal von einer verkappten. Wie in Kopenhagen und in einigen anderen Städten gemachten Versuche, socialistische Wahlen durchzuführen, sind erfolglos gewesen (Pio erreichte, als er auf der Höhe seiner Popularität stand und in dem eigentlichen Arbeiterquartier in Kopenhagen, trotz der größten Anstrengungen, doch nur die Hälfte der Stimmen gegen den national-liberalen Candidaten Bille) und der einzige bisher auf dem Lande gemachte Versuch verlief in totales Fiasko. Den Rathgeber-socialismus kennt man hier meines Wissens, wenn überhaupt, nur aus den deutschen Zeitungen.“

die Ziffer der Abgeordneten nicht ganz im selben Maße gestiegen ist, nämlich nur um 33 Procent, so kommt das von der größeren Zerspitterung der socialdemokratischen Stimmen über das ganze Reichsgebiet her. Dieser weniger compacten Gruppierung ist es überhaupt zuzuschreiben, daß wir nicht statt eines Duzend beinahe die dreifache Zahl parlamentarischer Klassenkämpfer aufzuweisen haben. Die Rechnung ist höchst einfach. Sämmtliche Wähler, welche im Jahre 1877 gültige Stimmen abgegeben haben, betragen im ganzen Reich 5,535,000. Von dieser Gesamtheit sind im Ganzen 3,600,000 Stimmen auf solche Personen gefallen, die dadurch zu Abgeordneten wurden. Die letzte Zahl durch die der Abgeordneten 397 getheilt, ergibt also den Durchschnitt der Wählerzahl, welche einen Vertreter gefunden hat. Es vertritt danach jeder Gewählte 9000 Wähler. Hält man dem gegenüber die Zahl der zwölf socialdemokratischen Abgeordneten und der 111,000 Stimmen, die sie auf sich vereinigt haben, so bleibt das Verhältniß noch das gleiche. Jeder Gewählte vertritt 9200 Wähler.

Doch ganz anders wird das Bild, wenn wir die durch Zerspitterung verloren gegangenen Stimmen zusammenstellen. Die 3,600,000 Wähler, welche Sieger geblieben sind im Kampf um die Mehrheit, betragen von der Gesamtzahl der Abstimmenden (5,535,000) ungefähr 67 Procent, d. h. 67 Procent aller gültig gestimmt habenden Wähler sind in Gestalt eines Abgeordneten in den Reichstag eingetreten. Dies wiederholt sich auch, wenn wir die Untersuchung auf die einzelnen Parteien anwenden. Nehmen wir z. B. die Gesamtheit der im nationalliberalen Sinne abgegebenen Zettel, so finden wir 1,594,000. Im Reichstag vertretene Stimmen derselben Richtung sind 1,082,000, d. h. etwas mehr als 67 Procent jener 1,594,000. Vergleichen wir nun aber damit das entsprechende Verhältniß zwischen den abgegebenen socialdemokratischen Stimmen und den zur öffentlichen Vertretung gekommenen, so stellt es sich heraus, daß diese Partei nicht im gleichen Maße zur Verkörperung ihrer Wahlkraft durchgedrungen ist. Gegen 485,000 abgegebene Stimmen finden wir hier nur 111,000, die hinter den siegreichen Abgeordneten stehen, d. h. nicht 67 Procent, wie im Durchschnitt und bei anderen Parteien, sondern nur 23 Procent der Wähler sind effectiv mit den Abgeordneten ihrer Wahl in die Repräsentation eingerückt. Wäre hier das allgemeine Verhältniß zum Ausdruck gekommen, so zählten wir zweiunddreißig socialdemokratische Abgeordnete, d. h. so viele beinahe als Mitglieder der deutschen Fortschrittspartei. Nur dadurch, daß 77 Procent der Stimmen sich zersplitterten während das Durchschnittsgesetz doch nur 33 Procent Zerspitterung ergibt, sind wir jetzt noch dem Schicksal entgangen, der Welt in greifbaren Zahlen den Maßstab zu geben für die Intensität der Krankheit, welche unsere Nation durchwühlt. Aber wenn wir einstweilen noch vor solcher Demüthigung bewahrt geblieben sind, so ist es darum nicht minder wahr, daß unser politisches Denken und Fühlen im Inneren bereits so stark, wie jene Zahlen besagen, vom Uebel ergriffen ist. Für die Action des Reichstages mag dermalen noch nicht unmittelbare Gefahr vorhanden sein; aber gerade in dem Umstand, welcher jetzt noch die praktische Wirksamkeit der socialistischen Stimmkraft paralytirt, liegt erst recht eine Gefahr. Denn abgesehen davon, daß überhaupt die latente Gefahr die unheilvollere ist, bedeutet die hier constatirte Stimmenzerspitterung eine Ver-



theilung von vorgeschobenen Posten über das ganze Reich, die, wenn besondere Umstände sie begünstigen, plötzlich sich verstärken und, einander die Hände reichend, weithin sich des Landes bemächtigen können. Hätten wir die Methode der Minderheitsvertretung in's Wahlgesetz eingeführt, welche z. B. in einigen englischen Wahlbezirken zur Anwendung kommt und welche auch bei uns empfohlen worden ist, so wäre jetzt schon die socialdemokratische Fraction an Bestiztand der Mehrzahl der anderen Fractionen beinahe ebenbürtig. Ja, hätten wir nur die französische Methode des Jahres 1871, wonach mehrere Abgeordnete in großen Bezirken auf Einer Liste gewählt wurden (*election au scrutin de liste*), so würden wir vielleicht schon zwei Duzend socialdemokratische Mitglieder im Reichstag zählen. Diese Partei kann also mit einigem Recht sich beklagen, daß sie bei dem jetzigen Wahlsystem zu kurz kommt; sie kann sich aber auch andererseits rühmen, daß sie stärker ist, als das Bild ihrer Vertretung im Reichstag errathen läßt, und daß sie auf eine dereinstige plötzliche Entfaltung ihrer parlamentarischen Macht hoffen darf. Doch auch schon am heutigen Tage ist die Stellung nicht zu verachten. Denn bei der Zersplitterung der parlamentarischen Fractionen, dem treuen Abbild unserer politischen und gesellschaftlichen Zustände, steht die Schar der zwölf Klassenkämpfer ganz nahe der Möglichkeit, in schwankenden Abstimmungen den Ausschlag zu geben. Zeigt doch bekanntlich eine nähere Prüfung der Wahlstatistik, daß beinahe die Hälfte derjenigen Wähler, die im Jahre 1877 ihre Stimmen abgegeben haben, sich zur deutschen Staatsentwicklung im Großen und Ganzen ablehnend verhält. Polen, Welfen, schwäbische Demotraten, elsässische Protestler, Socialdemokraten, zu den Ultramontanen addirt, die ihnen als fester Kern dienen, bringen die Summe der Verneinung auf 2,395,000. Die Gesamtzahl ist 5,535,000. Es bedarf also nur noch eines Zuwachses von drei bis viermalhunderttausend Stimmen, damit das Reich einer Mehrheit von activen Wählern anheimfalle, welche das Reich negiren. Bei der Unterstützung, welche dem Socialismus mittelbar aus so vielen mächtigen Regionen zufließt, möchte ein solches Schlußresultat am Ende nicht ausbleiben. Mit stolzer Befriedigung konnte ein Berichterstatter auf dem letzten Socialistencongreß verkünden, daß in 175 der 397 deutschen Reichswahlkreise Candidaten seiner Partei aufgestellt gewesen seien. Hatte auch die Mehrzahl derselben von vornherein keinerlei Aussicht auf Erfolg, so ist in der weiten Welt doch kein Land zu finden, in welchem dergleichen auch nur versuchsweise denkbar wäre. An vielen Stellen schwankte der Kampf, an anderen trieb die socialistische Wählerschaft einen solchen Keil in die anderen Parteien, daß keine Mehrheiten zu Stande kamen und sogenannte Stichwahlen nöthig wurden. Fragt man, wo der Boden am günstigsten für den gemeinsamen Gegner ist, so stoßen wir auf eine gewisse Mannigfaltigkeit der ihm vortheilhaften Bedingungen. Einen ganz natürlichen Boden, auf den er so zu sagen ein Recht hat, bilden die großen Städte, voran Berlin, Hamburg, Breslau, Elberfeld, Bremen, Lübeck, wo ein starkes Proletariat leicht erregt und concentrirt werden kann. Eigenthümlicher Art sind, wie bereits erwähnt, die Elemente, aus denen der Socialismus im Königreich Sachsen seine Nahrung zieht. Nicht nur die Politik, sondern auch die Industrie des Landes kommt diesen Elementen zu Statten. Von den zwölf Klassenkämpfern des Reichstages sind sieben in Sachsen gewählt.

Von Schleswig-Holstein haben wir schon gesprochen. An der Spitze der Bewegung marschirt das Fürstenthum Meuß älterer Linie. Dieses souveräne Land ist in seiner Totalität durch einen Socialisten im Reichstage vertreten, welchem schon beim ersten Wahlgang die Mehrheit der abstimmenden Bevölkerung zulief. Der von 47,000 Seelen bewohnte Großstaat steht also bereits mit einem Bein im Staate der Zukunft. Gott erhalte Deutschland seine berechtigten Eigenthümlichkeiten! Da, wo der locale Sondergeist über stärkere Hebel verfügt als den socialistischen, verzichtet er auf diesen. Wo z. B. die Ultramontanen von Hause aus Macht genug haben, kommt der Klassenkrieg überhaupt nicht auf. So in den katholischen Theilen von Baiern, so in Elsaß-Lothringen. Hier ist von Socialisten nichts zu entdecken. Jedes Mißvergnügen findet da sein Unterkommen bei der herrschenden Partei des Widerstands, die nur, wo sie nicht allein stark genug ist, Bündnisse eingeht. Diese Bündnisse, schon lange von unseren Papisten gesucht, werden in neuester Zeit mit besonders auffälligen Demonstrationen von den protestantischen Orthodoxen der Socialdemokratie angetragen. Es ist ja auch nicht zu leugnen, daß zwischen dem Geschäft der kirchlichen und der weltlichen Glückseligmacherei eine gewisse Wahlverwandtschaft besteht, welche auf den Gedanken führen kann, gemeinsam zu operiren. Erst kürzlich hat das Haupt der Christlich-Socialen in klaren Worten die nahe liegende Parallele gezogen zwischen den „Wechseln auf die Sterne“, welche seine Partei, und den Wechseln auf das communistische Paradies, welche die Partei Most anbiete, und man kann ihm kaum Unrecht geben, wenn es mit der Betrachtung schloß, daß seine Anweisungen auf den Himmel den unbestreitbaren Vorzug besäßen, dem Inhaber, wenigstens so lange er auf Erden walle, keine Enttäuschung zu bereiten. Da aber trotzdem die Religion des Communismus zu anziehend wirkt, als daß die strenggläubigen Eiferer hoffen dürften, ihr blos mit den Verheißungen der Religion erfolgreiche Concurrrenz zu machen, so ist ihnen die Nothwendigkeit aufgebrängt, die Wechsel auf die Sterne zugleich mit einer irdischen Nothadresse zu versehen, und darum wird denen, welche hübsch fromm sein wollen, als Gratisbeilage auch eine „Lösung der socialen Frage“ versprochen. Warum auch nicht? Das vielverbreitete Recept, denkt man, läßt sich eben so gut in jeder orthodoxen Apotheke bereiten, wie in der atheistischen. Nur zwei Ingredientien braucht man ja zu diesem Trank: den Haß gegen das herzlose Capital und den Zauber der corporativen Gliederung. Wiederherstellung der Zinsverbote und der Zünfte, Zurücknahme aller Geseze, welche die Freiheit der Bewegung gaben, sind das nicht blos bescheidenere Formen für die Schaffung von Nationalwerkstätten und Abschaffung des Capitals? Aber trotz aller verborgenen Ideengemeinschaft bleibt es doch ein wunderliches Unternehmen, sich in den Strom zu werfen, da wo er am reißendsten ist, um gegen den Strom zu schwimmen. Auch enden dergleichen Versuche regelmäßig damit, daß der Schwimmer thalwärts mitgerissen wird. Es ist charakteristisch für den Gegensatz der politischen und socialen Instincte in Deutschland und Frankreich, wie verschieden die kirchliche Reaction sich den staatsfeindlichen Tendenzen gegenüber in beiden Ländern benimmt. In Frankreich drängt ein großer Theil der Besthenden sich nach dem Katholicismus hin,

weil er glaubt durch diesen den Bestand von Staat und Gesellschaft zu retten. In Deutschland wirft sich der Katholicismus den staatsfeindlichen Tendenzen in die Arme, um sein ultramontanes Geschäft zu beleben. Dort wird man katholisch oder protestantisch fromm aus conservativen Beweggründen, hier wird man destructiv aus katholischer oder protestantischer Frömmigkeit. Dort hegt man das Kirchliche, weil es dem Staate und der Gesellschaft dienen soll, hier bekämpft man Staat und Gesellschaft, weil sie dem Kirchlichen unbecquem sind.

In allen frommen Vereinen und Versammlungen werden den Socialisten Concessionen gemacht, dagegen wird man vergeblich nach einer socialistischen Rundgebung suchen, welche auch nur von ferne die frommen Zuborkommenheiten erwiderte. Die Partei fühlt ganz gut, daß ihrem jugendlichen Alter die rücksichtslose Offenheit am besten entspricht.

Den besten Einblick in die Entwicklung der socialistischen Propaganda geben die officiellen Berichte ihrer jährlichen Congresse. Dieselben bieten ein so bequemes und gebrängtes Material, daß man es jedem deutschen Reichsbürger zum Studium empfehlen muß. Die „Protokolle der Socialistencongreffe“ (diesmal zu Gotha vom 27. bis 29. Mai 1877) werden in Hamburg, „Druck und Verlag der Genossenschafts-Buchdruckerei“, ausgegeben. Für 25 Pfennige ist hier mehr Belehrung zu holen, als in der ganzen hochaufgelaufenen Literatur über die sociale Frage. Man kann der Darstellung nicht vorwerfen, daß sie großprahlerisch auftrete; die Thätigkeit, die Personen, die Ideen, Alles erscheint ungeschminkt in einem naturgetreuen Facsimile. Wer da liest, wie offen und gelassen hier die Mittel und Wege zur Auflösung aller vorhandenen Ordnung discutirt werden, dem müßte gewiß zunächst der Gedanke kommen, daß nur ein äußerst gesundes Gemeinwesen so kühl sich diesem Treiben gegenüber verhalten könne. Wer aber Menschen und Zustände näher kennt, weiß, daß diese Gemüthsruhe nur in dem mangelhaften Empfindungsvermögen der Bedrohten seine Erklärung hat. Dem jüngsten Berichte seien hier nur die Mittheilungen über Vorgänge entnommen, welche, wie der Referent des Congresses richtig hervorhob, mit der Zunahme der Anhängerschaft in innigster Wechselwirkung stehen.

„Zu den Erfolgen, welche wir zu verzeichnen haben, hat neben der mündlichen Agitation wesentlich unsere Presse mit beigetragen“, sagt der Bericht-erstatte, indem er auf die nähere Schilderung dieser Verhältnisse eingeht.

Bis vor Kurzem war der socialistische Bund bekanntlich in zwei Hauptlager getheilt, die ihre Abstammung einerseits auf Marx, andererseits auf Proudhon zurückführten. Beide Richtungen waren auch durch zwei verschiedene Organe vertreten, die sich Jahr aus Jahr ein gegenseitig auf's heftigste angriffen. Aber da die Partei ihre gemeinsamen Interessen besser versteht als irgend eine andere, so arbeitete sie längst an einer Verschmelzung, welche im Jahre 1875 endlich zu Stande kam. In Folge dessen verschwanden auch die zwei älteren Hauptblätter und an ihre Stelle trat ein einziges Centralblatt des deutschen Reichsocialismus, das in Leipzig erscheinende „Vorwärts“. Die Abonnentenzahl desselben wird auf 12,000 angegeben. Neben dem „Vorwärts“ bestehen in Deutschland noch 41 socialistische Blätter, dazu ein ebenfalls socialistisch

gehaltenes belletristisches illustriertes Blatt „die Neue Welt“ und 14 Gewerkschaftsorgane, welche mehr oder minder ebenfalls im Geist des Socialismus gehalten sind <sup>1)</sup> (Worte des Berichterstatters).

Aus Frankreich ward uns vor einigen Monaten berichtet, daß der erste Versuch mit Einem socialistischen Blatt gemacht worden. Ueber dessen Erfolg hat seitdem noch nichts verlautet <sup>2)</sup>. Von den 41 politischen Organen der deutschen Socialdemokratie erscheinen 13 täglich, 13 erscheinen dreimal die Woche, 3 zweimal, 11 sind Wochenschriften <sup>3)</sup>. Fünfundzwanzig dieser Blätter werden in Druckereien hergestellt, welche socialistischen Genossenschaften gehören. Solcher Druckereien existiren dormalen in Deutschland 14. Eine Vergleichung dieser Literatur zeigt gegen das Vorjahr eine Zunahme um 18 Blätter im Laufe von neun Monaten.

„Der Aufschwung unserer Presse,“ sagt der Berichterstatter, „ist deshalb geradezu ein großartiger zu nennen, zumal dieselbe nicht bloß in Bezug auf die Zahl der Blätter zugenommen, sondern sich, und das ist das Wesentlichste, in Bezug auf Abonnenten mindestens verdoppelt hat. Wenn auf dem vorjährigen Congreß die Zahl der Abonnenten, inclusive des Unterhaltungsblattes „Die Neue Welt“ auf nahezu 100,000 angegeben werden konnte, so beläuft sich dieselbe jetzt, nach den Wahlen (vom Januar 1877) ohne die „Neue Welt“ auf weit über 100,000; die „Neue Welt“ selbst hat aber einen Abonnentenstand von 35,000, der von Woche zu Woche steigt.“

Seit dieser Berichterstattung ist die periodische Literatur noch durch eine Monatschrift „die Zukunft“ vermehrt worden, welche, wie wir sogleich des Näheren sehen werden, die Aufgabe hat, den für das deutsche Bedürfnis so wichtigen „wissenschaftlichen“ Standpunkt des Socialismus zu vertreten.

Außer diesen regelmäßig erscheinenden Organen werden natürlich Flugchriften ohne Zahl veröffentlicht. Eine besondere Rolle spielt der socialistische Kalender, der „Arme Konrad“, zur Erinnerung an den Bauernkrieg so genannt.

Die Stellung, welche der Socialismus bei uns durch seine Press- und Vereinsthätigkeit einnimmt, würde genügen, um Deutschland den Namen des klassischen Landes des Klassenkampfes zu sichern. Doch treten noch mehrere andere Gründe zur Bekräftigung dieses Anspruches hinzu. Deutschland ist die Pflanzschule für die Ausbreitung und Vertretung dieser Lehren in der übrigen Welt, ist der apostolische Sitz des neuen Glaubens, von dem die Missionare in aller Herren Länder entsendet werden und in allen Zungen predigen. Wo irgendwo in Europa oder Amerika ein communistischer Congreß oder Aufstand zu verzeichnen ist, finden sich auch Deutsche an der Spitze, oder sie sind auf die

<sup>1)</sup> Die „Gewerkschaften“ sind zu unterscheiden von den zur Süßwasser-Socialistik gehörenden Hirsch-Dunder'schen „Gewerkvereinen“, welche sich für Gegner der Socialdemokratie halten, und von den letzteren als thatsächlich machtlos mit Verachtung behandelt werden.

<sup>2)</sup> Auch die Arbeitercongreß, welche 1876 in Paris und eben wieder in Lyon getagt haben, stehen nicht auf dem politischen Boden unserer Socialdemokratie. Zunächst sind es nicht socialdemokratische Vereine, sondern die verschiedenen Gewerbe-genossenschaften, welche die Delegirten entsenden. In seiner Eröffnungsrede sagte der Vorsitzende des Lyoner Congresses: Die Versammlung werde durch ihre Haltung beweisen, daß in ihre Gefinnung nichts von Haß gegen die Vermögenden einfließe, und eine Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse liege ihren Ideen fern. Diese Worte wurden mit einstimmigem Beifall aufgenommen.

<sup>3)</sup> Diese Ziffern ergäben nur 40 im Ganzen. Doch so steht es im Protokoll.

Führung von vorwiegendem Einfluß. Bei den großen Weltcongressen der Internationalen, welche seit dem Jahre 1866 in Genf, Haag, Brüssel abgehalten wurden, standen immer die Deutschen im Vordergrund. Die englischen Communisten waren in Genf 1873 durch den deutschen Schneider Eccarius vertreten, von welchem allerdings der im Januar 1874 zu Sheffield versammelte Congreß der englischen Arbeitervereine nichts wissen wollte. Neben Eccarius ragen in Genf noch ganz besonders die Deutschen Joh. Phil. Becker und Amandus Gögg hervor. Den Haager Congreß präsidierte Marx in Person (1872). Ähnliches erfahren wir aus Amerika. Der gewaltige Aufstand der Eisenbahnarbeiter, welcher im Sommer 1877 eine Reihe großer Städte der Union heimsuchte, hatte schon im Jahre 1873 sein kleineres Vorspiel, das, wie es Vorspielen oft passiert, unbeachtet blieb. Auch damals schon fanden socialistische Arbeiterversammlungen statt, und bei einer Ende December (1873) in Chicago abgehaltenen hielt der Vorsitzende seine Reden in beiden Idiomen, indem er zuerst englisch sprach und dann den Text auf deutsch wiedergab. Und bei den blutigen Excessen, welche um dieselbe Zeit unter Aufpflanzung der rothen Fahne auf Tompkin-Square zu New-York stattfanden, hießen die Hauptredner Christian Meyer und Josef Höflicher; die Gesellschaft, welche damals die communistischen Sturmpetitionen zu Chicago veranstaltete, trug den aus Deutschland importirten, noch heute bei uns öffentlich beglaubigten Titel: „Socialpolitischer Arbeiterverein“.

Die Anfänge aller communistischen Verbindungen in Amerika werden auf deutsche Stiftung zurückgeführt. Die „Internationale Arbeits-Föderation“ von 1867 wurde von den deutschen Sendlingen der Marx'schen Mutterloge gegründet, und Chicago, einer der Punkte des Westens, den die deutschen Einwanderer vorzugsweise aufsuchen, ward ihr Hauptquartier. Die große Katastrophe im Juli 1877 liefert auch wieder deutsche Namen, sobald sie sich von der bloßen Arbeitseinstellung zur socialistischen Verschwörung erweitert. Zu dem großen Meeting, welches die Internationale auf den 25. Juli nach New-York berief, wurden zwei Tribünen aufgeschlagen, eine für die Englisch- und eine für die Deutschsprechenden. Hier begegnen wir einem Hauptredner, mit Namen Justus Schwab. Bei einem ähnlichen Versuch in St. Louis, welcher mit Gewalt unterdrückt wurde, figuriren unter den verhafteten Räbelsführern wieder zwei deutsche, Fischer und Kuhriem; letzterer hatte am 26. Juli, als der Pöbel für einen Moment siegreich schien, ein Telegramm nach Leipzig abgelesen: „St. Louis, Stadt von 300,000 Seelen, ist in unserer Gewalt!“

In der Schweiz ist das internationale Element da am stärksten, wo auch der deutsche Einfluß am größten ist, im Canton Zürich. Genf ist nur wegen seiner Lage zwischen drei Sprachgebieten zum Stellbühnen für die Agitatoren erwählt worden. Das geistige Oberhaupt der ganzen Internationalen ist bekanntlich der Deutsche Karl Marx, dem sein Landsmann, Friedrich Engels, als Vicar zur Seite steht. Die Statuten, welche der Constituierung der Internationalen auf dem Genfer Congreß 1866 zu Grunde gelegt wurden, sind ausschließlich von Marx verfaßt. Auch der zweite große Congreß der Internationalen im Haag (1872) war das Werk von Marx. Unter den 65 Namen

der daselbst Versammelten begegnet man 25 Deutschen. New-York und Zürich sind durch Deutsche vertreten. Man kann, wie in einer Beleuchtung dieser Verhältnisse geschehen<sup>1)</sup>, das großthuerische und windbeutelige Auftreten dieser Leute herauskehren und davor warnen, die unbedeutenden Menschen, die sich dazu drängen, wichtig zu nehmen. Interessant bleibt immer, wie auch die abenteuerliche und selbst die komische Partie der Agitation ihr stärkstes Contingent aus Deutschland bezieht.

Selbst wenn man von der Nationalität der Personen absieht, welche sich zu Trägern dieser Ideen gemacht haben, muß man noch an der Auffassung festhalten, daß der Inbegriff der heute umgehenden socialistischen Formeln geistiges Eigenthum der Deutschen ist, nicht zwar seinen Anfängen nach, aber kraft des Rechts der Aneignung durch selbständige Bearbeitung (Specification). Die alte französische Social-Literatur, die von den dreißiger bis in die fünfziger Jahre hinein beinahe ausschließlich das Gebiet beherrschte, ist längst bei Seite gelegt, in Vergessenheit gerathen — zu sehr, weil man sonst besser wüßte, daß alle gelehrten und ungelehrten Programme der deutschen Gesellschaftsretter eigentlich doch nur die alten Steine in einem neuen Baustil untergebracht haben. Auf St. Simon und Fourier, auf Cabet und Considérant beruft sich Keiner mehr. Louis Blanc's „Organisation der Arbeit“ ist in die „planmäßige Production“ wissenschaftlich und sogar gottesfürchtig vertieft worden. Proudhon ist längst als ein „elender Bourgeois“ gebrandmarkt, dagegen verschmäht nicht der frömmste aller deutschen Protestanten, Pastor Todt, in seinem neuesten Organ<sup>2)</sup> auszurufen: „Der heutige Concurrenzkampf ist nichts als ein durch Eigenthumsillusionen verhäßtes System von Expropriationen!“ „La propriété c'est le vol.“ Mit anderen Worten sagt das der Pfarrer auch.

Die Gesamtheit der Theorien in allen ihren Abstufungen von der Formulirung des brutalen Klassenkriegs bis zu den sanftesten Tönen des Appells an die Menschen- und Christenpflichten trägt heut ganz vorherrschend das Gepräge des deutschen Ingeniums. Kein Land der Welt kann an gelehrter und ungelehrter Literatur einen solchen wuchtigen und umfangreichen Bestand auf diesem Gebiete nachweisen wie wir, und was wir darin leisten, ist durch und durch gesättigt vom deutschen Geist, zeigt die Spuren seiner Stärke und seiner Schwächen. Namentlich auf dem Gebiete der gelehrten Socialistik stehen Frankreich und England hinter uns zurück. Was socialistisch in Italien angehaucht ist (dessen verständiges Volksnaturell der ganzen Richtung von Grund aus unzugänglich ist), beschränkt sich auf eine geringe Zahl jüngerer Gelehrter, welche Deutsch verstehen und sich als Schüler unserer Meister bekennen. Am bezeichnendsten aber für den nationalen Charakter des deutschen Socialismus ist der Anflug wissenschaftlicher Färbung, der ihm selbst in den derbsten revolutionären Kreisen bewahrt bleibt. Wissenschaftliche Feinschmecker, Marx und Lassalle

<sup>1)</sup> Franz Mehring, „Die deutsche Socialdemokratie“, Bremen 1877, eine Darstellung, welche viel Material in ansprechender Form verarbeitet hat.

<sup>2)</sup> „Der Staatsocialist. Wochenschrift für Socialreform“ (von einem Pictisten, einem Schupzöllner und einem Agrarier gestiftet).

haben die Evangelien des neuen Arbeiterbundes geschrieben, Professoren und philosophische Gelehrte wie Schäffle und Adolph Wagner, Robbertus, Dühring und Lange haben sie canonisch ausgelegt; und noch in den Pulver- und Petroleumsgesuch, den die wesentlich aus Arbeitern bestehenden Socialistencongreffe ausströmen, mischt sich etwas von dem feinen Dufte quintessenzirter Abstraction. Herr Liebknecht, der seine Studien gemacht hat, ist der eigentliche Spiritus rector der ganzen Verbrüderung, und seine persönliche Energie war es, welche über die verschiedenen Secten der Partei schließlich triumphirt und das schwere Werk ihrer Verschmelzung zu Stande gebracht hat. Wahrscheinlich ist in der Literatur und Geschichte des Socialismus kein Mann in und außer Deutschland besser bewandert als dieser Lobredner der Commune. Hat das nicht neben so vielem Abstoßenden auch etwas Anziehendes? Könnte es Einen nicht rühren, zu hören, daß derselbe Herr Liebknecht, der auf der Tribüne des Reichstags durch seine stark gepfefferten Reden die Nerven seiner Collegen zum Uebermaß reizt, ihrer Bibliothek fortwährend Sammlungen interessanter Werke aus dem Gebiet seiner „Wissenschaft“ verehrt? oder daß, competentem Zeugniß zu Folge, die socialdemokratischen Abgeordneten nicht nur zu den fleißigsten Lesern dieser Bibliothek gehören, sondern sich auch durch pünktliche Zurücksstellung und respectvolle Behandlung der Bücher auszeichnen? Und selbst der in's Römische gezogenen Erscheinung des Abgeordneten und ehemaligen Buchbinders Most, welcher mit Professor Mommsen um die Palme der römischen Geschichtsforschung ringt, ließe sich eine rührende Seite abgewinnen. Gäbe es nur nicht etwas Wichtigeres zu thun, als sich rühren zu lassen! In Wahrheit ist dieses Anknüpfen an die Wissenschaft darauf berechnet, die edelsten Triebe des deutschen Naturells zu mißleiten. Und nicht blos mit Berechnung haben wir hier zu kämpfen. Etwas Weiteres greift hier ein; nichts Geringeres als der organische Zusammenhang zwischen dem Besten und dem Schlimmsten, was in uns steckt! Nicht umsonst hat Marx seine internationale Camorra mit einem schwergelehrten Rüstzeug ausgestattet, welches mehr als sämtliche Erlasse „an die Proletarier aller Länder“ darauf eingerichtet ist, Dresche in den deutschen Geist zu legen. Und Lassalle ist auf nichts so stolz, als daß nach dem Erscheinen seiner Bücher über „Heraclitus“ und über „Das System der erworbenen Rechte“, Humboldt und Böck ihn, wie er zur Unterstützung eines Heirathsantrages sich brüstet, zu ihres Gleichen gerechnet hätten. Diese Sinnesart hat sich in der Ueberlieferung erhalten, bezeichnender Weise bis in dieselben Massen hinein, welche gelegentlich auch wieder zu dem wüthendsten Auftreten bereit sind. Es ist höchst interessant zu beobachten, wie die militärende Socialdemokratie ihre Aufgabe nach dieser Seite hin zu würdigen weiß. Die mehrfach erwähnten Protokolle des letzten Congresses geben auch hierüber sehr merkwürdigen Aufschluß. Zur Behandlung kam nämlich der Antrag: „Eine wissenschaftliche Revue in geeignetem Format monatlich zweimal in Berlin herauszugeben.“ Der Antrag war zunächst dadurch veranlaßt, daß in dem gemeinsamen Centralorgan „Vorwärts“ (aus dem ehemals einseitig Marx'schen Organ „Volksstaat“ hervorgegangen) die zu streng wissenschaftlichen Beiträge Anstoß erregt hatten. Ein Congressmitglied (Geib) unterstützte den Vorschlag mit der Begründung, durch dessen Annahme werde das „Vorwärts“ soweit ent-

lastet, daß es seiner agitatorischen Arbeit mehr als bisher genügen könne. „Eine Trennung der Wissenschaft von den Arbeitern, wie Manche befürchten, werde durch dies Organ entfernt nicht bewirkt. . . . Um der Revue vorzuarbeiten, empfehle er, Redner, schon jetzt halbmonatlich dem „Vorwärts“ eine wissenschaftliche Beilage gratis beizugeben.“ Auf verschiedene Einwürfe antwortet ein neuer Redner:

„Daß, jemehr das politische Leben in den Vordergrund trete, die wissenschaftliche Seite, wenn man für sie nicht besonders einstehe, zurücktrete. Allein es sei nothwendig, daß letztere gepflegt werde. Man habe vielfach gesagt, das „Vorwärts“ sei in der letzten Zeit zu viel für wissenschaftliche Arbeiten in Anspruch genommen und dadurch der agitatorische Zweck desselben behindert worden. Um die Verflachung der Partei zu verhindern, sei es aber nöthig, daß wissenschaftliche Arbeiten dem Volke geboten werden, und empfehle sich deshalb die vorgeschlagene Revue.“

Dieser Antrag fand denn auch schließlich die Mehrheit, und die wissenschaftliche Revue „Die Zukunft“ erscheint regelmäßig seit October in rothem Umschlag <sup>1)</sup>.

Man rühmt der preußischen Armee nach, daß ihre große Ueberlegenheit mit dem tiefen wissenschaftlichen Geist, der in ihr und über ihr walte, auf's innigste zusammenhänge. Wir erbauen uns an dem Gedanken, daß in der Persönlichkeit ihres großen Feldherrn der Typus des Gelehrten und des Denkers hervortrete. Sollte man nicht sagen, daß die Feldherren des Klassenkrieges einem so richtigen als feinen Instincte folgen, indem sie in ihrem Generalstab die Abtheilung für wissenschaftliche Socialdemokratie mit besonderer Liebe pflegen? Einen Vortheil gewinnen sie dadurch von vornherein für ihre Tactik, nämlich den, daß sie im literarischen Verkehr sich die Stellung der „meist begünstigten Nation“ sichern. Unter der sehr großen Zahl von Schriften, welche der deutsche Buchhandel seit einigen Jahren über die „sociale Frage“ in Umlauf setzt, wird man selten auf eine stoßen, welche auch bei der entschiedensten Ablehnung der neuen Lehre sich nicht mit ehrfurchtsvoller Scheu ihr näherte. Die Socialdemokratie bekennet als ihren ersten Glaubensartikel die offene Feindseligkeit der Arbeiterpartei gegenüber allen anderen Klassen (Art. 1 des officiellen Programms). Sie erklärt deren Ausrottung für ihr eigentliches Ziel. Weinake alle Widerlegungen schlagen im Gegentheil den bescheidenen Ton eines Vertheidigers an, welcher nur für mildernde Umstände plädirt. Mit Hilfe des „wissenschaftlichen“ Abzeichens ist die Socialdemokratie in eine Stellung eingerückt, vor der jeder Angreifer sich zuerst einmal verneigt, ehe er loschießt. Durch die antisocialistische Literatur geht ein Zug demüthiger Abbitte, welche zu sagen scheint: „Entschuldiget uns, daß wir der schönsten Klasse der Bourgeoisie angehören und glaubet an unser Versprechen künftiger Besserung.“ Wie der Sache so den Personen nähert man sich nur entblößten Hauptes. Alle Darstellungen des Lebens und der Lehre

<sup>1)</sup> Die Hefte, welche bis jetzt nur im Umfang von zwei Bogen halbmonatlich erscheinen, sind ganz in Form und Art unserer anderen periodischen Zeitschriften rebigirt, bringen Gutes und Mittelmäßiges, Bibliographie und Recensionen, und besäßen sich offenbar mit Hinsicht auf das, was zum Ernst erforderlich ist, auch einer gewissen Langweiligkeit.

Die in Zürich erscheinende Monatschrift die „Neue Gesellschaft“ kann auch zu den deutschen Organen der Socialdemokratie gerechnet werden.



Rassalle's glauben an das Titanendiplom, das er sich selbst ausgestellt hat. Wenn das die Ungläubigen und die Halbgläubigen thun, wie natürlich, daß die officielle Socialdemokratie ihm nach seinem Tode göttliche Ehren decretirt hat! Sieht man dagegen unbefangenen Auges in das biographische Material hinein, welches uns zu Gebote steht, so ist man betroffen von dem Alles beherrschenden Charakterzug grotesker Gedenhaftigkeit. Wenn es nicht sündhaft wäre, die Namen der großen Männer Deutschlands, derer, die noch leben, wie derer, die dahin gegangen, in einem Athem mit dem Namen dieses talentvollen Agitators zu nennen, so möchte man versucht sein, eine Parallele zu ziehen zwischen den Briefen, die wir von Jenen besitzen, und zwischen denen, welche die Rassalle-Literatur an's Licht gefördert hat. Ein lehrreicher Gegensatz fürwahr: das einfach menschliche Sichgeben, Denken und Fühlen wahrhaft großer Geister, und das hohle Gigantenthum eines Proletariatsbefreiers, der seine Märtyrerschaft in die Wolken hebt, um aus diesen Wolken in die parfümirten Boudoirs niederzusteigen. Dieser große Mann schreibt jungen Frauenzimmern, daß er geboren sei, um den Kampf mit einer Welt durchzufechten, und im selben Text erklärt er ihnen: noch niemals habe ein Weib ihm widerstanden, aber er habe noch niemals gehuldigt, denn ihm stehe nur an, zu nehmen, nicht zu geben; und so mehrere Bogen voll Renommisterei ohne Ende, abwechselnd mit Beschreibungen, wie die Arbeitercharen ihren Tribunen auf ihren schwieligen Händen im Triumph dahertreiben<sup>1)</sup>.

Es würde der Mühe nicht lohnen, bei dieser individuellen Abgeschmacktheit zu verweilen, wenn die andachtsvolle Behandlung, welche hier dem persönlichen Auftreten einer falschen Größe zu Theil wird, nicht charakteristisch wäre für gewisse andere — innerlich verwandte, wenn auch auf ganz anderem Gebiete sich breit machende — Erscheinungen. Sollte in dieser oder jener Sphäre aller kritische Sinn für's Lächerliche abhanden gekommen sein? Sollte jeder talentvolle Charlatan hunderttausend Deutsche — von den Deutschinnen zu schweigen — hinter sich her ziehen können, wenn er nur mit der nothwendigen Selbstgewißheit auf die Bühne tritt und versichert: er sei von Gott gesandt, das Bestehende an Haupt und Gliedern zu reformiren? Doch bleiben wir bei unserer Socialdemokratie!

Man braucht durchaus nicht anzunehmen, daß die halbe Million erwachsener Personen männlichen Geschlechts, welche bei den letzten Reichstagswahlen Stimmzettel auf socialdemokratische Candidaten lautend in die Urne geworfen haben, darum auch wohl einercirte und zum Loschlagen bereite Soldaten des Klassenkrieges seien, und daß, von den Verhältniszahlen der Wähler auf die der ganzen Bevölkerung zu schließen, der zehnte Theil der letzteren sich zum Socialismus bekenne. Ist doch überhaupt da, wo die großen Zahlen die großen Fragen beantworten sollen, nicht von der Voraussetzung auszugehen, daß die Antwort auf klaren, bewußten Entscheidungsgründen beruhe. Hier walten elementare Kräfte, welche anziehend oder abstoßend auf die Gesamtheit der Vorstellungen

<sup>1)</sup> Wie kindlich und bescheiden klingt, dazu verglichen, die Anrede, mit welcher der Vorgänger St. Simon sich jeden Morgen von seinem Bedienten weden ließ: „Levez vous Monsieur le comte, vous avez de grandes choses à faire.“

und mehr noch der Gefühle wirken. Was aber aus der noch dunstförmigen Unklarheit geistiger Massenbewegung in die Wahlurne hineinströmt, das kommt als Resultat zum festen Kern verdichtet heraus und wird von denen, welche mit bewußter Kunstfertigkeit das Instrument der öffentlichen Meinung spielen, zur Befestigung und Vermehrung ihres Einflusses verwerthet. Bis zu einem gewissen Grade ist es daher gleichgültig, ob der Anhang, über den die Führer des Klassenkampfes dormalen verfügen, den letzten Schlüssen und Absichten derselben auch bereits gewonnen sei oder nicht. Einstweilen dient er ihren Zwecken, und das ist die Hauptsache. Wie weit er unter gefährlicheren Umständen ihnen trotz seines unklaren Bewußtseins Heerfolge leisten würde, wollen wir im Verlaufe dieser Untersuchung in Betracht ziehen.

Vorerst gilt es, sich Rechenschaft zu geben, woher es kommt, daß der socialistischen Fahne unaufhörlich wachsende Mannschafft zuströmt. Mit der allgemeinen Natur der hier wirkenden Ursachen hat der erste Theil unserer Darstellung sich beschäftigt. Dieselben in alle Einzelheiten zu zerlegen und der Reihe nach aufzuführen, ist nicht nothwendig, schon weil das Meiste davon zur Genüge bekannt ist. Mit den Mißstimmungen der mannigfachsten Art, welche jede menschliche Gesellschaft stets durchziehen, geht es wie mit den kleinen Gewässern, welche in die größeren rinnen, und in dem das Gebiet beherrschenden Strom sammeln sich zuletzt alle Bächlein. So ist der Socialismus in Deutschland das Receptaculum einer Menge der verschiedenartigsten Unzufriedenheiten geworden, die, der stärksten Abkühlung ohne Wahl folgend, schließlich in das socialistische Flußbett hineinfidern. Diese Verwandtniß hat es mit den meisten Stimmen, die mit Namen wie Hasenclever oder Most zur Urne wandeln.

#### IV.

So irrig die Auffassung wäre, aus den öffentlichen Abstimmungszahlen auf den effectiven Bestand der socialistischen Kriegsbereitschaft zurückzuschließen, so falsch wäre es aber auch andererseits, anzunehmen, daß das Anwachsen dieser Zahlen gar nicht auf eine veränderte Richtung im Gedankenkreise der Abstimmenden hindeute. Den Führern und ihrem nächsten Gefolge steht doch etwas mehr als eine vom Zufalle in ihre Hände geschobene Masse zur Verfügung. Vor der allzu geringschätzigen Werthung menschlicher Gesammterscheinungen muß man sich hüten, zumal in Deutschland, wo das Denken sein Reich mehr als irgendwo sonst in die Breite und Tiefe des Volks erstreckt. Ideale, echte oder falsche, können bei uns nicht mächtig werden, ohne daß sie durch den ernstesten Denkproceß der Nation hindurch gehen. Die socialistischen Führer haben das mit That und Wort bekannt. Wer seinen Theil an der Zukunft haben will, muß zunächst für seinen Theil an der Wissenschaft sorgen.

Wie der deutsche Geist beschaffen ist, müssen wir, um uns die große Ausbreitung des Socialismus erklären zu können, den Lauf des socialistischen Gedankens stromaufwärts verfolgend, an die Stelle gelangen, wo die Quellen des Forschens und Wissens in fester Fassung zu Tage liegen. Aber bekanntlich braucht es auch keine mühevolle Entdeckungstreife, um diese Brunnenkammern aufzufinden. Es

steht als unbestrittene Thatsache fest, daß die Lehre und das Studium der Volkswirtschaft auf unseren Hochschulen sich im Anfang dieses Jahrzehnts mit Vorliebe den socialistischen Problemen zugewandt hat. Die Universitätsgelehrten der Nationalökonomie, welche etwas früher oder später sich nicht zur „Lösung der socialen Frage“ in irgend ein mehr oder minder zustimmendes Verhältniß setzten, gehörten zu den Ausnahmen und schienen auf den Aussterbeetat kommen zu sollen. Einige wenige haben sogar schließlich mit anerkennenswerther Offenheit erklärt, daß sie den socialistischen Standpunkt sans phrase einnehmen. Das die ganze neue Richtung bezeichnende Wort hätte sicherlich nicht so rasch Eingang in die Sprache gefunden, wenn die charakteristische Erscheinung nicht nach einem Ausdruck verlangt hätte. Wie in keinem deutschen Verikon mehr der „Ratheder-socialismus“ fehlen darf, so ist er auch schon über unsere Grenzen hinausgedrungen. Den Lesern publicistischer Literatur in Frankreich sind die deutschen „Socialistes de la Chaire“ eine geläufige Bezeichnung, wie den Italienern die „Socialisti della cattedra“.

Dem Inhalte nach läßt sich der akademische Socialismus schon deshalb hier nicht erschöpfend charakterisiren, weil im Verlaufe weniger Jahre alle möglichen Schattirungen sich herausgebildet haben. Im Großen und Ganzen ist seit dem ersten Anlauf in den grundlegenden Congressen (zu Eisenach) die Haltung eine viel ruhigere geworden. Nur selten noch treten die Versuche zur „wissenschaftlichen Lösung der socialen Frage“ auf, und die einzelnen wirtschaftlichen oder socialen Probleme, denen man seine Arbeit widmet, werden vom Standpunkt der versöhnlichen Anlehnung an die gegebenen Verhältnisse aus behandelt. Man könnte auch in die Einzelheiten dieser Doctrinen nicht eintreten, ohne die Zahl der Bücher über die sociale Frage — und alle nennen sich wissenschaftlich — mit denen wir so reichlich gesegnet sind, um Eines zu vermehren. Es handelt sich für unsere Aufgabe weder um eine solche Darstellung, noch um eine Polemik, sondern nur um den Hinweis auf den Einfluß, welchen die akademische Betheiligung an den socialistischen Versuchen auf die ganze Bewegung ausgeübt hat. Dieser Einfluß ist eben deshalb so groß geworden, weil eine Theorie, sobald sie sich der Universitäten bemächtigt hat, damit auch von unserer Literatur und sogar von unserem Leben Besitz ergreift.

Auf diesem Wege kam eine Reihe von stereotypirten Formeln in Umlauf, mit welchen Groß und Klein in der Presse und in den Versammlungen Ball spielt — als da sind: daß die Vermögensungleichheit jetzt größer sei als in älteren Zeiten, daß die Massen unglücklicher seien als ehemals, daß das Vermögen einseitig in festen Händen bleibe und ihnen allein zuwachse, daß das Capital der Arbeit gegenüber allmächtig herrsche, ihr seine Gesetze widerstandslos vorschreiben könne, und was dergleichen Axiome derselben Gattung mehr sind. Aus solchen Vorberfäßen, welche so ziemlich das Gegentheil der Wahrheit enthalten, wurde dann die Folgerung gezogen, daß die bisher in Kraft gewesene Ordnung der Gesellschaft verworfen, und durch eine andere ersetzt werden müsse, daß es Sache der Regierung und Gesetzgebung sei, dies zu besorgen, und schließlich schien es Vielen das Einfachste, den Plan zu einer gerechteren Weltordnung und zu einer dieselbe auch für alle Zukunft regulirenden Ueberwachung

bei der „Wissenschaft“ zu bestellen. Die „Wissenschaft“ ließ es sich nicht zweimal sagen. Nun begaben sich eifrige Jünger an das Entwerfen von Rettungsprojecten für die menschliche Gesellschaft. Die Einen erfannen Systeme, nach denen die Arbeiter in historische und organische Gruppen eingefügt werden müßten, um dem „Capital“ Widerstandskraft entgegensetzen zu können; Andere erfanden Steuern, durch welche die Ungleichheit des Besitzes nach Möglichkeit ausgeglichen würde. Während auf dem Steuertweg Dem, welcher — immer nach Ansicht der „Wissenschaft“ — zu viel hatte, dieses Zuviel genommen und Dem, der zu wenig hatte, zugewendet werden sollte, gaben Andere Mittel an, wie zu verhüten sei, daß ein Mensch durch bloßen Zufall „ohne sein Verdienst“ reicher werde, weil beispielsweise durch die „Conjunctur“ des Marktes die in seiner Hand befindliche Waare zu einem höheren Marktpreis gelangt wäre. Daraus wurde denn auch sogleich ein „wissenschaftlicher“ Begriff: „Conjuncturengewinn“. Alles Mögliche wurde in dergleichen Kategorien untergebracht; und da die ganze geistige Gährung ihren Sauerteig aus der „Grünberzeit“ empfangen hatte, so findet sich auch jedes Infusorium dieser Schöpfungsperiode unter dem Mikroskop des Staatsheilkünstlers wieder, nur natürlich in den wissenschaftlichen Begriff eingelapfelt. Man könnte beinahe die Gummiräder, mit denen ein Duzend Gründer im Uebermuth ihres individualistischen Egoismus sich den für Alle gleich sein sollenden Ungleichheiten des Berliner Straßenpflasters zu entziehen suchten, in den Capiteln wieder finden, wo die Wissenschaft mit ihrer Messungen den sittlichen Luxus von dem unsittlichen scheidet, damit auf Grund dieser Eintheilung der Gesetzgeber die erlaubten Wege des Genießens bei Strafe des Verlustes der Genußmittel vorzeichne. Mit Einem Satz sprang die Gelehrsamkeit mitten in den Schwarm der Eintagsfliegen hinein, welche die Sonne Eines Morgens ausgebrütet hatte. Der Unwille über plötzlich und arbeitslos erworbenen Besitz hat sichtlich dem größten Theil der damals entstandenen socialwissenschaftlichen Literatur seinen Stempel aufgeprägt, weshalb sie eben auch ein so vortreffliches Arsenal geworden, aus welchem die Angreifer geringer Art sich Waffen holen konnten. Nichts ist charakteristischer für die sich durch Alles durchziehende Auffassungsweise, als die stets wiederkehrende Klage über den glänzenden Ueberfluß, dessen sich Wenige erfreuen. Denn nichts verräth deutlicher, daß diese scheinbar im Namen des Proletariats erhobene Klage gar nicht von demselben herkommt. Für den Besitzlosen ist nämlich der Hausstand des kleinsten Kleinbürgers genau so starker Gegensatz, als der prunkende Luxus des Palastes, und mit Recht. Die Schätzung der Unterschiede beginnt erst in höheren Regionen, und was in den besitzlosen Schichten an Unwillen gegen übertriebenen Luxus wirklich empfunden wird, ist erst aus dem Geist der Besitzenden in sie hineingetragen worden. Prüft man die Schilderungen und Urtheile etwas näher, so entdeckt man sogar in dem Gegenstand des Anstoßes nirgends das schlechthinige Uebermaß des Besitzes oder des Verbrauches, sondern nur einen in neuer augenfälliger Manier erlangten Besitz oder einen in neuer augenfälliger Manier vor sich gegangenen Verbrauch. Opulentes Vermögen mit opulentem Hausstand hat es von jeher gegeben, und wer Schilderungen des Hoflebens und der Lebensweise des Landvolkes von vor hundert Jahren

nachlesen will, wird unmöglich bestreiten, daß sinnlose Verschwendung und jämmerliches Elend damals viel größere Contraste boten als heutzutage, gerade wie auch die Besitzenden heute viel arbeitsamer geworden sind, als sie ehemals waren. Was neuerlich Anstoß erregte, war, daß eine gewisse Sorte von Leuten durch gewisse Manipulationen schnell zu Gelde gekommen waren und daß sie von dem raschen Gewinn einen augenfälligen und übermüthigen Gebrauch gemacht hatten. Diese schon oft da gewesene Erscheinung fiel dem nächsten Zuschauerkreis, aus dem auch die socialistische Schriftstellerei sich recrutirt, in die Augen und wurde so rasch von ihr als großes Argument verworthen, daß sie nicht einmal Zeit fand, den fünften Act des Schauspiels abzuwarten, welcher bekanntlich auf echt moralische Weise lehrt, daß mit der Flöte davon geht, was mit der Trommel gewonnen ward. Wenn der Socialismus nur an diesen Ausgeburten des Moments Anstoß nähme, so wäre ihm halb geholfen. Aber sind ihm die altererbten Besitzthümer der Fürsten, Grafen und Barone oder der großen Handelshäuser ehrwürdiger, als die neugewonnenen Reichthümer der Börsenspeculanten? Paßt das hundertjährige Ahnenschloß mit seinen feierlich ernststen Hallen besser in sein System als die prunkende Villa des Emporkömmlings? Wird sein Bedürfniß nach Gleichheit weniger verletzt durch die Sammtschleppe, welche ein Page nachträgt, als durch die Atlaschleppe, welche eine Lieferantengattin im Staub der Promenade nachschleift? Nein! hier hat man es gerade ausschließlich mit Empfindungen der Bourgeois-Seele zu thun. Sie haben weder mit den Grundsätzen des Socialismus noch mit den Wahrnehmungen des Proletariats etwas gemein. Hier, wie in vielen anderen Fällen, hat die Quelle bürgerlicher Mißempfindung den Strom socialistischer Agitation gespeist. Wie Mancher, der sich im Spiel ruinirt hat, ist aus Mißmuth darüber den Ideen einer gerechteren Gütervertheilung erst zugänglich geworden! Wie Viele — wer kennt ihrer nicht! — haben aus dem Jammer eines unglücklichen Börsenseldzuges heraus socialistische Abhandlungen über die Unfittlichkeit des Capitalgewinnes geschrieben! Und auch mancher verunglückte Actienjäger ist bei den Gründerprocessen als Eideshelfer der höchsten Gerechtigkeit wieder aufgetaucht!

Es wäre nur mit Mühe zu fassen, daß die mit Recht wegen ihres Ernstes berühmte und oft wegen ihrer Schwerfälligkeit angeklagte deutsche Wissenschaft sich eine Zeit lang mitten in diesen Strudel stürzte, um, noch triefend von allen trübten Wassern, die darin kreisen, wieder emporzusteigen, die Hände voll von Prospecten und Vorschlägen zur ewigen Entsündigung der Welt; es wäre nur mit Mühe zu fassen, wenn wir nicht wüßten, daß man auch des Guten zu viel thun kann. Auch der wissenschaftliche Sinn kann übertrieben, die wissenschaftliche Potenz kann überschätzt werden, eine Uebertreibung und Ueberschätzung, die um so begreiflicher ist, je Größeres Deutschland seiner Wissenschaft verdankt. Weil wir so viel in und mit ihr vollbracht, glaubte man einfach, es müßte Alles damit zu vollbringen sein. Und wo einmal naiver Weise der gute Glaube wirkt, stellt sich auch natürlich alsbald das Interesse ein, um ihn zu beleben und auszunützen. Nun sollten auf einmal die Wissenschaft und ihre Jünger alle Probleme des Lebens lösen, und wer immer ein Problem lösen wollte, mußte

natürlich auch seine Methode für Wissenschaft ausgeben. Es ist ja richtig, daß der Deutsche sich im Ganzen mehr durch Geschicklichkeit zum theoretischen Vorne als zum Leben auszeichnet. In seinen Kopf geht Alles hinein, und in seinem Kopf bringt er Alles fertig. Andere Nationen machen viel mit ihren fünf Sinnen und zehn Fingern, ohne sich im Verstande so viel Rechenschaft davon zu geben. Wir sind mehr gelehrig als anständig, haben mehr Kritik als Geschmack, unsere Ueberlegenheit zeigt sich mehr da, wo wir mit umsichtiger Vorbereitung arbeiten, als da, wo der Augenblick zum Improvisiren auffordert. Als wir nun im Zeitraum weniger Jahre zwei mächtige Nachbarreiche auf den Schlachtfeldern und im Cabinet besiegt hatten und die Welt fragte: woher wir die Mittel dazu genommen, besannen wir uns auf das Geheimniß unserer Stärke und glaubten das Richtige gefunden zu haben in der Antwort: „der Schullehrer hat die Schlacht von Sabotwa gewonnen!“ Aller Vermuthung nach war es ein Schullehrer, der diesen Spruch erfunden hat, denn is fecit cui prodest. Schon vor Jahren hat Laster, den Niemand wegen Unterschätzung der Doctrin in Verdacht haben wird, vor diesem Dictum gewarnt, welches die Welt auf den Kopf stellt. Denn nichts kann weniger in der Schule beigebracht werden als Genie, und den Ausschlag zum Großen, was Deutschland vollbracht, gab das Genie der großen Männer, die im richtigen Moment sein Geschick in ihre Hände nahmen. Staats- und Kriegskunst sind zwei Künste, nicht zwei Wissenschaften, wohl zu merken! Dem Geheimniß der Feldherrnkraft nachzuspüren ist uns nicht gegeben; was aber das Politische angeht, so ist gewiß: weniger von einem Schullehrer hat nie ein Deutscher an sich gehabt als der Reichskanzler. Man könnte beinahe sich fragen, wie ein Mann, der so schroff das Gegentheil von einem Schullehrer ist, in Deutschland geboren werden konnte? Deutschland hat endlich den Bann, der es so lange danieder hielt, durchbrochen, eben weil es einen Staatsmann fand, der so ganz anders geartet war, wie alle anderen. Denen freilich, welche Natur und Schicksal demokratisiren wollen, indem sie lehren, Niemand sei unersetzlich, paßt diese Auffassung nicht; aber Niemand ist auch aristokratischer als Natur und Schicksal.

Nachdem nun der Schullehrer die Vorbeeren des Jahres 1866 in Sicherheit gebracht hatte, fielen ihm auch die von 1870 ohne Weiteres zu. Und als in dem von ihm eroberten und gegründeten deutschen Reich da und dort eine Blüthe sich zeigte, wer anders sollte berufen sein, sie auszufüllen, als er? Ein Taumel, der, wie wir allgemach constatiren, beinahe die ganze Welt bis tief nach Asien und Australien hinein ergriffen hatte, erweckte maßlose Nachfrage nach Arbeit und diese wieder erweckte maßlose Ansprüche der Arbeiter; aus Begehrlichkeiten und Verlegenheiten saugten die altbekannten und verbreiteten socialistischen Lehren neue Nahrung, und Jünger der Wissenschaft ließen sich allen Ernstes auf die Frage ein: ob nicht Staat und Gesellschaft von Grund aus umzuwandeln wären? Und die Schule, wohlverstanden, war es, die hier antworten sollte.

Die Wendung, welche das öffentliche Leben damit genommen hat, ist sehr gefährlicher Art. Wenn wir aus dieser Ueberschätzung der Schule nicht bald zum richtigen Maß zurückkehren, so laufen wir Gefahr, das gesammte deutsche Leben zu verderben. Indem wir der Wissenschaft Aufgaben stellten, die ihr nicht

zu kommen, würden wir das Leben durch die Wissenschaft und die Wissenschaft durch das Leben zu Grunde richten, und was Deutschlands größter Stolz und größtes Heil war, sein Vernunft und Wissen, würde zu seiner Plage und zu seinem Fluche.

Wissenschaft und Leben haben fortwährend wechselseitig von einander zu lernen; und im Austausch ihrer Schätze ist ihr Heil zu finden, nicht aber in der anmaßenden Herrschaft der einen über das andere. Zumal bei uns, wo die Menschen verschiedener Sphären einander durchschnittlich fremder gegenüber stehen, als gut ist. Das vielgepriesene Studentenleben selbst thut das Seinige dazu, dem studirten Mann die Neigung zu abgesonderter Existenzweise einzuslößen. Ein nicht geringer Theil der Studirten bleibt sein Leben lang in diesem Studententhum stecken, und wenn zu Ehren dieser Romantik und der Anhänglichkeit an die Jugendzeit sich auch manches Schöne sagen läßt: die Befreundung mit den Aufgaben des praktischen Lebens wird durch sie nicht gefördert. Manche alte und neue Klage über die Handhabung des Rechts fällt nicht bloß dem Buchstaben des Gesetzes zur Last, sondern dem Geist, in dem es der Richter zur Anwendung bringt. Der Richter, der aus der kleinen Universitätsstadt in die kleine Kreisstadt übersiedelt und da sein Burschenleben fortführt, ist nicht gerade der Mann, durch die Auslegung des Gesetzes den berechtigten Ansprüchen der vielgestaltigen Praxis nachzukommen, und auch da, wo wir neue Gesetze gemacht haben, um das Versäumte einzuholen, wird oft der Zweck vereitelt, weil die lebensfremde Auslegung den Sinn der Neuerung verkennet. Man denke nur an die Klagen, die wohl begründeten, zu welchen die Rechtsprechung in Sachen des Markenschutzgesetzes Anlaß gibt, oder an die Klagen über Mißgriffe in der Strafzumessung. Und wenn es so viel Mühe gekostet hat, das Institut der Handelsgerichte wenigstens theilweise dem Corpsgeist der Juristen abzugewinnen, so war derselbe Trieb zur Absonderung nicht ohne Antheil an diesem Widerstand. Auch die einst etwas heftig vorgebrachte Klage über den zu großen Antheil des Kreisrichters an der Gesetzgebung war nicht so ganz aus der Luft gegriffen, insofern sie gegen eine in der Enge des Daseins wurzelnde Abstraction Verwahrung einlegte. Nicht bloß an Juristen, sondern auch an Studirten anderer Fächer, lassen sich die Spuren dieser Einseitigkeit verfolgen, und es wäre ein Wunder, wenn wir sie nicht wiederfinden in den Reihen der eigentlichen strengen Gelehrtenwelt. Das Bewußtsein des höchsten wissenschaftlichen Berufs, die schöne Ehrfurcht, welche diesem von jeher der lernbegierige Sinn der Nation entgegenbrachte, und — doch auch sicher nicht zu vergessen — die Gewöhnung, mit einer passiven Zuhörerchaft andächtiger Jünglinge zu verkehren, müssen einen Grad von Selbstgewißheit geben, die leicht zu weit geht, wenn sie sich in die Welthandel mischt. Und dieser Versuchung erlag zur gegebenen Stunde mehr als Einer, als man ihm zurief, es sei seine Aufgabe, den staatlichen und gesellschaftlichen Bau von Grund aus zu revidiren. Denn die Rede ging ja, die ganze bestehende Ordnung der Dinge sei „bankrott“ geworden! Nach welchen Regeln war denn die neue Ordnung einzurichten? Diese wurden nun gesucht und aufgestellt, und zwar, wie man sich ausdrückte, auf wissenschaftlichem Wege. Die oberste dieser Regeln heißt: „Der Schwache muß gegen den Starken geschützt werden.“ Was läßt sich nicht Alles unter diese Formel bringen! Man kann sich anheißig machen,

jedes communistische Programm mit ihrer Hilfe bis in seine kleinsten Schrauben und Klammern hinein auszuarbeiten. Verliert man nur einmal den Sinn für die Unterscheidung zwischen Wissen und Können, glaubt man das Leben machen zu können, weil man seine Erscheinungen in Gesetze gebracht hat, so ist dem Selbstvertrauen keine Schranke mehr gezogen. Je ferner man dann dem Leben steht, desto zuverlässlicher wird man an die Arbeit gehen, desto gleichgültiger wird man auf die gegebenen Verhältnisse herabsehen. Nur wo es sich um die Aufgaben der Naturforschung im strengsten Sinn des Wortes handelt, kann das Probiren mit dem Studiren verbunden werden. Im Gegensatz hierzu stehen die Aufgaben der Wissenschaft vom Staat und von der Gesellschaft, denn diese hat ihrem Inhalt gemäß keine Objecte zur Verfügung, an denen sie, wie die Naturforschung, Experimente im Kleinen anstellen könnte. Bereitet doch selbst auf dem physikalischen oder chemischen Gebiet der Versuch im Laboratorium noch gar oft Enttäuschungen für die Ausführung in der Praxis. Das ist z. B. in der Metallurgie eine feststehende Erfahrung. Gäbe es Staaten, die sich, wie Frösche und Hunde, zu Versuchen eigneten, so hätten wir auch nichts dagegen, daß socialistische Experimente mit ihnen angestellt würden. Weil dies aber nicht der Fall ist, müssen wir das Leben im Großen vorangehen lassen. Doch nicht so urtheilten Die, welche sich verpflichtet hielten, die Wissenschaft mit der Aufgabe großer socialer Reformen zu belasten. Weil sich historisch nachweisen läßt, daß das Eigenthum nicht immer und überall nach denselben Modalitäten anerkannt worden ist, daß im Lauf der Zeit Freiheit und Unfreiheit des Verkehrs in verschiedenen Maßen gegolten haben, wurde der Anspruch erhoben, von doctrinswegen das Eigenthum modificiren und abschaffen, dem Verkehr seine Bahnen und Ziele vorschreiben zu können. Weil dieselbe spontane Kraft, welche die Lebensformen und Functionen der Gesellschaft in's Dasein gerufen hat, sie allerdings auch umgestaltet im Lauf der Zeiten, glaubte man sich an deren Stelle setzen und einen selbsterfundenen Mechanismus einfügen zu dürfen. Man folgte dabei zwar dem Anstoß, welchen der abstracte Rationalismus der französischen Socialisten seit einem halben Jahrhundert gegeben hatte; aber weil man dies sich selbst nicht eingestehen durfte, legte man sich den Titel und Charakter einer „historischen Schule“ zu. Die unhistorischste Auffassung des wissenschaftlichen Verufs vindicirte sich den Namen der hervorragend historischen. Als Savigny seine tiefe und schöne Arbeit über den Veruf unserer Zeit zur Gesetzgebung schrieb und darin den Begriff der historischen Schule in seiner Quintessenz niederlegte, kam er zu dem Resultate, daß seine Zeit nicht einmal der Aufgabe gewachsen sei, einen Coder des bürgerlichen Rechts zu machen, und im Grunde zwingt seine Betrachtung, consequent durchgeführt, zu dem Schluß, daß eigentlich nie eine Zeit berufen sei, die im stäten langsamen Fluß befindlichen Gewohnheiten und Anschauungen des Rechtslebens in feste Formen zu krystallisiren. Nun aber borgte man ihm seinen Namen ab, nicht um die Regeln des bestehenden Rechts schriftlich zu fixiren, sondern mehr als ein neues Recht: eine ganz neue Gesellschaft und einen neuen Staat zu erfinden. Während man dem Leben neue, meist in der Studirstube ausgeheckte Regeln vorschrieb, rief man den Namen des Mannes an, der sich scheute, das was das Leben gelehrt hatte,



in feste Vorschriften niederzulegen. Es steckt fürwahr ein Stückchen Communismus in dieser Aneignung des historischen Namens!

Wie war es nur möglich, daß eine Anzahl von Gelehrten, denen Niemand Tüchtigkeit der Kraft und Reinheit des Willens bestreiten kann, sich einen Augenblick zu solchen Extravaganzen verleiten ließ? Die übertriebene Auffassung des Lehrberufs allein genügt nicht, das zu erklären. Eine zweite Uebertreibung mußte sich damit verbinden, um so viel Verwirrung anzurichten: die übertriebene Auffassung vom Beruf des Staates.

Das Lehren soll Alles vorzeichnen und der Staat soll Alles vollbringen.

Mit dem Staat sind wir aus einem Extrem in's andere gerathen. Nachdem er während der ganzen Zeit unseres politischen Verfalls zur Caricatur herabgesunken war, hatte kaum die Erkenntniß von seinem hohen Beruf und der Nothwendigkeit eines ihr entsprechenden räumlichen Umfangs sich Bahn gebrochen, als wir sofort die allwissende und allmächtige Gottheit aus ihm machten. Nun soll er Alles wissen und Alles können, alle Schmerzen heilen und alle Vollkommenheiten herbeiführen. Wo irgend Etwas drückt, stellt sofort der Gedanke sich ein: der Staat muß es beseitigen! Bei dieser wachsenden Denkgewohnheit wächst natürlich die Denkfaulheit; und die Hauptsache, nämlich daß wir es beim personificirten Staat mit einer Abstraction, mit einem Gedankenbing zu thun haben, verschwindet ganz aus dem Gesichtskreis. Die Franzosen, die bekanntlich ein zu lebhaftes Bedürfniß haben, regiert zu werden, sagen: le gouvernement. Dabei denkt man doch noch an Menschen und geräth nicht in Gefahr, das Menschliche der Sache zu vergessen. Sagt man aber „der Staat“, so mischt sich die Philosophie in die Sache, und sofort stellt der Begriff, das Absolute, das Göttliche sich ein, dem man Ungemessenes zutrauen und zumuthen kann. Die Vorstellung, daß der Staat ein außerhalb der Individuen vorhandenes Wesen mit übermenschlicher Intelligenz und Moral sei, hat sich bereits thatsächlich der Geister bemächtigt, und ganz in den Hintergrund tritt das Bewußtsein, daß auch in ihm schließlich nur einzelne bald zusammen, bald einzeln handelnde Menschen Alles thun, Alles leisten und Alles sind. Vordem hatte ein falscher Idealismus sich mit der Kleinstaaterei abgefunden, weil er den Beruf des Staates zu eng faßte; jetzt treibt der Idealismus nach dem entgegengesetzten Extrem zu, indem er diesen Beruf zu weit ausdehnt. Je mehr man mit Recht Größe und Macht nach Außen und Innen für den Staat in Anspruch nimmt, desto vorsichtiger müssen die Grenzen seiner Gewalt gegenüber der berechtigten Bewegungsfreiheit des Individuums gezogen werden, damit er es nicht erdrücke. Das patriarchalische Regiment entspricht dem Kleinstaat, und der Socialismus ist seinem Grundgedanken nach patriarchalischer Natur. Es gilt eben hier, die richtigen Grenzen aufzufinden, und diese werden jetzt zu Gunsten des Staats überschritten, wie das ehemals zu seinen Ungunsten geschah. Raum haben wir unsere kosmopolitische Weltseele drangegeben, um uns mit realistischer Selbstbeschränkung dem „Racker von Staat“ in die Arme zu werfen, so machen wir aus dem Racker auch schon wieder ein geheimnißvolles Ideal. Hinter den Vorhang zu sehen ist bei Strafe verboten. Und je weniger der Staat es Einem recht macht, gerade desto mehr erwartet er das Höchste von

ihm, er prügelt ihn, wie der sicilianische Bauer seinen Heiligen, damit er Wunder thue. Sehr richtig sagt Herbert Spencer einmal, daß es heutzutage Mode sei (sogar in England also), in Einem Athem die Regierung wegen ihrer Ungeklärtheit in den kleinsten Dingen auszuschelten und die Lösung der größten Probleme von ihr zu verlangen. Wer doch den Menschen ein bißchen Menschenverstand zurückgeben wollte, mittelst dessen sie gewahr würden, daß die Staatsweisheit, wenn sie am höchsten steigt, gerade nur von Einzelnen gemacht wird, und daß sie an Feinheit verlieren muß, in dem Maß, als Vielheiten zu ihrer Herstellung berufen werden. Tausendmal mehr Wahrheit ist noch in dem Heroencultus — den wir doch abweisen — als in dem Cultus des unsagbaren Collectivwesens, dem wir göttliche Ehren erweisen, nur wo und weil wir es nicht sehen. Fassen wir nur zwischen der Regierung, die noch an Menschliches erinnert, und dem abstracten Staat das Mittelglied, die Gesetzgebung, in's Auge. Die Parlamente sieht man noch an der Arbeit, man hört und kennt die Einzelnen, so daran mitthun, und Gott weiß, wie man ihrer Unzulänglichkeit inne wird. Auch die Regierungen erscheinen in Fleisch und Bein wie die Parlamente, und Gott weiß, wie man sie zerzaust. Aber auf einmal find Regierung und Parlament mit ihrer Arbeit fertig, der Vorhang fällt; zweiter Act: der Staat! Nun ist alles Göttlichkeit. Und zwar gerade da, wo es anfängt erst recht menschlich zu werden, an der Ausführung, an der Verwaltung, in der es sich den untergeordneten Werkzeugen anvertrauen muß. Sollte nicht auch im Cultus der Selbstverwaltung hier zu weit gegangen worden sein? Auch was diese Gutes und Berechtigtes an sich hat, ist sofort in's Uebermenschliche gesteigert worden, und seitdem die Selbstverwaltung als politisches Stichwort von allen Lippen wiederholt, bedeutet sie nicht länger die Arbeit einer Menge einzelner Bürger, sondern eine mit höherer Fähigkeit begabte Potenz. Daher denn auch der Zweifel mehr als gut in den Hintergrund getreten ist, ob der Dilettantismus an jeder Stelle so wohl berufen sei, wie die geschulte Thätigkeit des Fachmannes?

Merkwürdiger Weise fällt dieser Drang nach Hingebung an das Collectivwesen gerade zusammen mit der Zeit der Enttäuschung über das Collectivwesen. Denn der Finanzjammer der letzten Jahre ist doch nichts als der Jammer über die Verluste, zu welchen die Actiengesellschaften geführt haben. Wenn die anonyme (namenlose) Gesellschaft so viele Köpfe berücken konnte, so verdankte sie es dem fatalen Zauber, den der Apparat des Collectivwesens ausübt. Ueberall wo der Mensch sich dem Auge des Menschen entzieht, wo an die Stelle des operirenden Individuums eine Vielheit tritt, unter deren Gesamtbenennung der Einzelne verschwindet, um mit Anderen zusammen als Theil eines Abstractums zu erscheinen, überall da verbreitet sich über die Persönlichkeiten ein Wollenvorhang, welcher die Phantasie der Draußenstehenden in Bewegung bringt. Ja sogar nicht einmal nur der Draußenstehenden. Selbst die hinter dem Vorhang Mitarbeitenden werden von den Rauchwolken der Anonymität benebelt und glauben an sich als Theil des abstracten Ganzen viel mehr und anders, als sie an sich als Personen glauben würden.

Nichts ist mehr geeignet, die Beimischung trügerischer Elemente, welche in

abstracten Autoritäten steht, dem Verständniß nahe zu bringen, als die berühmte sechste Großmacht, die Presse. Wie viel besser stünde es um das andere Abstractum, die „öffentliche Meinung“, wenn diese sich immer vergegenwärtigte, daß es ein Mensch (und oft welch' einer!) ist, der hinter dem Gedruckten steht. Man hat einmal in der Welt versucht, diesen Nebel gewaltsam durch ein Gesetz zu zerreißen und die Menschheit zum Sehen zu nöthigen, dadurch, daß jeder Einzelne gezwungen werden sollte, das, was er drucken ließ, mit seinem individuellen Namen zu unterzeichnen (kurz nach 1848 in Frankreich). Aber es war vergebens! Der Versuch ging gegen die Natur der Dinge. Das Gesetz kam in seinem wahren Sinn nie zur Anwendung. Die öffentliche Meinung als Abstractum fühlt zu tief das Bedürfniß nach dem Umgang mit einem gleichgearteten Wesen, um das sie ergänzende Abstractum in Gestalt der anonymen Presse missen zu können. Die wahre Correctur für die Welt besteht nur in der allmäligen Erziehung des Verstandes, der sich gegen die optischen Täuschungen des anonymen Apparats mehr und mehr zu wahren lernen muß. Ganz lernt er es natürlich niemals. Aehnlich wie mit der Presse verhält es sich mit den anonymen Handelsgesellschaften. Alles Kopfzerbrechen hat noch keine Reformen im Actiengesetz auszudenken vermocht, welche im Stande wären, die persönliche Verantwortlichkeit des obersten Aufsichts- und Verwaltungs-Collegiums einer anonymen Gesellschaft zur moralischen Intensität des Individuums zu condensiren. Ein Stück Fiction wird und muß hier immer zurück bleiben. Wenn der Gesetzgeber sich die Aufgabe stellte, diese Fiction zur Wirklichkeit zu machen, so würde der Erfolg derselbe sein, wie bei der Presse. Er würde Sitzverwaltungsräthe schaffen, wie er Sitzredacteurs geschaffen hat. Gerade die Leute, deren Betheiligung am meisten wünschenswerth ist für die Ueberwachung einer Societät, werden sich am meisten hüten, für das Gebahren eines Collectivwesens, dem sie nur theilweise angehören, mit ihrer ganzen Person einzustehen. Wer die Praxis des Lebens kennt, weiß, daß alle Gliederungen und Vertretungen, welche man ausgedacht hat, um einen Gemisch reinen Gemeinwillen darzustellen und in Thätigkeit zu bringen, nichts sind als Compromisse zwischen dem Gedanken und der Wirklichkeit. Gedacht und gemacht wird zuletzt doch nur vom einzelnen lebendigen Individuum, und je mehr die Gesamtheit zum Eingreifen und nicht bloß zum Reflectiren genöthigt ist, desto unvermeidlicher ist, daß sie ihren Geist in die Hände des Einzelnen befehle. Wenn der Feldherr einen Kriegsrath aus seinen Generalen beruft, so stehen die Sachen schlecht; er sucht dann bloß eine moralische Deckung für eine traurige Nothwendigkeit. Wenn der Director einer anonymen Gesellschaft wirklich einmal nicht weiß, was er thun soll, und seinen Verwaltungsrath versammelt, um von dem zu hören, was er thun solle, so steht es schlecht mit der Gesellschaft oder mit dem Director. Die besten Verwaltungen sind die, in welchen der Verwaltungsrath nur wenig mehr als eine hübsche Decoration ist. Die Gesellschaften sind die besten, welche am tyrannischsten dirigirt werden, und in denen der Director vor seinem Verwaltungsrath am wenigsten Respect hat. Tant vaut l'homme tant vaut la chose! Alle gesetzgeberischen Vorschriften, welche dem Actionär die Meinung beibringen sollen, daß seine Sicherheit in was Besserem ruhe, als in den Händen

der wirklich handelnden Directoren, alle Paragraphen, welche ihm Veruhigung einflößen sollen im Verlaß auf die Mitthätigkeit von berathenden Beisitzern und Aufsehern, sind nur angethan, ihn schädlichen Illusionen zu überliefern. Viel besser ist, er weiß, daß kein Concilium der Welt ihm die gleiche Sicherheit gewähren kann, wie das eigne Thun. Will er aber einmal sein Interesse nicht selbst wahren, d. h. will er Actionär sein, so suche er sich womöglich den Anderen zu beschauen, dem er sich anvertraut, und nicht die Anderen. Der Actionär soll wissen, daß sein in die Masse eingeworfenes Interesse mit dem Eintritt in das Collectivwesen einen Theil seines Selbsterhaltungstriebes aufgibt. Die, welche nach gesetzlichen Apparaten verlangen, um die Gesetze der physischen und moralischen Welt zu überspringen, stiften nur Unfug. Die Herstellung einer anonymen Gesellschaft, welche das Volumen des Collectivums mit der Intensität des Individuums verbinden soll, gehört auch in's Laboratorium, bei welchem die homunculi bestellt werden. Die Industrie unserer Tage kann die anonyme Gesellschaft nicht entbehren, und soll sie nicht entbehren, aber die einzige Art, sie richtig zu gebrauchen, besteht darin, dies mit Bewußtsein der damit verbundenen Gefahren zu thun. Auch die explosiven Stoffe sind unentbehrlich, aber wer damit umgehen will, muß wissen, daß sie sich entladen können. Die Finanzgeschichte der Gründerzeit ist wesentlich die Geschichte der falschen Vorstellungen, welche das Publicum mit dem Societätsapparat verband. Der Nimbus der Anonymität erweckte einen thörichten Glauben an die Zauberkraft des Collectivwesens, und die Gefahren, die es in sich trägt, traten in den Hintergrund. Statt nach der Quadratur des Kreises zu suchen, die in der absoluten Sicherheit des Gesellschaftsapparats liegen soll, mögen die Menschen lernen, ihn nur da, wo er unentbehrlich ist, und mit der nöthigen Vorsicht zu gebrauchen. Darum war es eine höchst correcte Antwort, welche der Minister gab, als man ihm zumuthete, die Krankheit der Actienwirtschaft durch die Gesetzgebung zu curiren: „Gegen die Dummheit kämpfen die Götter selbst vergebens“. Auch lassen sie es ruhig geschehen, seit dem Rücktritt dieses Ministers, daß im Deutschen Reich die Verheißung umgehe, von einer „Steuer- und Wirthschaftsreform“, welche jeden Mangel in Fülle verwandeln solle, und die Götter hören wol auch lächelnd zu, wenn allen Ernstes erzählt wird, der Kanzler sei entschlossen, den Wundermann zu suchen und zu finden, der diesen Reformplan in der Tasche führe.

Wenn der Staat auch etwas unendlich viel Höheres ist als die anonyme Gesellschaft, so theilt er doch mit ihr die Eigenheiten des Collectivwesens in vielen Aeußerungen seiner Lebensthätigkeit, und nicht am wenigsten darin, daß die Menschen an Fähigkeiten, an Weisheit und an Sittlichkeit hinter dem Schleier der unpersönlichen Collectivität, welcher ihnen die handelnden Individuen verbirgt, mehr suchen, als zu finden ist. Selbst, wo der Staat mit der einfachen Mission des Unparteiischen dazwischen tritt, sind die besten Gesetze gezwungen, dem ausführenden Individuum den besten Theil zu überantworten. Wir schwärmen jetzt für Fabrik-Inspectoren, und man kann sie gerne einführen sehen, ohne gerade für sie zu schwärmen, aber die Wirkung der ganzen Einrichtung wird in jedem einzelnen Falle von Neuem abhängen vom einzelnen Inspector. Wie schön hat

seiner Zeit der Reichskanzler über die Fehler gesprochen, welche der deutsche Beamte in Elsaß-Lothringen zu vermeiden habe! aber viel mehr Unbekanntes noch als zwischen Becher's Rand und Lippe lauert zwischen Vorschrift und Ausübung! Je beweglicher die Dinge sind, mit denen der Staat sich befassen soll, desto unzulänglicher und gefährlicher wird seine Thätigkeit, weil die Gesetze nicht im Voraus die Wege des Lebens abstecken können. „Ein Narr in seinem eigenen Hause ist klüger als ein Weiser im Hause eines Anderen“, sagen die Italiener. Auch der Staat verfällt der Narrheit, wenn er in die Häuser seiner Angehörigen dringt, um ihnen zu zeigen, wie sie sich ernähren sollen.

Die beiden überspannten Ansprüche, die an die Kategorie des Staats und die an die Kategorie des Lehrens, stehen begreiflicher Weise unter einander in Wechselwirkung. Der Staat kann nur dann Alles mittelst seiner Beamten machen, wenn diese Alles auf der Schule lernen können. Aber das Wissen ist nur ein Theil dessen, was zur Kunst des Lebens gehört, obwohl man immer mehr den Glauben zu verbreiten bemüht ist, daß das Wissen das Ganze sei. Das ist so alt wie die Rede des Mephisto an den Schüler, und auch das trifft wunderbar ein, daß stets „die Neusten sich grenzenlos erdreuften“. Kein Gebrechen ist in der menschlichen Gesellschaft zu unserer Zeit aufgetaucht, ohne daß der Vorschlag gekommen wäre, ihm abzuhelpen mittelst irgend einer staatlichen Correctur, zu welcher der Staat sich die Instrumente nur bei der Schule zu bestellen hätte. So nützlich die gewerblichen Fachschulen sind, so zweifelhaft ist es, ob die bloß theoretische Fortbildungsschule so segensreiche Wirkungen hat, daß sie verdient, dem Lehrling aufgezwungen zu werden. Vereine, vom besten Willen beseelt, treiben alle möglichen und unmöglichen Apostel auf, um sie als Predigend Reisende in die kleinen Städte „zur Verbreitung von Volksbildung“ hinauszuschicken, eine Aufgabe, der höchstens Diejenigen einigermassen gewachsen wären, welche nicht entfernt daran denken können, sich dazu herzugeben. Am schlimmsten hat die Confusion zwischen Wissen und Können auf dem eigentlichen Gebiete des Könnens, der Kunst, gewirkt. Daß man mit allen Abhandlungen der Welt über Aesthetik und Kunstgeschichte keine Künstler macht und nicht einmal Kunstcritiker, ist eine einfache Wahrheit, doch bis auf diesen Tag noch lange nicht zur praktischen Geltung durchgedrungen. Noch immer hört man viel seltener sagen, wie ein Kunstwerk gemalt oder gemeißelt sei, als über die Idee urtheilen, die es darstelle. Nicht bloß die Kunst, auch die Wissenschaft selbst leidet unter dem Druck einseitiger Pflege des todtten Wissens, namentlich sofern sie mit der Kunst verwandt ist. Das berühmte Quellenlesen reicht noch nicht einmal aus, gute Handlanger der Geschichtsschreibung zu bilden, geschweige denn Historiker.

Das Publicum, welches so gerne dem dunklen Drange gehorcht, überall an ein Heilmittel zu glauben, wo es ein Uebel entdeckt, geht mit Vergnügen darauf ein, daß der Staat nur ein gelehrtes Amt zu organisiren habe, um Balsam in alle Wunden zu träufeln. So sind die maßlosen Zumuthungen an das Reichsgesundheitsamt selbst zur wahren Epidemie geworden. Man erwartet, daß es die unmöglichsten Probleme der Chemie löse und jeden Polizisten zu einer Unfehlbarkeit erziehe, von der die wahre Wissenschaft selbst nichts weiß. Nicht bloß ein Reichsmilchamt und ein Reichsbieramt sind vorgeschlagen worden, um alles Bier

und alle Milch von Reichswegen probiren zu lassen, sondern auch die Frage wurde ernstlich erwogen, ob man nicht das Bierbrauen zu einem Reichsgeschäft erheben solle, welches nur von der amtlich angestellten Brauhierarchie zu betreiben wäre.

Um an einem Beispiele zu zeigen, wie sehr die Kritik gegenüber diesen Anforderungen an die Weisheit und Sittlichkeit des Staats bereits stumpf geworden ist, möge es gestattet sein, hier ein wenig vom geraden Wege abzuweichen. Es soll nur eine kleine Geschichte erzählt werden von einem kleinen Scherz, der vor einiger Zeit zur Probe auf jene Schwäche der Zeit angestellt wurde.

Unter den vielen Klagen, die im Reiche umgehen, ist die über die Mängel unserer Theater nicht die wenigst berechtigte. So konnte es auch hier nicht ausbleiben, daß das beliebte Mittel der Staatsintervention vorgeschlagen wurde. Die Theaterschule, d. h. der Declamationsunterricht, ist ein bewährtes Mittel zur Bildung guter Schauspieler. Es sind alte Praktiker, ausübende Künstler, welche diesen Unterricht zu ertheilen haben, denn er ist wesentlich technischer Art, und die Technik kann gelehrt werden. Dagegen brachte es die neueste Mode mit sich, daß bei uns der Staat aufgefodert ward, sich des Theaters als einer „sittlichen Anstalt“ mit allen seinen sittlichen Macht- und Erziehungsmitteln anzunehmen. Die officiële „Provincial-Correspondenz“ selbst brachte eine dieser Tendenz dienende Erörterung. Das gab nun einem Schalk Anlaß zu einer langen, schwerwandelnden Abhandlung unter dem feierlichen Titel: „Eine Stimme zur Hebung und Läuterung der deutschen Bühne.“ Er brachte diese — man weiß nicht wie — in eine der ansehnlichsten, ja man kann — wo es sich um Aufgaben literarischer Natur handelt — sagen, in die ansehnlichste deutsche Zeitung <sup>1)</sup>. In neun eng gedruckten Spalten, welche durch zwei Nummern liefen, überließ sich nun unser Reformator dem ganzen Uebermuth seines Humors, um im größten Stile die Reform unserer Theater auf staatlich-akademischem Wege nach den allerneuesten Mustern zu empfehlen. Hoffentlich wird der unbekannte Verfasser sich einmal bemüßigt finden, dies tugendsame Opus neu aufzulegen, und die deutsche Lesewelt wird dann staunend erfahren, wie es möglich war — denn so geschah es — daß der Jux allgemein für schweren Ernst genommen wurde.

Verglichen zu dieser Satyre auf den Ubertwiz allvermögender Staatsgelehrsamkeit war der „Mann im Mond“ nur ein schwacher Versuch schüchternen Ironie. Leider geht es nicht an, hier alle Prachtstellen wiederzugeben, welche den bekannten feierlichen, auf den höchsten Stelzen einhertwandelnden Stil in köstlichster Weise nachahmen und sich „von Stufe zu Stufe“ in immer lecker werdenden Purzelbäumen überschlagen. Man müßte alle neun Spalten hier aufnehmen, um unserem Publicum ganz zum Bewußtsein zu bringen, welche kurzweiligen Vorschläge zur Läuterung der deutschen Bühne auf social-

<sup>1)</sup> Die Redaction des betreffenden Blattes begleite Vorbehalten geschrieben, Anmerkung. In wie weit sie kann ich nicht beurtheilen, da ich weder Verfasser noch Auffassung ihre Berechtigung einzig aus dem offenbar

einer  
gan-  
tag

politische Façon ihm gemacht werden konnten, ohne daß es den Spuß ahnte. „Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Tragen hätte.“ Nur wenige Probböden sollen hier gegeben werden, damit der Leser sich eine Idee von der Reicheit der Mystification mache.

Nach einer Einleitung über die Aufgabe der „sittlichen Zucht“ und über die tief berechtigten Eigenthümlichkeiten der Hofbühnen, kommt der Verfasser zu seinen besonderen Vorschlägen über die Einrichtung der „dramatischen Hochschule“. Zum Eingang läßt er sich folgendermaßen vernehmen:

„Indessen mit Errichtung einer solchen Hochschule ist es nicht gethan. Ganz abgesehen davon, daß es sich nicht darum handelt, tüchtigere und züchtigere Schauspieler heranzuziehen, daß vielmehr unsere bei weitem wichtigere Aufgabe in der gesünderen, sittlich-reineren, zugleich idealeren und nationaleren Production besteht, so würde die Wirksamkeit einer beiden Zwecken, der Heranbildung sowohl höher gearteter Schauspieler, als höher gearteter Dramatiker dienenden dramatischen Hochschule doch nur eine unzulängliche bleiben, wenn der Staat nicht zugleich die geeigneten gesetzlichen Bestimmungen, theils coercitiver, theils normativer Art über den Besuch und die Wirksamkeit der Hochschule und über die sittliche, künstlerische und wirthschaftliche Führung der Bühne erlasse. Man bedenke, daß keine andere Klasse von Staatsbürgern so sehr dazu neigt, sich von persönlichem Daseinhalten und individueller Willkür fortziehen zu lassen, wie die Künstler; daß, während nicht nur der Militär und der Beamte, sondern auch der Mann der Wissenschaft sich leicht und gern, ja mit innerer Genugthuung der sittlichen Zucht seiner Nation fügt und den ihm durch die ethische Ordnung auferlegten Zwang in innere Freiheit verwandelt, der Künstler, und zumal der dramatische, immerfort Gefahr läuft, von seiner Phantasie und Sinnlichkeit auf Abwege verlockt zu werden. Da nun aber Leute von mäßiger Phantasie und Sinnlichkeit den Künstlerberuf nicht zu ergreifen pflegen, so muß von Staatswegen Fürsorge getroffen werden, daß die der Kunst sich widmenden Staatsgenossen, in welchen erfahrungsgemäß die Psyche sehr bedenklich nach dieser verhängnißvollen Seite neigt, nach Möglichkeit vor dem Fallen bewahrt bleiben.“

Nach dieser vielverheißenden Introduction kommen nun die Vorschläge in's Einzelne ausgeführt. Da wird gefordert, daß die Studirenden weiblichen Geschlechts nicht zu jung auf die Hochschule kommen und vorerst das Lehrerinnenexamen gemacht haben, damit nicht „leichtfinnige Personen aus frivolen Gründen sich der Bühne widmen.“ Neben „der Hochschule für darstellende Dramatik“ wird eine für die „schaffende Dramatik“ verlangt. Die theoretische und praktische Ausbildung der dramatischen Schriftsteller darf natürlich nicht „dem Zufall“ überlassen bleiben. Der Staat muß ihnen beistehen, muß sie leiten, und dies geschieht durch eine „Schule für dramatische Production“. Hier die Aufzählung der Fächer, welche der künftige Studiosus der Dichtkunst als Zwangscolliegen zu hören hat: „Geschichte des Drama's; dramatische Alterthümer; dramatische Quellenkunde; dramatische Stofflehre; Theorie der dramatischen Erfindung und Composition; Technik des Drama's; Theorie des Geschmacks und der künstlerischen Intuition; Lehre vom Localton und von der Zeitfarbe.“

Und nun zum Schluß nur noch — denn es ist schwer der Versuchung

zu widerstehen — den Sectionscatalog für die dritte Abtheilung der Hochschule, welche dazu bestimmt ist, für die Theorie und Praxis der Dramaturgie den Theaterdirectoren, Regisseuren und höheren Theaterverwaltungsbeamten die unentbehrliche akademische Vorbildung zu gewähren. Der Lehrplan dieser Abtheilung hätte zu umfassen:

„Encyclopädie der Schauspielkunde, Geschichte der Scenik, Bühnentopographie, Kostümkunde, Geräthekunde, Technik der Inszenirung (Decorations-, Maschinen-, Beleuchtungs-, Lüft- und Ventilationswesen, Lehre von den Versatzstücken, dem Schnürboden u.) ferner TheaterverwaltungsPolitik, Theaterverwaltungsrecht, Theaterpolizeirecht, Theaterökonomik, Theaterstatistik. Während an der zweiten Abtheilung (für dramatische Erfindung) Professoren der historischen und philologischen Fächer eine erspriessliche Wirksamkeit entfalten werden, sind für diese dritte Abtheilung Vertreter der national-ökonomischen, juristischen und technischen Disciplinen zu berufen.“

Und damit soll es genug sein! Man könnte vielleicht sagen, eine solche Erfahrung berechtiige noch nicht zu allgemeinen Schlüssen auf das Urtheil des Publicums. Wenn wir aber hinzusetzen, daß die Ironie — soweit die Zeitungs-literatur zu verfolgen war, — an keiner Stelle geahnt wurde, daß eine Reihe von ernsthaften Besprechungen, theils beipflichtend, theils widerlegend, in die Oeffentlichkeit traten, daß in dem betreffenden Organe selbst eine respectvolle Polemik erschien, „In Sachen der Hebung und Läuterung der Deutschen Bühne“ überschrieben, welche dem „offenbar von der ehrenwerthesten Ansicht geleiteten Leser“ einschränkend antwortete, so liegen doch hiermit unzweideutige Symptome vor, wie verdummend auf die öffentliche Meinung der socialpolitische Jargon bereits gewirkt hat. Ja sogar der Vorschlag unseres Schalts, daß bis zur vollen Erstarkung und Concurrenzfähigkeit der deutschen dramatischen Production ein Reichsgesetz die ausländischen Theaterstücke von unseren Grenzen fern halte“ (in einer Note mit dem Vorschlag zur Abstempelung der bereits zugelassenen fremden Stücke geziert), selbst ein so wild burlesker Antrag, welcher den inneren Zusammenhang einer gewissen Sorte von Socialpolitik mit der Schutz Zollpolitik geißelte, weckte die Gläubigen nicht auf, obwol die Redaction ihn mit (!) versah und eine zweite Verwahrung unter dem Text beifügte.

Will man aber wissen, wie unser Eulenspiegel es anfang, seine Waare so unverfroren an den Mann zu bringen, so braucht man nur mit einiger Aufmerksamkeit den stilistischen Kunstgriff zu verfolgen, den er angewendet hat. Nichts einfacher auf der Welt. Man flechte in jeden Satz ein bis zweimal das Wort „sittlich“ und „ethisch“ ein, und das Stücklein ist vollbracht. So haben gewisse Rorpphären der Grönderliteratur es auch gemacht, als sie, in den Mantel ihrer Tugend drapirt, Wechsel auf die Scandalssucht zogen.

Bis jetzt hat unsere Wissenschaft glücklicherweise noch nicht den förmlichen Anspruch erhoben, allein entscheiden zu wollen, was sittlich sei und was nicht, allein die Menschen zur Sittlichkeit erziehen zu können; sie läßt es noch gelten, daß die Vorstellung von Gut und Böse, der Sinn für Recht und Unrecht aus der ganzen Tiefe und Breite der Cultur herauswachsen. Aber manchmal klingt's doch so durch, als schwebte dem Einen oder dem Anderen der Verklünder der Ge-



danke vor, er könne auch hier erfindend eingreifen. Zu solchem Anspruch verglichen, ist es allerdings nur ein bescheidenes Vorgehen, wenn die Gelehrsamkeit den sachlichen Inhalt ihres jeweiligen Urkundenstudiums so gerne zum allgemeinen Maßstab der Dinge ausarbeitet. Das ist menschlich, darum sehr verbreitet; aber unbedenklich ist es auch nicht. Zumal in Verbindung mit dem Gedanken, den man sonderbarer Weise jetzt so oft als eine unbestreitbare Wahrheit in den Schriften ausgesprochen findet, daß die Akademiker verpflichtet seien „ihre Vorschläge“ für die Gesetzgebung zu machen. Da fügt es sich denn gar zu leicht, daß uns praktische Vorschläge gemacht werden, welche viel mehr nach dem Ebenbild der Studien, als nach dem Bedürfnis des Lebens zugeschnitten sind. Der Gelehrte mag es anstellen, wie er wolle, auf dem Felde dieser Wissenschaften wird er nothgedrungen immer vorzugsweise mit historischen Hilfsmitteln arbeiten, seien sie nun der rückwärts liegenden Geschichte des eigenen Landes oder der seitwärts liegenden des Auslandes entnommen. Wenn eine Doctrin das thut und sich deshalb historisch nennen will, so ist Nichts dagegen einzutwenden. Aber sie hüte sich, die Früchte ihrer Forschung mit der dem eifrigen Studium so natürlichen Liebhaberei zu verwerthen, indem sie daran geht, „Vorschläge“ auszuarbeiten. Das Studium der Handwerksverfassung älterer Zeiten hat offenbar bei einer Reihe gelehrter Vorschläge, mehr als gut war, den Blick getrübt für die unüberbrückbare Kluft, welche die Gegenwart sowol von der Zukunft des vierzehnten und fünfzehnten, als von der monarchischen Gewerbezüchtung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts trennt. Das vielbeliebte Studium der englischen Blaubücher hat die Bilder des englischen Lebens — halb richtig, halb falsch — so fest in die Netzhaut der Theoretiker eingezeichnet, daß sie unsere eigenen Zustände auf manchen Gebieten durch die ausgenommenen Eindrücke hindurch, wie durch eine gefärbte Brille sehen. Auf diese Weise sind wir bereits in politischen Veranstellungen zu Anfängen gelangt, über deren Nützlichkeit die Zukunft entscheiden mag. Auf socialem Gebiet sind uns ebenso die Gewerksvereine eingeführt worden, als eine trockene Nachbildung der Trade-Unions, aber fern von den thatsächlichen Voraussetzungen, die denselben zu Grunde liegen. Und nicht nur, daß künstliche und dadurch schädliche Gebilde auf diesen Voraussetzungen entstehen: die Begeisterung für die Acten des Lieblingsstudiums widersteht auch schwer der Versuchung, uns die empfohlenen Vorbilder selbst im falschen, zu günstigen Lichte zu zeigen. Wie lange lesen wir schon, daß die englischen Arbeitercoalitionen England vom Elend der Arbeiterconflicte befreit haben, während doch heute, wie ehemals die Klagen über die namenlose Verheerung, die aus diesen Conflicten erwächst, stets von Neuem zu uns herüber tönen.

Was hilft es uns, daß man von der rationalistischen Methode zur sogenannten historischen übergegangen zu sein behauptet! Im Gegentheil, die Gefahr ist nur größer. Denn der Standpunkt der sogenannten kalten Reflexion ermöglicht noch eher einen weit umfassenden und unbefangenen Blick als der Standpunkt der Vertiefung in ein abseits liegendes Archiv. Aber die Furchtlosigkeit, mit welcher das Studium die Früchte seines Fleißes in die Praxis zu übertragen verlangt und welche zur Charakteristik des ganzen Vorgehens gehört, macht sich noch viel mehr bemerkbar da, wo nicht aus dem historischen

Actenmaterial, sondern aus der vorübergehenden Erscheinung der heimischen Gegenwart ewige Grundsätze destillirt werden. Das curiosste Beispiel dieses Verfahrens wird wol auf lange Zeit hinaus die Lehre von der Abschaffung des städtischen Grundeigenthums bleiben. Nur mit Mühe besinnen wir uns heute auf die Physiognomie der „Wohnungsnoth“ zurück. Wo sind die Zeiten hin, da Alles in die großen Städte strömte, und deren Bewohner über unbefränktes Einkommen zu verfügen wähten! da überall Häuser eingerissen und Paläste aufgebaut und die Steinträger mit fünf Thälern für den Tag bezahlt wurden? Damit diese Bilder nicht aus dem Gedächtniß der Menschen verschwinden, hat die „Wissenschaft“ sie in ihren Tractaten verewigt. Auf die Miethssteigerung jener Tage, auf die Unbulsamkeit der Hauseigenthümer, welche weder Kinder, noch Hunde, noch Piano's dulden wollten, auf die Ungerechtigkeit des Gewinns, welchen die seitdem längst ruinirten Speculanten im raschen Umsatz der Grundstücke ergatterten, ist die Theorie aufgebaut worden: daß, um einen kleinen Anfang mit der socialen Läuterung zu machen, das unbewegliche Privateigenthum in den Städten vom Staat eingezogen werden müsse. Danach bliebe in Zukunft dem Städter nichts mehr übrig, als sich von einem Wohnungsamt die räumlichen Grenzen seines Daseins anweisen zu lassen. Solche Scherze sind als bitterer Ernst in den Compendien niedergelegt, werden der akademischen Jugend als Elemente der Nationalökonomie vor- und von ihr schwarz auf weiß getrost nach Hause getragen. Diese Extravaganzen hätten weniger zu sagen, wenn sie nur, absonderlich formulirt, in den Hörsälen und Handbüchern umgingen. Aber aus der Gesamtheit der Formeln bildet sich ein Niederschlag allgemeiner Ideen über die gebieterische Nothwendigkeit einer nagelneuen Gesellschaftsordnung, und diese bleibt als allgemeines Postulat in den Köpfen sitzen, sich dahin zusammenfassend: daß Wohl und Wehe auf Erden nach dem Maßstab von Gleichheit und Verdienst vertheilt werden können und müssen, daß dieses Wohl und Wehe von dem Antheil am Besitz abhängt, und daß die Aufgabe, den richtigen Maßstab für Gleichheit und Verdienst zu finden so wie das richtige Verfahren, um das Uhrwerk der Gerechtigkeit im gleichmäßigen Takt zu erhalten, von selbst dem Staat anheimfalle. Man begegnet auf Schritt und Tritt dem Ausdruck, daß der Antheil am Lebensgenuß nach dem „Verdienst“ regulirt werden müsse; dieses Verdienst ist natürlich das innere, das sittliche, welches dem Einzelnen nach dem Maßstab seiner inneren Qualitäten zuzuerkennen ist; und ohne viel Mühe stehen wir mitten in einer Vorstellung vom Staat und von der Gesellschaft, welche die incommensurabelsten aller Größen, die Beschaffenheit des Gemüthes und des Verstandes, dazu auch noch die subjectivsten aller Empfindungen, die von Glück und Unglück, unter das mechanische Meßinstrument eines äußerlichen Apparats bringt und mit mechanischen Werkzeugen auszuthellen unternimmt. Der Schulmeister, welcher die Schlachten gewonnen hat, schwingt sich damit zu dem Ideal auf, daß die ganze Menschheit auf Bänken nebeneinander gesetzt und jedem Einzelnen nach der Censur seines Pensums sein Platz angewiesen werde. Man hat gesagt: der socialistische Staat würde eine Kaserne sein; das war ein Irrthum, er würde ein großes Pensionat und Schulhaus,

sein. Nicht dem Gehirn eines Officiers ist dieser wüste Traum entsprungen, sondern dem Gehirn eines Präceptors.

## V.

Die Wissenschaft steht hoch erhaben über jeder Anerkennung. Sie ist nicht Alles in Allem, aber sie ist ein guter Theil davon. Zum Ganzen der „höchsten Kraft“ gehört auch die Vernunft. Ihr gebührt sogar der Vortritt. Niemand kann die Wissenschaft meistern über das, was sie für wahr und für falsch halten soll, aber die Vernunft hat sich die Frage zu beantworten: wo das Reich der Wissenschaft anfängt und wo es aufhört? Und wenn diese, weil sie Geschichte studirt, auch sich berufen fühlt, Geschichte zu fabriciren, weil sie Entwicklungen beobachtet, sich verpflichtet glaubt, Entwicklungspläne für die Zukunft auszuarbeiten, wenn die Wissenschaft als solche ihre Verklärer hinausendet in die agitatorischen Versammlungen und hinter die Couliissen der Steuerpragmatik, so ist sie eben keine Wissenschaft mehr.

In einem Lande, das mehr als alle anderen von der „Milch des Geistes“ lebt, hätte die Pest des socialistischen Unsinnns nicht so verheerend, wie es gekommen, sich ausbreiten können, wenn ihm der Krankheitsstoff nicht auch mit dieser Milch des Geistes eingedrückt worden wäre. Ohne die hohe Verwandtschaft der akademischen Socialistik wäre die geringere Sippe desselben Geschlechtes schwerlich zu dem Grad von Ansehen und Macht gelangt, deren sie sich erfreut. Es ist auch keine Kleinigkeit für eine Gedankenrichtung, daß ihr die Autorität und der Geistes- und Gelehrsamkeitsapparat höchster Instanz zur Verfügung stehen. Wenn die Dinge einige Jahre länger den Verlauf genommen hätten, zu dem sie im Anfang dieses Jahrzehnts angesetzt hatten, so wäre der volkswirtschaftliche Unterricht auf unseren Hochschulen sehr schnell die schiefe Ebene hinabgerollt, an deren äußerstem Rand wir jetzt nur einige ihrer Gelehrten angelangt sehen. Diese nehmen allerdings eine Ausnahmestellung unter ihren Collegen ein, während die meisten derselben redlich bemüht sind, die Fühlung mit der Socialdemokratie zu verlieren und auf friedfertigem Fuß mit der Volkswirtschaft alten Stils zu bleiben. Aber der Schade, der einmal gestiftet war, hat deswegen doch in's Unberechenbare weiter gewirkt, und die Grundauffassungen sind wesentlich dieselben geblieben, wenn auch die Consequenzen weit vorsichtiger gezogen werden.

Eine Kritik, wie die hier gegen die akademische Praxis ausgesprochene, muß sich oft gefallen lassen, als ein Angriff auf die Freiheit der akademischen Lehre tractirt zu werden. Aber diese Anklage ist unbegründet und wird nur mißbräuchlich in Sonderheit von solchen Docenten vorgebracht, die gern zu allen anderen Vortheilen ihrer Stellung auch noch den des Märtyrertums sich verschaffen möchten. Die Methode oder den Inhalt einer Lehre angreifen, heißt nicht ihre Freiheit antasten. Zwar eine Schule, welche für den Staat die Allweisheit und Allsittlichkeit in Anspruch nimmt, die Fähigkeit, Alles zu wissen und Alles zu ordnen, Glück und Verdienst abzuwägen und auszutheilen, eine solche Schule hätte von Rechtswegen gar keinen Grund sich zu beklagen, wenn der Staat ersucht würde, ihr vorzuschreiben, was sie lehren solle und was nicht. Soll einmal die Willkür des Sub-

jects und die freie Concurrenz aus der Welt verbannt werden, so ist gar nicht abzusehen, warum die Wissenschaft allein von der allmächtigen Leitung des Staats emanzipirt sein müßte? Aber so lange das Manchesterthum ein Wort mit zu reden hat, mag die Wissenschaft ruhig sein. Es denkt nicht entfernt daran, die Hand an die Krone ihrer Souveränität zu legen. Denn wie es glaubt, daß der Mensch in der eigenen Haut besser zu denken und zu handeln versteht, denn der Mensch als Staat verkleidet, so glaubt es auch, daß der Mensch der Wissenschaft viel sicherer in seinem eigenen Kopf das Richtige findet, als wenn ein Anderer oder ein Duzend anderer Menschen ihm dictiren, was und wie er denken soll. Selbst der Umstand, daß der Staat Professoren bezahlt, macht den Staat nicht geschickter, ihnen vorzuschreiben, was sie denken und lehren sollen. Von der Seite des Manchesterthums sind derartige Angriffe nicht zu gewärtigen. Dagegen ist es allerdings einmal einem schutzösterreichischen Handelsrath (im Jahre 1850 in Frankreich) passirt, bei der Regierung zu beantragen, daß sie der Post verbiete, freihändlerische Blätter zu transportiren, und daß sie an der Universität keine anderen als protectionistisch-gefinnte Professoren anstelle. Und wenn heute die Lehrstühle der Medicin Marpinger Wasser und Eau de Lourdes in die materia medica aufnahmen, würden wir Manchestermänner so wenig dagegen mit Maßregeln zur Beschränkung der Lehrfreiheit einzuschreiten rathen, wie wir es gegen die Wissenschaft von der Expropriation des städtischen Grundeigenthums oder der planmäßigen Production für erlaubt halten. Wenn die Wissenschaft wirklich die Kraft verloren hätte, sich auf den rechten Weg zurückzufinden, so wäre doch weder ihr noch der Nation zu helfen. Nur das hat der Staat zu thun, daß er sich auf seinem Gebiete wahre, und wenn die Wissenschaft auf Abenteuer ausgeht, muß er dafür sorgen, daß sie ihm nicht in's Gehege komme oder gar ihn mit sich fortreiße. Der Staat, oder, um nicht abstract zu reden, die Männer der praktischen Regierung und Gesetzgebung, welche keinen Socialismus machen wollen, sollten daher wenigstens nicht ignoriren, woher es kommt, daß die socialistischen Elemente unter ihren Händen stets an Ausbreitung gewinnen. Es macht sich in der That ganz eigenthümlich für den, welcher die Dinge und Menschen in der Nähe sieht, wenn die Minister in die Parlamente kommen, um gegen die Verbreitung socialistischer Ansichten zu donnern, während die Räume ihrer Ministerien sich allmählig mit jüngeren Beamten füllen, welche den Socialismus mit der Muttermilch der Hochschule eingesogen haben und sich für verpflichtet halten, soweit es von ihrer Stelle aus möglich ist, kleine socialistische Experimente anstellen zu helfen. Bereits verliert sich der Jargon der socialdemokratischen Schriften hier und da in die officiële Actensprache hinein. Die fremden Regierungen haben sicherlich große Augen gemacht, als sie in einem an sie gerichteten Rundschreiben unseres Reichspatentamtes die Schlagworte der „Ausbeutung“ und des „Egoismus“ lasen, denen sie sonst nur in den Proclamationen der Internationalen begegnen. Ein deutscher Minister hat versichert, daß er in den Entwürfen seiner jüngeren Rätthe fortwährend Excurse in diese Regionen auszumergen habe.

Ganz anders noch als die junge Beamtenwelt ist natürlich die Journalistik mit socialistischen Mitarbeitern besetzt. Die officiellen Organe, welche der

Gothaer Congreß als in seinem Dienste arbeitend aufgeführt, sind eigentlich nur ein schwaches Hilfscorps zu der Hauptmacht, welche in der bürgerlichen Presse für die Socialdemokratie arbeitet. Es gibt kaum ein großes, angesehenes, liberales oder conservatives Blatt in Deutschland, in welches man nicht mit guter Manier einen Artikel von grundsätzlich socialdemokratischer Tendenz einschwärzen könnte. Wer die Journalistenwelt kennt, in welcher, neben den Besten und Rechtschaffensten, auch ein großes Stück Halbwelt sein Unterkommen findet, kann sich das Phänomen erklären. Wen es wundern sollte, in conservativen Blättern aller Schattirung so oft socialistische Sympathien zu finden, der sehe sich nur im Personal der Redactionen um. Wie Mancher, der mit der Ordnung der bürgerlichen Welt schmollt, wenn er nicht gar mit ihr auf gespanntem Fuß lebt, hat sich da antwerben lassen! Der verstorbene Begründer der officiösen Norddeutschen Allgemeinen Zeitung war aus denselben Reihen hervorgegangen, wie die Führer unseres Klassenkampfes, und die alte Liebe war sicherlich niemals ganz rostig geworden. Falsche Weibermänner gibt es überall, und besonders leicht wird ihnen der Weg in die Presse. Und in ihr fühlen sie sich am meisten angezogen durch die Herrschaft der socialen Phrase. Die erfolgreichen Speculationen mit Scandalschriften, die sich in das Gewand der Sittenreformation hüllten, beweisen allerdings so wenig gegen die Socialistik, wie es gegen die Religion beweist, wenn die Schelme mit Ostentation die Kirche besuchen. Aber es ist immer ein vielsagendes Warnungszeichen, wenn die Schelme sich mit Vorliebe auf eine bestimmte Art von Gesinnung werfen. Die meiste Schuld trägt hier, wie in Allem, natürlich das Publicum, das sich mit wonniglichem Behagen dem Ritzel pathetischer oder vehementen Reden hingibt. Wir haben Zeitungen, deren Eigenthümer, Besetzer und Leistungen wesentlich in capitalistischem Boden wurzeln, deren Redacteurs aber sich den Spaß machen, ihre Verehrung für die Partei Bebel-Biebtnecht zur Schau zu tragen. Derselbe Leser, der erblaffen würde, wenn er auf der Rückseite einen plötzlichen Kursrückgang von einigen Procenten entdeckte, läßt sich auf der ersten Seite den Zeitartikel, welcher den Tag der Rache für das Proletariat verkündet, vortrefflich munden.

Solche Leser rechnen im Stillen — klar bewußt oder nicht — auf den Schutz der bewaffneten Macht, für den Fall, daß die Propaganda, welche sie bezahlen und welche sie amüßigt, einmal Ernst machen sollte. Doch hindert sie das natürlich auch wieder nicht, gegen den „Militarismus“ zu Felde zu ziehen. Daß die Pflege der socialdemokratischen Tendenzen auf der einen Seite der Pflege des Militarismus auf der anderen Seite in die Hände arbeitet, ist gewiß. Der Gedanke liegt so nahe, daß die starke und streng disciplinirte Waffengewalt noch für den inneren Krieg unentbehrlich bleiben würde, selbst wenn die Gefahr vor dem äußeren beseitigt wäre! Aber selbst dieses Beruhigungsmittel, wenn es eines ist — und jedenfalls ist es das traurigste von Allen — selbst dieses Beruhigungsmittel ist nicht so unbedingt zuverlässiger Art, wie gemeinhin angenommen wird.

Freilich, so lange der ruhige Gang der Weltgeschichte seinen regelrechten Verlauf nimmt, wird Deutschland eine innere Auflösung seiner Heereseinrichtung durch socialistische Agitation nicht zu fürchten haben. Man kann für das Sicherheits-

bedürfniß auch sich Trost holen bei dem Sinn der Landbewohner, die ihrer ökonomischen Verfassung gemäß die natürlichen Gegner der socialistischen Lehren sind. Doch wer will sagen, was einer systematisch betriebenen, reißend fortschreitenden und von so vielen constituirten und nicht constituirten Gewalten begünstigten Ideenverbreitung schließlich gelingen möchte? Die berufsmäßige Socialdemokratie, welche in der Werkstätte und der Volksversammlung angefangen hat, ist von da — mächtiger als irgendwo — in unser Parlament vorgerückt. Neuerdings hat sie einen Schritt weiter gethan, sie bringt in die städtischen Verwaltungen ein. Mit dem Leichtsinne, der ihrer Hilfslosigkeit entspricht, haben einige Kleinstaatlische Gesetzgebungen Gemeindeverfassungen gemacht, welche dieses Eindringen erleichtern. In Württemberg, in Sachsen, in Hessen, in Holstein sind die Socialdemokraten in die städtischen Verwaltungen eingetreten, in einzelnen Orten haben sie bereits die Mehrheit; in der württembergischen Stadt Eßlingen wurde ein Socialdemokrat zum Bürgermeister gewählt, der nur an der Bestätigung der Regierung scheiterte. Aus Holstein meldet man, daß auch bei den kirchlichen Wahlen die socialdemokratische Partei sich theilnimmt und Siege feiert. Die Zahl der socialistisch gesinnten Studenten wird nach Berichten aus einer Reihe von Universitäten als sehr beträchtlich geschildert, und man müßte in der That sich wundern, wenn dem nicht so wäre; das Landvolk selbst hat sich in Schleswig-Holstein und Sachsen bereits in den Kreis der Propaganda ziehen lassen.

Dies Alles, — so weit es auch gekommen — kann noch viel weiter gehen, ohne daß das äußere Ansehen, das Leben auf der Oberfläche thatsächlich verändert erscheine, und der Gedanke, daß das Leben von Grund aus mit einer ernststen Zerkleinerung bedroht sei, wird als eine Ausgeburt blassen Schreckens, als das „rothe Gespenst“ nur unglaubliches Lächeln hervorrufen. Aber man fasse die Eventualität einer großen Katastrophe in's Auge und suche sich vorzustellen, wie unter dem Hereinbrechen eines unheilvollen Sturmes alle die zahllosen im Schoß der Gesamtheit vertheilten Elemente groß werden, sich zusammenfinden, Eines nach dem Andern mit sich fortreißen und sich verheerend über Alles dahinstürzen mögen. Das ist ja der naive Irrthum aller Deter, die dem Socialismus ein Stück Weges entgegenkommen, daß sie sich und Anderen sagen: „So müssen wir es anfangen, um der Gefahr des socialistischen Weltbrandes zu entgehen.“ Das klingt sehr hübsch plausibel, so lange die Welt im ruhigen Geleise dahin rollt. Aber sobald das Unglück und die Verwirrung hereinbrechen, gehört der ganze Vorrath von zahmen und wilden Ideen dem äußersten Extreme. Dann liefern Christlichsocialen und Socialpolitischen, Steuerreformer und Wirthschaftsreformer bunt durcheinander ihre Zöglinge an das Gros des wilden Heeres ab, und von den Führern selbst wird der Eine durch Ehrgeiz, der Andere durch das Gefühl seiner Verantwortlichkeit mitgerissen.

Drängt doch schon in den Zeiten der Ruhe die Entwicklung dieser Ansätze immer von selbst auch dem theoretischen Extreme zu. Ist nur einmal die erste Voraussetzung eingeräumt, daß der Staat die sociale Organisation zu schaffen und mit ihr für das individuelle Glück durch materielle Zuwendungen zu sorgen habe, so stellt sich eine Consequenz nach der anderen von selbst gebieterisch ein. Lange Zeit war die deutsche Socialdemokratie in zwei Lager gespalten, wovon das

eine, daß der Baffalleaner, nur Staatsubventionen verlangte und das Recht der Nationalität anerkannte. Vor zwei Jahren kam die Einigung zu Stande, und das Resultat war, daß die Internationale und der Communismus vollständig siegten und die gemäßigte Schattirung in sich aufzogen. Das officielle Programm von Gotha spitzt sich in dem Schluß seines Artikel 1 zu dem Satze zu: „Die Befreiung der Arbeit muß das Werk der Arbeiterklasse sein, der gegenüber alle anderen Klassen nur eine reactionäre Masse sind.“

Das ist die vor dreißig Jahren von Marx ausgegebene Parole, welche in langsamen Windungen zum Glaubensbekenntniß der gesammten socialistischen Organisation aufstieg. Die „Brüderschaft der Locomotivführer“, welche im vorigen Jahr die Kerntuppe des furchtbaren amerikanischen Eisenbahnaufstandes gebildet hat, begann im Jahr 1863, als eine Gesellschaft zu gegenseitiger Unterstützung in Krankheitsfällen und zur Verbreitung der Mäßigkeit im Genuß geistiger Getränke.

Dieser amerikanische Aufstand selbst eignet sich in seiner Art noch mehr als die Pariser Commune zum Studium für die, welche sich Rechenschaft geben wollen, wie lange das Feuer ganz im Stillen glimmen und wie urplötzlich mit untwiderstehlicher Gewalt es zum Ausbruch kommen kann. Unsere deutschen Leser haben beinahe überall nur die eine, harmlose Seite der Sache zu sehen bekommen. Getreu ihren sanften Gefühlen für den Socialismus haben viele deutsche Zeitungen in den Zerstörungen und Brandstiftungen von Chicago, Cincinnati, Reading, Pittsburg, Columbus, Baltimore, Martinsburg nur Stoff zur Beleuchtung des amerikanischen Actienunwesens gefunden. Nur wo und wie die Compagnien und Directoren gesündigt hatten, wurde besprochen, und die gräßlichen Verwüstungen, welche ein Drittel der Union mit Schrecken überzogen, wurden meist dargestellt, als seien sie bloß Ausschreitungen der Finanzwirthschaft zuzuschreiben. Ganz in dem Hintergrund blieb die Wahrheit, daß die seit Jahren betriebene Propaganda die Masse der Arbeiter angeworben und eine über das ganze Land gesponnene Verschwörung großgezogen hatte, deren Ausbruch auf Tag und Stunde voraus berechnet und voraus angeordnet war, und zwar mit solch infernaler Kunst, daß man sicher sein konnte, den ganzen Mechanismus des wirthschaftlichen Verkehrs am sichersten in's Herz zu treffen und darum widerstandslos niederzuwerfen. Die Epoche, in welcher die westlichen Gebiete der Union ihre massenhaften Naturproducte nach den östlichen Häfen zu entsenden und von diesen wieder die Geldmittel zur Flüssigmachung ihrer Geschäfte zu empfangen haben, ward als der geeignete Moment zur allgemeinen Unterbrechung des Verkehrs ausgewählt. Auf einen vorausbestimmten Glockenschlag sollten sämtliche Eisenbahnzüge still stehen und nicht eher wieder in Bewegung kommen, bis die sämtlichen Arbeiter eine Lohnbedingung durchgesetzt hätten, welche im Princip darauf hinauslief, daß die Industrie die Verpflichtung habe, auch in Zeiten, in denen sie wenig erübrigt, den Arbeiter gerade so zu bezahlen, wie in den Zeiten des üppigsten Gewinns, ein Princip, welches auch in den Schriften der Christlich Socialen beider Confectionen bei uns verkündet wird.

Die Greuel der Verheerung und Verwüsterung, welche im Juli 1877 die Union von den Küsten des atlantischen Oceans bis nach den Ufern des

Missouri mit Blut und Feuer überdeckten, zu schildern, ist hier nicht der Ort. Hunderte von Millionen Dollars an nützlichen Werthen, an Gebäuden, Waaren, Lebensmitteln, Locomotiven und Wagen wurden vernichtet. Das war der Vortheil, welchen die „Volkswirthschaft“ aus der Bewegung zog. Als nach der Rettung und der Erholung vom Schrecken die Bevölkerung wieder zu sich kam, fragte sie sich, wie es möglich gewesen, daß sie auf diese plötzliche Weise von einem Ungeheuer überfallen werden konnte, dessen Existenz sie vorher nicht geahnt hatte? Und doch war vier Jahre vorher am zweiten Weihnachtstag 1874 schon ein gleicher Versuch in kleinerem Stil gemacht worden. Am besagten Tag mit dem Glockenschlag zwölf waren die Führer von allen Locomotiven herabgestiegen, welche die Züge zwischen den Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Kentucky, Missouri beförderten, hatten Wagen und Passagiere im freien Felde sich überlassen und den Dienst verweigert, bis ihren Forderungen Genüge geschehen wäre. Es war dieselbe gute „Brüderschaft“, welche den Streich einstudirt hatte. Doch in dem Treiben jenes wildbewegten Landes war auch dies starke Warnungszeichen bald wieder vergessen <sup>1)</sup>.

Die Erlebnisse des Sommers 1877 waren schon eher dazu angethan, selbst eine amerikanische Bevölkerung zum Nachdenken anzuregen. Hunderte von Menschen wurden getödtet, Hunderte von Millionen zerstört, und doch war es nur ein Zufall, beinahe ein Wunder, daß nicht viel Schlimmeres geschah. Ohne ein Umschlagen des Windes wäre die Stadt Pittsburg, von 90,000 Seelen bewohnt, abgebrannt; an einer einzigen Stelle gingen allein 45 Locomotiven im Feuer auf. Solche Ereignisse zwingen dann zum näheren Einblick in die Ursachen, aus denen sie entstanden sind. „Vor Monatsfrist,“ sagte eine New-Yorker Zeitung, „wußten Millionen Amerikaner noch nicht, was ein Gewerksverein ist. Jetzt wissen sie's.“ Auch daß nicht halb Paris abbrannte, erscheint wie ein Wunder, wenn man liest, wie hilflos die Stadt einem systematischen Zerstörungsplan überliefert war.

Müssen die Völker jede Erfahrung erst an sich selbst machen? Lernt der Mensch aus fremdem Unglück gar nichts? Allerdings lernt er kaum aus dem eigenen.

Unfägliches Elend haben die Ausbrüche falscher, lange in den Köpfen genährter Wahngelüste über die Angreifer sowol als über die Angegriffenen gebracht. Die, welche ihr Schicksal damit zu verbessern dachten, haben sich und ihren Nächsten noch weher gethan, als denen, gegen die ihr Haß Jahre lang geschürt worden war. Das einzige wahre und dauerhafte Mittel, die Lebensbedingungen der arbeitenden Bevölkerungen zu vervollkommen, ist die friedliche und freie Bewegung, deren Fortgang von selbst zur Erkenntniß führt, daß das Gedeihen jedes Theils auf dem Gedeihen aller anderen beruht. Nicht Hartzigkeit gegen die Noth der Schwachen dictirt den Grundsatz, daß keine Staats-

<sup>1)</sup> Haben wir doch im nämlichen Jahre einen Versuch der Art, wenn auch nur improvisirt, in Frankfurt a. M. erlebt, der — lediglich auf den Waarentransport treffend, weil er nur von den „Rangierern“ ausging — immerhin auf Wochen lang die Waarenzüge durch ganz Deutschland in Verwirrung brachte.



weisheit von oben herab das Loos der Einzelnen aus der Waagschale der Gerechtigkeit austheilen könne, sondern Einsicht in die Natur des Menschen und seiner Gestattung. Sie lehrt, daß Zuwachs an freier Bewegung, an Kenntnissen, an Fleiß und an Gütern in untrennbarer Wechselwirkung stehen und immer mehr allen Mitgliedern der Gesellschaft zu Gute kommen. Es ist nicht wahr, daß der Procentsatz der Armen und Unglücklichen größer ist als ehedem, nicht wahr, daß der Gegensatz zwischen Arm und Reich schroffer, nicht wahr, daß der Schwache mehr in die Hand des Starken gegeben sei. Nur die größere Annäherung zwischen allen Schichten der Bevölkerung hat dazu aufgefordert, das, was sie noch scheidet, in's Auge zu fassen und als unheimlich anzusehen. Der Gedanke einer mechanischen Ausgleichung aller Schicksale, welcher nicht bloß der ganzen Natur aller Dinge Hohn spricht, sondern auch von einer absolut falschen Werthung dessen ausgeht, was menschliches Glück und Unglück ist, enthält das Non plus ultra der Thorheit, welches auf dem Wege nach seiner Verwirklichung nichts erreichen kann, als die Zerstörung aller Freiheit, daher auch alle rückläufigen Instincte sich vom Socialismus angezogen fühlen. Die socialistischen Anstrengungen haben allerdings nicht ganz einseitig Schaden gestiftet, weil es keine absoluten Wahrheiten gibt und jeder Widerspruch auch in seiner Art Dienste leistet. Sie haben dazu geführt und werden ferner dazu führen, die Gesamtheit und die Einzelnen in ihrem Verhalten auf den Zusammenhang zwischen wahrem Interesse und wahrer Humanität immer mehr hinzuweisen. Noch wichtiger, als die Triebfeder der Interessen in Bewegung zu setzen, ist es, die Augen auf wahre Mißstände zu lenken, denn — was man auch sage — nie hat eine Zeit mehr Empfindlichkeit besessen für jedes Leiden und mehr Bedürfniß nach Gerechtigkeit gefühlt, als die unsere!

# Das Buch als Kunstwerk.

~~~~~  
Von  
Bruno Bucher.  
~~~~~

Die Erscheinung, daß gerade bei derjenigen Nation, welche als die bücher-schreibende und bücherlesende verschrieen ist, der Respect vor dem Individuum Buch in geringerem Maße angetroffen wird, als bei anderen, ist eine zu auffallende, um nicht schon oft den Gegenstand der Untersuchung und Besprechung abgegeben zu haben. Vor einem Vierteljahrhundert stellte Karl Rosenkranz (in dem Preuß'schen Museum, wenn wir nicht irren) Betrachtungen über die Thatsache an, daß ihm selbst, dem wissensdurftigen Kinde armer Eltern, jedes gedruckte Buch als ein begehrenswerther und ehrwürdiger Gegenstand erschienen sei, während seine Kinder, deren Vater eine große Bibliothek besaß und selbst Bücher verfaßte, jene Empfindung nicht zu kennen schienen. Andere Schriftsteller haben häufig über die allgemeine Sitte des Bücherausleihens Klage geführt. Daß diese Sitte Autoren und Verleger schädigt, unterliegt keinem Zweifel, und die letzteren berufen sich auch gern auf diesen Uebelstand, der neben der Vertheuerung der Arbeit durch socialistische Agitation sie verhindere, so splendid in verschiedenem Sinne zu sein, wie ihre ausländischen Collegen. Sie sagen: „In England, Frankreich, Rußland u. s. w. kauft der Gebildete das Buch, welches ihm lezenswerth erscheint, in Deutschland sucht er Jemand, der es ihm leihen könnte; wer sich nicht bedenkt, zehn Gulden für eine Theaterloge auszugeben, findet einen Gulden für das gedruckte Drama viel zu theuer; die elegante Dame brennt vor Neugier nach dem neuen Roman, von dem so viel gesprochen wird, allein sie zügelt ihre Ungeduld, bis das Exemplar der Leihbibliothek an sie gelangt, und, so feinfühlig und empfindlich in allem Uebrigen, schrickt sie nicht zurück vor einem Buche, welches nur zu deutlich verräth, daß es ohne Ansehen der Person von Hand zu Hand gewandert ist. Vollends für Werke wissenschaftlicher Richtung kann man, auch wenn Inhalt und Darstellung sie dem Interesse des großen gebildeten Publicums empfehlen sollten, nur in den Fachkreisen auf Abnehmer rechnen.“

Solchen Beschwerden über die geringe Neigung der Deutschen, Bücher anzuschaffen, kann Berechtigung leider nicht bestritten werden, doch wäre es unbillig, dabei außer Acht zu lassen, daß der durchschnittliche Wohlstand bei uns geringer ist, als in den obengenannten Ländern, daß die Wohnungsverhältnisse in unseren Städten das Ansammeln von Bibliotheken erschweren u. dgl. m. Aber ein anderes Blatt in dem Capitel vom Entleihen der Bücher liefert einen besonders berechneten Beitrag zur Lehre von der Schätzung des Gedruckten. Wer

hätte nicht schon, und oft genug auf eigene Kosten, die Beobachtung gemacht, daß sonst höchst gewissenhafte Leute fremde Bücher ungefähr so ansehen, wie der Bauer den Wald und dessen Bewohner? Man hat, um das Entleihen zu brandmarken, gefragt, ob Jemand anders als in der äußersten Verlegenheit sich entschließen werde, gebrauchte Handschuhe, Wäsche u. s. w. eines Bekannten anzulegen, oder gar entsprechend den Leihbibliotheken, wildfremder Menschen. Mit besserem Rechte läßt sich fragen, ob irgend Jemand fremdes Eigenthum anderer Art so gänzlich ohne Scrupel vergessen würde zurückzugeben, wie fremde Bücher? Sie behalten dieselben, nicht um sich zu bereichern, sondern als etwas Werthloses, dessen Rückerstattung so wenig erwartet werde, wie etwa einer offerirten Cigarre. Ein anderes Zeichen der Nichtachtung des Gedruckten wird sich einmal empfindlich rächen. Unsere Zeit hat keine Zeit für umständliche Correspondenzen, für Tagebücher und Memoiren. Wir leben zu rasch und zu sehr in der Oeffentlichkeit. Die Postkarte und das Telegramm mit ihrer epigrammatischen Kürze sind an die Stelle der langen, wohlüberlegten, sorgfältig stilisirten Briefe mit ihren Herzensergüssen und philosophischen Betrachtungen getreten; was man sonst dem Freunde oder dem Tagebuche anvertraute, gibt man jetzt in die Zeitung. Die Zeitungen werden einmal die Hauptquellen der Culturgeschichte sein; doch wer sammelt gegenwärtig Zeitungen? Weil das gestrige Blatt heute kein Interesse mehr für uns hat, vergessen wir, daß dies nach Jahrzehnten wieder neu sein würde, vergessen sogar, während wir doch sonst so genau zu rechnen verstehen, daß das Sammeln einer guten Zeitung eine Capitalanlage wäre, wie das Sammeln guter Kunstwerke. Es ist ja nur bedrucktes Papier, Maculatur!

Rosenkranz suchte damals den Grund der Nichtachtung in der Menge und der leichten Zugänglichkeit des Gedruckten. Und Sachverständige, Buchhändler, bestätigen dies durch die Behauptung, daß viel zu viel in Deutschland gedruckt werde und viel zu sehr ohne Wahl. Hiernach stünde es also bei ihnen selbst, dem Uebel entgegenzuwirken. Allein nicht bloß in dieser Hinsicht muß man mit einer Forderung an sie herantreten. In dem Lande, welchem der Ruhm der Erfindung des Typendruckes endlich unbestritten ist, verrathen gerade diejenigen, welche bei der technischen Herstellung eines Buches das Wichtigste zu thun haben, nur selten noch die Erkenntniß, daß sie ein Kunstwerk schaffen sollen. Für die Mehrzahl unserer Buchdrucker ist noch die Mode die alleinige gesetzgebende Macht. Was diese aufbringt, wird mitgemacht; hat sie, wie heutzutage, die Laune, aus guten Zeiten ihre Muster zu holen, so könnte man ja zufrieden sein, wäre nicht mit Grund zu befürchten, daß morgen oder übermorgen das Stilwidrigste eben so bereitwillig werde acceptirt werden. Denn daß es für jede Art der künstlerischen Thätigkeit natürliche Gesetze gibt, und daß die Leistungen vergangener Zeiten als Vorbilder aufgestellt werden, nicht weil sie alt, sondern weil bei ihnen jene Gesetze, meist instinctiv, befolgt sind: das wollen unter allen Kunsthandwerkern die Jünger Gutenberg's durchschnittlich am schwersten begreifen. Der Hinweis auf die mancherlei Prachtwerke neuester Zeit kann diese Bemerkung nicht entkräften. Denn angenommen selbst, daß diese so stil- als prachtvoll wären, was doch nur sehr bedingungsweise zugegeben werden kann, so sind Luxuspublicationen nicht der Maßstab für den Zustand einer

Industrie. Im Großen und Ganzen aber wird die heutige Buchausstattung, trotz der glatteren, glänzenden Papiere, dem Reichthum an Letterngattungen, ja zum Theil wegen dieser angeblichen Vorzüge, selbst von Zeiten beschämt, welche sonst gerade in der Kunst sich keines hohen Rufes erfreuen.

Dieser Zustand ist freilich nur möglich, weil das Publicum sich gleichgültig zu der Sache verhält. Und doch wird Niemand den Gegenstand unserer Aufmerksamkeit unwerth nennen oder bestreiten wollen, daß das Buch mindestens dieselbe Werthschätzung verdient, wie andere Gegenstände unseres Gebrauchs. Das Kleid soll nicht den Mann machen, aber desselben würdig sein. Und wenn wir der Aesthetik gestatten, bei der Wahl unserer Tapeten und Möbel, unserer Teller und Gläser, bei allem Hausrathe, ein gewichtiges Wort mitzusprechen, wie sollte es ihr verwehrt werden bei dem Gegenstande, der so recht unser Hausfreund und „Hausrath“ ist, bei dem wir geistige Anregung oder Belehrung, Erbauung oder Zerstreuung suchen? In der Theorie haben wir gewiß auch keinerlei Widerspruch zu gewärtigen; wie es in der Praxis damit bestellt ist, wird uns am ersten ein vergleichender Rückblick auf die Vergangenheit sagen.

Wenn wir jene steinernen Bibliotheken, welche neuestens auf dem Boden altasiatischer Cultur aufgefunden worden sind, wenn wir die steinernen Geseztafeln vom Berge Sinai und die in Erz gegrabenen Senatsconsulte der Römer bei Seite lassen, begegnet uns bei den ältesten Beispielen schriftlicher Aufzeichnung in transportabler Gestalt vor Allem das natürliche Verhältniß zwischen dem Schriftwerke selbst und dem Umschlage, welcher jenes zu schützen und zugleich dessen Werth anzudeuten hatte. Die Rolle wurde in einer Capsel verwahrt, der Codex aus Holz- oder Pergamentblättern erhielt seine entsprechend festen Deckel, welche im Alterthum und Mittelalter häufig des reichsten Schmuckes nicht entbehrten. Bekannt sind jene prachtvollen elfenbeinernen Diptychen, welche in frühester Zeit Buch und Deckel zugleich waren, die Innenseite mit der beschriebenen Wachschrift überzogen, die Außenseite mit plastischen Darstellungen versehen, welche für manche Zeit die Hauptquelle unserer Kenntniß der damaligen Bildnerei repräsentiren. Für besonders werthvolle Bücher reichte aber ein solches Kleid noch nicht aus. Bibliotheken und Schatzkammern — es genüge hier, auf die Markusbibliothek und den Welfenschatz hinzuweisen — zeigten uns wahre Wunderwerke der Prachtliebe und der Kunst, Einbände mit Goldblech überzogen, mit Edelsteinen besetzt, und mit Malereien in Schmelzfarben versehen. Die nach der Sitte der Zeit nicht facetirten, sondern nur polirten Edelsteine bilden häufig, da sie in ihrer Metallfassung stark über die Fläche des Deckels hervorragen, zugleich einen Schutz für die übrige Zier: beim Aufschlagen des Buches verhüteten sie die Berührung der Malerei mit der Unterlage. Demselben Zweck dienten die Knäufe oder Knöpfe aus Metall, die in den Ecken des Deckels angebracht waren, meist in Verbindung mit kunstvoll ciselirtem Beschlage. Die Bedeutung dieser speciellen Zierrathen wird in neuester Zeit mitunter mißverstanden. Man bringt ähnliche Knöpfe auf Prachtbänden an, aber niedriger, als der übrige plastische Schmuck ist, so daß beispielsweise auf einem Meßbuche ein rund herausgearbeitetes silbernes Crucifix viel mehr jenes Eck- oder Rand-Ornament schützt, als umgekehrt. Diese übel angebrachten Knöpfe erinnern

so an jene, die wir noch heutzutage an der Rückenseite des Rodes tragen, weil vor ein paar Jahrhunderten der Reiter sie brauchte, um die Schöße seines Rodes zurückzuknöpfen. Das derbe Rinds-, Kalbs- oder Schweinsleder, welches in späterer Zeit, namentlich seit Erfindung der Buchdruckerkunst, den Ueberzug des Buchdeckels abgab, erfüllte seinen Zweck ebenfalls vortrefflich nach jeder Richtung. Wie haltbar es war, das zeigen uns vielhundertjährige Einbände, die noch heute die neueren an Solidität überbieten. Und ist auch häufig die einstige Vergoldung verschwunden, so erregen doch die eingepreßten Ornamente noch unsere volle Bewunderung und werden von kunstfinnigen Buchbindern unserer Zeit als Vorbilder benützt. Die Anordnung und Vertheilung der Verzierungen ist fast immer stilvoll; entweder begleitet ein fortlaufendes Ornament den Rand des Deckels, während das Uebrige frei bleibt oder ein größeres Mittelstück, sei es ein frei erfundenes Ornament, oder das Wappen oder der Namenszug des Besitzers das Centrum einnimmt; oder aber es breitet sich ein Flächenornament über den ganzen Deckel aus. Dieses kann aus einer Menge, sich in regelmäßigen Entfernungen wiederholender Figuren, also einer Art Teppichmuster, bestehen, oder aus einer größeren Composition von Arabesken, Band- oder Linienverschlingungen, wie sie namentlich auf den sogenannten Grolier'schen Einbänden vorkommen, Büchern aus der Bibliothek jenes classischen Bürgerfreundes im 16. Jahrhundert, welcher die besten Werke in den besten Ausgaben und in den besten Einbänden sammelte und dieselben als sein und seiner Freunde Eigenthum bezeichnete: „Grolierii et amicorum“ stand als Devise auf den Bänden. Auch den Rücken eines solchen alten Buches dürfen wir nicht unbeachtet lassen. Die sogenannten Bünde, welche die Druckbogen zusammenhalten, indem der Heftfaden über dieselben hinläuft, prägen sich im Außern deutlich aus, wie sie es auch wegen der Wichtigkeit ihrer Function verdienen. Denn es ist ja eines der ersten Gesetze der praktischen Aesthetik, daß die Construction eines Kunstwerkes so wenig verheimlicht oder versteckt werden soll, wie das Material. Und sie betheiligen zugleich die naturgemäße Einteilung des Rückens in verschiedene Felder, in welchen der Titel des Buches, die Bezeichnung des Bandes bei einem mehrbändigen Werke, auch der Name des Verlegers oder des Eigenthümers angebracht werden können.

Diese Art des Bucheinbandes erhielt sich im Wesentlichen bis zu Anfang unseres Jahrhunderts. Der Holzdeckel war allmählig dem Pappdeckel gewichen, aus Sparsamkeit überzog man denselben mit Papier anstatt mit Leder, welchem aber, als dem dauerhaftesten Material, Rücken und Ecken verblieben, und die Wülste auf dem Rücken kennzeichneten immer noch die Bünde. Jedermann kennt ja solche Bücher mit den zopfigen Blümchen oder Arabesken in den Rückenfeldern. Der Stil ist freilich kein unbedingt nachahmenswerther. Die Renaissance, deren unerschöpflicher Ideenreichtum, deren Phantasie und Grazie uns auch in den Bucheinbänden so lebendig entgegentreten, erscheint im 18. Jahrhundert nur noch manierirt, kleinlich; aber ein Stil ist doch immerhin noch in den Arbeiten des Roccoco und der Zopfzeit zu entdecken. Die eigenthümliche Verflachung, die Feindseligkeit gegen alles Stilgemäße in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts verschonte natürlich auch die Buchbinderei nicht. Die

Bünde erregten Anstoß, man suchte etwas darin, sie zu verbergen, der glatte Bucherrücken kam auf; das Schweinsleder, welches mit Gold und Schwarz bedruckt, und in Verbindung mit einem kräftig rothen Schnitt so viele wahrhaft elegante Einbände geliefert hatte, kam förmlich in Verfall als die Amtstracht altfränkischer, pedantischer Gelehrsamkeit, so wie „holzschnittartig“ die Bezeichnung für etwas Rohes, Ungeheures wurde, als ob der Holzschnitt wirklich nur die Bignetten für Traumbücher und Mordgeschichten liefern könne, und nicht einem Michel Wohlgemuth, Dürer, Holbein bis auf die Kleinmeister und Ornamentisten herab die herrlichsten Dienste geleistet hätte. Auch die Rückenschilder aus farbigem Papier wurden als altmodische verbannt, die nicht bloß für das einzelne Buch und die ganze Bibliothek ein heiterer, die Monotonie unterbrechender Schmuck waren, sondern auch einen viel sorgfältigeren, präziseren Druck der Titel und Verzierungen ermöglichen, als bei der Pressung unmittelbar auf den fertigen Rücken des Buches.

Dazu kam ein folgenreicher Umschwung im buchhändlerischen Betriebe. Bis dahin kannte man einen Verlagsartikel nur in zweierlei Gestalt; zuerst „roh“, „in albis“, d. h. in Lagen von Druckbogen, welche nur einmal in der Mitte gebrochen sind, dann in dem festen Einbände. Unsere Väter waren ganz geübt darin, auch ein ungebundenes, rohes Buch zu lesen wie eine nicht aufgeschnittene Zeitung. Nach und nach, bei der enormen Ausdehnung der Verlagsthätigkeit, wurde die Form der Broschur, des gehefteten, aber nicht gebundenen Buches, herrschend, eine allerdings bequeme Form, wenn man sie in der Weise der Engländer und Franzosen gehandhabt hätte. Diese geben auch dem broschirten Buche eine solide haltbare Gestalt, der Dedel ist von festem Papier, meist noch unterklebt, die Bogen sind ordentlich geheftet. In Deutschland richtete man sich die Sache ökonomischer ein: ein einziger Faden mußte das ganze Buch zusammenhalten, das auseinanderfiel, wenn jener an einer Stelle riß, und bald war auch der eine Zwirnsfaden noch zu viel. Die gefalzten Druckbogen wurden auf der Rückenseite einigemal eingesägt, mit Leim bestrichen und so in dem Umschlag aus dünnem, lappigem Papier eingeklebt. Ein solches Buch löst sich beim ersten Lesen, beim bloßen Aufschneiden, in lauter fliegende Blätter auf, und solche deutschen Bücher haben redlich das ihrige dazu beigetragen, der deutschen Literatur die Ausbreitung über die Grenzen zu erschweren. Die Ausländer sprechen mit Schrecken und Verachtung von den deutschen Büchern, welche beinahe vom Ansehen schon auseinanderfallen. Und welche haarsträubenden Moden bringt der Witz der Drucker in den Umschlägen auf! Diagonal oder kreuz und quer gedruckte Titel, Titel in den unharmonischsten Farbenzusammenstellungen, weit entfernt von jeder künstlerischen Anordnung, kommen nicht nur für die Eintagsfliegen der sogenannten Eisenbahnliteratur, sondern für ganz ernsthafte Bücher vor; und dergleichen geistreiche Einfälle, denen wenigstens durch das Lumpenpapier kurzes Dasein garantirt wäre, werden dann auch auf Calicot und Leder übertragen. Der Calicot war eine weitere Errungenschaft der Zeit, ein Stoff, immerhin dauerhafter als Papier, aber, sobald er geripptes oder geköpertes Muster hat, fast absolut unbrauchbar für die Vergoldung, welche auf dem ungleichen Grunde nie gleichmäßig ausfallen kann und natürlich von den erhabenen

Stellen binnen kürzester Zeit weggeschauert wird, da man nicht, wie früher, dafür sorgte, die Bildfläche durch erhabenen Rand zu schützen. Und was hat man gerade der Vergoldung auf dieser englischen Leinwand zugemuthet! Bildnisse, ganze figurale Compositionen oder Landschaften und Architekturstücke verunzierten und verunzieren bis auf den heutigen Tag die Einbanddecken für die Werke unserer großen Dichter. Kommt auch nur ausnahmsweise der Widerfinn vor, die Umrisse und die Schatten in Gold, also Licht, auszuführen, die Lichtpartien aber in dem dunkleren Grunde, also Schatten, zu lassen, — was in früheren Jahrhunderten keinem Buchbinder eingefallen wäre, — so macht der streifige Grund auf alle Fälle die Bilder zu Caricaturen. Vielleicht erinnert sich auch noch Jemand der geradezu erbarmenswürdigen Rolle, welche berühmte Autoren spielen mußten, indem man ihre Bildnisse, erhaben in irgend einer Masse ausgeführt, auf den Deckeln ihrer Werke anbrachte, wo sie vom Angreifen alle erdenklichen Farben erhielten und geschunden wurden, so oft der Deckel mit dem Fische in Berührung kam. Der plastischen Verzierungen auf Gebetbüchern ist im Vorübergehen schon gedacht worden. Der äußere Schmuck der Andachtsbücher ist im Allgemeinen eben so ärmlich in der Erfindung als unpraktisch, und doch steht gerade in dieser Richtung eine unübersehbare Fülle von vorzüglichen Motiven und Vorbildern aus alten Zeiten zur Verfügung. Dafür wird die luxuriöseste Ausstattung an Bücher vergeudet, welche oft nur um des Einbandes willen dazusein scheinen. Es ist gewiß sehr bescheiden von den Autoren, wenn sie zufrieden sind, daß ihre Werke sozusagen nur als Ausfüllung der bunten Deckel benützt werden, als das Seegraspolster, welches die Japaner in die zierlichen Täschchen aus Lederpapier stopfen, oder doch höchstens als der zufällige Inhalt einer reichverzierten Cassette oder Bonbonniere. Aber auch diese sogenannte Buchbinderliteratur, namentlich Buchbinderlyrik, die auf einer totalen Umkehr des natürlichen Verhältnisses beruht, zeigt wieder, wie sehr das Stilgefühl uns abhanden gekommen ist.

An Anläufen zum Besseren fehlt es keineswegs, und die großen mechanischen Hilfsmittel unserer Tage ermöglichen ja die glänzendsten Leistungen, sobald nur wieder eine verständige Richtung eingeschlagen wird. Die Weise Grolier's wird jetzt mit Geschmack nachgeahmt, in der reizvollen Ledermosaik bieten die Franzosen außerordentlich Schönes, und ein Wiener, Wunder, hat mit großem Glücke die Technik des mit Messer und Punzen gearbeiteten Lederchnitts, der im Gegensatz zu der sich allmählig abnutzenden Pressung so lange währt, wie das Leder selbst, auf Bucheinbänden angewandt. Leider ist dieser für seine Kunst wahrhaft begeisterte, zu jeder Anstrengung und jedem Opfer bereite Mann vor Kurzem gestorben, aber es scheint wenigstens, daß seine schönen und hoffnungsreichen Bestrebungen nicht mit ihm zu Grabe getragen seien. Aber auch wo die Absichten unverkennbar die besten waren, wo sichtlich Nichts gespart worden ist, um künstlerischen Anforderungen zu genügen, stoßen wir häufig auf Mißgriffe, welche bei einigem Nachdenken unmöglich sein würden. Da liegt die Gesamtausgabe der Werke eines erst unlängst verstorbenen Dichters, erschienen in einer Buchhandlung, welche sich durch zierliche Ausstattung schöngeistiger Schriften einen Ruf gemacht hat: über Deckel und Rücken breitet sich ein mageres, kleinliches Rankenornament und über dieses hin, oder durch dasselbe — wie man will — läuft

die Titelschrift; hier scheinen die Linien der Arabesken aus einem Buchstaben heranzuwachsen, dort durchschneiden sie einen anderen kreuz und quer u. s. f. Das ist freilich etwas Neues, aber auf dessen Erfindung darf sich der Zeichner wahrlich nichts zu Gute thun!

Die Außenseite des Buches hat uns lange aufgehalten. Schlagen wir nun ein altes und ein neues Buch auf, so macht sich in der Regel zunächst der Unterschied in der Färbung des Papiers bemerklich: hier ein warmer, gelblicher Ton, dort ein kaltes, in's Bläuliche spielendes Kreideweiß. Sehen wir ab von jener tieferen Färbung, welche weißes Papier allmählig annimmt, wenn es dem Tageslichte ausgesetzt bleibt, so verhalten die beiden Weiß sich ungefähr zu einander wie Rahm und gewässerte Milch. Daß früher der wärmere, dem Auge wohlthätigere und sich harmonischer mit der Druckfarbe verbindende Ton herrschte, ist allerdings nicht das Verdienst jener Zeit. Man verstand eben noch nicht das Papier so stark zu bleichen wie jetzt. Die technische Unvollkommenheit wurde, wie so oft, zu einem ästhetischen Vorzuge und umgekehrt. Das Bemühen aber, dem Papier eine, wie man zu sagen pflegt, blendende Weiße zu geben, entsprach der Farbenscheu der jüngsten Vergangenheit und bildete ein Seitenstück zur Behandlung des Porcellans, welches in den besten Zeiten der Fabrication ja auch einen sanft gelblichen Schimmer hatte. Heutzutage nun bemüht man sich wieder, die Färbung des alten Papiers zu treffen, übertreibt aber häufig die Sache, macht es wirklich gelb, als ob es lange Zeit in der Sonne gelegen hätte; und da jetzt durch chemische Mittel erreicht werden soll, was früher sozusagen von Natur da war, so steht noch dahin, wie diese neuen Papiere aussehen werden, wenn sie einmal alt geworden sind.

Die Anforderungen an den Druck eines Buches werden wesentlich durch die Natur des Buches bestimmt. Ist dasselbe nicht, oder doch nicht allein auf Leser im eigentlichen Sinne berechnet, hat es vielmehr auch auf die Bequemlichkeit des Nachschlagenden, der bestimmte Stellen mit Leichtigkeit auffinden will, Rücksicht zu nehmen, so ist eine Hauptbedingung nicht zu erfüllen. Es müssen verschiedene Schriftgattungen, Satz mit und ohne Durchschuß angewandt werden, und ein solcher Satz kann nicht anders als bunt und unruhig ausfallen. Und selbst wo solche Umstände nicht obwalten, ist die ruhige Klarheit und Harmonie, durch welche uns z. B. italienische Drucke aus der Renaissancezeit, alte, aber auch ganz neue französische und englische Werke erfreuen, gar nicht erreichbar, so lange wir uns von jenen gothischen Lettern nicht losgemacht haben, welche Dürer „alte Textur“ nannte, die von den Druckern selbst Fraktur, im gemeinen Leben aber deutsche Druckschrift genannt werden. Daß ein Wechsel in solchen Dingen mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden ist, daß der Uebergang nur allmählig bewerkstelligt werden kann, das läßt sich nicht verkennen. Allein wir machen ja in unserer Zeit den Uebergang von einer Währung zur anderen, einem Maß- und Gewichtssystem zum anderen mit überraschender Leichtigkeit durch, und wir dürfen daher hoffen, daß auch die gewünschte Operation nicht gar so schmerzhaft und langwierig sein werde. Aber vorgenommen werden muß sie, es muß endlich einmal ausgesprochen werden: das alte System wird abgeschafft, dasjenige angenommen werden, welches ohnehin schon bei fast allen civilisirten Völkern in Geltung ist.



So viel man sich den Kopf zerbrechen mag, findet sich kein stichhaltiger Grund dafür, daß wir Deutschen hartnäckig an Schriftzügen festhalten, welche allen übrigen Nationen entweder ganz unverständlich, oder doch schwer verständlich sind. Daß sie deutschen Ursprungs seien, ist ein Aberglaube. Das ganze christliche Abendland bediente sich bis zur Herrschaft der Gothik der lateinischen Schrift und nahm ebenso ausnahmslos die Verunstaltungen an, welche mit denselben in den Klöstern vorgenommen wurden. Das Deutsche an der Sache ist nur, daß wir an der mittelalterlichen Schrift wie an so mancher mittelalterlichen Institution mit Zähigkeit festhalten, während die romanischen Völker, als sie in der Baukunst die antiken Formen zu neuem Leben erweckten, folgerichtig auch ihre Schriftzeichen wieder von den Auswüchsen reinigten, und die Scandinavier, Holländer und Tschechen wenigstens in unserem Jahrhundert das zur Zeit der Renaissance Versäumte nachgeholt haben. Diese Schrift isolirt uns also völlig, sie vermehrt die ohnehin schon so großen Schwierigkeiten des Erlernens unserer Sprache dem Ausländer, steht der Verbreitung deutscher Bücher dermaßen im Wege, daß Werke, die man Fremden zugänglich machen will, mit lateinischen Lettern gedruckt werden müssen. Ja, es wäre der Untersuchung werth, ob nicht die in Deutschland so sehr überhandnehmende Kurzsichtigkeit mit in der deutschen Druckschrift ihren Grund habe. Denn — die Probe kann Jeder machen — durch Antiqualettern wird das Auge viel weniger ermüdet, sie laufen nicht so kraus und capriciös durch und ineinander, jede Type steht, wenn überhaupt die Lettern guten Schnittes sind, fest ausgeprägt da, man braucht nicht erst scharf hinzuschauen, ob man ein n oder u vor sich habe, und die Saune der Schriftschneider kann nicht so schrankenlos daran herumodeln und ändern. Vielleicht ist es gerade dies, was manche Schriftgelehrte (um dies Wort in einem etwas ungewöhnlichen Sinne zu gebrauchen) für die gothischen Lettern einnimmt. Wer will für diese eine normale, eine classische Form aufstellen? Product der Willkür, bleiben sie der Willkür preisgegeben. Nachdem einmal die einfachen, großen, monumentalen Züge der lateinischen Schrift geknickt, verschoben worden, läßt sich nicht sagen: soweit ist die Verzerrung erlaubt und darüber hinaus nicht, dieser Schnörkel, diese Schleife thut des Guten zuviel. Und von dieser Freiheit hat die Mode reichlich Gebrauch gemacht, fast fortwährend kommen neue, sogenannte Zierschriften auf, die Einen auf den Gedanken bringen können, es sei die Aufgabe der Schrift, unleserlich zu sein.

Monumental nannten wir die lateinische Schrift; wie wenig dies die deutsche ist, lehrt jeder Blick auf eines jener Denkmäler aus der Barock- oder Popszeit, deren Inschriften in deutschen Lettern ausgeführt sind; und heutzutage würde der Einfall nur Spott hervorrufen, in diesen Zügen den Namen eines Helden oder Dichters an dessen Standbild anzubringen. Ist damit nicht schon das ästhetische Urtheil in dieser Streitsache gefällt? Und nun vergleiche man im Einzelnen. Doch da kommen wir auf einen Punkt, in welchem sich die Buchdrucker besonders unwillfährig zu zeigen pflegen. „Sei es um die lateinischen Lettern, sprechen sie, aber die Renaisanceschrift lassen wir uns von euch Altherkümmlern nicht ausdisputiren.“ Wir dagegen müssen auf dieser Forderung bestehen. Denn die moderne, nämlich die im Verlaufe des letzten Jahrhunderts

aufgekommene lateinische Schrift verhält sich zu der älteren ungefähr wie die gothische zu jener. Sie ist auch eine wiewol maßvollere Verkünstlung, welche im Wesentlichen auf dem Principe beruht, Grundstrich und Haarstrich, Schatten und Licht recht auffallend zu unterscheiden. Auch die Renaissance-schrift, oder wie sie ohne genügenden Grund häufig genannt wird, die Elzevir-schrift (ohne Grund, weil sie bereits im fünfzehnten Jahrhundert in Florenz, Venedig u. s. w. im Gebrauche war, hundert Jahre vor dem Auftreten der berühmten holländischen Druckerfamilie Elzevir), auch diese macht wol einen Unterschied in der Stärke der Striche; namentlich in den Rundungen, welche von einem Balken oder Grundstrich, oder doch zum Ansatze eines zweiten Grundstriches hinüberführen, wie in dem m, n, u, h der Minuskel, dem U, D, G der Majuskel u. s. w. und in den horizontalen Linien am Majuskel H, A, E, u. s. w. wird der Strich schwächer, aber nie bis zu dem Grade der Feinheit, wie in dem neueren Setternschnitt. Dieser starke Abstoß, welcher der Druckschrift Aehnlichkeit mit der schulmäßigen oder der kaufmännischen Handschrift gibt, macht den Satz als Ganzes unruhig und schon darum ungünstiger für das Auge. Ueberdies nutzen sich die haarfeinen Linien durch den Gebrauch schnell ab, bleiben beim Drucke aus und beeinträchtigen die Lesbarkeit. Aber das Auge hat sich gegenwärtig so sehr an das Mißverhältniß gewöhnt, daß es an dem besseren Verhältnisse Anstoß nimmt, und daß sogar Fachmänner den Mangel als Vorzug preisen. Ein unbefangener Vergleich muß allerdings den Irrthum berichtigen, und man braucht, um die Schwärmer für den lateinischen Druck der neueren Zeit zu überführen, gar nicht einmal weit zurückzugreifen; schon französische Bücher aus der Zeit der großen Revolution oder kurz vor derselben genügen hierzu. Man lege beispielsweise eine Originalausgabe eines Encyclopädisten neben einen vielleicht zwanzig Jahre alten Druck desselben Werkes: und sei dieser selbst aus der Officin von Firmin Didot hervorgegangen, er wird geschlagen werden durch die Klarheit und Gleichmäßigkeit, durch den im Allgemeinen nobeln Aspect der älteren Leistung. Und ein Didot von 1856 überragt immer noch weit die gleichzeitigen Producte der deutschen Typographie. Wir für unseren Zweck greifen aber wirklich weit zurück; wir fragen: wie besteht die gothische Letter verschiedener Perioden neben der lateinischen der besten Zeit? Ein Buch, welches etwa zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Deutschland erschienen ist, neben einem Werke, welches Albus Manutius in Venedig fünfzig Jahre nach jener Erfindung publicirt hat? Auf jeden Fall spielt neben der classischen Einfachheit und Reinheit der Typen in dem Albinen die gothische Letter eine traurige Rolle mit ihrem Bestreben, jeden graden Strich in eine Schnörkellinie aufzulösen und dafür jede Rundung zu knicken. Die Gothik, deren Bedeutung in der Architektur, zumal der kirchlichen, gewiß nicht nahegetreten werden soll, erscheint hier förmlich carikirt in ihrer Scheu vor dem vollen Schwünge der Bogenlinie, ihrem Eribe, jede gerade Linie durch Höcker und Zacken zu unterbrechen, mit ihren Nasen, Arabben, Fischblasen und Flamboyants.

Aber unsere Buchdrucker wollen wie gesagt meistens noch gar nicht anerkennen, daß die Rückkehr zum Älteren nur verlangt wird, weil dieses Ältere zugleich das Bessere ist. Sie wehren sich gegen die Annahme der Renaissance=

ſchrift als gegen eine alterthümelnbe Mode, welche von ihnen nur große Opfer, nämlich die Anſchaffung neuer koſtſpieliger Schriften, verlangen würde. Wie weit ſie im Allgemeinen noch von der Erkenntniß deſſen ſind, worauf es in dem ganzen Streite ankommt, das lehrt uns ein mit ziemlich anſpruchsvollen Mäſſen auftretendes Unternehmen der jüngſten Zeit. Eine deutſche Verlags-handlung kündigt Bibliophilenauſgaben an, wie deren namentlich in Frankreich und in Genf ſchon viele erſchienen ſind: gute populäre oder der Popularität würdige Erſcheinungen der Literatur, tabellos gedruckt, ebenſo correct und ebenſo geſchmackvoll, wie die von den Bücherfreunden geſuchten alten Ausgaben. Selbſtverſtändlich bedient man ſich in Paris, Genf u. ſ. w. dazu der Renaissance-lettern: für die deutſche Sammlung, welche mit den Briefen Luther's eröffnet worden iſt, hat man dagegen die ſogenannte Schwabacher Schrift gewählt, welche zur Blüthezeit unſerer romantiſchen Schule beliebt war, und welcher J. B. Wetſina v. Arnim bis an ihr Ende treu geblieben iſt. Hiſtoriſch läßt ſich die Wahl dieſer Lettern nicht begründen, denn zu Luther's Zeiten waren dieſelben nicht in Gebrauch. In dieſem Falle haben wir es alſo wirklich mit einer Alterthümlei zu thun, welche denn auch raſch nachgeahmt worden iſt. — Allerdings hat die Schwabacher Schrift einen gewiſſen Vorzug vor der heutigen Fractur, ſie iſt gerundeter, weniger geknickt. Aber wollte man zeigen, wie ein Buch wirklich gut gedruckt werden müſſe, dann hätte man auch entſchloſſen gleich zu den Renaissancelettern greifen ſollen. Dem gerügten Umſtande entſpricht auch, daß diejenigen Schriftgießereien in Deutſchland, welche dem Verlangen nach der reinen Antiqua genügen wollen, ſich doch nicht entſchließen können, treu bei den guten alten Vorbildern zu bleiben: ſie bringen immer etwas Modernes, etwas von den Haar- und Schattenſtrichen hinein, als fürchteten ſie ſich ordentlich vor dem kräftigen gleichmäßigen Ductus, zu welchem die franzöſiſchen Schriftgießer längſt wieder zurückgekehrt ſind. Geleugnet kann allerdings nicht werden, daß wir heute unendlich viel beſſer drucken, wie in der erſten Hälfte des Jahrhundert's, beſſer in jeder Beziehung. So gemeine Ausgaben, wie die berühmte Cotta'sche Officin ſie auf Grund ihrer Privilegien von unſeren Claſſikern glaubte veranſtalten zu dürfen, von Druckfehlern wimmelnd, auf grobem, ſandigem Papier und mit ſchlechten, abgequetschten Lettern — dergleichen Ausgaben würde gegenwärtig die letzte Druckerei ſich ſchämen mit ihrer Firma zu verſehen, und handelte es ſich auch nur um einen Kalender oder Rechenknecht. Um aber jene Producte in ihrer ganzen Glendigkeit kennen zu lernen, muß man ſie mit Büchern vom Ende des vorigen Jahrhundert's zuſammenhalten, J. B. die früheren Cotta'schen Gesamtauſgaben von Goethe mit den einzelnen Schriften deſſelben, welche bei Unger in Berlin und bei Göschen oder Weigand in Leipzig vor etwa 80 Jahren erſchienen ſind, ja ſelbſt mit Wiener Nachdrucken.

In der Zeit vor hundert Jahren lebte überhaupt noch, wie in der Buchbinderkunſt ſo in der Buchdruckerkunſt viel mehr der Sinn für künſtleriſche Ausſtattung. Man liebte es noch, den Anfang eines Abſchnittes im Buche durch ein zierliches, die ganze Breite des Blattes einnehmendes Ornament, eine ſogenannte Kopfleiste, auszuzeichnen und ſetzte an den Schluß des Capitels eine kleinere Arabeske, während in der darauffolgenden Periode nur noch der nüchterne

Strich, in der Buchdruckersprache Spitzlinie genannt, Gnade fand. Die gerade Linie, das Symbol der Zeit, in der Architektur, in dem Möbelbau, im Geräth! Jener Popstkönig von Preußen, unter welchem die Straßen Berlin's wie seine Grenadierregimenter aufgestellt wurden, hätte seine helle Freude haben müssen an dem nüchternen, aller Phantasie abholden Wesen, welches hundert Jahre nach ihm zur Herrschaft kam.

Und wie hatte sich vordem auch in allen diesen Dingen der künstlerische Sinn, die Schaffensfreude documentirt! Welche Fülle der reizendsten Motive in den Kopf- und Randleisten, den Bignetten und Initialen, mit welchen einst die Künstler in der Klosterzelle und dann die Buchdrucker ihre Bücher verzieren! Bekannt sind die geradezu wunderbaren Ornamente in den Manuscripten irischer Mönche, welche im achten bis zehnten Jahrhundert ein allerdings beschränktes, aber in der Beschränkung unvergleichliches Talent in ihren Malereien bekundeten; ferner die freieren, den Charakter der Federzeichnung bewahrenden Randarabesken in deutschen Handschriften des Mittelalters, endlich die oft mit dem vollendetsten Geschmac in Farben ausgeführten, Pflanzenmotive bevorzugenden Verzierungen in den Gebetbüchern, den alten Classikern und Helbengeschichten der Miniaturschule von Burgund. Aber auch die alten Drücke bieten in diesen Dingen einen uner schöpflichen Schatz. Immer und immer wieder stößt der Sammler auf alte Bücher mit Zierbuchstaben, welche bisher nicht bekannt gewesen, entdeckt er Bignetten und Arabesken, welche die Hand eines ausgezeichneten Künstlers verrathen. Und aus denjenigen Zeiten, in welchen man bereits anfang, die Namen der Zeichner solcher kleiner Kunstwerke zu nennen oder doch durch Monogramme anzudeuten, wissen wir ja auch, daß kunst sinnige Buchdrucker, wie Anthony Koburger in Nürnberg, Feyerabend in Frankfurt, der Baseler Froben, Froschover in Zürich u. s. w. sich an die ersten Meister ihrer Zeit wandten; wissen wir, wie vielfältig der große Holbein auf diesem Gebiet thätig war. Vielleicht ist Nichts bezeichnender für den Geist von damals, als die Thatsache, daß die Druckerzeichen so häufig wahre Kunstwerke, mit Recht gesucht sind, wie die Compositionen Holbein's für Froben und Froschover; Jost Amman's für Feyerabend u. A. m. Es weht uns Etwas wie der gute alte Bürgerstolz aus solchen Signeten und Buchdruckerwappen an, der Stolz auf den Stand, auf die eigene Tüchtigkeit und die Achtung vor der Kunst.

Steht doch überhaupt der Holzschnitt in seiner Anwendung als Buchschmuck recht eigentlich da als Repräsentant jenes Zusammenwirkens von Kunst und Handwerk, welches für die neuere, die nachmittelalterliche Zeit charakteristisch ist. Zusammenwirken setzt getrennte Factoren voraus, und in der That führt uns die Geschichte des Formschnitts den Proceß der Zerlegung einer Kunsttechnik in mehrere Zweige auf das Deutlichste vor Augen. Die ersten Buchdrucker schnitten noch selbst die Lettern, aus welchen sie das Buch zusammensetzen wollten, aber auch die Zierrathen und die Bilder dazu; das Ganze lag also in einer Hand. Zu Dürer's Zeit waren wol häufig noch Drucker und Formschneider eine Person, aber der componirende, zeichnende Künstler trat schon als zweite hinzu; denn an die, lange Zeit mit so viel Eifer versuchte These, daß Dürer und andere Meister ebenso das Schneidemeßer auf der Holzplatte, wie den Grabstichel und die Radirnadel auf der Kupferplatte

gehandhabt hätten, zählt gegenwärtig schwerlich noch Anhänger. Und je höhere Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Formschneiders eben dadurch gestellt wurden, daß große Künstler ihnen die Vorlagen lieferten, je umfangreicher andererseits der Druck- und Verlagsbetrieb wurde, um so eher ergab sich auch dort die Nothwendigkeit einer Trennung der einzelnen Beschäftigungen und entwickelte sich die Formschneidekunst als selbständiges Mittelglied zwischen Malerei und Buchdruckerkunst. Augenblicklich stehen wir unmerklich abermals an einem Wendepunkte. Ein mechanisches Reproductionsmittel, die Photographie, tritt als gefährlicher Concurrent des Holzschnitts auf, seitdem sich photographische Hochzügen auf Zink herstellen lassen und diese Zinkplatten ebenso wie die Holzstöcke oder die Bleiabklatsche dieser letzteren unmittelbar in den Letternsatz eingefügt werden können. Damit ist die privilegierte Stellung des Holzschnitts bereits aufgehoben als der einzigen reproducirenden Kunst, deren Werke auf der Buchdruckerpresse und mit dem Schriftsatz zugleich gedruckt werden konnten, während Kupferstich, Lithographie u. ein besonderes Druckverfahren erforderten. Bis zu welchem Grade diese Phototypie und welche Namen man sonst den einschlägigen Proceuren geben mag, sich als leistungsfähig bewähren werde, darüber möchten wir uns keine Prophezeiung gestatten. Denn lange genug ist hartnäckig die Möglichkeit bestritten worden, was jetzt thatsächlich vorliegt. Nur das Eine darf man flüchtig behaupten, daß die Photographie so wenig den Holzschnitt verdrängen wird, wie sie das gemalte, gezeichnete und gestochene Porträt verdrängt hat, so wenig wie eine tadellose galvanoplastische Abformung uns das von Künstlerhand getriebene und ciselirte goldene oder silberne Gefäß ersetzen kann. Einer der größten Reize für das Auge des Kunstfreundes wird es ja immer bleiben, daß es an dem Werke die Hand des Künstlers zu entdecken vermag. Doch mit nicht geringerer Bestimmtheit läßt sich schon jetzt sagen, daß eine Menge von graphischen Darstellungen, für welche bisher der Holzschnitt gewählt wurde, diesem nunmehr entgehen werden; abgesehen von untergeordneten Aufgaben, wie beispielsweise den Figuren zu Lehrbüchern der Mathematik, der Mechanik, der Mineralogie u. dgl. m., insbesondere die Wiedergabe von Umrisszeichnungen, überhaupt sehr bestimmt mit der Feder ausgeführten Zeichnungen, von linearen Flächenornamenten. Wo Schatten und Licht in feineren Abstufungen in's Spiel kommen, da versagt jetzt noch der Lichtdruck in seinen verschiedenen Methoden, die Uebergänge und Abtönungen bleiben ganz aus, oder werden doch unrein, und directe Aufnahmen nach plastischen Gegenständen haben bekanntlich schon in der Photographie ihre Mängel, welche zum Theil auf der Form der Aethyllinse in dem Apparat des Photographen beruhen, sowie andererseits die warmen Farben der Natur in der Photographie zu dunkel, die kalten zu licht erscheinen — Mängel, welche bei der Uebertragung auf die Druckplatte eher verstärkt als vermindert werden. Vorläufig hat das Verfahren also seine bestimmten Grenzen, allein wir wissen nicht, ob Chemie und Physik diese nicht noch beträchtlich weiter strecken werden. Für das typographische Ornament — um zu unserm Ausgangspunkte zurückzukehren — ist der Lichtdruck augenscheinlich ganz geschaffen, da hier scharfe Linien wiederzugeben sind; die vortrefflichen Muster der alten Zeit oder neue Entwürfe für solchen Zweck können mit der äußersten Treue, für geringen Preis und, was kein kleiner Vortheil ist, in jeder beliebigen Größe copirt werden,

und wir dürfen hoffen, diesen reizenden Bücher schmuck nun wieder häufiger angewendet zu sehen. Den ausgedehntesten Gebrauch von diesem Reproductionsmittel macht gegenwärtig bereits die französische Zeitschrift „L'Art“, welche Hest für Hest eine Fülle alter Schnitte und Stiche in getreuen Copien bringt.

So sollen wir denn bloß das Alte copiren, nicht Neues, ebenso Gutes schaffen können? Wo bliebe da das Recht des Lebenden? Es wird Niemand einfallen, der Gegenwart einfach eine Copistenstellung gegenüber der Vorzeit anzuweisen. Aber vorderhand ist das Studium der Werke der Vergangenheit allerdings auch hier so dringend nothwendig, damit wir erst völlig inne werden, was Rechtsens ist. Eine vorhin erwähnte Verlags handlung hat den Aufwand nicht gescheut, fast für jedes Gedicht eine Zierleiste entwerfen zu lassen, aber nur äußerst wenige entsprechen ihrem Zwecke, und zwar solche, welche sich unmittelbar an alte Vorbilder anlehnen. Bei Weitem die Mehrzahl zeigt kein in sich abgeschlossenes Ornament, sondern ein aus einem Frieze, einer laufenden Verzierung, einer Füllung oder dergleichen willkürlich herausgeschnittenes Stück, so daß also der Künstler sich über die natürlichen Bedingungen der Kopfleiste als eines Theils der Druckseite, die ein Kunstwerk für sich sein soll, nicht im mindesten klar gewesen ist. Ueberhaupt wird man jeden Augenblick daran erinnert, wie sehr es in Deutschland noch an Künstlern mangelt, welche mit vollem Ernst an die Lösung von Aufgaben gehen, die ihnen das Kunstgewerbe stellt, es der Mühe werth finden, die Stilgesetze, welche von dem Material und von dem Zweck des Objects dictirt werden, zu studiren. Wir wissen, welche Mühe sich kunst sinnige Verleger in Leipzig, Stuttgart, Berlin, Wien, München u. s. w. geben, sich der Mitwirkung wirklicher Künstler, welche der Sache gewachsen sind, zu verschern. Aber solcher haben wir noch so wenige, daß sie unmöglich allen Anforderungen genügen können. Hier müssen wir die Besserung von den neu gegründeten Kunstgewerbeschulen erwarten; von „akademisch“ gebildeten Künstlern ist sie kaum zu hoffen. Denn die Einen würden es unter ihrer Würde finden, „Ornamentisten“ zu werden, mag zehnmal das Beispiel der Schongauer, Dürer, Holbein, Amman, Beham's und wie sie alle heißen, vorliegen, und von Denen, welche sich entschließen würden, haben die Meisten eben nicht gelernt, was dazu nöthig ist.

Ist heute die Ausstattung eines Buches mit Initialen, Kopfleisten, Rand-einfassungen u. s. w. noch etwas Ungewöhnliches, worauf der Verleger sich etwas zugutethun kann, so gilt das „Illustriren“ als etwas Alltägliches. Vielleicht klingt es wie ein Widerspruch in sich, wenn wir sagen: wir wünschen mehr künstlerische Ausstattung und weniger Illustration. Aber das scheinbare Paradoxon wird sich später selbst rechtfertigen. Der Ausdruck „Illustration“ in dem uns jetzt geläufigen Sinne ist noch ziemlich neu. Bis vor einem Menschenalter — nach homerischem Zeitmaße — hörte man wol, daß ein Gelehrter den Plato oder den Horaz illustriert habe, „textum recognovit, illustravit et emendavit“ stand auf den Titelblättern von neuen Ausgaben der griechischen und römischen Classiker; aber eine solche Bemerkung brachte Niemand auf den Gedanken, daß etwa der gelehrte Philologe durch Randzeichnungen zu dem Texte die Sectäre desselben unterhaltender gemacht habe. Die Illustration war eine Erläuterung der schwierigen Stellen in dem Autor. Und als Erläuterungen zum gedruckten

Worte faßte man denn auch die bildlichen Beigaben auf, und diese Anwendung des Ausdrucks hat nach und nach dessen ursprüngliche Bedeutung beinahe aus unserem Bewußtsein verdrängt; wenigstens möchte es vielen Illustrationen schwer werden, sich als Erläuterungen zu legitimiren. Es ging damit, wie mit dem Worte Illuminiren, bei welchem man ja auch einmal nicht an das Coloriren von Zeichnungen gedacht hat. Populär in dem jetzigen Sinne ist das Wort Illustriren erst durch die Illustrirten Zeitungen geworden, die Rechtsnachfolger der Pfennigmagazine, welche in den dreißiger Jahren von England aus sich über den Erdboden verbreiteten. Es mochte wol der Wunsch, in dem Titel gleich das neue Unternehmen als etwas Vornehmeres zu kennzeichnen, einer Verwechslung mit den der Belehrung der Mindergebildeten gewidmeten Penny-magazines vorzubeugen, die Wahl des gesuchten Ausdrucks „illustrirt“, „illustrated“ veranlaßt haben, welcher dann mit den großen, an Holzschnitten reichen Wochenblättern sich nach Frankreich, Deutschland u. s. w. verpflanzte.

So neu der Name, so alt ist die Sache. Auf ägyptischen Papyrusrollen kommen Zeichnungen vor, welche sich auf den Text beziehen, wir wissen von griechischen und lateinischen Manuscripten des Alterthums mit Abbildungen, und die noch vorhandenen Miniaturwerke aus dem vierten und fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, z. B. der Virgil in der vaticanischen und die Genesis in der Wiener Bibliothek, zeigen zur Genüge, daß das Illustriren auch in den vorausgegangenen Perioden, aus welchen wir keine Zeugnisse besitzen, darum nicht minder im Gebrauch gewesen sein muß, da jene Malereien keineswegs den Eindruck von Versuchen machen, sondern in der Zeichnung noch Reminiscenzen an die Antike, in der Technik die sichere Schulung verrathen. Je mehr wir uns dann dem Mittelalter nähern und in diesem fortschreiten, um so zahlreicher werden die Beispiele der Verbindung von Schrift und Bild. Die irischen Mönche, deren bereits gedacht wurde, und deren Werke gewissermaßen die Lücke ausfüllen, welche in der Geschichte der Miniatur- oder Buchmalerei durch das byzantinische Bilderverbot und die Bilderstürmerei entsteht, begnügen sich in den meisten Fällen, jedem Evangelium, das sie abschreiben, ein Bild des Evangelisten voranzusetzen, höchst wunderliche Bilder, in welchen mangelhafte Naturbeobachtung und die Gewohnheit, alle Formen in das Arabeskenhafte zu verwandeln, die tollsten Fragen zustandegebracht haben. So ziemlich innerhalb derselben Grenzen, was die Gegenstände der Darstellung betrifft, bewegt sich die fränkische Buchmalerei, welche unverkennbar unter irisch-angelsächsischem Einfluß sich entwickelt hat: Christus lehrend oder gekreuzigt, die Evangelisten, hier und da noch eine Allegorie, wie der Brunnen des Lebens. Aber bald schütteln die geistlichen Künstler diese Fesseln ab und zeichnen die Scenen, welche ihnen eben darstellenswerth und darstellbar erscheinen, und wir haben aus der romanischen und gothischen Zeit einen reichen Schatz von Bildern zur biblischen Geschichte, zu den Heiligenlegenden, zu den Helden- und Liebesgedichten, welche damals Gemeingut der abendländischen Völker waren.

Nicht immer mögen freilich die Illustrationen, mit welchen die Klosterbrüder des Mittelalters die Meßbücher und die Abschriften der alten Classiker oder der Sänger ihrer Zeit schmückten, den Zweck gehabt haben, den Text zu verherrlichen und den künftigen Leser zu erbauen, sondern dienten gelegentlich auch nur zur Erheiterung des Künstlers selbst. Wir wissen ja überhaupt, daß die frommen

und gelehrten Herren, wenn sie im Scriptorium saßen und mit der Rohrfeder Buchstaben auf das Pergament malten, nicht immer von eitel wissenschaftlicher und künstlerischer Begeisterung erfüllt waren. Aufmerkamen Lesern von Scheffel's köstlichem „Ekkehard“ wird gewiß die Erzählung von dem Leutpriester in Radolfszell erinnerlich sein, in dessen irischer Uebersetzung des römischen Grammatikers Priscianus in der Bibliothek zu St. Gallen ein Landsmann allerlei Stoßseufzer entdeckt hat, welche nur mittelbar mit den Regeln der lateinischen Grammatik zusammenhängen: Begrüßung der hereinbrechenden Dämmerung, welche dem fauren Tagewerk ein Ende machte, Anrufung des Nationalheiligen St. Patric um Erlösung von der lästigen Schreiberei, oder den gewiß aus tieffter Seele kommenden Wunsch, daß ihm anstatt des Fläschchens mit Schreibfaß ein Krug alten Weins zur Seite stehen möchte. Auch Ausfälle auf ihre Genossen flochten die Mönche manchmal in die Codices ein, und ebenso zeigt sich in Handszeichnungen hier und da, z. B. in einem berühmten Manuscripte der Gymnasialbibliothek zu Coblenz, Humor und satirische Laune, deren Ergüsse mitunter charakteristische Streiflichter auf das damalige Klosterleben werfen. Aber das sind Ausnahmen. In der Regel ist die Zeichnung doch des Textes wegen da, in den Handschriften wie in den Druckwerken der Folgezeit.

Von der Gegenwart läßt sich dasselbe nicht so ganz behaupten. Wir besitzen eine Menge von Illustrationswerken, auf welche wir alle Ursache haben stolz zu sein, von den wahrhaft glänzenden Zeichnungen Ad. Menzel's zur Geschichte Friedrich's d. Gr. und den ersten Arbeiten des unerschöpflichen Ludwig Richter angefangen. Wenn in solchen Werken der Zeichner sich zu dem Dichter oder Schriftsteller etwa in das Verhältniß des Musikers setzt, welcher mit seinen Tönen das Wort nicht nur begleitet, sondern den Gedanken verdeutlicht und die Empfindung uns näher bringt, aber sich doch immer an den Gedankengang des Dichters hält: so macht sich jetzt der Zeichner gern ganz unabhängig. So lange es bei Ungenauigkeiten bleibt, kann man sich den Widerspruch zwischen Wort und Bild gefallen lassen, wenn er auch häufig recht komisch wirkt. Allein die illustrierten Zeitungen und die neuesten Prachtwerke behandeln durchaus das Bild als Hauptsache. Format und Eintheilung zeigen gewöhnlich, daß auf Leser eigentlich gar nicht gerechnet wird. Als die Armenbibeln gedruckt wurden, waren dieselben eine Nothwendigkeit, denn das Lesen war noch eine wenig verbreitete Wissenschaft und die Holzschnitte mußten den Ungelehrten das Wort ersetzen. Jetzt gibt man zu den Bildern einen Text, aber nur anstandshalber, um nicht unverblümt einzugestehen, daß man den Erwachsenen, wie den Kindern, bloße Bilderbücher in die Hand gibt. Der beste Trost bleibt dabei nur, daß das Publicum über kurz oder lang werde übersättigt werden durch die Menge der Luxuspublicationen, und wieder Geschmack gewinnen werde an jenen Werken, welche die gemeinschaftliche Arbeit des Schriftstellers und des Malers sind.

Wir sind zu Ende mit den flüchtigen Bemerkungen, welche die hier berührten Fragen nur aufwerfen, nicht erschöpfen konnten, und in dem Wunsche gipfeln, daß es bald möglich sein werde, dem Gesetze des Gebildeten, nur gute Bücher im Hause zu dulden, noch einen Zusatz zu geben: auch nur Bücher, welche ein des Inhaltes würdiges Aeußeres haben.



# Die wirthschaftliche Lage.

~~~~~  
Von

F. X. von Neumann-Spallart.  
~~~~~

„Wieder ein Jahr ist zur Neige gegangen und hat die meisten Hoffnungen getrogen, die sich an seinen Anfang knüpfen ließen. Nicht den Frieden hat es gebracht, den heißersehnten, sondern die Kriegsfackel unablässig geschwungen, um Hunderttausende von Menschen zu tödten, zu verwunden, unglücklich zu machen. Kein Behagen an Schaffen und Erwerben hat es aufkommen lassen, denn wo Hand angelegt wurde, um aufzubauen, war neuer Zerfall und Ruin der schändliche Lohn. Dem gesellschaftlichen Leben hat es jeden freudigen Aufschwung verwehrt, da überall das drohende Gespenst des Pessimismus hervorlugte, um zu sagen: seid vorsichtig und sparet, eure Unternehmungen gehen in Brüche, eure Pläne werden vereitelt, die ganze Welt ist erschüttert! Da und dort erhob der Social-Communismus wieder sein Haupt und lauerte auf den rechten Augenblick, um loszubrechen. Der Lebensunterhalt ward spärlicher, die Arbeitsgelegenheit geringer. Fast alle europäischen Mächte starren in Waffen, sie rüsten, um ihre Schlagfertigkeit zu bewahren. Die Finanzminister zogen die Steuerschraube so fest, als sie nur immer konnten, um die Einnahmen wirklich zu erzielen, die sie in den Budgets versprochen, und trotzdem mußten einige unter ihnen sich noch an den geschwächten Geldmarkt wenden mit Anlehen und Emissionen.“

Das waren unsere Neujahrsgebanten über die wirthschaftliche Lage. Sind sie richtig oder steht es günstiger? Wer hat in dem Widerstreite der Meinungen recht; Jene, die uns zustimmen, oder die Anderen, welche schon Anfänge zum Besserwerden erblicken? Die Controverse besteht, nicht bloß im großen Publicum, welches in seiner Auffassung wandelbar und subjectiven Eindrücken unterworfen ist, sondern bei Persönlichkeiten und in Kreisen, deren volle Competenz Niemand bezweifeln wird. Um nur an die verschiedenen hoch officiellen Rundgebungen der letzten Zeit zu erinnern, so sagt unter Anderem die preussische Thronrede, welche der Finanzminister Camphausen bei der Eröffnung des Landtages am 21. October 1877 verlas, daß „in der gegenwärtigen Zeit der Verkehr vielfach darniederliegt“ und daß es gelte, „die mannigfachen Schwierigkeiten der jetzigen Zeit zu über-

winden". Drei Tage später aber beruft sich der österreichische Finanzminister Pretis in seinem Finanzexposé vor dem Abgeordnetenhaus auf das Ergebniß seines Budgets, „von welchem behauptet werden kann, daß es eine Wendung zum Besseren bezeichnet"; „es sei gestattet, zu hoffen, daß die natürliche Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens sich wieder in aufsteigender Richtung geltend machen muß, da wir, Dank einer Reaction, welche sich nach einem lange andauernden, intensiven ökonomischen Niedergange geltend machen muß, und Dank den Segnungen einer guten Ernte, schon jetzt auf den verschiedenen Gebieten des Verkehrs eine erhöhte Regsamkeit sehen". In Frankreich wiederum, wo bereits im Juni 1877 die Regierung des Marschalls Mac Mahon offen eingestanden hatte, daß die Industrien ermatten, entwarf Ferry in seinem bekannten Antrage bezüglich der Krisenenquête eines der düstersten Bilder von der wirtschaftlichen Lage; unter Zustimmung des Handelsministers und der Mehrheit des Senates erklärte er sie für höchst gefährdet. Dem entgegen konnte auf der anderen Seite des atlantischen Oceans Präsident Hayes in seiner Jahresbotschaft vom 3. December 1877 den Mitbürgern des Senates und Repräsentantenhauses Glück wünschen, daß sie beim Beginne ihrer ersten regelmäßigen Sitzung das Land im gesegneten Zustande der Gesundheit und des Friedens, sowie ergibiger Ernten und der ermutigenden Aussicht auf baldige Rückkehr allgemeinen Wohlstandes finden."

Zwar kann in den hier citirten Ansichten von Staatsmännern über die Situation immer ein tendenziöses Element gefunden werden; denn Ein Finanzminister malt schwärzer, um eine ihm erwünschte Intervention des Staates zu rechtfertigen, ein Anderer rosigter, um das Parlament für sein Erforderniß-Budget gefügig zu machen; in dem Munde des französischen Senators ist die Krise der willkommenen Anlaß für eine energische politische Action, und in jenem des amerikanischen Präsidenten ist der steigende Wohlstand ein Rechtfertigungsgrund für finanzielle Reformen und Wiederaufnahme der Baarzahlungen. Aber nicht blos an diesen höchsten Stellen des öffentlichen Lebens, sondern auch in den niederen Instanzen, wo die politische Tendenz keinen Ausschlag gibt, herrscht dieselbe Verschiedenheit der Auffassung. Zumeist freilich neigt man sich der ungünstigen Prognose zu, aber die öffentliche Meinung geräth immer wieder in's Schwanken. Da blättern wir den letzten Jahrgang jenes commerciellen Weltblattes durch, welcher vor uns liegt, des englischen „Economist"; bald erweckt er frohe Erwartungen, spricht von Anfängen des Aufschwunges, von Symptomen der Besserung, bald vernichtet er jede Hoffnung und beweist haarscharf, daß es noch nicht besser werden könne, weil die nöthigen Vorbedingungen fehlen. Oder sehen wir die Berichte über den internationalen Geldmarkt in deutschen Blättern an, so schlagen sie fast insgesammt im Hochsommer des abgelaufenen Jahres einen zuversichtlichen Ton an, als die Hauffe an den europäischen Börsen den ersten Anlauf zur Rückkehr in die alten Bahnen zu signalisiren schien; damals war man gar nicht mehr verlegen um Argumente, weshalb es endlich so und nicht anders kommen muß, und die Zukunft schien in hellen Farben zu leuchten. Bald jedoch war auch dieses Traumgebilde verschwunden; Börsen, Eisenbahndirectionen, Banken, die sich für eine gute Campagne gerüstet hatten, kehrten in ihre bescheidenen Dimensionen zurück, ja einige bezahlten ihren Uebermuth mit gehörigen Verlusten.

Wo sind wir? Stehen wir in der That noch unter dem unheilvollen Gestirn, welches im Jahre 1873 über ganz Europa und Amerika zu herrschen begann? Oder sind wir demselben schon entrückt und unterliegen wir nur der drohenden politischen Gefahr der orientalischen Wirren? Das sind die Fragen, für deren Besprechung uns einige Blätter der „Deutschen Rundschau“ gewidmet wurden.

Unsere Beobachtungen führen uns wieder, wie damals, als wir die „Krise in Handel und Wandel“ zu schildern versuchten<sup>1)</sup>, auf den Schauplatz des ökonomischen und socialen Lebens selbst. Nicht Hypothesen, Abstractionen, der Studirstube entspringende graue Theorien über Sein oder Nichtsein, sondern die Logik der Thatfachen möge uns leiten. Die Zustände der Weltwirthschaft setzen sich aus ihren elementaren Bestandtheilen, aus der productiven Thätigkeit, dem Verkehr, dem Gütertausch und der commerciellen Regsamkeit der wirthschaftlichen Großmächte in Europa und Amerika zusammen; was im fernen Oriente und in Oceanien vorgeht, ist von diesen so abhängig, daß es wol einer besonderen Erörterung entbehren kann.

Beginnen wir also mit England, dessen Unternehmungsgeist in unserem Jahrhundert die ganze Menschheit in Erstaunen versetzte, dessen Manufacturen durch ungemessene Anwendung von Arbeitstheilung und Dampfkraft alle Marktplätze des Erdenrundes eroberten, dessen Reichthümer vor jeder dauernden Schmälerung gesichert schienen. Nun, auch das stolze Albion beugt vor den Nachwehen der 1873er Krise seinen Nacken; es beugt ihn tiefer als vor irgend einer Erschütterung ähnlicher Art in früheren Jahrzehnten. Die Züge des kräftigen Erwerbsvolkes im vereinigten Königreiche sind kränklich geworden, fast hippokratistisch verändert gegen vormalig. In England zeigte sich in unserer Zeit vor Allem eine Erscheinung, welche so sehr das Erstaunen der ganzen Geschäftswelt erregte, daß diese, die sonst um Erklärungen für dergleichen Dinge nicht leicht verlegen ist, vor einem solchen Zustande verblüfft, um nicht zu sagen rathlos stand. Der Discontosaß der Bank von England war durch volle 378 Tage (vom 20. April 1876 bis 3. Mai 1877) auf 2 Procent gewesen; seit zwanzig Jahren war eine so niedrige Bankrate überhaupt nur fünf Mal verzeichnet, und auch da dauerte sie stets viel kürzer, als in dem jetzigen Zeitpunkte, wo sie sogar nach ganz vorübergehender Erhöhung zu Ende Mai rasch wieder herabsank, erst im Herbst 1877 sich allmählig auf 3 und 4, kurze Zeit auf 5 Procent erhob und bald darauf wieder auf das niedrigste Niveau von 2 Procent zurückkehrte. Was dieses unscheinbare Factum sagen will, erklärt sich leicht aus seinen Consequenzen; mit der Bankrate hängt auch jetzt noch größtentheils der Disconto auf offenem Markte zusammen; beide aber bilden den Maßstab für den Pulsschlag des Erwerbes. Wird das verleihbare Geldcapital so billig, wie es in der jüngsten Zeit in England, und übereinstimmend damit auch in Paris, Amsterdam, Brüssel, Frankfurt, Berlin und auf den meisten übrigen Börsen war, so bedeutet das, daß sich für speculative Unternehmer günstige Chancen eröffnen, um mit Credit zu arbeiten; werden diese Chancen nach so

<sup>1)</sup> „Deutsche Rundschau“, 1877, Band X, S. 410 ff. und Band XI, S. 98 ff.

langer Andauer, wie thatsächlich in den Jahren 1876 und 1877, nicht ergriffen, so muß entweder die Aussicht auf Erwerb fehlen, oder der Unternehmungsgeist gebrochen sein. Eines wie das Andere ist das Symptom der schlimmsten Erkrankung; denn wenn man als Unternehmer nicht mehr zu hoffen wagt, mit so exorbitant billigen Reihcapitalien noch einen kleinen Nutzen für sich selbst herauszuschlagen, so erweist sich jenes letzte Heilmittel der Krisen als wirkungslos, welches Theorie und Praxis für das sicherste und zuverlässigste unter allen erklären. Und wie der niedrige Zinsfuß bisher an der Erweiterung der productiven Thätigkeit spurlos vorüberging, ebenso fehlte trotz des steten Rückganges der meisten Güterpreise jener Impuls auf die Consumtion, welchen man in allen früheren Perioden wahrnehmen konnte. Wir durften es als Kriterium der gedrückten wirtschaftlichen Lage und zugleich als Keim einer bevorstehenden Wiebergeburt bezeichnen, daß seit dem Jahre 1873 die meisten Artikel des täglichen Bedarfs und Verbrauches auffallend billiger wurden; die graphischen Curventableaux, in welchen, als echten Bildern der Krise, die Senkungen der Preise von textilen und anderen Fabricaten und von Nahrungsmitteln jeder Art auf dem Londoner und Hamburger Markte ersichtlich werden, durften uns trotz ihrer absteigenden Sinien als tröstliche Andeutungen dafür gelten, daß dem Billigwerden die langsame Zunahme des Verbrauches und eine gesteigerte Arbeitsthätigkeit folgen müssen. Leider ist auch diese Consequenz bisher ausgeblieben. Die Preise sind in England, bei den meisten Gegenständen, deren Erzeugung nicht, wie bei Weizen oder einzelnen Colonialwaaren, von unberechenbaren Naturfactoren abhängt, auch im Jahre 1876 und 1877 fortwährend gewichen; ebenso sind auf dem Hamburger Plage, welcher mit dem englischen und überhaupt mit dem Welthandelsgetriebe unter allen deutschen Plätzen am innigsten verknüpft ist, in unserer Zeit ganz abnorme Erniedrigungen der Güterpreise eingetreten. Laspeyres, der unermüdlche Beobachter dieser Erscheinungen, hat jüngst wieder erwiesen, daß sich namentlich das ganze dritte Quartal von 1877 durch eine selten vorkommende Stagnation auf dem Preisgebiete charakterisirt, und daß im September 1877 relativ mehr Waaren billiger geworden sind, als man nach fast vierzigjährigen Erfahrungen (1841—1876) für möglich halten sollte. Trotzdem hat sich der Consum nicht gehoben; die Impulse sind ausgeblieben!

Resumiren wir die eben in's Auge gefaßten Merkmale der wirtschaftlichen Situation, so ist in der wirkungslos verhallenden Erniedrigung von Geldzins und Waarenpreisen ein gar schlimmes Zeichen der Zeit zu erblicken; es ist ungefähr so, wie wenn bei einem Patienten die stärksten und insgemein heilkräftigsten Medicamente vergebens angewendet werden und der Arzt sich gestehen muß, daß er nun mit seinem Latein zu Ende sei. Geradezu mit zaghaften und muthlosen Worten wirft die englische Geschäftswelt heute die Frage auf, wie es denn komme, daß ein so gedrückter Zustand der Dinge in Großbritannien, Amerika, Deutschland, Oesterreich und Italien und zuletzt auch in Frankreich andauern könne; daß immer ärgere Depressionen seit Mitte 1876 eintreten, und noch keine Abhilfe, keine Reaction der Natur bemerkbar sei? Der nüchtern denkende „Economist“ aber antwortet darauf, daß überall die Geldmittel der Consumenten, daß die

Kaufkraft aller Völker des Erdballes seit dem Jahre 1873 in einem vorher unerhörten Grade abgenommen habe. England speciell hat sein jährliches Einkommen um Millionen und aber Millionen geschmälert, indem es unvorsichtig genug ausländische Staats- und Privatanlehen, „Ägypter, Türken, Süd-amerikaner, Russen und Amerikaner“, wie sie einfach im Börsenjargon genannt werden, aufnahm, bei denen jetzt Capital und Zinsen in Frage stehen. England hat seine Kraft gelähmt, indem es sich selbst in überstürzter Weise in Bergwerken, Industrien und Creditinstituten engagierte und nun bei seinem auswärtigen Handel durch die Preisrückgänge fortwährende Einbußen erleidet. England zehrt an seinem Lebensmark, weil viele Tausende seiner Arbeiter ohne Beschäftigung sind und nichts desto weniger Unterhalt finden müssen. Die Hauptindustrie des Landes, die der Baumwolle, welche in guten Zeiten mehr als 4 Millionen Menschen Erwerb gibt und für 95 bis 100 Millionen Pfund Sterling Waaren liefert, wird als „traurig“, die Nachfrage nach diesen Artikeln als stagnirend bezeichnet; „die Baumwollmanufactur ist heute unrentabel geworden, oder schlechter als dies; ihre Vorräthe häufen sich und sind zu den Kostenpreisen nicht anzubringen“. Wer es weiß, wie sehr der materielle Wohlstand des britischen Inselreiches, oder wenigstens der englischen Gewerbe- und Handelsbevölkerung, dem King Cotton unterthan ist, der wird die Besorgnisse völlig verstehen, die mit der wankenden Macht dieses Industrielönigs nachgerufen werden. Vergebens suchen die Reports des Custom House dem Parlamente gegenüber die Lage zu beschönigen, indem sie darauf hinweisen, daß dem geringeren Ertrage aus dem Baumwollgeschäfte auch geringere Ausgaben für die Rohstoffeinkäufe gegenüberstehen; aber jeder Wochenbericht der Cotton brokers zeigt im Vergleiche zu dem, ohnedies schon ungünstigen und stillen Vorjahre noch immer gewaltige Abnahmen in den Zufuhren und in dem einheimischen Verbräuche des Spinnmaterials, Abnahmen in den Exporten der fertigen Waare. England muß sich von seinen Consuln in China, Japan und Amerika melden lassen, welche gewaltigen Concurrenten ihm in Indien und in den Vereinigten Staaten erwachsen, und sieht eine der ergibigsten Quellen seines Einkommens immer spärlicher fließen. Ganz ähnliche Reflexionen drängen sich den Ironmasters auf; auch in dieser zweitwichtigsten Weltindustrie geht es abwärts. Die 962 Hochöfen, welche im Stande wären, in England, Wales und Schottland alljährlich das colossale Quantum von 8 Millionen metrischen Tonnen Roheisen zu erzeugen, sind zu warnenden Denksäulen der Ueberspeculation geworden, statt Marksteine der industriellen Macht und Größe zu bilden. Zu Ende 1876 stand fast die Hälfte aller Hochöfen (431) kalt, und die wirkliche Production war nur 6,2 Millionen Tonnen; die Vorräthe mehrten sich, die Preise sanken, die Arbeits- und Lohnreductionen in den Eisenbistricten führten zu peinlichen Conflicten zwischen den zwei Mächten: Arbeitern und Unternehmern, und die eiserne Grundveste des englischen Wohlstandes widerstand ebensowenig wie die textile Industrie der Erschütterung.

Wir könnten nun der Reihe nach ziemlich gleichartige Schilderungen von dem Verlaufe der meisten übrigen Gewerbe entwerfen; genug daran, daß der Gesamtausdruck der Stagnation sich in der Verkehrs- und Handels-

Bewegung intensiver äußert, als nach irgend einer früheren Krise. Der Schiffsbau geht zurück und wurde im Jahre 1877 an mehreren Orten ganz und gar aufgegeben. Die Eisenbahnen haben eine Abnahme der Frachtenbewegung zu verzeichnen, welche die Semestraldividenden der zwölf größten Linien des Landes von 5½ Pfd. St., wie sie im ersten Halbjahre 1873 vertheilt wurden, auf 4 Pfd. 16 Sch. und 4 Pfd. 19 Sch. in den Jahren 1876 und 1877 schmälerten; die Actionäre warten vergebens auf größere Lebhaftigkeit des Verkehrs. Ganz besonders charakteristisch aber ist die kürzlich nachgewiesene Erscheinung, daß unter den Passagieren der Eisenbahnen jene der ersten Classe sehr bedeutend abnehmen, dagegen Fahrbillets dritter Classe in einer entsprechend größeren Anzahl gelöst werden. Wenn man die socialen Gewohnheiten des englischen Eisenbahnpublicums nur halbwegs kennt, wird man an der Tragweite dieser Einschränkung nicht irre werden. Wie Schiffs- und Landverkehr nahm auch der Werthumsatz des Außenhandels in den Jahren 1876 und 1877 ab; in früheren Zeiten zeigte sich eine continuirliche Steigerung des Frachtenverkehrs und zwar oft um 6 bis 9 Procent in einem Semester; jetzt ist davon Nichts zu bemerken. Mit Recht darf also geschlossen werden, daß, wenn die Versendung von Waaren zum Stillstande gelangt ist, auch das Kaufen und Verkaufen derselben, und in weiterer logischer Folge das Produciren und Verarbeiten in's Stocken gerathen.

Ein solcher Zustand aber wirkt wieder, wie mit elektrischen Fäden, auf hundert Dinge zurück, die von ihm abhängig sind. Wir erinnern nur daran, daß die Zahl der Fallimente im Jahre 1876: 2065 und im Jahre 1877: 2172 betrug, gegen 1326 im Jahre 1872 und circa 1700 in den Mitteljahren; die meisten dieser Katastrophen fielen auf das reelle Waarengeschäft und die Eisenindustrie, nicht den Börsenschwindel. Ebenso rückläufig geht es mit den normalen Umsätzen auf dem Geld- und Creditmarkte; jene des Bankers Clearinghouse, der bekannten großen Londoner Abrechnungsstelle, haben sich bis in die letzten Octobertochen continuirlich vermindert; die Zahl und Größe der Transactionen, welche durch eigentliche Handelswechsel vermittelt werden, ist, soweit der Ertrag der Stempel darauf schließen läßt, ebenfalls vom Jahre 1874 bis 1877 unausgesetzt, im letzten Jahre geradezu rapid reducirt worden; ja selbst die Einnahmen der Staatskassen aus Zöllen und Accisen wurden schon gewaltig geschmälert. Wir führen die rückläufigen Ziffern, die uns in Parlamentsberichten und wöchentlichen Ausweisen des Exchequer vorliegen, nur deshalb nicht an, um nicht durch deren Menge zu ermüden, können aber die Richtigkeit der Thatfachen als solcher durch authentisches Material verbürgen.

Alles in Allem hat die englische Geschäftswelt, als deren getreuen Interpreten wir wieder den „Economist“ citiren dürfen, die Ueberzeugung gewonnen, daß in den Jahren 1873 bis 1877 in dem wirtschaftlichen Getriebe von Europa und Amerika kein Ueberschuß der Einnahmen und Gewinne über die Ausgaben und Verluste erzielt worden ist; daß England selbst zwar von 1873 bis Mitte 1877 kein Jahr mit positiven Verlusten abgeschlossen haben dürfte, sondern sich nur damit genügen lassen mußte, geringfügige, unregelmäßig vertheilte Reinerträge zu erzielen; daß es dagegen am Ende des Jahres 1877 vor der Frage steht: „ob es sein eigenes Capital aufzehrt?“ Die inhaltschwere Frage:

„Are we consuming our Capital?“ wird schon ernstlich in dem Lande erörtert, welches uns bisher immer als der eigentliche Hort der Neubildung von Capitalien galt. Man ist sich klar darüber, daß in der letzten Zeit die meisten, wenn nicht alle, Industrien zu einem echten Consumiren des werbenden Capitals, zu einer Anhäufung vorläufig entwertheter Vorräthe hinneigen; daß die Ueberschüsse der Importe von Lebensmitteln und Rohstoffen über die Exporte von fertigen Fabricaten seit dem Jahre 1875 ein höchst bedenkliches Maß erreicht haben; daß jene großen Privatvermögen, welche in fremden Anlehen investirt sind, ganz ungeheuer reducirt wurden, indem beispielsweise die einjährige Entwerthung von drei solchen Anlehen, nämlich dem türkischen, peruvianischen und ägyptischen, allein auf 90 Millionen Pfund Sterling geschätzt werden müsse, und daß auch die Grundbesitzer und Landwirthe in der letzten Zeit namhafte Einbußen erlitten haben. Würden diese Zustände noch längere Zeit fortbauern, so könnte es in der That so kommen, wie ein englischer Schwarzseher, Mr. Rathbone, es vorher sagte: früher oder später müßten die Quellen des Nationaleinkommens erschöpft werden; das Volk würde in seiner Lebensweise herabsinken, ja ganz England seine Bedeutung im Rathe Europa's verlieren. Mit diesem Ausblicke in die Zukunft gibt sich nun freilich die öffentliche Meinung des allezeit regsamem britischen Reiches nicht zufrieden; sie sucht nach günstigeren Symptomen, klärt diesen und jenen Fehlschluß, zumal soweit die Handelsbilanz dabei im Spiele steht, befriedigend auf, aber sie täuscht sich doch nicht über die Gefahr des Abgrundes, vor welchem die Handelsmacht, die industrielle Herrschaft, der politische Einfluß Englands stehen. Die meisten Mittel, welche geeignet wären, diese Gefahr zu bannen, sind im jetzigen Augenblicke entweder nicht verfügbar oder noch wirkungslos; zumal die Einschränkung des Consums hat nur dann einen Sinn, wenn sie mit intensiverer Arbeit und einträglichen Unternehmungen Hand in Hand geht und die Anhäufung von Ersparnissen nach sich zieht; gegenwärtig führt sie nicht zur Wiederbelebung, sondern zu nur ärgerer Erschlaffung von Handel und Wandel.

Was sich in großen Zügen in England entwickelt, gilt mit wenig Modificationen auch von jenen beiden Staaten Mitteleuropa's, in denen bekanntlich die Ausgangspunkte der Erschütterungen des Jahres 1873 zu suchen sind. Das deutsche Reich und Oesterreich, die Nachbarländer, deren wirthschaftliche Verbindungsfäden fester und organischer geknüpft sind, als von gewisser Seite anerkannt wird, haben nicht bloß die acuten Symptome der wirthschaftlichen Krise zuerst und fast gleichzeitig empfunden, sondern sie tragen die dauernden, chronischen Nachwehen derselben auch heute noch mit einer auffälligen Solidarität. In Deutschland concentrirt sich das Hauptinteresse auf die Kohlen- und Eisenindustrie, in welcher die größten Ausschreitungen auch zu den größten Erkrankungen geführt haben. Notorische Thatsachen, wie diese, näher zu besprechen, namentlich angesichts einer überschwänglich reichen Broschürenliteratur, die sich mit dem Umfange der Eisenkrise und mit ihren Ursachen theilweise in gediegenster Weise beschäftigt hat, würde nicht in unseren Rahmen passen. Eines aber dürfte wol hervorgehoben werden: noch zu Ende 1876 konnte man daran zweifeln, ob die gewaltige Stockung dieser Erwerbszweige wirklich schon Tausende

von Menschen brodlos gemacht habe und ob die Aufhebung der Eisenzölle oder bloß die Lage der Weltwirthschaft auf diese Zustände von entscheidendem Einflusse geworden sei. Heute, da das Jahr 1877 hinter uns liegt, können wir einerseits aus den deutschen Handelsausweisen sicher schließen, daß es nicht die Handelspolitik war, welche auf den Absatz schädigend eingewirkt habe, sondern nur die Krise; andererseits aber leider constatiren, daß in gewissen industriellen Bezirken Deutschlands thatsächlich ein Massenelend ausgebrochen ist, in welchem sich die Weltlage abspiegelt. Wenn die Arbeitslöhne, wie seit Februar 1877, im Rheinlande und in Westphalen hier und da auf ein Drittel des 1873er Verdienstes geschmälert wurden, und außer den Einschränkungen der Arbeitszeit auch Entlassungen im großen Maßstabe ausgeführt werden mußten, ohne daß jetzt schon deren Ende abzusehen wäre, so steht es schlimm genug um diese Industrien. Jene Anhaltspunkte, welche bisher über die Verhältnisse des socialen Lebens der dortigen Arbeiterclassen bekannt sind, reichen nicht weit genug in die neueste Zeit, um daraus schon bestimmte Schlüsse zu ziehen; aber es hat den Anschein, als ob sich der Druck der schweren Zeiten schon in vermindertem Consum der kräftigeren Nahrungs- und der entbehrlicheren Genußmittel kundgebe. Von jenen Einzelheiten abgesehen, welche sich über die verschiedenen gewerblichen Zweige sagen ließen, halten wir indessen die wirthschaftliche Lage Deutschlands nicht für so tief gefährdet, als bisweilen, namentlich in handelspolitischer Tendenz, behauptet wird. Die Verkehrsbewegung auf den deutschen Eisenbahnen in der zweiten Jahreshälfte mag zum großen Theile allerdings von dem russisch-türkischen Kriege genährt werden, eine Folge der Absperrung der südöstlichen Handelswege sein, von der Zufuhr des Kriegs- und Lazarethmaterials abhängen und auf den specifischen, vorübergehenden Conjunctionen des Getreidehandels im abgelaufenen Jahre beruhen. Thatsache ist, daß sie vorhanden war und die Stagnation mehr verheute, als in England. Ebenso gewiß läßt die deutsche Handelsbilanz, sowol für die Gesamtheit der Exporte, als für die Beziehungen Deutschlands zu einzelnen Staaten Europa's eine weitaus günstigere Diagnose stellen, als die Handelsbilanz von Großbritannien oder Frankreich. Den mit heftigen Detonationen auftretenden Börsenerscheinungen des verflossenen Jahres legen wir keine höhere Bedeutung bei; sie sind an der Oberfläche verlaufen und greifen, obgleich sie auf das Publicum vielleicht den meisten Eindruck machen, jetzt nicht mehr annähernd so tief in's wirthschaftliche Leben ein, als dies bis zum Jahre 1873 der Fall war. Auf einen verhältnißmäßig kleinen Kreis von Betheiligten beschränkt, waren die Zuckungen der Börse bald Manöver zur künstlichen Inszenirung eines Aufschwunges, der noch nicht vorhanden, bald Eingeständnisse lethargischer Schwäche, die solchen Anstrengungen stets auf dem Fuße folgt; sie dürfen daher den ruhigen Beobachter nicht beirren, wenn er, nach anderen, verlässlicheren Merkmalen urtheilend, die Kraft des wirthschaftlichen Lebens in Deutschland verhältnißmäßig günstiger bezeichnet, als die öffentliche Meinung annimmt.

Für Oesterreich-Ungarn wäre vielleicht schon ein ebenso tröstlicher Blick in die Zukunft erlaubt, wenn nicht neuerdings Mächte verderbenbringend im Donauraiche walteten, die zu den historischen Eigenthümlichkeiten dieses Landes ge-



hören. Als „Ostmark“ des Industrialismus und Capitalismus der modernen Civilisation, ja als „Ostmark“ des Phantomes vom europäischen Völkerrechte und europäischen Gleichgewichte, steht es dem Schauplatze der Ereignisse, welche sich im „Halbasien“ unseres Erdtheiles eben entwickeln, zu nahe, um nicht deren Reflexe immer fort zu fühlen; gehört doch ein recht ansehnlicher Landstrich des Kaiserstaates selbst zu diesem Halbasien! Wenn der orientalische Krieg irgendwo einen lähmenden Einfluß geltend machen kann, so muß das Reich, welches die uralte Mission der Babenberger sein Erbe nennt, diesen Einfluß zu allererst fühlen. Die Schatten der politischen Umwälzung des Ostens treffen das Ostreich am stärksten, auch wenn es ihnen noch so geschickt entgehen wollte. Zu dieser drohenden Gefahr kommt eine andere, welche auch mit der Geschichte der Entstehung des Kaiserstaates zusammenhängt: die innere politische Frage der Nationalitäten. Sie tritt in den Sonderbestrebungen der Volksstämme dem wirthschaftlichen Aufschwunge stets hemmend entgegen; sie bildet actuell ein Hinderniß der Regeneration, dessen Größe man kaum ermessen kann. Gerade in demjenigen Zeitraume, wo es sich darum gehandelt hätte, mit vereinten Kräften auf das Ziel der wirthschaftlichen und politischen Stärkung zu steuern, werden diese Kräfte zersplittert, und die entscheidendsten Grundlagen des künftigen Gedeihens gerathen in's Schwanken. Wie viel neben den orientalischen Wirren der staatsrechtliche Ausgleich mit Ungarn an der Verschlimmerung aller Zustände verschuldet — wer vermöchte es zu sagen; gewiß ist, daß der Erwerb nicht gedeihen, das sociale Leben nicht erblühen kann, wenn auf dem Horizonte, neben dem Weltkriege, auch noch die Gefahr steht, zwischen zwei politisch vereinten Ländergebieten das wirthschaftliche Band zu zerreißen und wenn die wichtigsten ökonomischen Lebensbedingungen: Handelspolitik, Bankwesen, Geldumlauf, Staatsfinanzen und Vieles dazu, durch Provisorien eben zur Noth in der Schwebelage erhalten werden.

Das Ergebniß dieser beklagenswerthen Zustände ist leider ganz bestimmt zu erkennen. Der rückläufigen Bewegung konnte noch nicht Einhalt gethan werden; die anregenden Wirkungen der reichen Ernte sind, so große Hoffnungen man an sie knüpfen durfte, durch widerstrebende Elemente paralysirt worden; die Antriebe, welche man auch in Oesterreich von der Erniedrigung der Waarenpreise, der Miethzinse und Arbeitslöhne erwartete, sind ausgeblieben, und fast auf allen Gebieten schließt das Jahr 1877 mit den Merkmalen des weiteren Verfalles oder mindestens der Stagnation. Es ist ein trauriger Trost, wenn man nachweisen kann, daß sozusagen fast alle Unternehmungen, welche der Speculationsepöche von 1871 bis 1873 ihr Entstehen verdanken, hinweggesetzt sind, und daß in diesem Sinne die Börsenkrise als solche ihr Ende gefunden hat. In der That hat eine eingehende statistische Studie kürzlich dargethan, daß von 51 Banken, welche in jener Periode gegründet wurden, nur noch 5 in das Jahr 1878 eintraten, alle übrigen aber ihr Wirken abgeschlossen haben und überhaupt von 146 Creditinstituten mit rund 619 Millionen Gulden Capital heute nur noch 44 mit 240 Millionen Gulden Capital im ganzen Reiche existiren. Da ganz ähnliche Zerstörungen wie über Banken auch über industrielle und commercielle Gesellschaften hereingebrochen sind, so ist es begreiflich, daß von dem Actienwesen

vorläufig wenig Gefahr für die Börse und das Publicum zu besorgen steht; dürfen wir uns aber solcher Decimirungen in den Reichen des wirthschaftlichen Unternehmens erfreuen? Daß die Kurse einiger leitender Effecten in der nämlichen Zeit sich gehoben, daß die Schwingungen der deutschen Börsen auch jene Oesterreichs im Hochsommer und Herbst vorübergehend erfaßt und eine Hauffe hier erregt haben, darf uns das über die Lage täuschen? Soll es wirklich ein Symptom der Consolidirung sein, wenn die Anzahl der Wiener Börsenbesucher, wie mit froher Miene jüngst verkündet wurde, von 563 wieder auf 660 gestiegen ist? Nein, in diesen Aeußerlichkeiten liegt nimmer das Merkmal des Punktes, auf welchem wir stehen.

Ungleich wichtiger dagegen ist die Wahrnehmung, daß in Folge der reichen und guten Weizenernte und gleichzeitigen Sperre der russischen Häfen des Schwarzen Meeres der Export von Brodfrüchten und Mehl einen großen Aufschwung nahm, wenigstens bis zu jenem Zeitpunkte, da das amerikanische Getreide dem ungarischen die Concurrenzfähigkeit zu beschränken begann. Mit dem Verlaufe der Bodenerzeugnisse ging wie immer die Belebung des Verkehrs auf Schienen- und Wasserstraßen und die Hebung der Kaufkraft der bäuerlichen Bevölkerung Hand in Hand; sie wurde durch eine gesegnete Rübenenernte im Spätherbste gesteigert. Daraus und aus den Lieferungen, welche für die unter den Waffen stehenden Heere auszuführen waren, erwuchs eine Nachfrage nach industriellen Erzeugnissen, die sich namentlich in den Districten der Textilfabriken bereits als belebendes Element fühlbar machte. Soweit die bisher veröffentlichten Handelsausweise entnehmen lassen, wird die Waarenbilanz im Jahre 1877 für Oesterreich eher günstiger sein, als sie im Jahre 1876 war. Es würde also nicht an Gründen fehlen, um aus dem rein ökonomischen Gesichtspunkte mit geringerem Mißtrauen in die nächste Zukunft zu blicken, als zu jener Zeit, da wir das Wüthen der Krise in Handel und Wandel noch mit den Farben der Actualität zu malen hatten. Die große Voraussetzung für den wirklichen Eintritt besserer Chancen liegt aber in der gedeihlichen Lösung der inneren Ausgleichsfragen und in der Erhaltung des Friedens. Die Errungenschaften, welche mit dem Entwurfe eines autonomen Zolltarifes und den vielen Provisorien bisher verzeichnet werden, sind nach unserer Ansicht nicht dazu angethan, den Blick in die Zukunft zu klären. Welchen Anforderungen der österreichische Geldmarkt genügen müßte, wenn es zu einem activen Eingriff in die orientalischen Wirren käme, das wagen wir nicht näher zu bezeichnen; ist es doch eine notorische Thatsache, daß in den verfloffenen Jahren die fremden Anlagen sich immer mehr von Oesterreich zurückzogen und dem einheimischen Capitale die Pflicht auferlegten, sie zu ersetzen, und daß die Deckung des österreichisch-ungarischen Staatsbedarfes an den Emissionen der Jahre 1876 und 1877 den Böwenantheil nahm, indem die Geldanforderungen der beiden Finanzminister in diesen Jahren ungefähr 300 Millionen Gulden nominell betrugen, die durch Rententitres aufgebracht wurden. Darf es uns Wunder nehmen, daß unter solchen Verhältnissen der Anfang einer Erholung von den schweren Schlägen der Krise mehr dem Staatsfädel als der Volkswirthschaft zugute kommt und in Oesterreich mit größerer Sensibilität von den Finanzministern, als von den Nationalökonomern beobachtet wird?

Wesentlich verschieden von dem Verlaufe der Dinge in den bisher betrachteten Ländern ist die wirthschaftliche Lage in Frankreich aufzufassen. Wir dürfen daran erinnern, daß Frankreich bis in die jüngste Zeit von der Krise sozusagen völlig verschont blieb; sein patriotischer Ernst und seine rühmliche Sparsamkeit hatten es von der Ueberstürzung in jenen Jahren zurückgehalten, in welchen der ganzen Nation nur Eine Pflicht vorschwebte: die Abtragung der Milliardenschuld. Aber die Wellenringe der europäisch-amerikanischen Sturmfluth reichten zuletzt auch in dieses, anscheinend gefeite Land. Die liberal-republikanische Partei hat bekanntlich den Staatsstreich des Marschalls Mac Mahon vom 16. Mai 1877 als den Anfangspunkt der ungünstigen Wendung des Wirthschaftslebens bezeichnet. Sie hat mit dieser Behauptung ein Schlagwort ausgegeben, welches, von den Gesinnungsgeoffen rasch aufgenommen, zu einer der wichtigsten Waffen im Kampfe gegen die versuchte Usurpation der Volksrechte geworden ist und zugleich die Zuversicht erweckt, daß mit der Restauration des verfassungstreuen Ministeriums auch jene Störungen wieder beseitigt werden, welche seit dem Frühjahr in Handel und Wandel fühlbar wurden. „Arbeitseinstellungen,“ — so schilderte Ferry im Senate die Situation — „können heute nur noch durch große Opfer vermieden werden; der ganze Handel, das ganze Gewerbe leiden; zu der Krise der Baumwollindustrie gesellte sich eine Krise der Glas-, Metall- und Textilindustrie.“ Ebenso suchte ein anderer Redner (Germain) nachzuweisen, daß durch die politischen Ereignisse die wirthschaftliche Krise herausbeschworen und die Lage der nothleidenden Eisenbahnen eine gefährvolle geworden sei. Die Adressen endlich, welche von den Delegirten der Syndicatskammer von Paris und von der Massenversammlung der Kaufleute und Industriellen Anfangs December an den Marschall gerichtet wurden, gingen ebenso von der Ueberzeugung aus, daß „die traurige Lage der Gewerbe und des Handels hauptsächlich der Ungewißheit und der Furcht vor der Unsicherheit zuzuschreiben sei, in welcher sich das Land seit einigen Monaten befand“.

So lebhaft wir den politischen Sieg begrüßen, zu welchem diese Begründung der schlechten wirthschaftlichen Lage wesentlich beigetragen hat, so können wir doch die Auffassung als solche nicht für ganz richtig halten; denn die wirthschaftliche Krise hat schon im Herbst des Jahres 1876 in Frankreich ihren Anfang genommen. Einer der unbefangenen und gelehrtesten Beobachter dieser Dinge, M. Paul Leroy-Beaulieu, hat im „Economiste français“ lange, ehe die öffentliche Meinung sich damit zu beschäftigen begann, nachgewiesen, daß das Jahr 1876 für Frankreich ein unglückliches war; als die Thoner Seidenkrise am Beginne 1877 zu offenem Ausbruche kam, war es ihm und allen fernerblickenden Nationalökonomern zweifellos, daß die politischen Unruhen, der drohende Krieg, finanzielle Verluste und Handelschwüle im Jahre 1876 die meisten französischen Industrien in einen Marasmus versetzt haben, dessen weitere Nachwehen nicht ausbleiben konnten. Das geschah denn auch im Jahre 1877, und da war die Krise in Frankreich bereits ganz und gar vorhanden, noch ehe die politischen Wirren dort begannen. Daß sie unter denselben erst zum heftigen und acuten Ausbruche kam, ist nicht zu leugnen; ob sie jedoch durch die politische

Action allein zu bannen sein wird, ist schwer zu beantworten, denn diese Zustände hängen zu sehr mit der ganzen Weltlage zusammen, als daß ihre locale Hebung zu hoffen wäre. Was die Debatten im französischen Senate in die Oeffentlichkeit brachten, wirft auf die jetzige ökonomische Situation ein viel trübteres Licht, als man früher zugeben wollte. „Die Klage, daß die Geschäfte schlecht gehen,“ so sagt de Normandie, „sind unter den Handeltreibenden nicht ungewöhnlich; jetzt aber heißt es: die Geschäfte existiren nicht, es ist eine vollständige Stagnation eingetreten. Alle Phasen eines solchen Leidensprocesses sind bereits zu verfolgen: Lohnherabsetzung, Arbeiterentlassungen, gänzliche Sperrung der Werkstätten und Liquidationen der Geschäfte mit schließlicher Verschleuderung der noch vorrätigen Erzeugnisse und Verarmung der früheren Unternehmer.“ Aus dem entgegengesetzten politischen Lager, welches doch das Interesse hätte, die Ursachen der Krise so viel als möglich außerhalb Frankreichs zu suchen, muß ebenfalls zugegeben werden, daß die Leiden des Detailhandels und der specifischen Luxusindustrien auf französischem Boden mit einer gefahdrohenden Intensität auftreten. Nicht minder kommen erschwerte Creditverhältnisse für nationale Unternehmungen und eine ganze Reihe kleiner Symptome zur Sprache, die sich an das große Symptom der Abnahme des Außenhandels anschließen. Noch im Jahre 1875, da das übrige Europa von den Schlägen der wirthschaftlichen Katastrophen bereits schwer betroffen war und seine Handelsthätigkeit einschränken mußte, erreichten die französischen Exporte eine vorher unbekannte Höhe (3873 Millionen Francs); das Pariser Octroi, ein zuverlässiger Maßstab für die Kaufkraft der hauptstädtischen Bevölkerung, trug um 21 Millionen mehr ein, als im Jahre 1874 (118 Millionen Francs); im Jahre 1876 aber gehen die Ausfuhrn schon auf 3575 Millionen Francs zurück, und im Jahre 1877 vermindern sich dieselben abermals um ungefähr 90 Millionen Francs. Dieser Rückgang wird um so bedeutungsvoller, weil er die Stapelartikel der französischen Industrie: Seidenwaaren, Lederarbeiten, Kunstschlerei, Metallwaaren u. s. w., und ein Hauptproduct des Bodens, die Weine, berührt. Fügen wir hinzu, daß das Erträgniß des Octroi ebenfalls gesunken ist, daß zahlreiche, große Magazine in den belebtesten Straßen von Paris gesperrt werden und daß in den letzten Monaten die Einnahmen der Omnibus- und Miethwagen-Gesellschaft auffallend zurückgegangen sind, so dürften die Umriffe der kritischen Lage genügend skizzirt sein. Das Gesamtbild derselben drückt sich durch die Bewegung auf dem französischen Geldmarkte aus, wo seit April 1877 trotz des abnormen Discontosatzes von nur 2 Procent das Portefeuille der Bank von Frankreich fortwährend (von 548 Millionen Francs im Januar auf 394 Millionen Francs im September) zurückging und die Signatur vollständiger Geschäftslähmung an sich trug, die erst gegen das Ende des Jahres 1877 einige Impulse empfing.

Mit der Lage von England, Frankreich, Deutschland und Oesterreich ist jene von Westeuropa überhaupt bezeichnet; Italien, Belgien, Holland und die Schweiz empfinden die Einwirkungen ihrer mächtigeren Nachbarländer und Rivalen auf dem Weltmarkte so sehr, daß ihr individuelles Wirthschaftsleben nur in einer größeren oder geringeren Widerstandskraft gegen diese fremden Einflüsse, aber nicht eigentlich durch das Einschlagen selbständiger Bahnen der

Entwicklung, erkennbar wird. Desto interessanter ist es, die Gestaltung der jüngsten Phasen in den Vereinigten Staaten von Amerika zu verfolgen, und nicht bloß interessanter, sondern erfreulicher und trostbringender zugleich, weil sich in jenem urkräftigen Staatsgebiete während der lehtverfloffenen Zeit in der That ein Umschwung vollzogen hat, der von keinem ruhigen Beobachter mehr geleugnet werden kann.

Nordamerika war von den Erschütterungen des Jahres 1873 heimgesucht worden, wie nur irgend ein Staat der alten Welt. Erinnern wir uns der turbulenten Scenen, unter welchen Ende September 1873 die Schließung der Stock-Exchange in New-York nothwendig war, der Panique, die diesem in den Annalen der Börse unerhörten Ereignisse folgte, der bedeutungsvollen Einschränkungen des Credit- und Bankgeschäftes, der ungeheueren Rückschläge im Eisenhüttengewerbe, des Stillstandes in allen übrigen Industrien, der Ruhe auf den Schienenstraßen und in der Schifffahrt. Vom Herbst 1876 bis Mitte 1877 war die wirthschaftliche Spannung in den Vereinigten Staaten auf einer unerträglich scheinenden Grad getrieben. In den Bergwerksdistricten Pensylvaniens war nach Lohnreductionen und Arbeitsentlassungen eine Noth ausgebrochen, welche am Ende des vorigen Jahres (1876) zu gefährlichen Revolten, Niedermechelungen der Widersehligen durch die terrorisirenden Mitglieder des Strike, Brandlegungen und anderen Excessen führten und damit ihr Ende fanden, daß elf der meuterischen Rädelshührer, an einem Tage zum Tode durch den Strang verurtheilt und ihrem verdienten Schicksale zugeführt wurden. In den ersten Tagen des Jahres 1877 schätzte man die Zahl der brodlosen Arbeiter in den Vereinigten Staaten auf eine halbe Million, und ebenso hoch die Anzahl derjenigen, welche nur während einzelner Wochentage Beschäftigung fanden. Amerika, bis dahin stets der Zielpunkt des Auswanderungsstromes, wurde nun von demselben immer mehr gemieden — so tief war der Ruf der Erwerbsmöglichkeit in diesem einstigen Eldorado der europäischen Emigranten gesunken. In den Jahren 1869 bis 1874 waren noch je 395,000 bis 449,000 Personen in die Vereinigten Staaten eingewandert; in den Jahren 1875 und 1876 sank diese Zahl auf 209,000 und 182,000 herab, und selbst diese wurde wieder größtentheils durch Rückkehr der Eingewanderten aufgewogen; speciell die englisch-irische Emigration, früher ein so gewaltiger Beitrag zur amerikanischen Volksvermehrung, hatte seit anderthalb Jahren ganz aufgehört, und nicht weniger als 300,000 Arbeiter zogen zu Anfang 1877 nach Canada, um sich dort einen besseren Lebensunterhalt zu erkämpfen, als ihnen jetzt der Boden der Union zu bieten vermochte.

Noch mehr vielleicht als in der gewerblichen Sphäre war die Stodung im Verkehrsleben fühlbar geworden; vom 1. Januar bis 30. Juni 1877 verfielen 15 Eisenbahngesellschaften mit einem Actiencapitale von 47 und einer Obligationenschuld von 85 Millionen Dollars dem Concurse; gleichzeitig wurden die Linien von 32 schon vorher fallirten Gesellschaften, deren gesamntes Anlagecapital 125 Millionen Dollars betragen hatte, unter den Hammer gebracht, und endlich 16 Compagnien mit 150 Millionen Dollars Anlagekosten unter Sequester gestellt. Da man die Entwerthung der übrigen Eisenbahnpapiere auf ungefähr 600 Millionen Dollars veranschlagte, so war in Folge der Krise in

Amerika rund eine Milliarde Dollars in Eisenbahneffecten geopfert: eine Summe, die gerade so hoch ist als die französische Kriegsschädigung, fünf Milliarden Francs! Die Größe der hierbei auf's Spiel gesetzten Interessen wurde den Amerikanern und uns Europäern erst recht klar gemacht, als die Bombe platzte und der längst im Geheimen vorbereitete, furchtbare Eisenbahnstrike bei der Baltimore- und Ohio-Compagnie am 16. Juli 1877 zum Ausbruche kam. Wir versagen uns, den dramatischen Verlauf dieser entsetzlichen socialistischen Revolution in den Kreis unserer Darstellung einzubeziehen. Sie steht noch in frischer Erinnerung jedes Zeitungslesers und gehört in unseren Rückblick nur als einzelnes Glied, welches zum Verständnisse der ganzen Kette wirthschaftlicher Ereignisse nicht unerwähnt bleiben durfte.

Was wir nun gegenüber den düsteren Zuständen jener Zeitperiode mit wahrer Befriedigung aus der Präsidentenbotschaft vom 3. December 1877 wiederholen dürfen, das ist der Anfang einer wirthschaftlichen Regeneration in den Vereinigten Staaten, die noch vor Kurzem der Schauplatz so tief reichender Erschütterungen gewesen. Zahlreiche, jedes Mißverständniß ausschließende Symptome, lassen mit Grund annehmen, daß in Amerika der todte Punkt überwunden ist. Schon Mitte September lagen Anzeichen vor, um die Besserung im Geschäft zu constatiren und sich auf langsame, aber sichere Fortschritte zu berufen; seither sind diese zur Gewißheit geworden. Die Quelle der Wiederbelebung war und ist der Segen der Natur. Amerika hat im abgelauteten Jahre eine der reichsten Mais- und Weizenernten eingeheimst, eine gute Baumwollcampagne gemacht und den größten Export von Petroleum seit dem Bestehen dieses Produktionszweiges zu Wege gebracht.

Wie gewichtig diese drei Posten in der Vermögensbilanz der Vereinigten Staaten auftreten, wie sehr sie alles Dasjenige übertreffen, was europäische Länder aus analogen Einkommensquellen ziehen, ist im Allgemeinen zwar bekannt; dennoch mag uns erlaubt sein, ein paar statistische Ziffern zur Illustration dieser Thatsache einzufchieben. In Nordamerika schätzt man gemeiniglich den Werth einer Jahresernte an Brodfrüchten auf 1000 bis 1100 Millionen, und was davon zur Ausfuhr kommt, auf 100 bis 130 Millionen Dollars; eine Baumwollcampagne bringt dem Lande regelmäßig  $3\frac{1}{2}$  bis  $4\frac{1}{2}$  Millionen Ballen, deren Werth, je nach den Preisen des Weltmarktes, zwar sehr schwankend ist, aber gewöhnlich zwischen 230 und 250 Millionen Dollars geschätzt wird, und die Production des Petroleums endlich hat in den verfloßenen zehn Jahren einen Werth von je 14 bis 23 Millionen Dollars repräsentirt. Nun erwiesen sich diese drei einträglichen Posten auf einmal im Jahre 1877 als ungewöhnlich hoch. Weizen brachte um nahezu 70 Millionen, Mais um ungefähr 40 Millionen Bushel mehr als im Vorjahre und die Verschiffungen aus Chicago, Milwaukee und den übrigen Häfen nahmen großartige Dimensionen an. Die Baumwollernte war ebenfalls mit fast  $4\frac{1}{2}$  Millionen Ballen eine sehr gute, und der Petroleumexport betrug gegen Ende October schon um circa 80 Millionen Gallonen mehr, als in der gleichen Periode der drei Vorjahre.

Wir durften uns nicht versagen, diese Details zu erwähnen, denn aus ihnen erklärt sich der Umschwung, welchen wir — vielleicht nicht ganz neidlos —

bei den transatlantischen Rivalen beobachten. Aus den großen Einnahmen dieser Productionszweige und der damit zusammenhängenden Mühlen, Fabriken, Raffinerien, Handelsgewerbe und Frachtgeschäfte erwuchs bald neue Thätigkeit in allen Organen des wirthschaftlichen Körpers. Ungetrübt durch Kriegsbesorgniß und politische Wirren konnten die ersten Reime zu sichtbaren Ansätzen neuer Gebilde werden; keine rauhe Hand hat sie in der Entwicklung gestört, und sie zeigen bereits Früchte der Besserung. Wir greifen aus den vielerlei Erscheinungen nur einige der wichtigsten heraus. Schon äußert sich ein lebhafterer Bedarf der Geschäftswelt im Geldstande; die New-Yorker Banken beschloßen im Herbst 1877, ihre Notencirculation um drei Millionen Dollars zu erhöhen, was sie nicht ohne gute Gründe gethan hätten, weil ihnen ja bekanntlich das amerikanische Bankgesetz für eine solche Expansion bedeutende Lasten in der Form von Bundessteuern auferlegt. Die Umsätze des New-Yorker Clearing-House steigen auffallend rasch, fast von Monat zu Monat gegen die gleichen Perioden des Vorjahres. Die Fallimente, über welche die Handelsjournale sorgsame Aufschreibungen führen, nehmen, sowol was die Anzahl betrifft, als in Anbetracht der bei denselben in Frage gestellten Forderungen, geradezu gewaltig ab: in den ersten drei Quartalen 1877 waren beispielsweise um nahezu 400 Tausenden weniger bekannt, als im Jahre 1876! Die Eisenbahndirectoren gelangten zu dem Bewußtsein, daß sie bei dem Aufschwunge des Waaren- und Productengeschäftes auch ihrerseits nicht mit leeren Taschen ausgehen werden und erhöhten, von Mitte October angefangen, die Frachtsätze für Transporte nach dem Westen: ein klarer Beleg, daß es mehr zu thun geben muß und daß man auch zu höheren Preisen noch Güter versendet. Die Handelsthätigkeit der Union endlich, Export, Reexport und Import, wie sie das statistische Bureau in Washington in seinen monatlichen Ausweisen rasch und übersichtlich darstellt, entwickelt sich gegenüber dem Jahre 1876 in einem so erfreulichen Maße, daß darin die Bestätigung aller übrigen Merkmale des wirthschaftlichen Aufschwunges zu erblicken ist. Zwar gehört es nur zu den reflectorischen Erscheinungen, aber es verdient dennoch kurz erwähnt zu werden, daß die Entwerthung des Papiergeldes der Vereinigten Staaten fast ganz und gar behoben ist; das Goldagio, welches im Jahre 1876 von 14 auf  $6\frac{1}{2}$  Procent zurückgegangen war, beträgt jetzt nur noch  $2\frac{1}{2}$  Procent, und es liegt kein Grund vor, um an der Wiederaufnahme der Baarzahlungen am Neujahrstage 1879 zu zweifeln.

Ueberblickt man die Weltkarte, um nach der Charakteristik der Zustände, welche auf den entscheidenden Gebieten herrschen, ein Gesamtbild des wirthschaftlichen Lebens der Gegenwart zu entwerfen, so stellt es sich zwar nicht trostlos, aber auch nicht hoffnungsvoll dar. Ein Theil der westeuropäischen Länder liegt unter dem Drucke einer der größten Speculationskrisen noch tief darnieder; ein anderer Theil derselben führt den Erwerb in bescheidenen Grenzen nothdürftig fort; im Südosten Europa's, wo der Reichtum des Bodens Alles bedeutet, wüthet ein furchtbarer Krieg, welcher die Bestellung der Felder verhindert, den Erntesegen nicht zur Quelle neuer Wertherzeugung werden läßt. Nicht nur fehlt hier die normale und gewohnte Ausgleichung zwischen der

industriellen Thätigkeit der einen und der agricolen Production der anderen Gruppe, sondern es werden auch die Impulse zur Wiederaufnahme des Erwerbes, welche hier und da unverkennbar zu wirken begannen, durch unheilvolle politische Constellation rasch wieder unterdrückt. Wandern wir weiter nach dem Osten des Erdballes, so ist das indische Kaiserreich, welches sich als ergänzendes Glied in den Welthandel eingefügt hat, welches der Abnehmer der europäischen, namentlich britischen Manufacturwaaren, der Consument der europäisch-amerikanischen Silberabflüsse war und uns dagegen mit vielen Reichthümern der tropischen Vegetation zu versorgen hatte, während des abgelaufenen Jahres in seiner wirtschaftlichen Actionsfähigkeit geschwächt worden: Hungersnoth hat nicht nur die Kaufkraft der dortigen Bevölkerung unendlich herabgesetzt, sondern überdies europäisches Capital in großen Summen verschlungen, um Hunderttausende von Menschen vor Entkräftung und Tod zu bewahren. Also auch von dort kein Anstoß zur Besserung, wie er bei früheren Gelegenheiten — wir erinnern nur an die sechziger Jahre — thatsächlich auf Europa ausgeübt wurde. Weiter dem Lauf der Sonne entgegen sehen wir in China und Japan ein verhältnißmäßiges Zurüdtreten der kürzlich auf den Welthandel gerichteten Strebungen, weil jene Rohstoffe und Halbfabricate, welche die europäische Industrie und der europäische Consum eine Zeit lang von dort gierig aufnahmen, unter der heutigen Depression der allgemeinen Kaufkraft weniger lebhaft begehrt werden. Erst der Weg über den pacifischen Ocean nach den Gestaden Amerika's führt uns im Norden jenes Continents zu einem frischeren Treiben, dessen Andauer noch nicht bestimmt zu behaupten, aber doch zu hoffen ist.

Die Mittel und Wege einer nachhaltigen Besserung der Zustände sind durch die bisherigen Erfahrungen ziemlich klar vorgezeichnet. Nach so großartigen Vernichtungen der vorhandenen Werthe, nach so ungeheurer Zerstörung der in den Industrie- und Verkehrsunternehmungen engagirten Capitalien, nach so allgemeiner Lähmung der productiven Kräfte, wie sie seit dem Jahre 1873 fast unaufhörlich und überall vor sich ging, kann nur das Zusammenwirken aller günstigen Factoren einen wirklichen Umschwung erzielen. Drei Richtungen sind es, in welchen sich der Ersatz des verlorenen Wohlstandes suchen läßt: die Einschränkung alles überflüssigen, insbesondere desjenigen Verbrauches, welcher nicht sogleich reproductive Erfolge nach sich zieht; die intensivere Arbeit auf denjenigen Gebieten, wo sich noch auf Absatz rechnen läßt und allmählig Ueberschüsse zur Neubelebung der erstorbenen Gebilde gewonnen werden; und endlich reichlicher Ertrag des Bodens, wie ihn günstige Ernten der werthvollen Erzeugnisse, Brodfrüchte, Baumwolle, Colonialwaaren, Wein oder reicher Natursegen anderer Art bringen können.

In der ersten dieser drei Richtungen ist offenbar von den höheren und mittleren Classen der Bevölkerungen aller Länder seit den Katastrophen des Jahres 1873 ungemein viel geleistet worden. Die Haushaltungsbudgets des ganzen Mittelstandes und der aristokratischen Gruppe von Familienvirthschaften sind gewiß namhaft reducirt worden; denn nur dadurch erklärt es sich, daß die bedeutenden Rückgänge in den Preisen der meisten Consumtionsgegenstände eingetreten sind, ohne eine Vermehrung des Absatzes der letzteren bis jetzt herbeigeführt zu



haben. In den tieferen Schichten der Gesellschaft, namentlich unter den Arbeitern, haben zwar die Lohnreductionen ebenfalls ganz sicher eine gentigsamere Lebensweise bewirkt, aber nach mancherlei Symptomen hat es den Anschein, als ob in diesen Classen noch nicht das Aeußerste erreicht worden wäre, was zum Beginne einer neuen Aera productiver Thätigkeit erforderlich ist. Der Arbeitslohn macht noch immer in England, Deutschland, Frankreich, kurz in ganz Westeuropa und in Amerika einen zu hohen Bestandtheil der Produktionskosten aus, als unter den heutigen Marktverhältnissen zu rechtfertigen ist. Immerhin sind hier schon entschiedene Anfänge zum Bessern zu verzeichnen. Während sich aber die Privatwirthschaften den entbehrlichen Consum immer mehr versagen, wird in den Staatswirthschaften an denjenigen Punkten, wo die Wiedererzeugung am Meisten in Frage steht, auch am Meisten gesündigt: in den enormen Militärbudgets und im Kriegsaufwande. Dürfen wir uns wundern, daß die Neubildung des Capitals noch nicht zu bemerken, daß für Unternehmungen irgend welcher Art kein Fonds vorhanden ist, wenn die Finanzverwaltungen der kriegsführenden Mächte auf allen Geldmärkten Europa's mit der Negocirung ihrer Anlehen auftreten und zu exorbitanten Bedingungen den Geldpfennig an sich reißen, der anderwärts fruchtbringend wäre, wogegen er in ihren Händen zum Mordwerkzeuge arbeitsamer und arbeitskräftiger Menschenmassen wird? Oder wenn in anderen Staaten die Deficite der Budgets, welche zumeist aus dem Aufwande für das stehende Heer entspringen, durch Emissionen von jährlich mehreren Hundert Millionen Mark Schuldtitres, durch Erhöhungen der Steuern und Abgaben, durch Zerstörung des werbenden Capitals aufgebracht werden? Unter diesem Gesichtspunkte würde das Ende des orientalischen Krieges, obgleich demselben durchaus kein so belebender Einfluß beigemessen werden darf, wie einst dem Ende des deutsch-französischen Krieges, dennoch einen entschiedenen Beitrag zur Behebung der wirthschaftlichen Misere leisten. Noch größer müßte jedoch der Erfolg einer allgemeinen europäischen Entwaffnung, oder sagen wir richtiger, einer Reduction des Friedensstandes der Heere wirken. Wenn jemals, so ist heute, unter den Drangsalen einer wirthschaftlichen Epidemie, die den ärgsten Geißeln der Vergangenheit ebenbürtig zur Seite gestellt werden darf, an die Regierungen die Pflicht herangetreten, den unproductiven Aufwand dieser Art zu vermeiden, diese Posten ihrer Budgets auf das absolut nothwendige Minimum einzuschränken und den Völkern das Lebensblut des Erwerbes, die Arbeitskräfte und Capitalien wiederzugeben, die sie denselben im bewaffneten Frieden jetzt in so colossalem Maße entziehen.

Was die zweite oben angedeutete Richtung, die intensivere Arbeit in solchen Erwerbszweigen betrifft, welche absatzfähig sind oder es werden können, so ist sie mit noch größeren Schwierigkeiten zu verfolgen, als die erste. Die unseren Tagen vorangehende Periode der Ueberproduction und Ueberspeculation hat viele Arbeits- und Capitalkräfte an Punkte gelenkt, die sich heute als todt erweisen. Es setzt ebensoviel Energie voraus, über Dasjenige, was nicht mehr lebensfähig ist, das Kreuz zu machen, als es Scharfsinn erfordert, um den richtigen Ersatz dafür in neu zu beginnenden Unternehmungen zu finden. Leider wird der Uebergang vom überlebten Alten zum lebenskräftigen Neuen nicht bloß durch beschränkte

Auffassungen der Einzelnen, sondern auch durch jene allgemeine Reaction der Wirthschaftspolitik behindert, welche sich vielfach bemerkbar macht. Eine Reaction gegenüber bewährten liberalen Principien ist es aber unzweifelhaft, wenn in dem einen Lande die directe Staatshilfe angerufen wird, um faule Eisenbahnunternehmungen zu übernehmen, in einem anderen Lande, um socialistischen Forderungen zu genügen, und wieder in anderen Ländern, um durch Schutzölle und Prohibitionen Industrien lucrativ zu machen, die der freien Concurrenz entweder nicht gewachsen sind, oder künstlich zu hohen Gewinnen gelangen wollen. Die Arbeit am richtigen Platze, Verbesserungen in der Technik, industrielle Erfindungen, billigere Herstellung der Artikel des Massenverbrauches: das sind die Elemente des Fortschrittes und der Wiebergeburt; was nicht in diesen Rahmen paßt, kann man höchstens dem Elektrisiren eines Cadavers vergleichen, dessen Lebensgeister bereits entwichen sind, damit er noch einige Zuckungen mache.

Den mächtigsten Einfluß zur Palingenesiß der Weltwirthschaft darf man freilich in der dritten Richtung erblicken: in der Gunst der natürlichen Verhältnisse. Das Beispiel Amerika's zeigt uns, wie schnell ein reiches Erntejahr die leeren Cassen zu füllen, den Verkehr zu beleben, neues Vertrauen einzusößen vermag; in Amerika ist, wie wir gesehen haben, die Fruchtbarkeit des Bodens in mehreren Beziehungen zugleich fühlbar geworden, und dadurch hat sie local große Wirkungen hervorgebracht. Nicht etwa eine vereinzelt gute Weizenernte Ungarns oder eines anderen europäischen Staates, sondern die allgemeine Fruchtbarkeit eines Jahrganges in den am Welthandel Antheil nehmenden Ländergebieten könnte einen allseitigen Impuls zur Austilgung der Krise bringen. Geben wir uns, mitten in den ernststen Erwägungen der traurigen Lage, einen Augenblick der schmeichelnden Illusion hin, das Jahr 1878 brächte mit dem europäischen Frieden auch reichen Natursegen; es brächte den großen Getreideböden von Rußland, den Donauländern, Ungarn und den Vereinigten Staaten von Nordamerika üppige Garben der Ernte; es brächte den continentalen Westländern, welche die Hälfte alles Rübenzuckers der Welt liefern, eine gute Campagne; es ließe die Keller Frankreichs, Italiens und der Rheinlande mit vorzüglichem Nebensaft füllen; es gewährete den Pflanzern in Florida, Tennessee und den übrigen Gebieten Amerika's, wie den Farmern im Gebiete des Indus und Ganges einige hunderttausend Ballen Baumwolle mehr als gewöhnlich; es gäbe den Seidenpinnereien Italiens und Frankreichs billige Cocons; es würde den Plantagen in Brasilien, Java, Ceylon und Haiti einige hunderttausend Säcke Kaffeebohnen über den Durchschnitt schenken, und endlich Ostindien durch eine normale Reisernte vor den Schrecken der Hungersnoth bewahren. Das wäre die Gunst der Natur, die wir im Auge haben, wenn wir von einer plötzlichen Wendung zum Besseren sprechen. Sie ist vorläufig ein frommer Wunsch, eine Fata morgana, die vor unseren Blicken entschwindet, wenn wir uns ihr zu nähern vermeinen.

Wie tief im Uebrigen die wirthschaftlichen Leiden den Zustand des gesellschaftlichen Lebens aufgewühlt haben, sieht man heute nicht bloß an den socialen Erscheinungen, welche der Moralistik angehören, an der Frequenz der Selbstmorde, der Verbrechen, an der Wanderlust, an den Concursen und der

Vagabondage, an der Fällung der Versorgungs- und Armenhäuser, worauf wir schon vor Jahresfrist hintweisen konnten, sondern noch an anderen Vorfällen, die im abgelaufenen Jahre die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. In allen von der ökonomischen Misere betroffenen Gebieten Europa's und Amerika's hat die socialistische Agitation mit erneutem Muthe und theilweise nicht ohne äußere Erfolge ihre Tendenzen weiter vertreten. Zeiten, wie die gegenwärtigen, sind den Strebungen der Reformationen überhaupt, daher auch solcher, welche eine gewaltthätige Umformung des Gesellschaftsrechtes und der Gesellschaftsordnung wünschen, stets günstig. An Beweisen dafür, daß man diesen Zug der Zeit verstanden hat, fehlt es nicht. Wir könnten an die charakteristischen Erhebungen der socialen Partei auf den verschiedenen Congressen des abgelaufenen Jahres erinnern; wir könnten der umfassenden Propaganda gedenken, welche durch publicistische Arbeit in Deutschland, Frankreich und Amerika gemacht wird. Es genügt jedoch, diese Zeichen der Zeit nur zu berühren, da dieselben an anderer Stelle des vorliegenden Heftes eingehend behandelt sind.

In die Augen springen dist dabei der geistige Rapport, welcher zwischen Wort, Schrift und That hergestellt wurde: der Rapport zwischen Congressen, socialistischen Blättern und Arbeitseinstellungen. — Was die relativ gemäßigte „Brotherhood of Locomotive Engineers“ und die radicale „Train men Union“ unter Mitwirkung der „Internationale“ und zahlreicher Arbeiterverbände in den Tagen vom 16. bis zum 25. Juli 1877 durch den blutigen Eisenbahnstreik in Amerika zuwege brachten, was sich dort in den pensylvanischen Minen unter der Leitung der Bread's Winners-League vollzog; was der Arbeitsausstand der Baumwollweber in Bolton, jener der Schiffbauer am Clyde, der Maurer in London, der Zimmerleute in Manchester, der Bergleute in Wales bewirken sollte; was die belgischen Kohlenarbeiter in Borinage, was die italienischen Wollenweber in Biella beabsichtigten; was die französischen Grebes in Tarare, Bordeaux, Paris und in zahlreichen Bergwerken wollten; es ist innig mit der wirthschaftlichen Lage, mit dem Marasmus, der Erkrankung und Schwäche des wachsenden Unternehmens verbunden. Beheben wir diese, so bannen wir jene; schleppt sich aber das wirthschaftlich tief gesunkene Europa noch lange in Kriegsnoth und Kriegsfurcht, in wirthschaftlicher Reaction und Thatenlosigkeit dahin, ohne jene Geister zu bannen, dann können sie den wahren Freunden des Fortschrittes fürwahr noch die Fahne entreißen, die wir heute hoch halten, die Fahne des Friedens, Sparens, rastlosen Erwerbes, mit der Inschrift: „In hoc signo vinces!“

# Schillerbriefe.

Zum erstenmal nach den Originalen mitgetheilt

von

Albert Cohn.

Die nächste Veranlassung zur Veröffentlichung der hier folgenden, bisher theils gänzlich unbekannten, theils nur in abgekürzter Form veröffentlichten Briefe gab die bevorstehende Versteigerung der berühmten Wagener'schen Autographensammlung<sup>1)</sup>, welcher die Mehrzahl derselben angehört. Man kann nicht wissen, welchem Schicksale die Originale entgegen gehen, und so rechtfertigt sich hoffentlich ihre Veröffentlichung, wenn sie auch nicht alle unter sich in innerem Zusammenhange stehen.

Wie bereits angedeutet, entstammen nicht die sämtlichen hier mitgetheilten Stücke der Wagener'schen Sammlung. Die Briefe Schiller's an Friedr. Heinr. Jacobi sind Bestandtheile meiner eigenen Sammlung, und den Brief Goethe's an Schiller besitzt das British Museum, woselbst ich ihn im Juli 1877 abschrieb.

Drei der Briefe Schiller's an Friedr. Heinr. Jacobi wurden bereits im „Aus-erlesenen Briefwechsel“ Jacobi's, 2 Bände, Leipzig, 1825—1827, jedoch sehr unvollständig und ungenau veröffentlicht, dagegen erscheint der Brief vom 5. Oct. 1795 an Jacobi hier zum erstenmal. Man hat nun vier von den fünf in Schiller's Kalender notirten Briefen an Jacobi; der noch fehlende ist vom 31. Aug. 1795 — möchte unsere Publication auch ihn an's Tageslicht locken!

## Schiller.

1. An L. F. Huber.

4 Seiten in 4.

Weimar d. 14. Sept. 1787.

Nichts, mein lieber, hätte mir angenehmer sehn können als die Nachrichten von Deiner Zufriedenheit, Deinen Fortschritten, Deiner Thätigkeit — und darinn bin ich ganz mit Dir einig daß ein Zurückbleiben hinter Deinen gefaßten idealischen Erwartungen Dich keineswegs niederzuschlagen darf. Nach und nach wirfst Du die Beschäftigung liebzu gewinnen, jeder Tag wird Dich mit einem reellen Zuwachs von Ideen und Stärke Deines Genies bereichern, das Gelingen wird Deinen Muth erheben und kleinere Neigungen werden endlich von einer männlichen Selbstherrschaft und einer zweckmäßigen Richtung Deines Geistes verdrungen seyn. Was ich Dir neulich geschrieben habe ist jetzt noch meine völlige Überzeugung, Erlebensinn wie Du meynst hat

<sup>1)</sup> Katalog der Sammlung von Autographen und historischen Documenten des im J. 1861 verstorbenen Herrn J. G. W. Wagener, von Albert Cohn. Versteigerung Dienstag d. 26. Febr. 1878 u. folg. Tage.

keinen Antheil daran gehabt. Die Unruhe die Du an mir wahrgenommen haben wolltest war ein tiefes Aufregen meiner ganzen Seele, welches einem gründlichen Entschlusse vorangehen mußte. Jetzt bin ich ruhig durch die Versicherung meiner selbst, durch den Glauben an die zureichende Kraft meines Wesens.

Der heftigen Erschütterung die meine Seele in diesem Zeitraum ausgestanden hat die alle ihre Kräfte in ihren Tiefen bewegte, konnte mein Körper nicht ganz gewachsen seyn. Ich fühle meine Gesundheit angegriffen, und mein zerrütteter Kopf schreibt meinem guten Willen eine sehr enge Gränze vor. Aber hier prüfe ich zugleich die gründliche Stärke meines neuen Glaubens, denn selbst in dieser hypochondrischen Verfinsternung verläßt mich mein Muth nicht.

Hier habe ich wenig Freuden, die von außen in meine Seele kommen, also auch wenig Zerstreuungen, die mich in Versuchung führen könnten. Hätte ich keine dringende Geschäfte so würden mir vielleicht einige der hiesigen Menschen etwas seyn, d. h. ich würde in ihrem Umgange Nahrung finden können. Aber für die wenigen Minuten die ich erübrige und wo meine abgemattete Seele nach Ruhe sich sehnt, sind sie mir nichts. Das sind Instrumente die erst nach langem Greiffen und Spielen in Gang zu bringen sind. Diese ganze Woche habe ich außer Charlotten beinahe niemand gesehen. Am vorigen Sonntag war ich zu Vertuch zu einem sehr weitläuftigen Soupeer geladen wo ich mich unter einer höchst abgesehmackten Menschenklasse, den Rätthen und Rätthinne von Weimar, sehr übel berathen fand. In einer solchen Dürre des Geistes war Vertuch für mich ein wohlthuendes Wesen und das ist viel gesagt. Aber ich kann Dir versichern, daß unter allen hiesigen Menschen Vertuch mir noch beinahe der liebste ist, weil ich mich über gewisse Dinge bei ihm schon zum Voraus resigniere und alles finde was ich bei ihm suche. Nächst ihm gefällt mir Bode noch ziemlich, aber ich traue ihm eben so wenig. Herder würde mir von allen der liebste seyn, wenn Herder aus sich heraustreten könnte um der Freund eines Freundes zu seyn. Beim ersten Anblicke und vollends bei einem warmen Gespräch ist es der lebenswürdigste Mensch unter dem Himmel. Dein ganzes Herz will ihm entgegen fliegen aber man sagt daß er es immer wieder zurückzuwerfen weiß. Von den übrigen Menschen sind<sup>1)</sup> mir der Kamerrath Kiebel der Instruktor des Erbprinzen und Hofmedicus Husland, ein Vetter des Jenaischen, noch die liebsten. Vexterer besucht mich und sein Umgang thut mir wol. Es ist ein gar guter Mensch. Voigt hat zuviel Geschäfte um von mir<sup>2)</sup> genossen werden zu können. Bei der Schröbern<sup>3)</sup> war ich diese Woche einmal. Sie ist gar nichts mehr und schwerlich jemals was gewesen. Doch in einem freundschaftlichen Umgang kann man sie leiden um bei ihr einzuschlafen.

Im Stern<sup>4)</sup> habe ich mich indeßen oft herumgetrieben. Ich war anfangs neugierig auf die regierende Herzogin und ihr zu gefallen gieng ich manchmal dahin, weil ich wußte daß ich ihr begegnete. Das geschah auch mehrmals wenn sie mit Charlotten<sup>5)</sup> spazieren gieng. Sie hat eine edle ansehnliche Figur, ist aber von Gesichte gar nicht schön. Man sagt daß sie ein edles Geschöpf sey, aber sie ist kalt und viele halten sie für stolz. Daß ich mich ihr nicht vorstellen lasse wirst Du sehr billigen, wenn ich Dir sage, daß es nicht erwartet wird. Es ohne das zu thun, da ich keine Garderobe habe nach Hof zu gehen, da ich für diese Welt gar nicht gemacht bin, da ich als ein unbedeutender bürgerlicher Mensch unter dem Adel doch eine sehr precario Rolle spielen müßte, die meinem Stolge weh thun würde und da ich sie nie anders als in einer Theegesellschaft und niemals allein sprechen kann, würde sehr lächerlich seyn.

<sup>1)</sup> Für „sind“ ist, durchstrichen.

<sup>2)</sup> Für „von mir“ für mich, durchstrichen.

<sup>3)</sup> Corona Schröter.

<sup>4)</sup> Die ersten Anlagen des Weimar'schen Parks.

<sup>5)</sup> Charlotte v. Kalb.

Best <sup>1)</sup> hat mir diese Tage geschrieben und Nachricht gegeben daß offene Fehde <sup>2)</sup> sehr gefallen habe. Jetzt schreibt er würde auch Deiner guten Mutter <sup>3)</sup> gedacht werden. Ueber den Carlos erwarte ich täglich eine Antwort von Dalberg. Er hat ihn seit 14 Tagen. Manhard <sup>4)</sup> aus München kann den Carlos nicht nehmen und offene Fehde hat er schon. Wer weiß ob es nicht gar Deine Übersetzung ist. Auf Michaelis können die Verschwörungen <sup>5)</sup> freilich nicht fertig werden aber auf Neujahr gewiß. Ende Octobers bin ich fertig mit den Niederlanden <sup>6)</sup>. An Crusius <sup>7)</sup> mag ich nicht ehr schreiben bis ich ihm einen Transport Mscpt schicken kann. Der Carlos ist in Hamburg gegeben <sup>8)</sup> aber ich weiß es nur von Hörensagen und auch nicht wie er ausgefallen ist. Erfährst Du etwas so laß michs wissen. Vertuch sagt mir Göschen würde dieser Tage hierherkommen. Es sind ihm 6 von seinen neuen Verlagschriften nachgedruckt worden.

Grüße Rörners tausendmal. Ich werde ihm kommenden Donnerstag schreiben. Den Brief der nach Meinungen geschickt war habe ich richtig erhalten.

Und Du mein Bester lebewol und behalte mich lieb. Charlotte grüßt <sup>9)</sup> auch tausendmal. Ewig der Deinige Schiller.

Es ist nicht leicht, hinter die Ursachen zu kommen, die der Stimmung dieses Briefes zu Grunde liegen. — Schiller war am 21. Juli 1787 nach Weimar gekommen, am 23. schrieb er an Rörner, dann folgen noch 10 Briefe an denselben bis 10. Sept. Am 1. Aug. schrieb er an seine Schwester Christophine nach Weiningen, am 28. Aug. an Huber. Von dichterischen Producten, die in die zwei ersten Monate des Aufenthaltes in Weimar fielen, ist nichts bekannt, wenn nicht etwa das kleine Gedicht an Caroline Schmidt, welches Schiller in ein ihr überreichtes Exemplar des D. Carlos schrieb, in diese Zeit gehört. Aus keiner dieser Quellen fließt der gewünschte Aufschluß. Der im Eingange erwähnte frühere Brief an Huber, wird der vom 28. Aug. sein. Huber's Antwort darauf, an die sich unser Brief anreicht, ist nicht bekannt.

Obgleich also auf Vermuthungen angewiesen, wird man schwerlich fehlgehen, wenn man die düstere Stimmung, in der wir den Dichter hier antreffen, nicht ausschließlich auf Rechnung jener Selbstschau setzt, zu welcher er sich in dem Briefe an Huber vom 28. Aug. bekennt; vielmehr scheinen die Beziehungen zu Charlotte von Kalb einen starken Antheil daran zu haben. Das damalige Verhältniß Beider zu einander ist bekannt. Charlotte hatte dem Dichter in Mannheim ihre glühende Leidenschaft gestanden, Schiller aber, obwohl ganz in den Fesseln dieser feurigen Seele, hatte sich gewaltsam losgerissen, denn Charlotte war bereits Frau von Kalb, und ihn trieb das Bewußtsein seines Dichterberufes. Was aber der Entschluß ihn gekostet, wissen

<sup>1)</sup> Schauspielers, in Mannheim.

<sup>2)</sup> Offene Fehde, ein Lustspiel in drei Aufzügen, nach dem Franz. von L. F. Huber. Mannheim, 1788.

<sup>3)</sup> Ein Stück dieses Namens von Huber ist nicht bekannt, blieb also wohl ungedruckt.

<sup>4)</sup> Schauspieldirector.

<sup>5)</sup> Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen, herausgeg. von Friedr. Schiller. Erster Band. Leipzig, Crusius. 1788. — Für „Verschwörungen“ Niederlande, ausgestrichen.

<sup>6)</sup> Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung, herausg. von Friedr. Schiller. Erster Band. Leipzig, Crusius. 1788. — Die Vorrede ist unterzeichnet: Weimar, in der Michaelismesse 1788. — E. F. Schiller. In demselben Jahre erschien eine zweite Ausgabe.

<sup>7)</sup> Siegfried Lebrecht Crusius in Leipzig, Schiller's Verleger.

<sup>8)</sup> Carlos wurde am 29. August in Hamburg aufgeführt; dies war die erste Aufführung des Stückes. Am 14. Sept., dem Datum unseres Briefes, folgte die Aufführung in Leipzig.

<sup>9)</sup> Für „grüßt“ sagt, durchstrichen.

wir aus dem damals entstandenen Gedicht „Freigeisterei der Liebe“ und aus dem Brief an Körner vom 10. Febr. 1785. Auf Mannheim folgten Leipzig und Dresden, und die vorübergehende Leidenschaft für Hentz von Arnim. Nach mehr als zweijähriger Trennung sah der Dichter nun Charlotten in Weimar wieder — wie tief Beide erregt waren, sieht man aus den Briefen an Körner. Charlotte plante die Trennung von ihrem Mann, und daß auch Schiller an eine Heirath mit ihr dachte, wissen wir aus dem Briefe seiner Schwägerin, Karol. von Beulwitz, an ihn vom 9. Nov. 1789: „Sie (die Kalb) dauert mich, aber nach allen Bildern die ich von ihr fasse, danke ich dem Himmel daß sie Deine Frau nicht wird, und nicht allein für mich“ u. s. w. Noch aber arbeitete er an einer „Vereinigung“ mit ihr in Dresden, wohin er zurückzukehren beabsichtigte. Schon 2 Tage nach seiner Ankunft in Weimar, 23. Juli, schreibt er: „Herr v. Kalb und sein Bruder werden im September eintreffen und Charlotte hat alle Hoffnung daß unsere Vereinigung im October zu Stande kommen wird“, und am 8. Aug.: „aber noch genießen wir uns nicht in einem zweckmäßigen Lebensplan, wie ich mir versprochen hatte. Alles ist nur Zurechtung für die Zukunft. Jetzt erwarte ich mit Ungebuld eine Antwort von ihrem Manne auf einen wichtigen Brief den ich ihm geschrieben“. Herrn von Kalb's Antwort würde uns vielleicht den gewünschten Aufschluß liefern, leider ist sie nicht vorhanden. — Die Trennung Charlottens von ihrem Mann kam nicht zu Stande, der Dresdener Plan wurde aufgegeben. Am 6. Oct. schreibt Schiller an Körner: „Charlottens Verfassung ist noch dieselbe wie ich hieher kam — warum war ich also hier gewesen? Ich bin der Reflexionen darüber so müde geworden, daß ich dieser Materie aus dem Wege gehe“. Herr von Kalb kam im December, nachdem Schiller schon in Rudolstadt die Bekanntschaft der Sengels gemacht hatte, und doch bricht die Eifersucht auf Kalb in einem Briefe an Körner, 8. December, hervor: „Ich weiß nicht ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung die weiter gehen kann“.

Die Verstimmung über die Weimar'sche Gesellschaft, wie sie sich in unserem Briefe ausdrückt, findet ihre Erklärung theils in diesen, theils in anderen Kämpfen, die Schiller zur Zeit zu bestehen hatte. Den Hauptantheil wird Wieland's plötzliche Veränderung gegen ihn daran haben. So erfreut wir den Dichter über Wieland's Entgegenkommen sehen, so verletzt finden wir ihn, als dieser sich, in Folge der Aeußerungen Gotter's über Schiller und den D. Carlos bei der Herzogin Amalie, von ihm abgewandt hatte, und kaum ist er mit Wieland wieder ausgeöhnt, als auch die hier so bitter beurtheilten Persönlichkeiten ihm in ganz anderem Lichte erscheinen. „Laute Menschen“, schreibt er an Körner am 14. Oct., da er ihn bestimmen möchte, nach Weimar zu übersiedeln, „wie man sie an einem Ort nie beisammen findet, sie müßten einen recht schönen Hintergrund zu unserer Freundschaft abgeben“. Dieser Brief an Körner kann überhaupt als Widerruf der im Unmuth gefällten Urtheile vom 14. Sept. gelten. In einer tiefen Verstimmung spricht sich Schiller hier auch über Corona Schröder in einer Weise aus, die mit den Zeugnissen der Zeitgenossen im entschiedensten Widerspruch steht, aber einen Monat später, wie um ein ihr zugefügtes Unrecht gut zu machen, schreibt er an Körner: „Die Schröder hat Charlotten und mir die Iphigenia nach Goethe's erstem Manuscript wie es hier gespielt wurde, vorgelesen. Die Schröder liest gut, sehr gut, weit weniger gezwungen als Gotter, mit Affect und richtiger Auseinandersetzung. Als ich sie lesen sah und hörte wurde die Erinnerung jener Zeit in mir lebendig, wo sie dasselbe in ihrer Blüthe gethan haben soll. Sie war mir dadurch interessanter, das kannst Du leicht denken. Wir sehen einander jetzt oft, fast drei- bis viermal die Woche; sie ist doch eigentlich eine von unseren behaglichsten Bekanntschaften“ — und wie um ein- für allemal mit jener Misanthropie zu brechen: „Meine Laune ist seit einiger Zeit sehr gleichförmig, ruhig und behaglich. Ich kann nicht leugnen daß ich sehr wohl zufrieden bin, seitdem finde ich daß in uns selbst die Quelle der Schwermuth und Fröhlichkeit ist. Seit ich mit mir selbst mehr einig bin, finde ich auch außer mir mehr Freude“.

## 2. An Goethe.

4 Seiten in 8.

Weimar d. 17. Jenner 89.

(Von Goethe's Hand: empfangen d. 21. do.)

Dank Ihnen liebster Freund für das neulich übersandte. Da die Dukatens hier zu 3  $\frac{1}{2}$  stehen, so muß einer schon sehr leicht seyn, den ich nicht zu Leipziger Courant ausbringen kann. Auch mit den übersandten Büchern haben Sie mir großes Vergnügen gemacht. Jakobi's schönes Produkt kannte ich zum Theile schon; es ist sanft und zart, wie seine Seele. In diesem jungen Schriftsteller, dem Verfasser des Cleomenes haben Sie in Wahrheit eine Eroberung gemacht, und ich stimme von ganzem Herzen in die Erwartungen ein, die Sie sich von ihm bilden und bald wird das gelehrte deutsche Publikum unser Urtheil bestätigen.

Beide Produkte, Cleomenes aber besonders verrathen einen gedankenreichen, gefühlvollen mehr sanften als feurigen Dichter, von dem man sich sehr sehr viel versprechen kann, wenn er vollends gelernt haben wird, mit wenigem viel zu sagen, vieles zu unterdrücken und zu streichen und sich des volairischen Auspruchs fleißig erinnern wird, daß man niemals alles sagen soll. In der That ist die Weiterschweifigkeit seiner Details mein größter Anstoß gewesen, wiewohl ich gestehen muß, daß diese Weiterschweifigkeit bey ihm mehr die Folge eines innern Reichthums, als ein Mangel ist. Starke Leidenschaftliche Schilderungen scheinen ihm nicht gelingen zu wollen, und ich wünsche ihm (weil ich ihm in der That gutes wünsche) daß er diese Stimme des Genius nicht verkennen, und sich in diesem Fache nicht in Gefahr setzen möchte. Aber zum dramatischen Dichter hat er bereits einen biegsamen gefälligen Dialog, schöne Auswahl der Situationen und Coups de Théâtre, und eine reiche, freilich jetzt noch etwas grelle Charakteristik. Aber gewiß von allen unsern jungen dramatischen Dichtern darf kein einziger mit ihm concurriren, und der Weg den er gegangen ist, das Studium der Kunst in den Griechen, muß ihn bey diesen Talenten und ihrem richtigen Gebrauch gewiß endlich zum Vortrefflichen führen.

Ich schreibe Ihnen hier viel über diesen jungen Mann, aber ich gestehe er hat mich interessiert und es sollte mir wehe thun, wenn unser vielköpfiges Ungeheuer Publikum ihn verkennen sollte. Doch nehme er seinen Muth und seine Critik aus seinem eigenen Kopf und Herzen, und nicht aus dem Urtheil der Menge, unser Recensenten und Studenten!

Die Fortsetzung des Geisters<sup>1)</sup> für das sechste Fest der Th.<sup>2)</sup> sende ich Ihnen hier, und auf den nächsten Donnerstag droht Ihnen noch ein großes Gewitter von Msscript. Ich muß mich selbst loben, ich war in meinem Leben nie so fleißig wie jetzt, Clubb, Comödie, alles wird hintangesezt, um Geister zu sehen.

Leben Sie wohl liebster und lassen mir Ihr Zettchen recht herzlich. Nächstens schreibe ich Ihnen auch eine kleine Neuigkeit von mir. Adieu.

Ewig der Ihrige

Friedr. Schiller.

Der Brief fehlt bei Goede's „Geschäftsbriefe Schiller's“, wo er seinen Platz nach Nr. 43 vom 21. Dec. 1788 gefunden haben würde. Unter der „Fortsetzung des Geistersehers für das sechste Fest der Thalia“, hat man den letzten Bogen dieses Festes zu verstehen, „wozu die Zeit nicht mehr reichen wollte, ihn zu corrigiren“. Am 17. Jan. schrieb Schiller auch an Körner.

Der „junge Schriftsteller“ Jacobi, über den Schiller sich hier so warm ausspricht, bleibt zu ermitteln.

Keiner der beiden bekannten Jacobi kann gemeint sein: Johann Georg Jacobi wurde 1740 geboren, die Mehrzahl seiner Schriften erschien zwischen 1763 und 1776. Im J. 1789 erschien nichts von ihm, 1788 war erschienen, aber nicht bei Goethe,

<sup>1)</sup> Geistersehers.<sup>2)</sup> Thalia.



„Phädon und Naide, oder d. redende Baum, ein Singspiel“. Bei Goeschen erschien von ihm überhaupt nichts als seine „Theatralischen Schriften“, 1792. — Friedrich Heinrich Jacobi, der berühmte Verfasser des „Wolbemar“, an den unten 4 Briefe Schiller's folgen, kann ebenso wenig gemeint sein; er wurde 1743 geboren, im J. 1789 war er bereits länger als ein Jahrzehnt einer der berühmtesten Schriftsteller seiner Zeit und bei Goeschen ist nichts von ihm erschienen als die Schrift gegen Mendelssohn, 1786. Auch findet sich in den gesammelten Werken beider Jacobi kein „Cleomenes“, dagegen erschien 1791 bei Goeschen anonym „Cleomenes, König von Sparta, in Dialogen“, ein Roman, der vielleicht schon früher in einer Zeitschrift veröffentlicht worden war, wie vermuthlich auch das unermittelte „schöne Product“, das Schiller zum Theil schon kannte.

Die „Kleine Neuigkeit“ welche am Schluß des Briefes verheißen wird ist die Berufung zur Professur in Jena, die wenige Tage vor dem Datum dieses Briefes erfolgt war.

### 3. An Goeschen.

2 Seiten in 4.

Jena den 11. Febr. 91

(Von Goeschen's Hand: empfg. den 14. do.)

Hervorlichen Dank theurer Freund, für Ihren liebevollen Antheil an meinem Schicksal und dreifachen Dank der gütigen Vorsicht, daß sie mich die Liebe meiner Freunde noch selbst genießen, mich noch selbst dafür danken läßt. Ich fange an mich aus dem kranken Zustand herauszuwinden aber mit ziemlich langsamen Schritten, weil der Anfall zu heftig war, und Krankheit und Kur mich äußerst erschöpften. Dieser Brustzufall entdeckte mir übrigens wie sehr ich meine Lunge zu schonen habe, und ich fürchte sehr, daß er auf meine hiesige Lage Einfluß haben wird. Das Collegienlesen ist eine zu gefährliche Bestimmung für mich, meiner Gesundheit wegen, und da Gesundheit doch überall vorgeht, so könnte es leicht kommen, daß ich mir diesen academischen Beruf unterlagen müßte.

Sie waren so gütig, liebster Freund, meine Zubringlichkeit mit dem Wechsel freundlich aufzunehmen, wofür ich Ihnen verbindlich danke. Wenige Wochen noch und ich kann ernstlich an die Fortsetzung des 30jährigen Kriegs. Ich werde dießmal in der Ausarbeitung um so weniger gestört seyn, da ich, meiner Brust wegen sowohl diesen Rest vom Winter als den ganzen Sommer gar kein Collegium lese, also ganz Herr meiner Zeit bin.

Da Sie, liebster Freund, mit dem Wechsel so gefällig gegen mich waren, so ermuntert mich das zu einer zweiten Bitte, deren Erfüllung mir meiner Gesundheit wegen wichtig ist. Mein Arzt will durchaus, daß ich diesen Winter nie ohne Pelz ausgehe und noch besitze ich keinen. In Leipzig, vermuthet ich, kann ich am besten dazu gelangen, und Sie sind wohl so gut, dieß zu besorgen. Am liebsten ist mir Fuchs, weil ich ihn weder zu gut noch zu schlecht haben möchte, doch gebe ich Ihnen Freiheit, wenn Sie einen schönen finden, sich nach Ihrem Geschmack zu richten, wenn mir der Pelz nur nicht viel über 5 Louisd'ors zu stehen kommt. Aber lieber Freund, sehr bald müßte ich ihn haben, weil er hier doch erst gemacht werden muß. Wollen Sie daher mit Ihrer gewohnten Güte diese Bitte mir erfüllen, so wünschte ich von heut über 8 Tagen ihn zu haben.

Ihrer vortreflichen Jette tausend Dank von uns beiden für ihre Theilnahme an mir. Machen Sie aber nun ja, daß das Geschäft abgethan wird, daß Sie abhält nach Jena zu kommen. Mit offenen Armen soll Sie empfangen Ihr neu erstandner Ihnen ewig treuer Freund

Fr. Schiller.

Den Brustzufall, von dem Schiller hier spricht, hatte er sich im Januar in Erfurt durch eine Erkältung zugezogen. Er war am 11. Januar nach Jena zurückgekehrt. Unser Brief scheint die erste von Schiller selbst herrührende Nachricht über

diese Krankheit zu enthalten, von welcher er sich eigentlich niemals ganz erholt hat. Der schlimmste Rückfall war der vom 7. Mai in Rudolfsstadt (s. den folgenden Brief). An Adrner schrieb Schiller über diesen ersten Anfall erst am 22. Febr. — Auch dieser Brief fehlt bei Goebels, a. a. O., wo er seinen Platz nach Nr. 54 finden würde. Zwischen dem 5. Nov. 1790 und dem 15. Jan. 1792 findet sich dort kein Brief an Goethen.

#### 4. An Goethen.

3½ Seiten in 4.

Rudolfsstadt d. 21. May 91.

(Von fremder Hand: Empfangen d. 27. May.)

Ein fataler Zufall, der Ihnen vielleicht schon von Jena aus zu Ohren gekommen, ist Ursache liebster Freund, daß Sie auf Ihren letzten Brief noch keine Antwort von mir erhalten. Heute vor 14 Tagen überfiel mich ein fürchterlicher krampfhafter Zufall wie Ersticken so daß ich nicht anders glaubte, als ob es mein letztes wäre. Doch erhobte ich mich in einigen Stunden wieder und glaubte mich schon der Besserung nahe, als diese Engbrüstigkeit am folgenden Tag zurückkam, wiewohl mit weniger drohenden Symptomen. Auch diese gieng vorüber und einige Stunden Schlaf, die ich am zweyten Morgen genoß, erweckten mir Hoffnung, aber den darauf folgenden Abend erneuerte sich der Anfall noch weit fürchterlicher als die vorigemal, so daß ich von allen den meinigen schon Abschied nahm und jeden Augenblick hinzusinken glaubte. Starke wurde durch einen Eilboten aus Jena gerufen und alle nur mögliche Mittel angewendet. Aber auch von diesem Anfalle erhobte ich mich, ehe Starke noch ankam, und von dieser Zeit an kamen die Zufälle jeden Tag etwas schwächer, so daß ich nunmehr wieder außer dem Bette seyn kann. So fürchterlich diese Ersticken auch für mich und für alle Anwesende waren so geben mir doch meine zwey Aerzte die tröstlichsten Versicherungen und schließen aus diesen Krämpfen selbst, daß meine Brustbeschwerden keinen Fehler in der Lunge zur Ursache haben wie ich schon bey Ihrem Hierseyn fürchtete. Ich bin also wieder unter den Lebendigen, wenn mich etwa Briefe aus Jena todt gesagt haben sollten, und diese letzte Krankheit selbst hat mich über die Beschaffenheit meiner Lunge beruhigt, denn ungeachtet der gewaltsamsten Anstrengung, womit ich dem erstickenden Krampfe entgegenarbeiten mußte, und welche so heftig war, daß ich bey jedem Athemholen ein Gesäß in der Lunge zu zerprengen fürchtete, habe ich nie Blut ausgeworfen und starke Dosen von Opium haben immer die Zufälle gelindert. Meine Furcht vor Lungensucht wird also ziemlich gehoben, und ich hoffe durch anhaltenden Gebrauch der Mittel, deren ich mich jetzt bediene, meine Gesundheit allmählig ganz wieder herzustellen.

Aber unserm Calender<sup>1)</sup> sind solche Zufälle freilich nicht günstig, denn diese 14 Tage mußten natürlicherweise alle meine Geschäfte ruhen. Besorgen Sie aber weiter nichts, denn das schlimmste was begegnen könnte, wäre dieses daß der diß-jährige Calender etwas kleiner in Volumine ausfiele, welchen Umstand das Publikum meiner Krankheit (die ich in einer kurzen Vorrede berühren werde) gern verzeihen wird. Aber eben deswegen wollte ich Ihnen ratthen, liebster Freund, den diß-jährigen Calender nicht so eng als den vorjährigen drucken zu lassen, da ohnehin viele Leser sich über den überausengen Druck beklagen. Ueberlegen Sie dieses und wo möglich folgen Sie meinem Rath.

Die Erklärungen zu den Portraits sollen Sie in einigen Wochen zuverlässig haben, wo auch mit dem Druck des Calenders hier angefangen werden kann.

Ich habe auch in Ueberlegung genommen, ob ich den Carlos bei der neuen Ausgabe, die Sie davon machen wollen nicht gleich in einer neuen verbesserten Gestalt liefern soll und ich glaube daß dieß gehen wird, wenn Sie ihn nicht früher

<sup>1)</sup> Historischer Kalender für Damen für das Jahr 1792. Erschien auch für 1791 und 1793. Die drei Jahrgänge enthalten Schiller's Geschichte des 30jähr. Krieges.

als etwa auf Neujahr in Mscrpt haben müssen. Er würde etwa um den fünften vielleicht gar den vierten Theil kleiner ausfallen, und was Sie dabey ersparen könnte etwa auf einige Kupfer mehr verwandt werden <sup>1)</sup>.

H. Prof. Heydenreich <sup>2)</sup> sagen Sie recht sehr viel verbindliches von mir und versichern Sie ihn nochmals, daß mir seine Beiträge zur Thalia sehr willkommen seyn werden. Wird er mit 8 Rthlr. für den Bogen wohl zufrieden seyn? Dieß ist was ich ihm geben kann und mit größtem Vergnügen gebe.

Aus der Rechnung, die Sie mir in Ihrem letzten Briefe mitschickten, habe ich neuerdings ersehen liebster Freund, wie große Verbindlichkeit ich Ihnen schuldig bin, und wie sehr Ihre Güte mir zur Pflicht macht, was mich mein eigenes Herz auch ohne jeden andern Antrieb lehren würde. Rechnen Sie also darauf, theurester Freund, daß ich alles thun werde was in meinem Vermögen steht, mein Glück mit Ihrem Besten immer zu vereinigen, und mir beides als unzertrennlich zu denken.

Sie haben mir bey Ihrem Hierseyn erlaubt, daß ich Sie nach dem Zahltag erinnern dürfte, mir 30 Ld'ors zu übermachen. Können Sie dieß jezt, so verbinden Sie mich sehr. Ich bleibe etwa noch 12 oder 14 Tage hier, daß Sie mir das Geld oder die Anweisung also directe nach Rudolstadt schicken können.

Der E. Prinz, der mir aufgetragen, Ihnen recht viel Empfehlungen zu sagen, hat sich über den Tod des jungen Grot [oder Gros?] sehr betrübt. Mein Schwager und meine Schwägerinn empfehlen sich Ihrem Andenken, und meine Sotte sagt Ihnen die herzlichsten Grüße. Alles freut sich, daß es Ihnen in Rudolstadt nicht misfallen hat, und Sie können es mit nichts besser beweisen, als wenn Sie Ihre liebe Jette recht bald hieherbringen.

Für heute muß ich aufhören. Leben Sie recht wohl theurer Freund, und der Himmel helfe Ihnen glücklich durch die Meße. Ewig der Ihre

Schiller.

Die hier beschriebene Krankheit ist die, welche den Dichter mit dem Grafen Schimmelman und dem Herzog von Augustenburg in Verbindung brachte. Es scheint dieß der erste Brief zu sein, den Schiller nach der Genesung schrieb. Im Briefwechsel mit Körner befindet sich kein Brief Schiller's zwischen dem 10. April und 24. Mai. Nach der Stelle am Anfang „Heute vor 14 Tagen“ u. s. w., fällt der Beginn der Krankheit auf den 7. Mai. Selbstverständlich fehlt auch dieser Brief, wie die beiden vorhergehenden bei Goedeke, dessen Sammlung kaum ein Stück von gleich bedeutendem Interesse aufzuweisen hat.

### 5. An Friedr. Heinr. Jacobi.

3 Seiten in 4.

(Von Jacobi's Hand: Friedrich Schiller zu Jena, e. d. 1sten Sept. 1794, b. d. 10ten.)

Hochwohlgebohrner

Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath

Es ist ein zu alter und zu lebhafter Wunsch in mir, einen Mann zu begrüßen, dessen herrlicher Genius schon längst meine Huldigung hat, als daß ich die gegenwärtige Veranlassung dazu nicht mit Freuden ergreifen sollte. Beiliegendes Blatt <sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Der Plan kam nicht zur Ausführung. Don Carlos erschien in abgekürzter Form erst 1801.

<sup>2)</sup> Professor der Philosophie in Leipzig. In der Neuen Thalia, Heft 2, steht von ihm: Der erste Mai, nach Buchananus.

<sup>3)</sup> Die „Privatanzeige für die Mitarbeiter“ der Horen, welche Schiller in seinem Briefe an Cotta 14. Juni 1794 erwähnt, ein gedrucktes Blatt in fol., datirt 13. Jan. 1794, abgedruckt in Schiller's sammtl. Schriften, hist.-krit. Ausg. X, 232—235, sowie in den drei Ausgaben des Schiller-Goethe'schen Briefwechsels. Das unserm Briefe beiliegende Exemplar hat die Ueberschrift „Die Horen“, von Schiller's Hand, wie auch die Worte „in dem Buchhändler Cotta a. Tübingen“,

unterrichtet Sie von einer litterarischen Unternehmung, die sowohl durch die Anzahl als das bekannte Verdienst der dazu getretenen Mitarbeiter etwas nicht gemeines in diesem Fache zu leisten verspricht. Dieser schöne Bund von Geistern würde aber unvollkommen seyn, wenn der Verfasser von Allwills Briefsammlung und Wolde-  
marx sich davon ausschließen sollte. Ich bitte also Euer Hochwohlgebohren, sowohl in meinem eigenen als in aller Interessenten Rahmen, um Ihre thätige Theilnahme an diesem Institut, unter den in der Beilage bemerkten Bedingungen. H. von Göthe, Herder, Garve, Engel, Fichte, beide Herren von Humboldt, Geng aus Berlin und noch mehrere andere sind bereits dazu getreten, und wir haben Hoffnung, daß auch vielleicht H. Kant uns einige Beiträge nicht verweigern werde. Unsere Verbindlichkeit würde dadurch noch vergrößert werden, wenn Sie uns [in] den Stand setzen wollten, gleich eines von den ersten Stücken mit einem Aufsatze von Ihrer Hand zu zieren. Uebrigens unterwerfen wir uns bereitwillig allen Bedingungen, welche uns sonst noch vorzuschreiben, Ihnen gefallen wird.

Hochachtungsvoll verharre ich

Jena den 24. Aug. 1794.

Ew. Hochwohlgebohren gehorsamster Diener  
Fr. Schiller.

### 6. An Friedr. Heinr. Jacobi.

3 Seiten in 4.

Jena, den 25. Januar 95.

(Von Jacobi's Hand: Schiller e. d. 16ten Febr. 1795).

Sie erhalten hier, mein vortrefflicher Freund, den Anfang der Horen, von dem ich wünsche, daß er im Aeußern wie im Innern Ihrer Erwartung entsprechen möchte. Große Mannichfaltigkeit finden Sie darinn freilich noch nicht; diese läßt sich in dem engen Raum von 93 Seiten, worauf wir in diesem ersten Stücke beschränkt waren, nicht wohl zeigen. Zu dieser Mannichfaltigkeit des wahrhaft guten beizutragen wird auf Sie Selbst sehr viel ankommen, und wie ungern ich auch das Amt eines Mahners übernehme, so nöthigt mich doch meine Redacteurs Pflicht, und die Besorgniß für das Beste unserer gemeinschaftlich[en] Unternehmung, Ihnen Ihr gütiges Versprechen wieder in Erinnerung zu bringen. Der böse Krieg, der so viele Menschen ins Verderben stürzt, erstreckt sogar auf die Horen seinen unglückseligen Einfluß, indem er Sie, mein edler Freund, den Musen entführt, und flüchtig umhergetrieben hat. Meine Bitte bey Ihnen zu unterstützen erwarte ich noch eine Beilage von Göthe, die er mir zu schicken versprach. Lassen Sie diese doppelte Supplik nicht vergeblich seyn.

Daß Sie Ihre Flucht nicht in unsre Gegend genommen haben! Wie glückliche Stunden hätten wir im Ideen Wechsel mit Ihnen zubringen können. Göthe ist jetzt sehr oft hier mit Meyern, dem vortrefflichen denkenden Künstler. Humboldt wohnt mir gerade gegenüber, und so bringen wir manche trauliche Stunde mit einander zu, die durch Ihren genialischen Umgang noch mehr belebt werden würde.

Sie verlangten zu wissen<sup>1)</sup>, wie weit sich das Interdikt erstreckt, das wir auf politische Gegenstände gelegt haben. Ihre Frage wird durch den Inhalt dieses ersten Stückes hinreichend beantwortet seyn. Sie finden, daß wir dem philosophischen Geist keineswegs verbieten, diese Materie zu berühren: nur soll er in den jetzigen Welthändeln nicht Parthey nehmen, und sich jeder bestimmten Beziehung auf irgend

wo vom Verleger, und „vier“ (Quaisd'or), wo vom Honorar die Rede ist. Das Exemplar, welches für den Abdruck in den Samml. Schriften diente, hat sechs Quaisd'or. Nach dem Contract zwischen Schiller und Gotta (Briefwechsel zwischen Schiller und Gotta, p. 9—11) war das niedrigste Honorar 3, das höchste 8 und das mittlere 5 Quaisd'or für den Bogen. — Am Fuße unseres Exemplars steht „H. Geh. Rath Jacobi in Pempelfort“, ebenfalls von Schiller's Hand.

<sup>1)</sup> Jacobi's Brief an Schiller findet man in: Fr. Heinr. Jacobi's auserlesener Briefwechsel (2 Bde., Leipz. 1825—27), Bd. II, p. 181—183.

einen particulären Staat und eine bestimmte Zeitbegebenheit enthalten. Wir wollen, dem Leibe nach, Bürger unserer Zeit seyn und bleiben, weil es nicht anders seyn kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Worts der Zeitgenosse aller Zeiten zu seyn.

Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, dessen Werth ich in ihrem ganzen Umfang empfinde, und die ich mit dem aufrichtigsten Herzen erwidere.

Schiller.

### 7. An Friedr. Heinr. Jacobi.

8 Seiten in 4.

Jena den 9. Jul. 95.

(Von Jacobi's Hand: e. zu Göttingen d. 18ten.)

Um Sie, vortrefflicher Freund, über das Schicksal Ihres Msscripts keinen Augenblick ungewiß zu lassen melde ich Ihnen nur in 2 Worten die glückliche Ankunft desselben und meine herzlichste Freude über seinen Innhalt. Ob ich gleich in einigen Punkten, die Sie darinn berühren, meinen eigenen Glauben habe, so bin ich doch in allen übrigen Stücken von der Wahrheit dessen, was Sie bescheiden nur „Ihre Meinung“ nennen durchdrungen, und die Liberalität mit der Sie über die Schonung menschlicher Vorstellungsarten sprechen, athmet den Geist der ächtesten und humansten Philosophie. Gar zu gerne begegnet es den Analytischen das Leben von dem Körper und den Geist von der todten Hülle zu trennen, und was oft bloß Formel und Buchstabe ist mit einer Rigidität und Unbulsamkeit, als wenn es der lebendige Geist wäre, zu vertheidigen. Die Geständnisse, welche Sie bey dieser Gelegenheit ablegen sollten billig beyde Partheyen, die Religions Eiferer und die Religionshasser schaaamroth machen, und zur Verträglichkeit führen.

Ich freue mich Ihren Aufsatz mit mehrerer Muße gedruckt zu durchlesen<sup>1)</sup>, denn da ich ihn heute noch nach Lützen absenden muß, so konnte ich mir noch nicht die gehörige Zeit dazu nehmen. Der Freyheit gemäß, die Sie mir bewilligten, habe ich auf einen andern Titel gedacht, in welchem etwas von dem Innhalt vorkäme; ich fand aber keinen, der mir schicklich genug schien, und habe daher den Ihrigen beybehalten, welcher Sie auch bey künftigen Fortsetzungen desto weniger genießen wird.

Mit rechtem Verlangen erwarte ich die von Ihnen zunächst versprochene Fortsetzung.

Humboldt ist bereits seit 9 Tagen abgereist. Ich werde ihm aber Ihren Brief nach Berlin nachsenden.

Schenken Sie ein freundliches Andenken Ihrem ewig ergebenen

F. Schiller.

### 8. An Friedr. Heinr. Jacobi.

8 Seiten in 4.

Jena den 5. 8br. 95

(Von Jacobi's Hand: Schiller, e. d. 14ten Oct. 1795)

Von den Gedichten, die ich Ihnen, mein edler, vortrefflicher Freund, noch in Msscript habe senden wollen, erhalten Sie hier einige im 9ten Stücke der Horen abgedruckt und die übrigen werden in wenigen Wochen in meinem Almanach und im 10ten Horenstücke sich praesentiren. Nur einige wenige, die ich noch im Msscript vorrätzig habe, lege ich hier bey. Möchten sie Ihnen einiges Vergnügen schenken!

<sup>1)</sup> Derselbe erschien im 8. Stück des Jahrg. 1795 der Horen: „Zufällige Ergießungen eines einsamen Denkers in Briefen an vertraute Freunde“. — Die von Schiller erwartete Fortsetzung ist nie erschienen. Außer diesem hat Jacobi überhaupt keinen Beitrag zu den Horen geliefert.

Darüber daß ich die Götthe'schen Elegien in die Horen aufgenommen habe und noch heute darinn aufzunehmen willig und bereit seyn würde, werde ich, wenn nur einigermaßen meine Zeit es erlaubt, öffentlich in einem kleinen Aufsatz über die Schaamhaftigkeit der Dichter oder wie er sonst betitelt seyn mag<sup>1)</sup>, meine Gründe angeben. Vorgen Sie mir also noch biß auf diese Gelegenheit.

Mit großem Verlangen sehe ich den Veränderungen, die Sie im Woldemar getroffen entgegen, und mit nicht geringerem erwarte ich die Fortsetzung Ihres in den Horen angefangenen Aufsatzes. Die Druckfehler, die sich im ersten Theile eingeschlichen, thun mir sehr leid, und ich werde dem Corrector fürs Künftige die größte Pünktlichkeit zur Pflicht machen.

Ich hoffe, daß Cotta nicht unterlassen wird, Ihnen die neuen Horenstücke unmittelbar zuzusenden.

Entschuldigen Sie meine Eilefertigkeit. Ich habe heute meinen Expeditionstag, und doch wollte ich nicht anstehen lassen, Ihnen mir so angenehmen Brief mit dem frühesten zu beantworten. Vale saveque. Ihr Sch.

### 9. An Carl Spener<sup>2)</sup>, Berlin.

3 Seiten in 4.

Jena 4. Sept. 96.

(Von Spener's Hand accepti 10 — resp. eodem die.)

Für Ihre Gefälligkeit, das Papier zu dem Kupferstich für meinen Almanach hergeben zu wollen, bin ich Ihnen für mich selbst und in H. Cottas Namen recht sehr verpflichtet. Schon dies allein würde hinreichend seyn, mich zu Erfüllung Ihres Verlangens zu bestimmen, wenn auch nicht schon die Erinnerung an unsre zwar kurze und flüchtige Bekanntschaft zu Leipzig im Jahr 1785 mir den Wunsch einflößte, Ihnen etwas angenehmes zu erzeigen. Wenn Sie mir also noch einige Wochen Frist geben können (denn in dieser Zeit habe ich mit meinem Muses Almanach und den Horen alle Hände voll zu thun) so sollen Sie ein kleines Gedicht wie Sie es wünschen erhalten. Ich vermute, daß das Gedicht keine besondere Beziehung auf etwas zu haben braucht, und Ihr Zweck schon erreicht seyn wird, wenn es überhaupt nur ein munter Neujahrswunsch ist. Müßte es aber auf etwas besonderes anspielen, so werden Sie so gütig seyn mich näher zu unterrichten, weil ich von dem Gucklasten Mann hier noch nichts habe zu Gesicht bekommen können.

Von heut in 12—14 Tagen können Sie darauf rechnen es zu erhalten.

Zugleich erlaube ich Sie mich Herrn Bolt auf das Beste zu empfehlen, weil ich demselben heute nicht selbst mehr werde schreiben können. Daß er noch Zeit und Lust zur Terpsichore gefunden, erfreut mich sehr und ich bin Ihm höchlich dafür verpflichtet.

Ich verharre mit wahrer Werthschätzung und Ergebenheit

Ihr geh. Diener

F. Schiller.

Die Briefe Schiller's an Carl Spener galten als verloren, s. Schiller's sämtliche Schriften, historisch-kritische Ausgabe XI, 442. — Dieser eine ist denn wenigstens gerettet, und er ergänzt die „Geschäftsbriefe“ auf sehr glückliche Weise, denn dort, S. 192—193, findet man Spener's Antwort auf diesen Brief, vom 10. September. In Schiller's Kalender kommt der Name Spener zuerst am 25. August 1796 vor; unter diesem Datum war ein Brief von ihm bei Schiller eingetroffen, auf den Schiller am 4. September wie oben antwortete, während er diese Antwort im Kalender fälschlich unter dem 5. September notirte. Das „kleine Gedicht“ für den Gucklastenmann

<sup>1)</sup> Ist unterblieben.

<sup>2)</sup> Ueber ihn s. Goedele, Geschäftsbriefe Schiller's, p. 191—192.

ist „Spiel des Lebens“, welches, wie R. Goedeke bemerkt, erst durch Spener's Brief verständlich geworden ist. Schiller sandte es an letzteren am 11. October, nachdem dieser am 27. September an das erhaltene Versprechen erinnert hatte, wie man aus dem „Calender“ ersieht, wo es unter diesem Datum unter den Absendungen heißt „Spener, Gedicht“. In den „Geschäftsbriefen“ findet man noch verschiedene Briefe Spener's an Schiller, aber keinen Schiller's an ihn, obgleich der Kalender noch vier an ihn gerichtete Briefe notirt: 11. und 31. October 1796, und 7. und 29. April 1797. Vielleicht löst unsere Mittheilung den einen oder anderen an's Tageslicht.

Ueber „Herrn Volt“ s. den folgenden Brief.

#### 10. An Fr. Volt in Berlin.

3 Seiten in 4.

Jena den 18. 7br. 96.

Entschuldigen Sie doch, hochgeehrtester Herr, daß ich Sie einige Posttage vergebens auf Nachricht warten ließ. Ein Todesfall in meiner Familie hat mich auf eine traurige Art zerstreut, und läßt mich auch heute nur das Nothwendigste besorgen.

Ich danke Ihnen auf das verbindlichste für Ihre schöne Arbeit sowie auch für die freundschaftliche Beschleunigung dieses Geschäfts, die dem Almanach so vortheilhaft ist. Zugleich ersuche ich Sie, einstweilen 2000 Abdrücke davon machen zu lassen und mir solche mit dem baldesten hieher nach Jena zu senden.

Herr von Humboldt ist, wie ich hoffe, jetzt in Berlin wieder angekommen, und wird meine Schuldigkeit gegen Sie entrichtet haben. Die Kosten des Papiers und Abdrucks wird Herr Spener so gütig seyn zu übernehmen und Herrn Cotta in Rechnung zu bringen.

Die Gedichte Ihres Freundes sind um mehrere Wochen zu spät für den Almanach gekommen, weil die letzten 100 Seiten ein zusammengehörendes Ganzes von Epigrammen sind, zwischen welches nichts mehr konnte eingeschoben werden. Vielleicht aber gefällt ihm ein Platz in dem nächsten Jahrgang, den ich ihm gerne aufthun werde.

Hochachtungsvoll verharre ich

Erw. Hochedelgeboren gehorsamster Diener

Schiller.

Mit den Briefen Schiller's an den Kupferstecher Fr. Volt geht es ähnlich wie mit den Briefen an Spener: der obige ist der einzige, der erhalten scheint. Vor etwa 20 Jahren sollen Schiller's sämtliche Briefe an ihn, circa 30 (?) an der Zahl, in Berlin noch beisammen gewesen und von einem Sammler nach Holland entführt worden sein, wie mir Herr v. Maltzahn mittheilte. Möchte diese Notiz zu ihrer Entdeckung führen! Im „Calender“ sind nur 3 Briefe an Volt notirt, den obigen eingeschlossen: 8. und 22. Juli, 19. (18.) September 1796.

Volt war mehrmals für Schiller thätig. Von ihm wurde das Titeltupfer zum Musenalmanach 1796, ein Apoll, gestochen. In obigem Briefe handelt es sich um das zum Musenalmanach für 1797, den sogen. Xenien-Almanach, der in 2 Auflagen unter Schiller's Augen in Jena, und in einer dritten in Tübingen gedruckt wurde. Das Kupfer stellt Terpsichore dar (s. oben, den Brief an Spener).

Das Titeltupfer wurde von Spener gedruckt, der am 27. September 1462 Exemplare an Schiller sandte, nachdem Volt am vorhergehenden Posttage schon 50 abgesandt hatte. Da Schiller aber 2000 verlangte, wurden noch 500 abgezogen. — Auch noch später lieferte Volt Kupfer zu Werken Schiller's, wie man aus den „Geschäftsbriefen“ ersehen kann.

Der obige Brief steht im „Calender“ wieder falsch unter dem 19. September notirt, wie auch unter den angekommenen Briefen die Nachricht von des Vaters Tode: „Solitude. (Nachricht von des lieben Vaters Tode)“, denn dies ist die Eingangs erwähnte Trauerbotschaft. Joh. Caspar Schiller war am 7. September gestorben.

Die mehrfachen Abweichungen des Kalenders von den Briefdaten lassen sich vielleicht so erklären, daß die Kalenderdaten den Tag der Absendung bezeichnen, der dem der Abfassung folgte.

# 11. An J. P. von Langer in Düsseldorf.

3 1/2 Seiten in 4.

Vor zehn Tagen erhielt ich Ihr verbindliches Schreiben und vorgestern durch Expedition Herrn Meiers aus Frankfurt die schöne Malerei, die Sie mir darinn ankündigen. Sie erweisen mir allzuviel Ehre, wenn Sie mein Urtheil darüber für etwas gelten lassen wollen; ich bin ein großer Freund und Bewunderer aber nichts weniger als ein eigentlicher Kenner von Werken der bildenden Kunst. Bloß als Liebhaber kann ich also dieses Stück beurtheilen. Ich finde es vortreflich gerathen und von der angenehmsten Wirkung. Eine Kunst, welche die Werke vorzüglicher Meister, in dieser Vollkommenheit, auf eine leichte, nicht zu kostbare Weise zu vervielfältigen im Stand ist, scheint mir in hohem Grade nützlich und aufmunterungswürdig. Ich bin vollkommen Ihrer Meinung, daß der gute Geschmack im Decorieren der Zimmer durch eine solche mechanische Nachbildung schöner und auserselener Künstler Werke weit mehr gewinnen würde, als durch diejenige Produkte der freien Nachahmung oder Erfindung, welche der Modegeschmack auf die Bahn bringt.

Mit größtem Vergnügen werde ich daher das meinige beitragen, eine so nützliche Unternehmung zu empfehlen, und weil sich vielleicht im Kreise meiner Bekanntschaft Liebhaber dazu finden, die nähere Notizen von mir verlangen, so ersuche ich Sie, mich von dem Preise der Stücke, sowohl von der Größe des Clio als auch kleinerer gütigst zu benachrichtigen.

Wenn Sie mir erlauben, das übersandte Stück noch einige Wochen lange bei mir zu behalten, so werde ich Gelegenheit haben, das Urtheil mehrerer trefflichen Kunstkenner aus hiesiger Gegend darüber einzuziehen, und so durch bessere Bekanntmachung desselben Ihren Wünschen um so besser zu entsprechen.

Mit vollkommener Hochachtung verharrend

Jena den 12. April 1797.

Ihre gehorsamster Diener

F. Schiller.

J. P. v. Langer war seit 1789 Director der Düsseldorfer Akademie, 1806 wurde er als Director der Kunstschule nach München berufen. Es ist kein anderer Brief Schiller's an ihn bekannt. „Die schöne Malerei“ scheint Langer auch an Goethe gesendet zu haben, denn dieser schreibt ihm am 26. April 1797: „Die Abbildung der Muse, welche Sie mir zugesandt haben, ist wohl erhalten bei mir angekommen, und Ihre Anstalt ist durch dieses Bild, so wie durch die übrigen, die Sie uns geschickt haben, genugsam bekannt geworden“ u. (Hirzel, Verzeichniß, S. 207.) Goethe blieb auch in späteren Jahren mit ihm in Verbindung. Er schrieb ihm am 17. Jan. 1814, und am 4. Juli 1817 gab er der Malerin Luise Seidler einen Empfehlungsbrief an Langer mit. S. auch Goethe an Heinr. Meyer, Jena 26. März 1818. Auch zu Langer's Sohn hatte Goethe Beziehungen; er schrieb ihm mehrfach in den Jahren 1803 und 1804. — Auch dieser Brief ist im „Calendar“ wieder verspätet, unter dem 14. Sept. notirt, also ist er wohl dann erst abgegangen.

## Charlotte von Schiller.

### 1. An Se. Wohlgebohren Herrn Buchhändler Götchen in Leipzig.

2 1/4 Seiten in 8.

Rudolstadt den 12. Juni 91.

(Von Götchen's Hand: empfangen d. 16ten.)

Ich soll Ihnen werther Freund, durch einige Zeilen, den richtigen Empfang Ihres Briefs u. des darin eingeschlossenen Geldes melden, in nahmen meines



geliebten Schillers und Ihnen seinen Dank dafür sagen. Er würde es selbst gethan haben wenn er nicht eine unruhige Woche zu überstehen gehabt hätte. Es kam wieder ein Anfall von Krämpfen, der nicht so anhaltend wie die ersten war, aber doch heftig; Er läßt Ihnen sagen er hoffe in einigen Wochen ganz davon befreit zu seyn; er soll nun Schlackenbäder, mit Kräuterbädern abwechselnd gebrauchen, u. stärkende Mittel noch überdem, dieß hoffte er soll ihm sehr gut thun, seine Aerzte, Hofrath Starcke in Jena, und unser hiesiger Arzt hoffen sehr gute Wirkung von den stärkenden Mitteln. Welche Unruhe in meiner Seele herrscht wenn ich meinen Theuern Schiller leiden sehe, fühlen Sie mit mir, Sie haben es ja selbst erfahren. Recht herzlichsten Antheil haben wir an der Krankheit der lieben Frau Gemahlin genommen, und an Ihren Kummer; Ich hoffe aber es ist wieder ganz besser, und auch mit unserm Schiller wird es bald so werden. Ich soll Ihnen die herzlichsten wärmsten Grüße von Schiller sagen, auch meine Schwester und Schwager, wie meine Mutter empfehlen sich Ihnen gar sehr, der lieben Frau Gemahlin versichern Sie unsrer freundschaftlichen Ergebenheit, und von mir Empfangen Sie die Versicherung meiner Hochachtung und Freundschaft.

Schiller gebührne v. Lengefeld.

## 2. An Goethe.

3 Seiten in 4.

Weimar den 6ten Xber 1804.

Ich muß Ihnen verehrungswürdiger Freund an Schillers statt heut ein Wort sagen; wenn sein angreifender Catharr der ihm die geistigen wie körperlichen Kräfte raubt nicht eben abhielt Ihnen ein Wort zu sagen, so wollte ichs dem Schicksal danken daß es mir eine Gelegenheit giebt, Ihnen selbst meine Gefinnungen der Achtung u. Freundschaft auszusprechen durch meine eigne Feder. Ich freue mich immer wenn ich Ihnen oder jemand der Ihnen angehört sehe, weil Ihre Freundschaft uns durch unser ganzes Leben begleitete und der Anfang unsrer Freundschaft so alt ist wie mein Zusammenleben mit Schiller. Wir sollten uns, je älter wir werden, je öfter sehen um uns der Gegenwart u. Vergangenheit dabey zu erfreuen. Ich hoffe Ihre geliebte Gattin ist wohl, und alle Ihre Kinder, damit Sie auch wohl sind. — Wenn unsre Freundin Ihnen begleitet hätte zu uns, so würde ich der angenehmen Stunden die Sie uns schenkten noch mit mehr Freude denken, denn ich sehe diese liebe Freundin so gern!

Ich soll Ihnen von Schiller mit den herzlichsten Grüßen begleitet die besten Entschuldigungen vortragen daß er Ihnen just für die ersten Hefte des bewußten Journals nichts über die schöne weibliche Erscheinung unsrer Gr. F.<sup>1)</sup> sagt, weil er jetzt ganz unfähig zur Production ist, dann will er sie gern noch beobachten, weil dieser schöne Charakter eine Tiefe u. Gehalt hat, dem man je länger je inniger aufpassen<sup>2)</sup> möchte, und so fein und zart wie sie selbst dasteht möchte Schiller sie auch gern beobachten. — Meine Schwester die Ihnen auch sehr viel schönes u. gutes sagt, ist auch krank, u. hat Sicht im Kopfe, da ist auch ihr keine Muße noch erziehen. Ich habe in diesen Tagen nur von Schillers Zimmer, mich zu meiner Schwester begeben, weil ich beide gern pflegen möchte, dabey mußte ich mich auch in der Welt im Rahmen meiner Familie zeigen, so ist unsre Lebensweise jetzt . . .<sup>3)</sup> frühlichen Ankunft, u. ich fürchte wohl Schiller wird noch lange das Zimmer hüten müssen, weil er so empfindlich für Zug und Luft ist, wenn er einmahl die catharralische disposition hat, doch hat er kein Fieber dies beruhigt mich, u. ich hoffe es soll keine Folgen haben wenn er sich schonet. Ich sehe immer lieber er schonet sich zu viel, als daß er sich vergiftet im gesellschaftlichen Leben, wo er manches zu leicht nimmt,

<sup>1)</sup> Großfürstin.

<sup>2)</sup> Un deutlich ob aufpassen oder auffassen; zu letzterem würde aber das sehr deutlich ausgedrübene dem nicht stimmen.

<sup>3)</sup> Hier hat der Brief eine kleine Lücke.

wenn es ihm gerade wohl ist, u. die bösen Folgen sind doch alsdann unvermeidlich. Empfangen Sie von Schiller u. mir die herzlichsten besten Grüße, u. so ist Ihre liebe Frau begrüßt. Schiller host Ihnen bald selbst zu schreiben. Bleiben Sie gesund mit den Ihrigen und denken unser mit Freundschaft.

Charlotte Schiller.

Adresse: Dem Herrn  
Goetschen Buchhändler  
in  
Leipzig.

Das „bewußte Journal“, von dem hier die Rede, ist das „Journal für deutsche Frauen“ vom Januar 1805 an bei Goetschen erschienen. Goetschen hatte Schiller im November in Weimar besucht. In Schiller's Kalender heißt es zum 14. Nov. „War Goetschen hier“. Am 22. Nov. schrieb Goetschen wieder an Schiller von Leipzig aus, vom erwähnten Journal sprechend: „Das Glück scheint es zu begünstigen. Der Charakter der Erbprinzeßin I. Hoheit, fehlt nur noch, und es kann der Anfang des Druckes gemacht werden. Dieser Aufsatz soll an die Spitze kommen“ und am 3. December „Den Aufsatz über die Erbprinzeß hätte ich gar gern. Die ganze Welt ist verliebt in sie und wir wünschen ihn noch in das erste Stück zu bringen“. Aus unserem Briefe ersieht man, daß Schiller versprochen hatte, diesen Aufsatz zu liefern und nicht die Wolzogen, wie Goedeke „Geschäftsbriefe“, S. 326, vermuthet. Schiller ist nicht mehr dazu gekommen, den Voratz auszuführen. Erst der Aufsatz „Ein Portrait“ im Jahrg. 1806 des Journals scheint der Großfürstin zu gelten. S. Goedeke a. a. O.

3. An C. G. Körner.

7¼ Seiten in 8.

Weimar den 13ten Juni 1811.

Nur wenige Worte heut, theurer Freund, mit dieser Sendung, des noch zurückgebliebenen medicinischen Aufsatzes. In den heyliegenden Papieren sind denke ich alle Antworten die Sie zu beantworten gewünscht haben.

Ich denke Sie besitzen alle vier Bände Prosaische Schriften<sup>1)</sup>, sonst sende ich sie Ihnen. —

Auch die Rechtsfälle<sup>2)</sup> kann ich von Jena verschreiben.

Ich freue mich recht auf Ihre Arbeit, denn der Segen der Liebe und Freundschaft wird auf Ihnen ruhen, und das Andenken unsers Schillers daß Sie so heilig umschwebt, wird Ihnen in lebhaften und frischen Farben die Erinnerungen beleben. —

Er würde sich am liebsten von Ihnen gezeichnet gesehen haben, das fühle ich. —

Hat Ihnen Cotta nicht einige Winke gegeben, wie er es mit den zeitlichen[?] meint?

Ich habe neulich eine Notiz bekommen die ich Ihnen nicht verschweigen will. Ich habe den Contract erfahren durch Herders Verwandte, den sie mit ihm hatten. Cotta hat vier Louisd'ors für den Bogen gedruckte Sachen gegeben für das was noch nicht gedruckt war, in der Sammlung, 5 R. den Bogen.

Ich habe nun den Uberschlag neulich gemacht nach zwölf Bänden, und da hätte ich nach diesen Maasstab, über 9000 Thlr. Aber ich denke wohl, daß Cotta dies anders berechnen würde, da unter den Sachen von Herder, vielmahl gedruckte Sachen, Vorreden zu Gesangbüchern, Cathedismus u. s. w. kommt, u. dann ist es doch nicht für ein Publikum, weil Theologie, Philosophie u. Schöne Wissenschaften nicht gleiche Anhänger und Theilnahme erwecken, daß wenn die Zeit die für Speculationen nicht günstig, ihm nicht seine Kräfte hemmt, so hoffe ich wird er thun was er kann

<sup>1)</sup> Kleinere prosaische Schriften von Schiller. 4 Bde. Leipzig, Crusius, 1792—1802. 8vo. min.

<sup>2)</sup> Wertwürdige Rechtsfälle, nach Pitaval, s. unten.

u. bey mir nicht so berechnen, da er dankbar fühlte, was Schillers Freundschaft ihm war, und wie er eigentlich seinen Verhältnissen u. Ansehen den Anstoß gab. Meyer der Sie wohl in Carlsbad sehen wird, sprach mit mir neulich, auch er sagte, daß Cotta bey uns nicht würde ungroßmüthig sein, weil er fühlte was er Schillers Freundschaft alles verdanke. Er ist mit mir, u. den Kindern immer sich gleich, u. aufmerksam, und deilikt. Also rechne ich auch in der Folge auf ihn.

Erste Abtheilung der Memoiren<sup>1)</sup> sind 4 Bände, davon 3 von Schiller herausgegeben, der 4te von Woltmann. Zweyte Abtheilung sind 4 Bände unter Schillers Aufsicht und Einfluß, auch Vorreden über die Französische Geschichte der Jahre 1540 bis zu Heinrich III. Todt, der Achte Band ist mit einer Vorrede von Paulus begleitet. Sechs Bände von Sallys Memoires, sind darinn. Im Ganzen besitze ich 22 Bände, also 18 Bände von der zweyten Abtheilung. Vor dem Ersten Theil der Geschichte der Maltheser<sup>2)</sup>, ist auch eine Vorrede von Schiller. Nießhammer hatte die Uebersetzung angefangen. —

Die Rechtsfälle von Pitaval<sup>3)</sup> habe ich meinem Sohne gegeben der sie in Heidelberg besitzt, sonst wollte ich sie senden. Es ist aber in Jena bei Maute herausgekommen, in den Jahren 91 bis 93, wünschen Sie sie so beschreibe ich sie. Die Recensionen sind alle in dem vierten Band der vermischten Prosaïschen Schriften.

Die über Egmont<sup>4)</sup> ist wohl 1785 entstanden weil Schiller sich damahls mit beschäftigte, 1790 wohl Matthiffon<sup>5)</sup> und Bürger<sup>6)</sup>. Sonst sind mir keine bekannt. Alles findet sich in dem vierten Band. Auch die Vorreden, von den Memoiren. Bloß die nicht die zur Fr. Geschichte gehören.

Die Medicinische Rede<sup>7)</sup> hat keine Jahrszahl, sie ist wohl früh geschrieben, weder Zeit des Druckes u. Erscheinung ist angegeben.

Die Dame in Franken, ist die Mutter der Wolljogens, und meines Schwagers, sie hatte drey Söhne in der Akademie, in Stuttgart, und hat Schiller damahls auf das uneigennützigste, u. liebreichste verborgen<sup>8)</sup> da er entflohen war. Er hat sie sein ganzes Leben wie ein Sohn geliebt, und sie ihm auch. — Sie war in Meinungen an dem Onkel meiner Mutter, Geheimrath Wolljogen verheyrathet, u. welche ihren Mann frühzeitig [verlor] u. hat sich mit seltnem Geist und Fassung durchgebracht durchs Leben, u. ihr immer heiter thätiger einfacher Charakter, war Schiller unendlich viel werth. —

Die Hoffnung, „daß Cotta bey uns nicht würde ungroßmüthig sein“, ist nicht getäuscht worden, denn Charlotte v. Schiller empfing von ihm mehr als das Dreifache des erwarteten Betrages. Aus dem „Honorar Conto für Charlotte v. Schiller“ im Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 690 erzählt man, daß Cotta von 1812 bis 1825 an Schiller's Wittwe 30,000 Thlr. gezahlt hat. Nach ihrem Tode empfingen Schiller's Erben in den darauf folgenden 25 Jahren 70,000 Thlr. und für den Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller weitere 4000 Thlr.

Die sachlichen Mittheilungen des Briefes sollten Rörner Material liefern für die „Nachrichten von Schiller's Leben“, welche er für Cotta schrieb und welche der Aus-

<sup>1)</sup> Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten, herausg. von Friedr. Schiller. I. Abtheilung, Band 1—3. Jena, Joh. Mich. Maute, 1790. 8vo. — II. Abth., Band 1—5. Ebendaß., 1791—93. 8vo. — Nur diese Bände der Sammlung enthalten Beiträge von Schiller.

<sup>2)</sup> Geschichte des Maltheserordens nach Vertot, von M. N. bearb. und mit einer Vorrede versehen von Schiller. 2 Bde. Jena, Cuno's Erben, 1792—93. 8vo.

<sup>3)</sup> Merkwürdige Rechtsfälle u. Nach dem französl. Werk des Pitaval, mit einer Vorrede, herausg. von Schiller. 4 Thle. Jena, Cuno's Erben, 1792—95. 8vo.

<sup>4)</sup> Er schien zuerst in der Jenaer Literaturzeitung, September 1788.

<sup>5)</sup> Ebendaßelbst, September 1794.

<sup>6)</sup> Ebendaßelbst, Januar 1791.

<sup>7)</sup> Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, eine Abhandlung, welche . . . vertheidigen wird Johann Christoph Friedrich Schiller, Candidat der Medicin in der Herzoglichen Militär-Akademie. Stuttgart (1780), 4to.

<sup>8)</sup> Auf ihrem Gute in Bauerbach.

gabe von Schiller's Werken, 12 Bände, 1812—15, beigegeben wurden. Auf diese Ausgabe zunächst beziehen sich auch die in Bezug auf das Honorar ausgebräuteten Erwartungen.

#### 4. Stammbuchblatt.

Schön verfliehe Dir das Leben  
Mit dem Kummer unbekannt,  
Und den Parzen, die es weben  
Führe Liebe selbst die Hand,  
Daß nur selten in die frischen  
Jugendlichen Farben sie,  
Zum Bestand der Harmonie  
Einen dunkeln Faden mischen.

Jena im Julius 92.

Schiller geböhrtne von Lengefeld.

#### Joh. Casp. Schiller, des Dichters Vater.

An seinen Schwiegersohn Reinwald in Meiningen.

2 Seiten in 12 min.

O mein lieber Herr Sohn! wie sehr dank ich Ihnen, daß Sie unsre Liebe Christophine hieher gelassen haben. Mit herzlichem Verlangen haben wir sie erwartet, und wie rührend war der Empfang. Sie gereicht uns zum großen Trost, zumal da unsere Lage immer betrübter wird. Gott segne Sie für Ihre Liebe und erhalte Sie gesund. Mit der Louise steht uns noch ein harter Schlag vor. Sie wird schwerlich aufkommen. Gott stehe uns bei und sei auch mit Ihnen.

Schiller.

Christophine Reinwald, Schiller's älteste Schwester, hatte Meiningen am 30. April 1796 verlassen und war am 10. Mai auf der Solitude angekommen, also wird der obige Brief in die ersten Tage nach diesem Datum fallen. Die Reise war auf den Wunsch des Dichters unternommen worden, der auch die Kosten trug. Die Mutter sollte in der Pflege des Mannes und der zweiten Tochter Luise, welche beide krank darniederlagen, durch Christophine unterstützt werden. Vgl. Schiller's Brief an Christophine, 25. April 1796 in (Caroline v. Wolzogen) Schiller's Leben II, 160, und in Schiller's Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine, herausgegeben von W. v. Maltzahn, p. 163. — Joh. Caspar Schiller erlag seiner Krankheit am 7. September 1796, die Tochter Luise dagegen genas vollständig und lebte noch 40 Jahre († 14. September 1836). Christophine kehrte Anfangs October nach Meiningen zurück.

#### Elisabetha Dorothea Schiller, des Dichters Mutter.

An ihren Schwiegersohn Reinwald in Meiningen.

4 Seiten in 12.

Liebster Herr Sohn.

Es hat mich recht sehr erfreut daß Sie auch wieder an mich geschrieben u. sind Sie versichert daß es ihrer guten Frau eben so empfindlich felt, sich ohne ihren Willen so lange hier aufhalten mußte. Wir haben immer an ihr zu trösten, es wahr aber bisher ganz unmöglich ich kann Sie mein I: h: Sohn auf alles versichern daß schon über einen Monat keine fahrende Post wegen unsicherheit der frankos in Stuttgart abgegangen, auch haben sie nicht einmahl Briefe angenommen, da wir alle Tage anfragen ließen. Gott weiß es wie viel uns daran gelegen wahr, ihre Güte nicht zu mißbrauchen, wir gaben uns alle Mühe unsre Tochter bei einer andern sichern gelegenheit Ihnen zu zu schicken, und schrieben auch deswegen an unsere Freunde wie es doch anzufragen wehre, aber es will sich durchaus nicht schicken, u. ist es uns noch darum zu thun da wir nicht einmahl Briefe an Sie schicken konnten, warum sie nicht kommen konnte. Von meinem Sohn haben wir erst vor etlichen Tagen ein Brief durch H. Cotta erhalten, wo Er uns seiner frau niederkunft, das schon den 11 Juli, den 15 August bekommen, er schrieb auch daß wir ihm nicht

wohl Briefe zuschicken werden können wegen aufenthalt der Posten. Liebster H. Sohn wir hetten Ihre frau bei diesen umständen, durch Extra Post reisen lassen, wann es nur immer bei unsern wirklich großen ausgaben möglich gewesen wehre, nur vor ihren Koffer bis Nürnberg hat man vom Zentner 12 Gulden verlangt, wo wir alsdann geglaubt sie mit einer gelegenheit allein dort zu bringen. Legen Sie es also ihrer frau und uns nicht zur schuld, ihr längeres ausbleiben, denn sie hat wenig angenehme Stunden bei uns, es ist auch gewiß Bedürfnis gewesen, Sie können sich gar keinen Begriff machen, was wir alle bei den schmerzlichsten umständen meines guten Mans leiden, Tag und Nächte thauren seine schmerzen dort, es ist zum erbarmen, wir wachen [bei] ihm abwechselungsweise, ich stehe öfter in der Nacht 6 bis 8 mahl auf, u. daß schon ein halb jahr, und es sollte nicht möglich sein es so lang zu thauren, nun sind etlich Tag geschwollen ihm Füße und hand, Gott erbarme sich seiner Leiden, er läßt Ihnen herzlichsten Dank sagen vor Ihre Liebe u. Sorg u. wir wollen auch dieses wo Sie uns schreiben gebrauchen. Gott gebe den Segen dazu. — So bald es nur immer möglich [lassen] wir Ihre Frau abreisen, alle Tag wird auf der Post angefragt, wann der Wagen abgeht, ich entpfiel mich ihrer Liebe

Schiller.

Das Datum dieses Briefes ist zwischen 15. Aug. (an welchem Tage Schiller's Brief vom 11. Juli angekommen war) und 7. Sept. (Tobestag Joh. Casp. Schiller's) zu setzen. Am 15. Aug. schrieb auch Schiller an Reinwald, um ihn wegen Christophinens langen Ausbleibens zu beschwichtigen. S. Schiller's Briefw. mit seiner Schwester Christophine, p. 196.

Goethe.

An Schiller.

1 Seite 8°.

(Den 1) Dec. 1804.

Gern hätte ich Sie heut besucht um Ihnen zu sagen, daß die Arbeit frick fort geht, wenn ich mich nur an die Lust wagen dürfte. Ueber einige Bedenlichkeiten möchte ich mir Ihren Rath erbitten. Ich denke es wird sich alles machen lassen, nur dürfte vorläufig keine Anzeige in's Publikum. Wenn das Werk erscheinen soll so muß es unvorbereitet und unerwartet kommen, doch hiervon mündlich. Leben Sie heiter und thätig.

Das Datum im Original ist unleserlich, weil die Stelle verlegt ist. — Der Brief fehlt in allen drei Ausgaben des „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe“, wo er seinen Platz unmittelbar vor Nr. 975 (zweite Ausg.) hätte finden sollen. Die Arbeit, von der die Rede, ist „Rameau's Nefte“. Goethe's Uebersetzung nach einer in Petersburg zum Vorschein gekommenen Abschrift des Manuscriptes Diderot's, welche Klinger durch Vermittlung des in Petersburg anwesenden Wilh. v. Wolzogen, Schiller's Schwager, nach Weimar gesandt hatte, erschien 1805 bei Goetschen, der Goethe's Manuscript im März durch Schiller erhielt. Goethe's Wunsch „vorläufig keine Anzeige in's Publikum zu bringen“ muß Schiller sogleich Goetschen mitgetheilt haben, denn nur darauf kann sich die Bemerkung in des Letzteren Brief an Schiller vom 2. Jan. 1805 beziehen: „Allerdings muß Goethe's Werk nicht angekündigt werden. Ich liebe überhaupt das Posaunen nicht mehr, wiewohl ich ehemals auch die Baden voll genommen habe“. Das französische Original sollte ebenfalls bei Goetschen erscheinen, aber das Manuscript, welches Schiller ihm am 25. März gesandt hatte, ging verloren, und da man damals keine andere Abschrift kannte, mußte der Plan unterbleiben. Später, im J. 1821, wurde Goethe's deutsche Uebersetzung von M. de Saur in's Französische zurück übersezt, dann aber fand sich 1823 auch in Frankreich eine Abschrift des Originals, und nach dieser erschien der französische Text in Brière's Ausgabe der Oeuvres de Diderot. Vgl. Goethe an Sulpiz Boisseree, 12. Dec. 1823. Sulpiz Boisseree II, 365.

## Berliner Chronik.

### Die Theater.

Berlin, 10. Februar 1878.

Drei Monate sind seit meinem letzten Berichte ohne irgend ein hervorragendes theatralisches Ereigniß vorübergegangen, bis vor Kurzem haben uns sogar die Neuigkeiten gefehlt, über die es sich verlohnt hätte, ein Wort zu verlieren; die es verdient, die Aufmerksamkeit des Lesers eine Weile in Anspruch zu nehmen. Nicht die einzige, aber eine entscheidende Ursache zu einem so beklagenswerthen Zustande, der ja nicht mehr ein vorübergehender — ein schlechtes Weinjahr zu nennen, sondern mit dem als einem dauernden zu rechnen ist, liegt ohne jeden Zweifel in dem Mangel einer lebendigen, frischen und mannigfaltigen dramatischen Literatur. Ueber diesen Punkt ist mit dem Hinweis auf den Haufen von Buchdramen, die jedes Jahr zeitigt, nicht hinweg zu kommen. Von den kleineren und den der großen Oper, der Spieloper und der Operette geweihten Bühnen abgesehen, widmen sich sieben große, leidlich gut ausgestattete, zum Theil durch ein ständiges Publicum getragene Theater (das Schauspielhaus, das Wallner-, Residenz-, Ostend-, National-, Stadt- und Belle Alliance-Theater) den verschiedenen Gattungen des recitirenden Drama's in unserer Stadt. Aber diesen sieben Theatern fehlen mit geringen Ausnahmen die Dichter. Von einem Hause zum anderen gehen die Schauspiele, die Komödien, die einen gewissen Beifall gefunden. So lange haben die Poeten über die Theaterzensur, die Unzugänglichkeit der Intendanten der Hoftheater, die Beschränkung der Aufführung von Tragödien auf gewisse Bühnen geklagt: jetzt, wo sie in allem Glanz auftreten könnten, wo die Schranken gefallen sind und dem Flügelschlag der freien Seele der denkbar weiteste Raum gegeben ist, lassen sie uns im Stich. Nun gebe ich gerne zu, daß von den Directoren nicht genügend Rücksicht auf die deutsche moderne Dichtung genommen wird. Alles in diesem Buchdramenberg ist nicht verwerflich und lebensunfähig. Wer nur suchen wollte, würde manchen Goldklumpen freilich in Schlacken oder mit schlechtem Gestein vermischt entdecken. Aber die Goldsucher fehlen; im Großen und Ganzen gibt sich Niemand die Mühe, ein ungefügiges Stück einzurichten, einem lahmen auf die Beine zu helfen. Der Dichter steht bei uns dem Theatergetriebe fern, sein Drama, einmal aus der Hand gegeben, gehört ihm nicht mehr, der Zufall spielt mit ihm. So lange wir nicht, wie die Franzosen in Paris, in Berlin die einzig entscheidende Theaterstadt haben werden, in der allein neue Stücke zur Aufführung kommen, in der das entscheidende Urtheil gefällt wird, ist in diesen Dingen nichts zu bessern. Unsere Dichter können eben nicht, etwa aus Königsberg nach Stuttgart oder umgekehrt, reisen, um ihr Stück in vierzehn Proben einzurichten und bühnenfähig zu machen. Der französische Dramatiker lebt in Paris, wo leben unsere Dramatiker? Im Vaterlande verstreut. Ja, noch mehr — wer sind unsere Dramatiker? Männer und Frauen aus allen Ständen, vom achtzehnten bis zum siebzigsten Jahre, junge Kauf-

Leute und alte Gymnasialprofessoren, Polizeiofficianten und Telegraphistinnen — in dieser Region verschwinden die berufenen Schriftsteller. Daher das Fehlen des brauchbaren Mitteltums. Es ist eine Thorheit, anzunehmen, daß jedes französische Schauspiel, jedes Vaudeville ein Meisterstück sei, aber da nur gewandte, erfahrene, vielfach gekübte Schriftsteller in Paris sich auf der Bühne zeigen, der Anfänger meist die Hilfe des älteren Kollegen in Anspruch nimmt, so haben die französischen Stücke einen gewissen Schick, künstlerische Formen. Bei uns herrscht der Autodidakt, der, weil er Nichts gelernt hat, Alles besser weiß; die geniale Frau; der junge Dichter, der sich zum Messias der dramatischen Kunst berufen glaubt. Ein Durcheinander der wunderfamsten Gebilbe, die, weil sie in Acte und Scenen getheilt sind, für Dramen gelten, entsteht so. Hier die Spreu vom Weizen zu sondern, ist eine in den meisten Fällen nicht einmal durch den Erfolg belohnte Mühe, aber dennoch sollten die Regisseure und Dramaturgen der Theater sich ihr nicht mit solcher Hartnäckigkeit entziehen.

Eine merkwürdige Thatsache erpreßt mir diesen Stoßseufzer. Zur selben Zeit spielen jetzt vier Theater: das Belle Alliance-, das Stadt-, das Ostend- und das National-Theater ein norwegisches Stück, Henrik Ibsen's vieractiges Schauspiel „Stützen der Gesellschaft“. Während die deutsche Production als Aschenbrödel bei Seite geschoben wird, sind überall eifrige Hände bereit, der fremden auf den Thron zu helfen. So wird freilich das nationale Drama nicht gepflegt. Wenn wir von überall her fremde Romane, fremde Dramen in unsere Literatur, auf unsere Schaubühne übertragen, woher soll unseren nationalen Werken Leben, Gedeihen, Volksgunst und Sonnenschein kommen? Im Hinblick auf die Masse des Fremdländischen, mit der unsere Dichtung überschwemmt ist, auf die übertriebenen Lobeserhebungen, womit unsere Kritik es überhäuft, wundere ich mich oft, daß es überhaupt bei uns noch Schriftsteller gibt, die sich der undankbaren Arbeit unterziehen, die Deutschen in deutscher Sprache zu unterhalten, zu erfreuen und zu erheben. Henrik Ibsen ist durch den Versuch der Meininger, seine „Kronprätendenten“ (Juni 1876) aufzuführen, den deutschen Theaterdirectoren bekannt geworden. Dingselbst hat dann im Burgtheater mit des Dichters „Nordischer Heerfahrt“, ebenfalls ohne nachhaltigen Erfolg, experimentirt. Ob sich das bürgerliche Schauspiel „Stützen der Gesellschaft“ tiefer bei uns einwurzeln, kräftiger aufrecht erhalten wird, muß die nächste Folgezeit lehren. Ibsen hat eine ganze Reihe dramatischer Dichtungen geschrieben, außer den schon erwähnten nenne ich noch ein historisches Stück: „Die Herrin von Destrot“, ein phantastisch-philosophisches Drama „Brand“, ein modernes Schauspiel „Der Bund der Jugend“. Ueberall die Edventklaue des Dichters, nirgendes der geborene Dramatiker. Das lyrische und das epische Element überwuchern so sehr den dramatischen Bau, daß ohne die rücksichtsloseste Anwendung des Rothstiftes gar nicht an die Vorführung dieser Dichtungen als Theaterstück zu denken ist. Wenn ich aus der Schule schwachen wollte, würde ich erzählen, welche unbeschreibliche Mühe es den Meiningern gekostet, um „Die Kronprätendenten“ nur zum Gehen und Stehen auf ihrer Bühne zu bringen. In allen Werken Ibsen's liegt der Hauptton auf der Vergangenheit, nicht in der Entwicklung der sich vor uns abspielenden Handlung. Das Schauspiel „Stützen der Gesellschaft“ ist eine gewaltsam zu einem Theaterstücke um- und mißgeformte Novelle. Darum reicht denn auch die Exposition, die Aufklärung der dunklen Vergangenheit bis in den dritten Act; ein einziger Act genügt für die That des Helden. Und diese That ist, charakteristisch für die ganze Dichtweise Ibsen's, eine lange Rede. Wenn der Epiker vom Schauplatz tritt, kommt der Rhetoriker zu seinem Recht.

Wir sind in einer kleinen, an der See gelegenen Stadt Norwegens. Der Consul Gustav Bernick gilt hier nicht nur für den reichsten, sondern auch für den ehrenhaftesten Mann; seine Sittlichkeit ist ebenso zweifelsohne wie seine kaufmännische Rechtfchaffenheit; er, seine Freunde — natürlich wieder Kaufleute — nennen sich mit einem von Allen gebilligten Stolz die „Stützen der Gesellschaft“. Aber diese Stützen sind, näher gesehen, wurmförmig, und der Grund, auf dem sie sich erheben, ist ein trügerisch bedeckter Sumpf. In seiner Jugend, vor fünfzehn Jahren, ist

Gustav Bernick ein leichtsinniger junger Herr gewesen. Von seinen Reisen im Auslande heimgelehrt, verbrocht er den Frauen und Mädchen in der kleinen Stadt durch die Feinheit seines Betragens, seine gesellschaftlichen Künste die Köpfe. Halb und halb mit einem Fräulein Lona Hessel versprochen, verläßt er sie, weil nicht sie, sondern ihre Halbschwester Betty Tönnsen ein großes Vermögen erbt, und heirathet die reiche Erbin. Dies Doppelverhältniß hält ihn dabei nicht ab, noch ein Liebesabenteuer mit einer Schauspielerin zu pflegen. Von dem Manne überrascht, springt er aus dem Fenster und entflieht. Zum Glück ist er nicht erkannt worden; sein Freund, ein junger Sausewind, Johann Tönnsen, Betty's Bruder, nimmt die Schuld auf sich und benutzt die allgemeine Mißbilligung, die sich unter den Philistern der engen Stadt gegen ihn erhebt, um den längst gehegten Wunsch, dieser ganzen Jammerlichkeit zu entgehen, mit einem Schlage zu verwirklichen: er schiffte sich nach Amerika auf einem der im Hafen liegenden Schiffe ein, Lona Hessel, seine Halbschwester, die verlassene Braut Bernick's, begleitet ihn. Kaum sind die Beiden jenseit des Oceans, so verbreitet sich das Gerücht, Johann Tönnsen habe die Kasse des Hauses Bernick, in dessen Contor er gearbeitet, bestohlen. Obgleich Gustav von der Falschheit des Gerüchtes überzeugt ist, weiß er es klug zu benutzen und aus dem angeblichen Diebstahl einen Vorwand für die Stöckung seiner Baarzahlungen zu entnehmen. Die Gläubiger schenken ihm Vertrauen, bewilligen längere Credite — und so gelingt es Gustav allmählig, das Haus wieder in Flor zu bringen. Jetzt steht er auf dem Gipfel seines Glückes, Keiner kennt den Untergrund von Lüge und Betrug, auf dem sich das stolze Gebäude erhebt. Mit seinen Freunden, den andern „Stützen der Gesellschaft“, will er die Stadt mit einer Eisenbahn beglücken. Ein Oberlehrer Lundt gibt dieser ganzen Respectabilität den christlich-pietistischen Firniß. Theaterspiel und Tanz sind in der Stadt verpönt, die Damen arbeiten für fromme Vereine, die sich die Besserung der Verworfenen angelegen sein lassen. Von der Vergangenheit wissen nur die Aelteren zu erzählen: als beständige Mahnung daran, wenigstens für die Wissenden, lebt in Bernick's Hause ein junges, wildes, scheues Mädchen, Dina Dorp, die Tochter jener Schauspielerin. Bernick's Schwester, Martha, die eine Jugendneigung für Johann Tönnsen gehegt, hatte die Aufnahme der Waise in das Haus gefordert und durchgesetzt. Ibsen's Stild dreht sich nun um die Entwirrung dieser verwickelten Geschichte und ihre Rückwirkung auf seinen Helden, den Consul Bernick. Nach fünfzehn Jahren lehren plötzlich, ohne ein bestimmtes, durchschlagendes Motiv, Johann Tönnsen und Lona Hessel aus der neuen Welt zurück, mit nicht sehr angenehmen amerikanischen Umgangsformen. Johann hat trotz seiner dreiunddreißig Jahre noch immer nicht den Naturburschen abgelegt, Lona Hessel ist eine Mischung von einem Mannweib und einer alten Komödiantin. Die unwillkommenen Gäste, die der Consul scheinbar mit Freuden aufnehmen muß, geben der Stadt ein Aergerniß nach dem andern. Die Vergangenheit wird aus dem Grabe geholt. Es fällt Johann, der sich gleich in Dina Dorp verliebt hat und dadurch dem Oberlehrer Lundt in den Weg getreten ist, schwer auf die Seele, die alte Lüge, daß er der Liebhaber von Dina's Mutter gewesen, nicht von sich abwälzen zu können: aber er hat Bernick sein Wort gegeben, im Still Schweigen darüber zu beharren. Als er aber hört, daß man ihn auch des Diebstahls beschuldigt, läuft ihm die Galle über. Er stellt Bernick zur Rede, es kommt zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen beiden. Statt nun jedoch Bernick's Schuld Allen kundzutun, beschließt Tönnsen, umgehend nach Amerika zurückzureisen, seine Farm zu verkaufen, mit dem Gelde wieder nach Norwegen zu kommen, Dina zu heirathen, Bernick zu vernichten. Dieses Verschieben der Rache hat etwas naiv Komisches, gerade darauf baut Bernick seinen Rettungsplan. Morgen will er reisen, mit der Indian Girl, einem leeren Schiff, das auf Bernick's Werft nothdürftig ausgebessert worden ist. Gut, sagt sich Bernick, die Indian Girl soll fahren, kaum aus dem Hafen, wird sie untergehen, das Red ist zu schlecht verstopft, und er mit ihr! Zum Glück bringt Dina Dorp mit ihrem Mädchenverstande Alles in eine vernünftige Ordnung. Zwei Monate soll sie noch warten?



Unter den langweiligen Bettelwestern? Den bligen Liebesbetheuerungen des langweiligen Oberlehrers preisgegeben? Nicht doch, gleich morgen wird sie mit Johann reisen, in die weite, freie Welt. Hurrah! ruft Johann, leb' wohl, Lona, hier hast Du die Briefe, die Bernid's Schuld darthun, zerreiße sie, wir kommen nicht wieder. Da aber auf der Indian Girl eine zuchtlose Mannschafft haust, wird er nicht mit diesem, sondern mit einem anderen Schiffe, der Palme, fahren. Dies sichtbare Walten der Vorsehung, die Rettung seines dreizehnjährigen Sohnes, der ebenfalls mit dem Onkel Johann in die Welt laufen wollte, die Großmuth Lönnsen's, die Neben Lona's bringen endlich in Bernid, der kein hartgefottener Sünder ist, einen Umschwung von der Lüge zur Wahrheit hervor. Seinen Mitbürgern, die ihm als dem Wohltäter der Stadt im festlichen Zuge, mit Geschenken nahen, gesteht er seine Schwäche, seine Schuld gegen Lönnsen, seine letzte bedenkliche Speculation hinsichtlich der Eisenbahn ein: fortan soll sich die Gesellschaft auf Wahrheit aufbauen, eine neue Zeit anbrechen. Während die halb bestürzten, halb erstaunten Festgenossen sich entfernen, sinkt Bernid in die Arme der Seinen: eine rührende Familiengruppe, der Vorhang fällt.

Wie der Leser aus der Erzählung des Vorgangs, so knapp sie ist, gemerkt hat, steht das Stück äußerlich wie innerlich auf dem Boden des Björnson'schen Schauspiels „Ein Fallissement“. Beide sind so vollkommen aus dem norwegischen Leben herausgearbeitete Sittengemälde, daß sie, auf einen anderen Boden versetzt, sich selbst, mindestens fremdbartig ausnehmen. Die kleine Stadt mit den engherzigen, verdächtigen Menschen, die uns Ibsen schildert, während wir uns zugleich in dem Consul Bernid einen halben Millionär, einen großen Schiffsrheder denken sollen, ist nur in einem wenig bevölkerten, von Eisenbahnen nicht durchschnittenen Lande möglich. Wie bei Björnson, dreht sich bei Ibsen die tragische Handlung um eine Umkehr, eine Räuterung des Geldes. Der Kaufmann Tjälde, der, dem Bankrutt nahe, noch immer nach einem rettenden Strohhalme sucht, sich und Andere noch immer in neue waghalsige Speculationen stürzen will, soll ehrlich den Zusammenbruch seines Geschäfts erklären; der Consul Bernid soll die Lüge eingestehen, der er seinen Ruf eines Ehrenmannes, das Bestehen seines Hauses verdankt. Beide Dramen sind aus derselben strengen, stoischen Gesinnung entsprungen; Reichthümer, die auf so bedenkliche Art erworben sind oder erhalten werden sollen, erscheinen beiden Dichtern als ungerechtes, flüchtiges Gut. Ibsen's Schauspiel hat die unleugbare Tendenz, die Fadensteinitzkeit der Moralgrundlage all' Derer darzustellen, die sich so gern als „Stützen der Gesellschaft“ aufspielen. Die wahren Ehrenmänner, die Mädchen mit einem warmen, muthigen Herzen wenden dieser „tugendgespreizten“ Gesellschaft, diesen männlichen und weiblichen bürgerlichen Lartüßes den Rücken. Ich habe selten eine stärkeren und schneidigere Verurtheilung der Gesellschaft, wie sie ist, von der Bühne herabgehört. Ibsen hat seinen Stoff unvergleichlich weiter gefaßt und mit freierem Geiste behandelt, als Björnson den seinen. Bei ihm wird nicht aus dem reichen Großhändler, der fünf gerade sein hieß und die bedenklichsten Geschäfte unternahm, ein ehrlicher Diktendrehler, der sich mit einem erlaubten Gewinne begnügt. Bernid bleibt, was er ist, aber er befreit sich von der Lüge und wird fortan, um jeden Preis, der Wahrheit dienen. Der Schluß ist reiner und für den Zuschauer erhebender, als der Schluß des „Fallissements“ mit der Verherrlichung der kleinen Leute, die nicht viel haben, aber auch nicht viel brauchen, da sie von ihrer Tugend satt werden. Dagegen besitzt nun das Björnson'sche Schauspiel den großen Vorzug, ein wahrhaftes Drama zu sein, mit klaren Motiven, in einer durchsichtigen Fabel, mit der Spannung auf die Zukunft, mit scharf umrissenen, kräftigen Charakteren, während Ibsen's Schauspiel breiartig auseinander fließt und sich nur im letzten Act zu einer wirklichen dramatischen Scene verdichtet. Seine Figuren leiden an Rebseligkeit und schwanken in sich widersprechenden Empfindungen hin und her; es bleibt unklar, warum Johann Lönnsen wie eine Bombe von Amerika her in das friedliche Haus Bernid's einschlägt, warum er ebenso plötzlich, ohne auch nur Abschied zu nehmen, dasselbe wieder verläßt: unklar, warum Dina Lopp in dieser Scene auf die Frage Lundt's: „sind Sie meine Braut?“ Ja!

antwortet und in der nächsten mit Johann nach Amerika geht. Solche Uebergänge müssen eben eingeleitet und vermittelt werden, wenn sie wirken sollen. Gewiß haben wir es in Jbsen mit einem Dichter zu thun, aber mit keinem Dramatiker. Bevor er uns nur die Vorgeschichte seines Dramas ganz erzählt, hat er schon seinen Athem verbraucht.

Ganz anders Albert Lindner, dessen Trauerspiel „Katharina II.“ das Ostend-Theater unter dem Titel „Die Semiramis des Nordens“ wieder aufgenommen hat. Lindner hat den Zug und den Schwung des Dramatikers; was ihm fehlt, sind die Feinheiten der Kunst, ein sicherer Geschmack, das Gefühl des Maßvollen. Auch hat er mit seinem Pfunde nicht, wie er sollte, gewuchert. Vor zehn Jahren, 1867, wurde seine mit dem Schillerpreise gekrönte Tragödie „Brutus und Caelatinus“ im Schauspielhause aufgeführt. Seitdem hat er die „Bluthochzeit“, „Katharina II.“, „Don Juan d'Autria“ und „Marino Falieri“ gebichtet: von einigen kleineren Werken sehe ich ab. Das ist für einen Schriftsteller, der sich der Bühne widmen will, zu wenig. Wenn auch nicht jeder Tag seine Linie, so sollte doch jedes Jahr ihm ein Stück zeitigen. Die Bühne erobert man mit einem glücklichen Wurf, aber man behauptet sie nur durch eine beständige Arbeit. Dazu will die Kunst immer von Neuem geübt sein, nicht durch das Genie, nur durch den Fleiß wird man über die Schwierigkeiten der Technik Herr. Lindner's „Semiramis des Nordens“ bringt es zu keiner vollen Wirkung, weil der Dichter die zwei verschiedenen Handlungen seines Stücks: die beabsichtigte Vermählung einer Enkelin der Kaiserin mit dem jungen König von Schweden, Gustav IV. Adolf, und die abenteuerliche Geschichte, die zwischen der Kaiserin und Jurieff spielt, nicht zu einer einzigen, in sich geschlossenen hat verbinden können. Vielleicht war das Unternehmen an sich unmöglich; die große, symbolisch angelegte historische Tragödie in Schiller's Stil läßt sich nicht mit dem historischen Intriguenstück zu einer Gestalt verschmelzen. Die Metalle sind zu verschiedenartig, sie springen von einander trotz aller Kunst des Gießers. Vor Allem hat unter der Gegensätzlichkeit der Stoffe und Elemente die Hauptfigur, Katharina II., gelitten. Die „Semiramis des Nordens“ war wol kaum geneigt, auf die Rede eines aus Paris zurückkehrenden russischen Posa, des jungen Jurieff hin, der als Geistlicher an ihrem Hofe weilt, die Leibeigenen freizugeben; andererseits hat sie schwerlich bei der Nachricht von der Hinrichtung Ludwig's XVI. so alle Fassung und Haltung verloren, wie Lindner meint. Ich habe nichts dagegen, wenn sie uns der Dichter wie eine von den Furien des Gewissens verfolgte Lady Macbeth schildert, die noch in ihrem Todesjahre, vierunddreißig Jahre nach dem Verbrechen, von dem Gespenst ihres entthronten und ermordeten Gemahls verfolgt wird, allein er muß mich in dieser Stimmung festhalten. Eine Frau, die Heirathscontracte fälscht und durch List und Betrug eine Unterschrift zu erschleichen sucht — gleichviel, ob es sich um Schwedens Heer und Flotte, um eine Königsheirath oder um eine Verbindung von Wilhelm und Marianne und ein kleines Haus in der Vorstadt handelt — ist nicht für den hochtragischen Stil geeignet und fällt aus der Rolle der Heroinen. Schiller's Elisabeth ist eine gekrönte Heuchlerin, aber es fällt ihr nicht ein, ein Urtheil zu fälschen. Indem Lindner sich bald in die Phantastik aufschwingt, bald in die Staatsaction zurücksinkt, verliert er jeden festen Boden unter den Füßen. Der Gedanke, der neuen Semiramis in ihrem eigenen Kinde den Rächer ihrer Sünden gegenüberzustellen, wie in der alten Sage Ninus, Semiramis' Sohn, die schuldige Mutter tödtet, ist von ergreifender Tragik und trotz der so ganz veränderten Verhältnisse, wenn wir uns hier Babylon und dort St. Petersburg, hier die Urzeit, dort das 18. Jahrhundert vorstellen, ließe sich wol daraus eine dramatische Dichtung entwickeln, aber der Poet mußte seine ganze Kraft auf diese Situation, diese beiden Charaktere verwenden. Lindner schadet sich selbst, wenn er seinen Jurieff zum Werkzeug des schwedischen Herzogs herabsetzt, wenn er ihn nur als Mundstück der revolutionären Propaganda gebraucht. Nicht Südermannland, Jurieff mußte der handelnde Held sein. Zwischen ihn und die Mutter durfte sich nicht der Haß der

Schweden und der Russen, eine politische Action drängen, die mit dem Streite, der zwischen ihnen beiden ausgetragen werden soll, nichts zu schaffen hat. In Jurieff mußte der Mutter der Sohn, der gekrönten Buhlerin der Schatten des gemordeten Czaren, der despotischen Fürstin der Volksgeist entgegentreten. Die historische Tragödie strengen Stils verschmäht die Hilfsmittel des Intriguenstücks. In der melodramatischen Weise, wie Brachvogel im „Narziß“ die Marquise von Pompadour und den Neffen Rameau's zusammenbringt, läßt sich kein Schiller'sches Trauerspiel aufbauen. Wieder aber verräth Lindner's Dichtung, trotz ihrer Schwächen, eine große dramatische Begabung; nicht eine Novelle in der Form von Dialogen und Monologen wird uns vorgetragen, sondern eine dramatische, lebendig ergreifende Handlung, der es auch nicht an theatralischen Effecten und Ueberraschungen fehlt, spielt sich vor uns ab. Die Figuren leiden natürlich unter der Zwiespältigkeit des Stoffes; den idealisch gehaltenen, Katharina und Jurieff, die gleichsam älter Lebensglieder erscheinen, und dem romantischen Liebespaar, Gustav und Alexandra, stehen die Charakterköpfe, Südermannland, Suwarow, die Fürstin Daschkow, zu fremdartig, zu unvermittelt gegenüber. An Wahrheit und Schärfe übertreffen die letzteren um vieles die ersteren. Ob überhaupt das 18. Jahrhundert sich für die hohe Tragödie eignet? Ob die Nähe, in der wir noch all' diese Menschen sehen, unsere genaue Kenntniß ihres Lebens, ihrer Sprache, ihrer Gewohnheiten, die Verklärung in das Ideale, die Erhebung dieser Gestalten auf den tragischen Rothurn duldet? Ob diese Stoffe und diese Menschen nicht in der Prosa zu einem wahrhaftigeren Ausdruck als in der rhytmisch bewegten Sprache kämen? der realistische Stil ihnen gerechter würde, als der pathetische? Eins ist gewiß, daß die Darstellung der „Semiramis des Nordens“ Sonnabend, den 26. Januar, im Ostend-Theater nur eine ungenügende war, überall ließ das mangelhafte Können der Schauspieler den Dichter im Stich, wo geübtere Schauspieler die grellen Farbenübergänge vermittelt haben würden, erhöhte hier das Ungeßick, die Uebertreibung und die Flachheit des Spiels um die Wette alle Formen und Farben bis in's Groteske.

Von allen Theatern Berlin's verfolgen nur drei seit einer Reihe von Jahren, ohne davon abzuirren, einen bestimmten Weg. Die Friedrich-Wilhelmstädtische Bühne ist das richtige Operettentheater geworden, eine Singsingsposse löst die andere ab, auf „Jeanne, Jeannette, Jeanneton“ im October, ist im December des vergangenen Jahres „Unser schönes Berlin“ gefolgt, um im Januar dem „Prinzen Methusalem“ den Platz zu räumen. Die Stoffe sind immer gleich thöricht, phantastisch, mehr oder minder zweideutig; die Musik ist immer gleich flach und lustig, mit einem oder im Glücksfall mit zwei Treffern; immer neue Aufgaben hat der Decorationsmaler, hat der Theaterschneider zu lösen. Und da das Publicum eine Zeit lang der neuen Augenweide zuströmt und Beifall spendet, so gleicht das Ganze jenen trefflichen Uhren, die vier Wochen hindurch gehen, die Minuten und die Stunden richtig zeigen, ohne daß der Besitzer nöthig hat, sie aufzuziehen und zu regeln. Mit derselben Treue und demselben Glücke, wie das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater die Operette, pflegt das Wallner-Theater das Lustspiel, den Schwan, das „Volksstück mit Gesang“. Selten zieht es eine Mieth, meistens eine gute Nummer; wenn auch nicht immer das große Loos. „Ultimo“ — „Der Weichenfresser“, — „Der Hypochonder“ — „Der Löwe des Tages“ — „O diese Männer!“ — „Größenwahn“: welch' heitere Abende rufen sie dem Theaterbesucher zurück, wie viele Triumphe den Dichtern und den Schauspielern! Leichte Kränze — Kränze, die nicht im Tempel Apollo's aufgehängt werden, aber grünen und duften sie darum weniger? Mit dem dreiactigen Volksstück von Adolff d'Arronge „Hasemann's Töchter“, das am Sonnabend den 15. December 1877 zum ersten Male aufgeführt wurde, hat das Theater wiederum einen Trumpf ausgespielt. Unverkennbar lehnen sich diese „Volksstücke mit Gesang“ — neben d'Arronge haben sich Hugo Müller und Carl Görlitz mit Erfolg in dieser Form versucht — an die alte Berliner Posse David Kalisch's an. Mit

dem Unterschied, daß Kalisch ein schöpferisches Genie war und die modernen Dichter Nachahmer und Anempfänger sind. Das satirische Element, der übermüthige Humor, welche die Pöffen Kalisch's durchbringen und wirzen, haben einer moralisch-sentimentalen Tendenz den Platz geräumt. Der Humor hat sich in behäbige Komik verwandelt, die Satire tummelt sich auf dem Gebiete des kleinbürgerlichen Lebens mit einer unvergleichlichen Harmlosigkeit. Wo wir, bei den Zuständen des Reiches, eines Aristophanes bedürften, der dem „Herrn Volk“ ebenso derb die Wahrheit sagte, wie den Gründern, welche mit den Vögeln die Wolkenstadt bauten, den Demokraten ebenso herb und witzig, wie den Mächtigen und den Herrschern, haben wir nicht einmal einen Kokehne. L'Arronge's neuestes Volksstück „Hasemann's Töchter“ gewinnt uns durch die Gemüthlichkeit des Dichters, eine nicht geringe theatrale Geschicklichkeit in der Verknüpfung und Steigerung der Scenen, eine und die andere komische Figur, durch die naive Spießbürgerlichkeit seines ganzen Zuschnitts. Eine eitle Mutter, die Frau eines Kunst- und Handelsgärtners, fühlt sich in ihrer behaglichen aber bescheidenen Stellung nicht zufrieden. Das Glück, das ihr versagt geblieben, eine hochgebildete Frau zu werden und in die Kreise der vornehmen Gesellschaft zu kommen, soll wenigstens ihren Töchtern zu Theil werden. Die älteste Emilie ist unglücklicher Weise schon an einen braven Schlossermeister verheirathet, aber Rosa und Franziska wachsen nach dem Wunsch der Mutter zu „seinen Damen“ heran. Auffällig macht ein junger Baron der schönen Rosa den Hof, die Mutter sieht sich schon als adelige Schwiegermutter. Indes ist es dem Baron selbstverständlich gar nicht um die Heirath mit einer Gärtnerstochter zu thun, er würde, ohne ein entscheidendes Wort zu sprechen, das angenehme Verhältniß gern noch eine Weile hinausspinnen, aber Rosa nöthigt ihn Farbe zu bekennen. Als sie gewahrt, daß er sie nur mit Schmeicheleien hingehalten, reißt sie einem wohlhabenden Fabrikbesitzer so aus Aerger wie aus Scham die Hand. Hier droht das Stück beinahe eine tragische Wendung zu nehmen. Der ältere Mann, der die junge Frau herzlich, aber ruhig liebt, läßt sie alle Gesellschaften, alle Bälle und Feste mitmachen, welche die Freude und gleichsam das Recht ihres Alters sind; er bleibt zu Hause, die Mutter begleitet sie. In diesen Kreisen begegnet denn auch der Baron wieder der schönen Frau und sucht eifrig das frühere Verhältniß von Neuem anzuknüpfen. Zwar bleibt Rosa auf dem Pfade der Tugend, allein eine Verwickelung von Mißverständnissen, die zum Theil aus dem Bewußtsein ihrer Schuld: einen Mann, den sie nicht liebte, geheirathet zu haben, entspringen, bringt die Ehe in ein bedenkliches Schwanken. Jetzt erweist sich Vater Hasemann als Retter in der Noth. Bisher ist er als halbwegs komische Figur durch das Stück gelaufen: ein alter Herr, der das Hausregiment der Frau überläßt, nur für seinen Garten sorgt und nebenbei die Coursbücher auswendig lernt, ein Reise-Enthusiast ohne Gleichen, der noch nie über das Weichbild von Berlin hinausgekommen ist und bei der ersten „Reise“, die er nach Treuenbriezen oder einem ähnlichen „weit“ entlegenen Ort unternehmen will, den richtigen Zug versäumt. Plötzlich erhebt er sich nun, ohne daß es der Dichter für nöthig hielt, Gründe dieser Verwandlung anzugeben, zu der Würde eines Vaters, zu dem Ernst und dem Pflichtbewußtsein eines Mannes, der ein Haus zu verwalten, einer Familie vorzustehen hat. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß seine Hand Alles in's Gleiche rückt; waren doch nur eingebildete Hindernisse zu beseitigen, galt es doch nur, einmal zur rechten Zeit ein strenges Wort zu sprechen. Erst nachdem der Vorhang gefallen, gibt sich der nachdenkliche Zuschauer über die Dürftigkeit dieser Erfindung, die Käßfeligkeit der Hauptscenen, die naive Moral des Schlußes Rechenschaft; so lange er vor der Bühne sitzt, merkt er vor den zierlichen Arabesken, den drolligen Einfällen, dem komischen Ehepaare, Emilie und Wilhelm, die sich beständig kanten und noch beständiger lieben und über die Erziehung ihres noch ungeborenen Kindes in den heftigsten Streit gerathen, dem stotternden Provisor Eduard mit seiner Brauenburg-Liebe für Rosa gar nicht, wie gering der Gehalt, wie äußerlich die Verflechtung der dramatischen Handlung ist. Die gefällige Ausarbeitung des Einzelnen nimmt uns

gefangen und läßt die Frage nach dem Zusammenhang und der Bedeutsamkeit des Ganzen nicht auskommen. Rosen, Moser, L'Arronge sind kurzathmige Talente; die einzelne Scene, die komische Figur, der witzige Einfall ersetzen bei ihnen die Fabel und die feinere Charakteristik. Haben sie dann noch Schauspieler wie Hrn. Helmerding und Frln. Ernestine Wegner zur Verfügung: Du mußt ein unverbesserlicher Hypochonder sein, wenn du ihnen ein kritisches Gesicht ziehen willst.

Oeffnet das Wallner-Theater der heitersten Komödie am leichtesten die Pforte, so findet die höhere Komödie, das Schauspiel, im Residenz-Theater Alles zum Empfange bereit. Die Direction, die schauspielerischen Kräfte, über welche dieses Theater verfügt, das Publicum, das es besucht, treffen in derselben Neigung zusammen. Leider ist das Residenz-Theater zumeist auf die französische Dichtung angewiesen. Den Deutschen gelingt es nur in den seltensten Fällen, das moderne Gesellschaftsleben der gebildeten Klassen dramatisch zu fassen, theatralisch zu verkörpern. Nicht um die Stoffe handelt es sich, welche uns die französischen Dramatiker vorführen, sondern um das Talent, die Kunst, die feine Beobachtung, den geistreichen Zug, womit sie es thun. Von all' unsern Dichtern sind es nur Paul Lindau und Adolf Wilbrandt, die ihnen darin nachzueifern suchen. Einige fünfzig Male hatte Fr. Hedwig Niemann-Raabe ihre „Dora“ gespielt, mit stets abnehmender Wahrheit und zunehmender Manier, bis sie sich endlich zu einem Rollenwechsel entschloß. Ein älteres Schauspiel von Victorien Sardou „Andrea“ erschien unter ihrer Regide Mittwoch den 16. Januar zum ersten Male auf der Bühne des Residenz-Theaters. Eine schwache Arbeit, ohne tieferen Gehalt — die Versuche einer jungen Frau, einen leichtsinnigen, blind in eine Tänzerin verliebten Mann wieder zur Pflicht und Ordnung zurückzuführen, die endlich gelingen — wie lange, wird Gott Amor wissen. Ueberdies war das Schauspiel dem Berliner Publicum bekannt, das Victoria-Theater hatte es vor einigen Jahren vielfach, ohne nachhaltigeren Erfolg aufgeführt. Auch im Residenz-Theater kam es zu keiner durchschlagenden Wirkung; für den leidenschaftlichen Liebhaber, den Grafen Stephan, besitzt die Bühne keinen geeigneten Schauspieler und Fr. Niemann-Raabe bleibt hinter der Würde und Anmuth der Haltung, welche die Gräfin auszeichnen sollen, in ihrem koketten, hastigen und ruscheligen Wesen zu weit zurück; in ihrem so virtuos natürlichen Spiel weht und weht ein Hauch, ein Parfüm aus dem Demi-Monde, der vortrefflich für Froufrou, aber gar nicht für Andrea paßt. Dem französischen Dichter ist nun der deutsche gefolgt. Sonnabend den 2. Februar wurde Adolf Wilbrandt's Schauspiel in drei Acten „Katalie“ zum ersten Male aufgeführt. Ein Vorzug der französischen Komödien ist die Klarheit ihrer Voraussetzungen, keinen Augenblick bleibt der Zuschauer über die Vorgeschichte des Helden oder der Heldin im Unklaren. Eine Verschleierung der Motive, wie ich sie oben in Ibsen's Drama nachwies, wie sie uns gleich in Wilbrandt's Dichtung entgegentreten wird, kennen die Franzosen nicht. Ist eine Frau ein politischer Spion, so ist sie es in Wirklichkeit und Wahrheit; hat ein Mädchen, eine Frau einen dunklen Punkt in ihrer Vergangenheit, so ist diese Dunkelheit eine Verführung, ein Ehebruch sans phrase. Unwillkürlich, unabsichtlich scheint Adolf Wilbrandt dies Dämmernde und Schillernde aus den Dramen Paul Lindau's aufgenommen zu haben. In „Maria und Magdalena“, „Diana“, „Tante Therese“ gibt es ein Unaufgeklärtes in dem Verhältniß der Heldin zu dem Helden, das Jeder sich nach Belieben auslegen kann. Je, wie es dem Dichter paßt, erscheint es jetzt in dem düstersten und jetzt in dem freundlichsten Licht; bald ist es ein Etwas, das den Vater zur Verstößung seiner Tochter treibt; eine Heirath unmöglich macht; ein Mädchen um ihren Ruf bringt — bald eine Rinderei aus einer Pension, eine idealische Freundschaft, eine mütterliche Sorge. Seiner ganzen Natur und Anlage nach vermag Wilbrandt über solche Dinge nicht mit der Leichtigkeit Lindau's hinweg zu gleiten. Bei ihm wird zur schweren Wolke, was bei jenem nur ein leichtes im Winde zerflatterndes Wölkchen ist. Seit Jahren trauert der Freiherr von Idstedt, ein wunderlicher Herr, über die Fünfzig hinaus, voll Grillen und Sorgen, um seine

Gattin. So viel sie kann, sucht seine zweiundzwanzigjährige Tochter Natalie ihn über den Verlust der schönen und guten Frau zu trösten. Nach' deinen Vater glücklich: diesen letzten Wunsch und Willen der Mutter sucht Natalie zu erfüllen. Nicht ohne Schmerzen und Kosten, ihr Verhältniß zu dem Vater ist kein harmonisches. Um seinen Trübsinn zu erheitern, stellt sie sich freudiger und frohlicher, als sie in Wahrheit ist, und er nimmt ihre Munterkeit für das Zeichen eines oberflächlichen, beinahe herzlosen Gemüths. Unerwartet tritt der Baron Victor bei ihm ein: ein alter Freund des Hauses, ein Mann von vierzig Jahren, der längere Zeit im Auslande verweilt hat. In seiner Jugend hat er Frau von Idstedt geliebt, angebetet; es sind ein paar Briefe zwischen ihnen gewechselt worden, als er sich entsetzend von ihr trennte, hat sie ihm ihr Medaillonbild geschenkt. Alles in Ehren, denn jetzt kommt er, um bei dem Vater um die Hand der Tochter zu bitten. Aber ich bin arm, sagt ihm Idstedt, unglückliche Speculationen haben mein Vermögen verschlungen. Bin ich nicht reich? entgegnet der Baron. Es wäre Thorheit, einen solchen Antrag auszusprechen: Natalie ist denn auch bereit, ihrem Vater das Opfer zu bringen — mit blutendem Herzen, denn sie liebt einen jungen, höchst talentvollen, aber armen Architekten Paul Falle. Nach alten Papieren suchend, findet sie da einen Brief Victor's an ihre Mutter, und als er nun erscheint, weist sie ihm die Thür, ohne ihm Zeit zu lassen, sich auszusprechen, eine Erklärung zu geben. Im zweiten Acte finden wir sie in ihrem Atelier wieder: durch ihre Malerei erhält sie sich und ihren Vater, ihre Porträts haben einen gewissen Ruf erlangt, die ganze vornehme Gesellschaft will sich von ihr malen lassen. Ein unsichtbarer Schutzgeist steht hinter ihr, der ihr Lob in den Zeitungen singt, ihr neue Aufträge verschafft, ihr in einem alten Palaste eine schöne Wohnung zu einem Spottpreise besorgt: es ist der Baron. In der That versucht er noch einmal sein Glück bei ihr, unangemeldet tritt er ein; er bringt ihr die Briefe und das Bild ihrer Mutter, mitten im Gespräch werden sie von Paul Falle überrascht, der sich, kaum allein mit Natalien, auf den Othello hinausspielt. „Sie wollen mir das Bild, die Briefe, die Sie eben verstecken, nicht zeigen?“ „Nein.“ „Sie sind eine Treulose, leben Sie wohl! Ich verlasse Sie!“ Und nun erhebt sich im dritten Acte um dies Medaillonbild eine Frage-, Antwort-, Lüge- und Täuschungsspiel, eine solche Verwirrung, mit Seufzen und Weinen, mit Herzkrämpfen Nataliens, daß wir nicht einem Schauspiel, sondern einer Art Kriminalproceß, in dem noch die Tortur zur Anwendung kommt, beizuwohnen glauben. Man kann sich nichts Peinlicheres denken, als diese Herzensqualen einer Tochter, die Ehre einer todtten Mutter zu retten! Eine Ehre, die gar nicht in Frage steht, um die Niemand sich kümmert. Denn Nataliens Vater ist im Begriff sich zum zweiten Male mit einer munteren Wittve zu verheirathen und würde, wenn die Tochter sich nur vernünftig benehmen wollte, hinsichtlich der Verstorbenen die Sterne gewiß nicht krausziehen. Der Diebhaber erräth endlich das fürchterliche Geheimniß und das Stück kommt zu einem leidlichen Schluß.

Welche Verirrung des richtigen, des einfachen Gefühls! Hatte zwischen Nataliens Mutter und dem Baron Victor ein schuldvolles Verhältniß bestanden, so konnte er, ein Gentleman, wie er vollkommener nicht gedacht werden kann, nach der Schilderung des Dichters, nicht um die Liebe der Tochter werden. Hatte sie beide nur eine herzliche Neigung, eine wärmere Freundschaft verbunden, als sie ihnen vielleicht die strengste Moral gestattete, so mochte die Tochter eine Hand zurückweisen, die einmal allzuzärtlich die Hand der Mutter gedrückt, nichts aber hinderte sie, ihrem Geliebten zu sagen: „Der Baron hat mir die Briefe, das Bild meiner Mutter wiedergegeben.“ Und was erzeugt nun das fieberhaft gesteigerte Ehrgefühl Nataliens? Es macht sie zu einer Lügnerin und Heuchlerin. Von ihrem ersten bis zu ihrem letzten Worte ist sie unwahr. Wenn ihre Lustigkeit, wie man mir versichert, erlogen ist, warum soll ich ihre Traurigkeit für wahr halten? So gut wie mit ihrem Vater kann sie mit uns Komödie spielen. Zuletzt, um den Wirrwarr von Mißverständnissen und Einbildungen noch zu steigern, zieht der Dichter gar das pathologische Element

in die Handlung hinein: Natalie redet und geberdet sich wie eine Fieberkranke. Der wunderbar bedingstigen Erfindung entsprechen die abenteuerlichen Requisiten: ein alter Schreißhant mit verborgenen Fächern, die Truhe der Großmutter, die Klopfsgeister: denn die Liebenden klopfen sich durch die Wände ihre Gedanken zu. Diese trübselige Geschichte würde ohne das große theatralische Geschick Wilbrandt's auf der Bühne unerträglich sein, aber er hat es verstanden, ihr einige hellere Lichter aufzusetzen und mit kühnem Sarge aus dem weinerlichsten aller Schauspiele in die lustigste Komödie zu springen. In ihrer Frische und Natürlichkeit ist die erste Hälfte des zweiten Actes allerliebst. Wie gefällig und fein sind die kleinen Atelierscenen und Scherze der Wirklichkeit abgelauscht! Das Wiedererwachen des zweiten Liebesfrühlings in der Brust des Freiherrn, die eifrige Sorge der Tochter, das zarte Blümchen zu hegen und zu pflegen, die liebenswürdige Geschwätzigkeit und das halb unschuldige, halb kokette Spiel der hübschen Wittwe Henriette von Gersau mit dem Mann von fünfzig Jahren — sie zeigen, was der Dichter leisten könnte, wenn er der Natur folgen wollte. Hier waltet derselbe Sinn für das Schlichte, derselbe Künstlerhumor, der seine und anmuthige Geist, wie in „Unreichbar“, in „Jugendliebe“, in den „Malern“ — aber ach! ein böser Tropfen hat sein Blut vergiftet. Die Sucht, das Seltsame, Ausgeklügelte, Problematische natürlich erscheinen zu lassen, gelingt zuweilen in der Novelle, aber es mißglückt stets auf der ersten Bühne. Der Erzähler verfügt über tausend Kunstgriffe, die dem Dramatiker fehlen: er braucht nur die Phantasie des einsamen Lesers richtig zu stimmen, um für seine Fabel Glauben zu erlangen. Auf dem Theater gilt und wirkt nur die Alfresco-Malerei, was nicht in klaren und starken Zügen vorgetragen wird, ermüdet. Wilbrandt's „Natalie“ ist ein Novellenstoff, mit einem Dämmerlicht über der Vergangenheit einer eigenthümlichen Heldin, die sich im Rahmen der Erzählung vortrefflich angenommen haben würde, die aber unter der grellen Gasbeleuchtung, mit der Theaterschminke, ein hippokratisches Gesicht erhält. Mit all' ihrer schauspielerischen Kunst wußte Frau Auguste Wilbrandt-Baudius uns keine rechte Sympathie für diese Gestalt einzusößen. Man bewundert ihr Talent, ihr ausdrucksvolles Mienenspiel, ihre von Leidenschaft zitternde Stimme, man leidet mit ihr, man bedauert sie, aber ein Schmetterling auf einer Nadel, der noch leise die Flügel regt — welch' ein schmerzlicher Anblick!

Das Hoftheater hat in diesen drei Monaten wieder einmal von Shakespeare's Tisch gelebt. Dreimal, im November und December des vergangenen, im Januar dieses Jahres hat es den Cyclus der englischen Königsdramen einem zahlreichen, begeisterten Publicum vorgeführt. Die neue Einrichtung, in der bei uns diese historischen Schauspiele zur Darstellung kommen, rührt von W. Dehlahäuser, dem bekannten Shakespeare-Bearbeiter, her; sie umfaßt sechs Dramen: Richard II., den ersten und zweiten Theil Heinrich's IV., Heinrich V., Heinrich VI., die drei Stücke des Originals sind in ein einziges zusammengezogen, und Richard III. Die Hofbühne begann die Einstudirung dieses Cyclus, unter der Leitung des Directors Hein, im Jahre 1872; am 20. December 1872 ist Richard II. aufgeführt worden, in längeren Zwischenräumen folgten die übrigen Dramen. Erst jetzt hat man sich entschlossen, den ganzen Cyclus hintereinander aufzuführen; schon 1864 hatte Dingelstedt in Weimar und seitdem mehrmals in Wien mit großem Erfolge eine solche Shakespeare-Woche in Scene gesetzt. Er läßt die Stücke unmittelbar aufeinanderfolgen, bei uns sind Ruhepausen von einem oder zwei Abenden zwischen den einzelnen Dramen beliebt worden. Wie wenig ich auch von dem Standpunkt der nationalen Kunst mit dieser Pflege der Shakespeare'schen Historien einverstanden bin, so kann ich doch den Eindruck und Erfolg dieser Aufführungen nicht leugnen. In solchen Dingen thun die Mode, die bedeutend herabgesetzten Eintrittspreise das Ihrige, aber die eigentliche Theilnahme des Publicums läßt sich nicht aus solchen Nebensachen erklären. Der große poetisch-historische Zug in diesen Königsdramen kommt

nur in der raschen Aufeinanderfolge der Darstellungen zum Ausdruck; die Stücke, einzeln gesehen, erscheinen verwirrt, zusammenhangslos: aneinandergerückt werden sie klar, durchsichtig und verbinden sich zu einem ergreifenden Ganzen. Auch so noch setzen sie gewisse Kenntnisse voraus, auch so noch bleibt ein Rest in ihnen, den nur der englische Patriotismus glühend machen kann, der aber für den Ausländer nach so vielen Jahrhunderten kalt und starr ist; allein das Verständliche, das Charakteristische, hier der lustigste Humor, dort die höchste Tragik, abwechselnd die mächtigste Berebtheit und das blendendste Witzgefuntel überwiegen; die Wirkung auf den Zuschauer ist tief und nachhaltig.

Neben solchen Werken, die man mit dem gebührenden Aufwande in Scene setzt, hat die moderne Production einen schweren Stand: sie gleicht dem dürftigen Pflänzchen, das im Schatten eines mächtigen Baumes vergebens emporzuwachsen sucht. Von allen Arbeiten im deutschen Reich bedarf die deutsche dramatische Dichtung am ersten eines Schutzgells, wenn es doch einmal Schutzgälle geben soll. Um das Unglück nun, wie man so sagt, voll zu machen, hatte die Leitung des Hoftheaters in der Auswahl der Neuigkeiten, die sie uns vorführte, eine bös verzauberte Hand. Ein Stück nach dem andern wanderte unter Zischen und höhnischem Gelächter zu den Todten hinab. Freitag den 9. November 1877 ereilte dies Schicksal ein Lustspiel in drei Acten von Franz Hedberg „Die Töchter des Majors“: aus dem Schwedischen überseht — eine Verwässerung der sogenannten Sitten- und Familienbilder unseres Pfandes und Pöbels. Am Sylvesterabend des vergangenen Jahres blieben gar zwei Opfer auf der Bühne: das einactige Lustspiel „Reflexe“ von G. von Moser und ein Schwanck in drei Aufzügen von Eugen Stagemann: „Die Namensvettern.“ Freundlicher erwies sich das Publicum am Freitag den 18. Januar 1878 einer romantischen Poffe in zwei Aufzügen „Des Königs Schwert“ von Franz Wittong, vermuthlich weil die Marionetten in buntere Costüme als gewöhnlich gesteckt waren — das Stück spielt in den Kämpfen Heinrich's IV. mit der katholischen Ligue, dem Herzoge von Mayenne und den Spaniern — und nicht weniger als sechs Damen hin- und hertrippelten. Beachtung verdiente einzig ein einactiges Drama in Versen von François Coppée, das an demselben Abend in einer Uebersetzung des Grafen Baudissin „Der Eigenmacher von Cremona“ zur Aufführung gelangte. François Coppée geht in den Geleisen Alfred de Musset's, die Realität ist bei ihm um einen Grad stärker, als in Musset's phantastischen Dramen, die Poesie um eben so viel geringer. Aber ein feiner, zierlicher, anmuthiger Geist redet zu uns. Meister Taddeo Ferrari, aus der Kunst der Eigenmacher zu Cremona, hat dem Gesellen die Hand seiner hübschen Tochter Giannina versprochen, der die beste Geige anfertigen wird, die Geige, die am Tage des allgemeinen Wettkampfes den Preis erhält. Taddeo hat zwei Schüler, den schlanken Sandro, den buchligen Filippo, beide sind in das Mädchen verliebt, aber obgleich Filippo der klügere und geschicktere ist, hat sich Giannina's Herz doch dem schöneren Burschen zugewandt. Als Filippo in einem Gespräch mit dem Mädchen die Hoffnungslosigkeit seiner Leidenschaft einsehen lernt, entschließt er sich zu einem großmüthigen Opfer, er legt seine Geige in Sandro's und Sandro's Geige in seinen Kasten. Nun ist er sicher, daß Sandro den Preis und mit dem Preise Giannina's Hand gewinnen wird. Ihr Herz hat er ja ohnehin. Auf dem Wege zum Rathhause aber, wohin er die Geigen zu tragen hat, vertauscht Sandro die beiden Kästen und bringt so sich selber um den Erfolg. Filippo wird gekrönt und verzichtet edel bis zur Narrheit auf die schöne Giannina und während diese in die Arme Sandro's sinkt, ergreift der Bucllige seine Geige und zieht von dannen. Die Lyrik herrscht in dem Drama vor, die Charakteristik der Figuren kommt nicht über die scharfe Umrißlinie hinaus und die Moral zeigt ein bedenkliches Gesicht: dennoch spricht das Ganze unwillkürlich an und schmeichelt sich ein.

Das theatralische Ereigniß der ganzen Saison war die Aufführung des neuen Schauspiels in vier Acten von Paul Lindau: „Johannistrieb“ am



Freitag den 8. Februar. Gar manche kritische Einwendungen lassen sich gegen Paul Lindau's Dramen erheben: eins steht außerhalb jedes Zweifels, sie interessieren in den großen Städten Berlin und Wien das Publicum in einem Grade, wie die Werke keines andern dramatischen Schriftstellers der Gegenwart. So viele Gegner er hat, die Kunst hat ihm noch Keiner abgelauſcht, so wie er die moderne Geſellſchaft im Salon, im Maleratelier, im Foyer eines Theaters reden zu laſſen. Zugewogen, oft mit großer Flachheit, nur mit photographiſcher Treue, ſtatt mit künſtleriſcher Vollendung — aber doch auch mit welcher Wahrheit, Lebendigkeit und Natur! Er hat ſich zuweilen in ſeiner Dichtung bald im frivolſten Leiſchſinn, bald in herausfordernder Satire über die Grenze des Schönen hinausgewagt, aber klüger als die, welche ihn tadeln, iſt er von jeder Uebertreibung wieder zum Maßvollen zurückgekehrt. Daß ſeine Stücke nicht, auf Leſſing's Dramaturgie hin geprüft, eine erſte Nummer erhalten würden, erkennt Jeder: nur würde man mit Leſſing's Grundſätzen ſchwerlich Dramen genug finden, um Abend für Abend das Publicum im Theater unterhalten zu können. Dies aber iſt doch nun einmal, trotz aller Klagen, die Hauptaufgabe der Theater in der Gegenwart, ſie würden bald des Hungertodes ſterben, wenn ſie nur vom Ambroſia und Nektar classiſcher Dichtungen und ſolcher, die es werden möchten, leben wollten. Um zu gedeihen iſt die Bühne auf das unmittelbar ſie umgebende Leben angewieſen, und wenn einer dieſes ſo meiſterlich zu malen verſteht, wie Paul Lindau, ſollten wir ihn herzlich willkommen heißen und ſeine Vorzüge nicht darum verkleinern oder verſchweigen, weil uns einige Seiten an ihm nicht gefallen. Wenn ein Dichter nun ſchon mit dem künſtlen Schauſpiel die gebildete Geſellſchaft der deutſchen Hauptſtadt in Bewegung zu ſetzen vermag, muß ein echter Kern in ihm ſein. „Johannistrieb“ iſt im Stil und in der Stimmung der „Tante Therese“ geſchrieben; der Satiriker tritt beinahe ganz hinter dem gemüthvollen Dichter zurück, das ſcharfe Gaslicht iſt dem milden Kerzenſchimmer gewichen. Johannistrieb iſt der zweite Keimtrieb der Bäume nach einem rauhen Frühjahr um die Zeit der Sommerſonnenwende; in „Tante Therese“ äußert er ſich bei einem alternden Mädchen, in „Johannistrieb“ bei einem vierzigjährigen Manne. Das Grundmotiv des Schauſpiels iſt dasſelbe wie in Wilbrandt's „Natalie“. Ein Mann liebt die Tochter der vor Jahren von ihm angebeteten Frau. Wilbrandt vertieft ſich poetiſch-grübleriſch in die Empfindung des Mädchens bei der unerwarteten Werbung, Paul Lindau verweilt nicht einen Augenblick bei dieſem psychologiſchen Problem. Bei der erſten Begegnung, im erſten Anſchauen fühlen ſich der Naturforſcher und Weltreiſende Philipp Harold und die ſchöne erſthafte Tochter des Profeſſors Eberhard zu einander hingezogen, das ganze Stück beſteht darin, beide über ihre Neigung aufzuklären und die Hinderniſſe, die etwa aus der Vergangenheit ihrem Glück ſich entgegenſtellen könnten, durch Aufklärung derſelben aus dem Wege zu räumen. Louiſens Mutter Marianne war Harold's Verlobte; bei dem Gerücht von ſeinem Tode auf einer afrikanischen Reiſe, bei dem Ausbleiben aller Nachrichten von ihm hat ſie Eberhard ihre Hand gereicht. Im Wochenbett, bei der Kunde, daß ihr Verlobter geſund und wohlbehalten in Alexandrien angekommen ſei, iſt ſie vor Gram und Erſchütterung geſtorben. Auch hier wieder gegenüber der Dunkelheit, dem Ahnungsvollen und Verſchleierten in der Vorgeschichte des Wilbrandt'schen Drama's Einfachheit, Durchſichtigkeit des Hergangs. In beiden Schauſpielen gibt ein Maleratelier den Schauplatz der heiterſten Scenen ab: Natalie iſt ſelbſt Malerin, Louiſe ſitzt einem jungen Maler Julius Röble, der ihr Bild für einen Unbekannten — natürlich für Harold — malen ſoll. Ein Medaillonbild der Mutter veranlaßt in beiden Stücken die Eiferſucht des Liebhabers und löſt in beiden den verſchlungenen Knoten. Es iſt außerordentlich anziehend und merkwürdig zu betrachten, wie dasſelbe Motiv mit denſelben Requiſiten ſo verſchieden von zwei originalen Dichtern aufgefaßt und behandelt wird. Einen Punkt haben Beide überſehen, daß ihr Stoff weſentlich epiſcher Natur iſt und daß ſie gerade dann mit Nothwendigkeit nach dem Ausgangspunkt ihres Weges zurück müſſen, wenn der Zuſchauer erwartet und fordert, daß ſie

raschen Schrittes nach dem Ziele eilen sollen. Aber auch hier ist Paul Lindau im Vortheil, weil er es gar nicht versucht, uns durch den Schein einer dramatischen Handlung, einer Entwicklung seiner Charaktere, zu täuschen, sondern sich ganz und voll der einzelnen Scene, dem Nebensächlichen, der Anekdote hingibt. Und welch' ein Tausendkünstler ist er in diesem Fache! Niemals ist um das sogenannte Mittelstück eines Teppichs, hier Louise und Harold, eine zierlichere Borte gestickt worden; niemals der hübsche Satz von dem Ueberflüssigen, welches das einzig Nöthige sei, zu größerer Würdigung gekommen. Da ist eine würdige Dame, die uns den Tod Mariannens in gerührter Stimmung uns selber rührend vorträgt; ein allerliebster Badfisch, Grete Massow, der plappert, liebt und schmollt, wie es nur Lindau's Badfische so gefällig und so drollig können; ein waderer junger Maler Röbbte mit künstlerischem Freimuth, der Chamisso illustriert und selbstverständlich immer verliebt ist; ein griesgrämiges König Lear- und Bettler-Modell, ein ehrlicher Hypochonder; ein leichtfüßiger Friseur; eine kokette muntere Wittwe Leopoldine, die sich als Venetianerin — „reines Cinquecento“ — von Herrn Vincenz Jordan, einem eiteln Gecken und höchst mittelmäßigen Maler, abconterseien läßt, „höchst interessant, aber gar nicht ähnlich“. Alle sind mit leichtem Faden an die Handlung geknüpft — Nebenfiguren, die dennoch in erster Linie die Kosten der Unterhaltung tragen müssen. Im bunten Wechsel ziehen nun heitere und ernste Scenen, glücklich dem modernen Gesellschaftsleben abgelauscht, an uns vorüber, es wird in der nicht tiefen und gedankenschweren, aber geistreich pridelnden Weise Paul Lindau's geplaudert, zur rechten Zeit stellt sich, wie immer bei ihm, ein Gedicht ein — diesmal eins von Chamisso — häufiger als sonst wird ein warmer Gemüthsston angeschlagen, Alles in zarten Farben, die harmonisch in einander übergehen. Nirgends ein greller, verletzender Ton. Die rechte Stimmung und Beleuchtung eines sonnigen Septembernachmittags. Ich lege darauf den Hauptton, weil sie trotz der Schwäche der Fabel und der geringen Tiefe der Charaktere in diesem Schauspiel mehr als Alles, was er bisher geschrieben, den Dichter in Paul Lindau bekundet. Und nun denke sich der Leser das Ganze, so nichtig und doch anmuthend in seinem Inhalte, so alltäglich und doch so blühend und feingeschliffen in den Einzelheiten, in einem musterhaften Ensemble von den Damen Fr. Frieß-Blumauer (Frau Massow), Fr. Reßler (Leopoldine), Fr. Meyer (Louise), und den Herren Oberlaender (Professor Eberhard), Bernbal (Harold), Bollmer (Röbbte), Dehncke (Vincenz Jordan), Kahle (Modell Edmund) und Hiltl (Friseur Alberts) dargestellt und er wird den Beifall, der dem Dichter und den Schauspielern zu Theil ward, ebenso natürlich wie gerechtfertigt finden. Gewiß, ein mangelhaftes Werk nach den Gesetzen der dramatischen Kunst, aber wie wenige gibt es, die so viel Mängel durch so bestechende Vorzüge wieder gut machen!

Karl Frenzel.

## Wiener Chronik.

### Die musikalische Saison.

Wien, Mitte Februar 1878.

Indem wir vom Theater beginnen, stolpern wir gleich über einen neuen Leichenstein der „Komischen Oper“. Da liegen immer Auferstehung und Untergang dicht nebeneinander. In der That ist es so weit gekommen, daß von je zwei Musikbriefen, welche ich der „Deutschen Rundschau“ einsende, der eine fast regelmäßig von dem Wiederaufleben unserer „Komischen Oper“ unter einem neuen Director, der zweite von dem Bankrott dieses Directors und der neuerlichen Schließung des Theaters berichtet. Seit dem hoffnungsreichen Anfang dieses schönen neuen Hauses auf dem „Schottenring“ 1874 haben wir ein halbdutzendmal das traurige Schauspiel solcher Katastrophe erlebt. Von Direction zu Direction stürzte das Institut erst stufenweise, dann förmlich terrassenweise abwärts, um endlich im Jahre 1876 unbemitleidet in einem schmutzigen Dornestrüpp liegen zu bleiben, das wie zum Hohne „Rosenseld“ hieß. Nach dem unfähigen und gewissenlosen Speculanten dieses Namens übernahm der Director des Brünner Theaters, Herr Hirsch, die „Komische Oper“ und machte wirklich einige Anstrengungen, diesem Namen wieder zu seinem alten Recht zu verhelfen. Er brachte komische Opern, für welche er in seiner Gattin, der Coloraturfängerin Charles-Hirsch eine werthvolle Kraft besaß. Er gab leider auch große Opern, wie die „Jüdin“, den „Troubadour“ u. dgl., um den alten Sontheim, dieses singende Asthma, in seinen ehemaligen Glanzrollen vorzuführen. Aber mit Einer guten, wenigstens im Coloraturfach tüchtigen Sängerin und einer längst ausgefungenen Tenoristenberühmtheit läßt sich eine täglich spielende Opernbühne nicht erhalten, obendrein in den ausgefahrenen Geleisen eines alten Repertoires. So blieb denn das Haus leer und Herr Hirsch mußte unter dem Tumult seines vergeblich um die rückständigen Gagen drängenden Personals das Theater plötzlich schließen. Seit dem verfloffenen Frühling stand der vielgeprüfte Musentempel wieder verwaist und man hatte fast die Hoffnung aufgegeben, daß sich abermals ein neuer Nähr- und Adoptivvater dafür finden werde. Da erschien plötzlich mit erschreckendem Unternehmungsgeist Herr Albin Swoboda und meldete sich um die Direction der „Komischen Oper“, die er gleichzeitig mit dem von ihm gepachteten deutschen Theater in Pesth leiten wollte. Er war der erste Director der neugegründeten „Komischen Oper“ gewesen, und ist nun — bis auf Weiteres — der letzte. Die Schlange hat sich in den Schwanz gebissen. Swoboda's Herrschaft war die kürzeste von allen: sie dauerte genau sieben Tage! Auf eine elende Posse „Im Wunderland der Pyramiden“ ließ er eine einzige Opernvorstellung folgen (Flotow's „Strabella“), deren Erbärmlichkeit die ganze Entrüstung der Journalistik und des Publicums hervorrief. Für den nächsten Abend war dieselbe Vorstellung angefragt, allein weder sie noch eine andere fand mehr statt. Der nächste Morgen brachte dieselben tumultuarischen Scenen in der Directionskanzlei, die wir im Laufe von drei Jahren so oft erlebt. Ein plötzlich brotlos gewordenes großes Schauspielerpersonal, das in blindem Vertrauen auf den Namen Swoboda's sich in seine Hände gegeben, und nun vergeblich ihn, und dann gegen ihn die Behörden um Hilfe anrief. Swoboda war an die Uebernahme dieses Theaters mit grenzenlosem Reichthum gegangen; zunächst artistisch: denn weder für ein jugkräftiges Repertoire noch für ein tüchtiges Sängerpokal war rechtzeitig vorgesorgt. Sodann finanziell: denn Swoboda besaß am siebenten Tage seiner Direction schon so wenig Geld, daß (wie er zu eigener „Rechtfertigung“ veröffentlichten ließ) seine Uhr in's Versamamt wanderte. Und trotzdem

engagirte er noch am Tage der letzten Vorstellung eine neue Sängerin! Dies Alles hat eine mehr als bloß locale Wichtigkeit. Der trostlose Ausgang dieser und früherer Directionen der „Römischen Oper“, das nackte Elend, welchem plötzlich an zweihundert Personen, Schauspieler, Choristen, Orchestermitglieder und Arbeiter preisgegeben sind durch den Leichtsinne eines Theaterdirectors, regt immer dringender die Frage auf, ob denn die Wiederholung solcher Ereignisse in gar keiner Weise verhindert werden könne? Sollen wirklich unsere Geseze in diesem Punkte immerdar lückenhaft, unsere Behörden in alle Zukunft machtlos bleiben? Kann und soll die Regierung von dem Unternehmer eines großen Theaters nicht eine reelle Garantie verlangen, wenn nicht für seine künstlerische, so doch für seine finanzielle Kraft? —

So ist denn wieder, wahrscheinlich für lange Zeit, unser Hofoperntheater die einzige Opernbühne Wiens. Sie hat so eben als Neuigkeit Richard Wagner's „Rheingold“ gebracht. Die „Walküre“ war bereits im vorigen Jahre vorangegangen und zwar mit ungleich besserem Erfolg. „Das Rheingold“ errang hier einen matten succès d'estime; schon die zweite Aufführung spielte vor schwach besetztem Hause. Was das Publicum noch einigemal hineinlocken dürfte, das find die Wunder der Maschinerie und Decorationskunst. Alles spricht von den schwimmenden Rheinnizzen, der Höhle Alberichs, dem Drachen und dem Regenbogen, — von der Musik hört man kaum eine Erwähnung. Wenigstens hat das „Rheingold“ hier nicht jene furchtbare Abspannung der Hörer zur Folge gehabt, welche Ghlert in seinem Bayreuther Bericht einfach mit „Nerventod“ bezeichnet<sup>1)</sup>. In Bayreuth (wie in München) wurde nämlich das ganze „Rheingold“ als ein einziger Act, ohne jegliche Unterbrechung fortgespielt. Ein Act von dritthalbstündiger Länge und von der aufregenden Unruhe des Wagner'schen Orchesters übersteigt aber die Aufnahmefähigkeit normal organisirter Menschen. Hier hat Director Jauner den vernünftigen Muth gehabt, sich um Wagner's draconische Geseze nicht zu kümmern, sondern eigenmächtig nach der Walkhallascene einen Zwischenact von zehn Minuten eintreten zu lassen. Die Zuhörer sind ihm dankbar dafür, wie sie ihm für die wohlthätigen Kürzungen der ersten Wotan-scenen in der „Walküre“ erkenntlich waren. Wir theilen Jauner's Ansicht, daß ein Theater kein Sklavenschiff und die Zuhörer keine Sträflinge sind. Wagner selbst, der so oft durch Uebermaß seine eigenen Werke empfindlich schädigt, sollte solchen humanen Erleichterungen Dank wissen, anstatt sie zu verpönen. Die Theaterdirectoren beginnen indeß sich an das tröstliche alte Sprichwort zu halten, daß die Suppe nicht so heiß gegessen werde, als sie aufgetragen wird. Nach Wagner's ursprünglichem Willen sollte ja außerhalb Bayreuth überhaupt nicht gegessen werden: er hatte es verschworen, einzelne Theile der Nibelungen-Trilogie den verheimten Hoftheatern zur Aufführung zu überlassen. Nun hat er bereits für München und Wien diesen Bann gelöst, und andere deutsche Bühnen gehen bereits an die Aufführung der „Walküre“. Man kann Wagner zu dieser Nachgibigkeit nur beglückwünschen. Ein Werk, an das er zwanzig Jahre seines Lebens gesetzt, auf das „Bühnenfestspielhaus“ eines kleinen bairischen Städtchens beschränken zu wollen, käme einem künstlerischen Selbstmord gleich. In dem eigenen Interesse des Autors liegt es, seinen Schöpfungen die größtmögliche Verbreitung zu geben und deren Aufführung überall zu gestatten, wo man sie zu leisten im Stande ist. Und daß das Wiener Operntheater „Rheingold“ und „Walküre“ ebensogut und besser darzustellen vermag, als es Bayreuth vermochte, das hat es jezt glänzend bewiesen. Wagners plötzliche Nachgibigkeit erklärt sich übrigens schon aus dem Umstand, daß die für den verfloßenen Sommer projectirte Wiederholung der „Nibelungen-Trilogie“ in Bayreuth nicht zustande kam und die Wahrscheinlichkeit, noch einmal oder mehrmal eine Welt-Massenwallfahrt nach jenem Bühnenfestspielhaus zu ziehen, täglich geringer wird. Unsere viel angespöchtene Vorhersage ist somit schnell in Erfüllung gegangen: der Prophet kommt zum Berge, und Bayreuth, nachdem es Europa bei sich zu Gaste gesehen, begibt sich nun seiner-

<sup>1)</sup> Man vergl. „Deutsche Rundschau“, 1876, Band IX, S. 122 („Das Bühnenfestspiel in Bayreuth“).

seits auf die Wanderschaft nach Europa. So groß die Anzahl und Behebenz der Wagnerianer in Wien auch ist, weder die „Walküre“ noch viel weniger „Rheingold“ haben auch nur einen Abglanz von dem Erfolge der früheren Wagner'schen Opern hier erhascht. Ganz abgesehen von den in der Composition liegenden Ursachen dieser Erscheinung, läßt sich letztere schon aus der Dichtung allein erklären. Ein treffendes Wort Fr. Hebbel's über die einst gepriesene Nibelungen-Dichtung von de la Motte-Fouqué „der Held des Nordens“ paßt unvergleichlich auf Wagner: „Er leidet,“ sagt Hebbel, „an jener gesuchten Erhabenheit, die ebenso einsörmig als unerträglich ist und die Circulation des Blutes aufhebt, so daß die Menschen erfroren umfallen, wie auf hohen Alpen; er stellt Geschöpfe hin, die mit uns gar nicht mehr verwandt sind, weil sie wie die Bewohner des Mondes, wenn er deren hätte, ohne Luft und Wasser leben können.“ Das „Rheingold“ würde in Wien statt des mäßigen Erfolgs vielleicht eine Niederlage erlebt haben, wäre ihm nicht die Unregelmäßigkeit zu statten gekommen, daß hier — dem Zusammenhang des Drama's entgegen — die „Walküre“ früher aufgeführt und dadurch das Publicum an die poetischen und musikalischen Wunderlichkeiten des neuesten Wagner'stils einigermaßen gewöhnt war. Während aber in der „Walküre“ Siegmund, Sieglinde und Brunhilde doch unsere menschliche Theilnahme erwecken, vermag dies keine einzige von den Götter-, Riesen- und Zwergen-Figuren, welche ausschließlich die Handlung des „Rheingold“ führen. Das sind lauter bewegliche Puppen, nicht Charaktere. Die „Handlung“ selbst entbehrt jeder dramatischen Spannung, sie bringt eine Reihe äußerlicher Vorgänge ohne Seele, ohne psychologische Entwicklung. Auch musikalisch ist „Rheingold“ ärmer, es besitzt kein Seitenstück zu dem Feuerzauber oder dem Walkürenritt, kein abgerundetes lyrisches Stimmungsbild wie das Liebesduett zwischen Siegmund und Sieglinde. Die Musik ist, trotz aller geistreichen Apercüs, trocken, kalt und nüchtern, ein Product grübelnder Reflexion, bewunderungswürdig nur in der Kunst, dem Ohr etwas vorzumalen. Die bald hier, bald dort wieder auftauchenden Leitmotive beschäftigen unsern Verstand, aber ein gesundes musikalisches Gefühl muß doch bald das Mechanische, das auch in dieser Methode liegt, empfinden: diese Leitmotive wachsen eigentlich nur durch Umhüllung mit immer mehr Stoffen, wie eine Modelpuppe, und nicht aus sich selbst heraus. Doch — ich will Ihre Leser und mich selbst verschonen mit jeder ausführlichen Rheingold-Kritik; es ist über das Ganze und jeden einzelnen Theil des bösen viertägigen „Bühnenfestspiels“ bereits so entsetzlich viel geschrieben worden, daß vernünftige Musikfreunde wahrscheinlich für eine Zeitlang jeden Nibelungen-Artikel ungelesen bei Seite legen. Nur einen kleinen treffenden Beitrag naturhistorischer Kritik möchte ich noch anfügen. Ein hiesiger berühmter Arzt und Naturforscher, der zugleich zu unseren ernsthaftesten Musikkennern zählt, bekämpfte jüngst glücklich die vielverbreitete Ansicht, es sei die Musik zu „Rheingold“ und „Walküre“ sehr complicirt und daher schwer zu fassen. „Nimmt man das Fleisch fort,“ sagte er, „so bleibt meist ein sehr einfaches Skelett, wie das einer Schlange; eine lange Wirbelsäule aus lauter gleichen Stücken. Alle Scenen sind gleich gearbeitet, die etwas wirksameren haben einen deutlich erkennbaren Kopf, doch bei vielen besteht auch der Kopf nur aus einem Wirbel. Es sind diese Schlangenvirbel von sehr zierlichen, in allen Farben schillernden Schuppen und Flossen bedeckt, und hierin gibt sich ein Reichthum der Phantasie und eine Geschicklichkeit des Schöpfers kund, die man bei genauerem Studium immer mehr bewundert. Eine Thierschöpfung, die bis zur Schlangenbildung gekommen ist, bleibt immerhin eine respectable Leistung, — doch wenn man auch andere Geschöpfe mit Flügeln, Armen und Beinen, Gesichtern und Nieren kennen gelernt hat, so möchte man doch auch zuweilen solche sehen. Das Prähistorische ist nun freilich Mode, und das unterstützt die Wirkung der Nibelungen.“ —

Die Aufführung des „Rheingold“ im Hofoperntheater übertrifft in den meisten Punkten entschieden die Bayreuther „Mustervorstellung“. Dies gilt insbesondere von den bewunderungswürdigen Leistungen unserer Maschinisten und Decorationsmaler.

Vor zwanzig Jahren würde man einen Componisten ob solcher scenischer Anforderungen für irrsinnig erklärt haben und noch heute dürfte kein anderer Componist, als gerade Wagner, solche Opfer an Zeit, Geld und Anstrengung für eine Oper verlangen. Aber Wagner ist zur Stunde allmächtig, jedenfalls mächtiger als sein barmherziger Gott Wotan. Ein Gewinn für die Bühnentechnik erwächst sicherlich aus den neuen und großen Aufgaben, die Wagner ihr stellt; seiner weit ausgreifenden Phantasie verdankt die scenische Kunst bereits namhafte Fortschritte. Zu beklagen ist nur, daß all dies Schaugepränge für eine ernste Oper verwertet wird, anstatt für's Ballet, wohin es gehört. In der Oper zieht es uns nun ab von der Musik und dem dramatischen Gehalt; ein Luxus, dem man es ansieht, daß er Armuth zu verhüllen hat. Es gibt keine zweite Oper, deren Erfolg, ja deren Existenz so abhängig wäre vom Ausstattungswesen, wie „Rheingold“. In diesen Wundern und Ueberraschungen hat Wagner einen Nibelungenring erobert, der alle seine Nachfolger in's Verderben reißen wird. Der musikalische Theil wurde hier gleichfalls mit größter Sorgfalt behandelt. Hans Richter, der erste Rheingold-Dirigent in München und Bayreuth, war der rechte Mann, eine authentische Interpretation dieser schwierigen Partitur zu geben. Das Orchester spielte bewunderungswürdig unter seiner Leitung; es klang ungleich schöner und freier, als das verdeckte Musik-Nibelheim des Bayreuther „Festspielhauses“. Unter den Darstellern verdient Bed als Alberich die Palme; er schuf aus dem Zwerg eine kraftstrotzende Gestalt von unheimlich dämonischer Gluth. Den Voge gibt Herr Walter mit lobenswerthem Bemühen und theilweisem Gelingen. Für die Charakteristik dieses beweglichen schlauen Feuergeistes fehlt ihm die Schärfe, auch ist er zu sehr guter Sänger, um sich in dem ruhelos irrlichterirenden Sprachgesang heimisch zu fühlen. Sehr tüchtig bewährten sich die Sänger Kotikansky (Fasner), Hablawek (Fasolt), Scaria (Wotan) und Schmitt (Mime). Unter den Göttinnen ragt Frau Dillner als Freya durch anmuthige Erscheinung und edles Spiel hervor. Singend und schwimmend excelliren die drei Rheintöchter: Siegfried, Kraus und Sindela. — Die erste Vorstellung des Rheingold war sehr besucht, die zweite spielte bereits vor mäßig besetztem Haus.

Unsere Concertsaison hatte, wie Ihnen mein letzter Brief gemeldet, eine harte Prüfung und längere Hemmung zu bestehen durch den Tod Herbed's, des Directors der „Gesellschaftsconcerte“. Ihn zu ersetzen, vermag vorläufig Niemand, doch mußte ungekümmt Jemand ihn wenigstens vertreten. Dies that in den beiden ersten Concerten der Director des Conservatoriums, Josef Hellmesberger, dessen Hand sich jedoch neuerdings in der Aufführung der „Neunten Sinfonie“ als eine nicht glückliche bewährte. Man beklagt es hier allgemein, daß Hellmesberger, der vortreffliche, in Wien geradezu unersetzliche Geiger, sein Instrument jetzt nur selten mehr zur Hand nimmt. An Herbed's Stelle zum ersten kais. Hofcapellmeister ernannt, leitet er außer dem Conservatorium noch die Kirchenmusik in der Hofburg-Capelle und war überdies geneigt, auch noch Herbed's zweiten Posten, nämlich den eines Directors der Gesellschaftsconcerte zu übernehmen, falls ihm derselbe definitiv übertragen würde. Darauf ging aber die „Gesellschaft der Musikfreunde“ nicht ein, sondern betraute mit der provisorischen Weiterführung ihrer Concerte eine jüngere, tüchtig aufstrebende Kraft: Herrn Eduard Kremser. Als Chormeister des „Wiener Männergesangsvereins“ hat Kremser sich schnell in Respect zu setzen gewußt, nebenbei auch als virtuoser Pianist und talentvoller Componist schöne Erfolge erzielt. Feurig, kraftvoll, sanguinisch, dabei Oesterreicher durch und durch, erinnert er vielfach an Herbed. Im letzten Concert des Wiener Männergesangsvereins brachte Kremser sechs „Altniederländische Volkslieder“ zur Aufführung, die er aus der Sammlung des Adrianus Valerius (1626) ausgewählt und für Männerchor, Soli und Orchester gesetzt hat. Die Gedichte (Josef Weyl hat sie vortrefflich übersezt) stammen aus der Zeit der Unterdrückung Hollands durch die Spanier unter Alba. Es waltet darin ein starker männlicher Geist, voll Gottvertrauen im Gebete, voll Tapferkeit in der Schlacht. Der musikalische Glanz dieser Gesänge gewinnt eine merkwürdige Folie

durch den edlen Rost einer großen historischen Bedeutung. Seit lange hat unser Männergesangsverein mit keiner so großen Novität so durchschlagenden Erfolg erzielt, wie mit den Altniederländischen Volksliedern von Kremser. Die Liedertafeln und Männergesangsvereine, die ja aller Orten Ueberfluß an Schrupp leiden, werden zu diesem eisenhaltigen kräftigenden Trunk frisch zugreifen. Kremser dirigirte bereits das letzte Concert (Nr. 3) der „Gesellschaft der Musikfreunde“, in welchem besonders die trefflich aufgeführten Chöre der Semiten, Hamiten und Japhetiten aus Rubinsteins geistlicher Oper „Der Thurm zu Babel“ (Text von Julius Rodenberg), große Wirkung übten. Ein neues Clavierconcert von A. Urspruch, einem jungen Frankfurter Componisten, welcher den Clavierpart selbst vortrug, fand eine freundliche Aufnahme, ohne tieferen Eindruck zu machen. Es ist eine klare, wohlanständige, mitunter auch feine und anmuthige Composition, die sich von genialthuender Bigarrerie und weltchmerzlichen Grimassen fernhält. Leider sind die Hauptmotive nicht hinreichend originell und bedeutend, um eine so große Ausdehnung, wie die des Urspruch'schen Concerts zu vertragen. Die Gleichförmigkeit des Passagenwerks, namentlich in dem Vorherrschenden langer Trillerketten macht den Mangel an Feuer und Leidenschaft in dieser Tondichtung noch empfindlicher. Als Pianist gehört Herr Urspruch zu den soliden, reinlichen Spielern, nicht zu den glänzenden Virtuosen. Immerhin darf man von Herrn Urspruch Gutes erwarten; die Zeit wird wol seine Eigenart noch kräftiger herausarbeiten.

Virtuosenconcerte sind in dieser Saison nur sehr spärlich aufgetreten; gegen die hohe Fluth, mit der sie in früheren Jahren Wien überschwemmten, erscheinen sie jetzt fast wie ein sanftes Plätschern. Allerdings gibt es eine Menge kleiner unnöthiger „Concerte“, in denen junge Pianistinnen und halbwüchsige Violinspieler vor die „Oeffentlichkeit“, richtiger: vor einen wohlwollenden Kreis von Freunden und Verwandten treten; aber die Ehre, sie unter die „Virtuosen“ zu rechnen — kann man ihnen vorläufig doch noch nicht erweisen. Virtuose im eigentlichen Sinn ist der Pianist Alfred Grünfeld, dessen sichere und brillante Technik überall die Anerkennung finden dürfte, welche das Wiener Publicum ihr so reichlich gezollt hat. Es war ein sehr gut besuchtes, erfolgreiches Concert, mit dem sich Herr Grünfeld vor seiner längeren Kunstreise hier verabschiedet hat. Außer ihm hat noch von einheimischen Pianisten Frau Toni Raab großen und verdienten Beifall geerntet. Sie spielte im letzten „Philharmonischen Concert“ das überaus schwierige F-moll-Concert von Ad. Henckelt mit bedeutender Technik und ausdrucksvollem, stellenweise nur etwas absichtlich blasirtem Vortrag. Ihr Können imponirt uns mehr, als ihr Titel „Schülerin von Liszt“. Wir sind gegen dieses Adelsdiplom sehr mißtrauisch geworden, seit die halbe Pianistenwelt sich dasselbe anmaßt. Wenige junge Claviervirtuosen und gar Virtuofinnen haben wir in den letzten Jahren gehört, die nicht „Schüler von Liszt“ gewesen wären. Darunter gar manches Jungfräulein, welches in der That spielte wie eine Schülerin, — jedoch von Liszt keine Ahnung hatte. Ich weiß nicht, ob das immer mit Genehmigung Liszt's geschieht, glaube aber, daß die Nachsicht des, namentlich gegen junge Damen so liebenswürdigen Meisters oft genug mißbraucht wird. Da rückt alle Augenblicke ein musikalischer Nachsicht mit einem zärtlichen Papa oder einer zubringlichen Mama dem berühmten Abbé auf die Stube, spielt ihm etwas vor, empfängt von ihm einige Winke, Correcturen oder aufmunternde Bemerkungen und geht dann kühn als „Schülerin von Liszt“ in die Fremde. Eine Dame hat hier soeben ein „Musikinstitut für Mädchen“ eröffnet, an welchem, laut Programm, nicht weniger als drei „Schülerinnen von Liszt“ Unterricht ertheilen.

Es macht einen seltenen Eindruck, neben den vielen jungen, oft allzu jungen Virtuosen, einen halbverschollenen Veteran wieder als Concertgeber auftreten zu sehen: Ole Bull concertirt neuerdings in Wien. Pietät der Alten und Neugierde der Jungen zogen ein recht zahlreiches Publicum zu seinem ersten Concert; die Empfindungen, mit denen man den Saal verließ, waren aber seltsam getheilte. —

Sehen wir einen Virtuosen mit weißen Haaren, einen Mann hart an den Siebenzig, sich mit denselben Bravourstücken abplagen, die er als Jüngling halb Europa vorge spielt, so mischt sich immer einiges Mitleid in die Bewunderung. Ole Bull ist dem längst überwundenen Geschmack seiner Jugendzeit treu geblieben; aber ihm haben die Feinheit des Gehörs, die Kraft des rechten Arms und die sichere Beweglichkeit der Linken nicht die gleiche Treue bewahrt. Stücke die, selbst rein und glänzend vorgetragen, uns heutzutage wenig Vergnügen bereiten würden, spielt Ole Bull jetzt steif und unrein. Dieser Gefahr fällt er um so häufiger anheim, als er, ganz wie ehemals, das Hauptgewicht seiner Productionen mehr auf Kunststücke als auf die Kunst legt. Mehrstimmiges Spiel, Flageoleffekte, allerlei virtuose Bizarrieries und Wagnisse, welche ihm einst den Beinamen des „nordischen Paganini“ eingetragen, bilden noch jetzt das Alpha und Omega seiner Kunst. Größe und Schönheit des Tons opfert er unbedenklich diesen musikalischen Exerzien. Obendrein spielt Ole Bull fast ausschließlich eigene Compositionen, dieselben unzusammenhängenden bizarren Phantasien, die man ehemals als „echt nordisch“ zu bewundern versuchte, da man sie unmöglich als echt musikalisch bewundern konnte. Ole Bull wurde mit Beifall überschüttet, wie sich dies von selbst versteht und geziemend gegenüber einem Manne, der mit der dreifachen Weihe des Ruhmes, des Alters und der persönlichen Liebesswürdigkeit uns entgegentritt. Aber eine glückliche Idee war es kaum von ihm, sich noch einmal mit der Geige auf Reisen zu begeben, um seinen eigenen Nekrolog zu spielen.

Die „Philharmonischen Concerte“, veranstaltet und ausgeführt von dem Orchester des Hofopertheaters, bilden noch immer den Höhepunkt unseres Concertlebens. Alle Plätze des Großen Musikvereinssaals sind für die ganze Serie von acht „Philharmonischen Concerten“ lange vor deren Ankündigung ausverkauft und die Zahl der zurückgewiesenen Abonnementsbewerber wächst von Jahr zu Jahr. Hofcapellmeister Hans Richter hat es verstanden, diese durch Otto Dessoff zu hohem Ansehen gebrachten Orchesterproductionen auf ihrem Niveau zu erhalten. Die „Philharmoniker“ haben in dieser Saison bereits zwei neue Sinfonien gebracht, die eine von Herbed, die andere von Brahms. Außerdem kam unter Hans Richter's Leitung (im Hofopertheater) ein Oratorium „Die sieben Todsünden“ von Adalbert Goldschmidt, einem Wiener, zur Aufführung. Dieses unsäglich anspruchsvolle und dilettantische Ungethüm, — ein Vocabularium Wagner'scher Ausdrücke und Lebensarten ohne Wagner's Geist — darf ich füglich mit Stillschweigen übergehen; ist doch noch niemals eine musikalische Novität von der gesamten spruchfähigen Kritik in Wien so einstimmig und mit solcher an Entrüstung grenzenden Schärfe verurtheilt worden.

Herbed's D-moll-Sinfonie ist das letzte Werk des uns so früh entrisenen Tonichters, der seine beste Kraft daran gesetzt hat. Sie frappirt zunächst durch eine bislang unerhörte Neuerung: die Mitwirkung der Orgel. Die Orgelstimme ist obligat und bestimmt von Haus aus den Charakter der ganzen Sinfonie. Die erste Anregung dazu gab augenscheinlich die große Orgel im Musikvereinsaal; einmal gesagt, mußte die Idee über Herbed, den Freund neuer außerlesener Instrumentaleffekte, eine verführerische Gewalt üben. Hatte er doch in seiner ersten Sinfonie (C-dur) die Harfe in ähnlicher Weise, alle vier Sätze hindurch, obligat verwendet, — nicht im Dienst eines poetischen Programms (wie Berlioz), sondern um ihrer blendenden Klangwirkung willen. Zunächst lockte ihn hier die Orgel, dort die Harfe, als Quellen neuer, im Sinfoniestil noch unverbrauchter Klangeffekte. Beide Instrumente führen unerbitlich auf nicht sinfoniegemäße Seitenwege: die Harfe zur Oper hin, die Orgel zur Kirche. Eine neue Idee ist die obligate Verwendung der Orgel in der Sinfonie, — eine glückliche war sie nicht. Als obligates Orchesterinstrument reißt die Orgel sofort die Herrschaft an sich, und diese Herrschaft ist für die Dauer einer großen Sinfonie schwer zu ertragen. Ihr mächtiges Brausen verschlingt wie eine Flamme die übrigen Instrumente. Neben diesem akustischen Despotismus übt die „Königin



der Instrumente" auch einen ästhetischen: ihr kirchlicher Charakter duldet keine Sacularisirung, er verbietet die reizende Beweglichkeit, den Wechsel der Stimmungen, das dramatische Leben, das wir von der modernen Sinfonie verlangen. Der contrastirende Charakter der vier Sätze, das unbestrittenste Kunstgesetz in der Sinfonie, wird durch die Orgel auf ein Minimum nivellirt. Herbed hat diesen Uebelstand gefühlt und läßt deshalb im Scherzo die Orgel pausiren. Aber dadurch fällt wieder das Scherzo merklich aus dem Stil des Ganzen. Der Componist hätte besser gethan, diesen schwächsten Satz lieber ganz wegzulassen und zur alten Form der dreisätzigen Sinfonie zurückzukehren. Präludium, Andante und Finale hätten ein viel einheitlicheres Ganze gebildet. Alle theoretischen Einwendungen, die wir oben gegen die Orgel als obligate Stimme in einer Sinfonie geltend machten, würden trotzdem, — das wissen wir recht gut — durch ein originales schöpferisches Genie, durch einen großen Erfinder besiegt werden können. Ein Beethoven könnte meinerhalben zwei Orgeln in einer Sinfonie beschäftigen, es wäre doch immer eine Beethoven'sche Musik. Herbed's Orgel-Sinfonie imponirt durch ihren hohen künstlerischen Ernst, durch ihre contrapunktische Kunst, durch geistvolle Einzelheiten; allein es fehlt ihr, wie den meisten Herbed'schen Compositionen, der Segen der Ursprünglichkeit, die Neuheit und Gewalt der musikalischen Ideen, der frisch dahinströmende Zug der Erfindung. Auf das Publicum machte die Sinfonie eine sehr ermüdende Wirkung.

Seit Jahr und Tag die wichtigste Erscheinung in dem Musikleben nicht bloß Wien's, sondern Deutschland's, war die zweite Sinfonie (D-dur) von Johannes Brahms. Ihre erste Aufführung folgte fast genau in Jahresfrist nach jener der ersten Sinfonie von Brahms; wie letztere das Jahr 1876, so hat erstere das Jahr 1877 schön und bedeutungsvoll abgeschlossen. Wir brauchen kaum daran zu erinnern, mit welcher hochgespannten, fast leidenschaftlichen Erwartung man der ersten Sinfonie eines Meisters entgegensah, der in allen Zweigen der Kammermusik bereits Großes geleistet, in den beiden Serenaden und den „Variationen über ein Haydn'sches Thema“ seine Meisterschaft im Orchestersatz dargethan, vor Allem aber in seinem „Deutschen Requiem“ sich den ersten Platz unter allen Tonbildnern der Gegenwart erobert hatte. Aber die unerbittliche Gewissenhaftigkeit und strenge Selbstkritik, welche zu Brahms' hervorsteckendsten Charakterzügen gehört, ließ ihn mit der Veröffentlichung einer Sinfonie immer noch zurückhalten. Offenbar hat er an sein erstes Werk in diesem Fach das ganze Aufgebot seiner Kräfte setzen wollen. Trotzdem hat seine C-moll-Sinfonie weder in Wien, noch anderwärts, die großen Hoffnungen des Publicums ganz und aufrichtig erfüllt. Daß hier eines der großartigsten Werke der Sinfonienliteratur vorliege, dies leuchtete freilich auch einem Laien sofort ein. Wenn jedoch der Hörer über der erstaunlichen contrapunktischen Kunst dieser Tonbildung die unmittelbar zündende Wirkung vermißte, so konnte man ihm nicht ganz Unrecht geben. Brahms' erste Sinfonie ist zu complicirt, zu streng, zu weit absehend von gewohnten Effecten, um schnell aufgefaßt und gewürdigt zu werden. Das ist kein Fehler, aber ein Mißgeschick, für den Augenblick wenigstens. Die nächsten Wiederholungen werden es allmählig tilgen. Als Wahlspruch könnte auf diesem Werke das Bekenntniß Grillparzer's stehen: „Ich wollte allerdings Effect machen, aber nicht auf das Publicum, sondern auf mich selbst.“ Man vermißte darin den melodischen Zauber, den süßen Blüthenduft, durch welche Schumann und Mendelssohn uns ohne Mühe und Mühsel entzücken. Aber weder Schumann noch Mendelssohn knüpften in ihren Sinfonien an die letzte Periode Beethoven's an, ohne welche Brahms gar nicht zu denken ist. Brahms erinnert in dem eigenthümlich geistigen, überfinnlichen Ausdruck und der schönen Länge seiner Melodien, durch die Kühnheit der Modulationen, die polyphone Gestaltungskraft, vor Allem durch den strengen männlichen Ernst des Ganzen an Beethoven's sinfonischen Stil. In Brahms finden wir jenes ethische Element wieder, das man als einen Hauptcharakterzug in Beethoven's Musik hervorhebt, welche überzeugen, nicht bloß unterhalten will. Jedoch auch von dem Schatten des späteren Beethoven lagert ein gutes Stück auf Brahms' größeren

Werken, insbesondere der C-moll-Sinfonie. Beethoven's Stil ist zuletzt häufig verworren, willkürlich geworden; seine Innerlichkeit verankert oft in ein launisches, grüblerisches Wesen. In diese Stimmungs- und Vorstellungskreise hat sich Brahms eingelebt und pflegt in seiner ersten Sinfonie das Ernste, Schwere, Complicirte, auf Kosten der sinnlichen Schönheit. Wir gäben oft gern die feinsten contrapunktischen Kunststücke (wie sie in Brahms' Partitur zu Duzenden vergraben liegen) um ein Stück warmen Sonnenscheins, bei dem uns das Herz aufgeht. Auf eine Analyse dieser Sinfonie gehe ich hier nicht ein, das Werk ist ja seither außerhalb Wien's vielfach gegeben und besprochen worden. Nur das Eine möchte ich noch erwähnen: Die Vorliebe, mit welcher Brahms drei gefährliche Elemente der modernsten deutschen Musik pflegt: die Synkope, den Vorhalt und die Gleichzeitigkeit verschiedenartiger Rhythmen und Tactarten. In diesen, die Auffassung wie die Ausführung so sehr erschwerenden Kunstmitteln, der Synkope namentlich, dürfte Brahms kaum weiter gehen, als er in seiner ersten Sinfonie gethan.

Der Erfolg von Brahms' Zweiter Sinfonie (D-dur) war ein ungleich größerer; ja, er zeigte eine ganz andere Physiognomie. Jene erste Sinfonie wird immer bewundert werden; die zweite überall bewundert und geliebt. Man hat, auf Beethoven anspielend, Brahms' C-dur-Sinfonie kurzweg „die zehnte Sinfonie“ genannt. In diesem Sinne wird die neue in D-dur nicht „die elfte“ heißen; ihre freundliche Klarheit biegt von dem Ausgang Beethoven's wieder zu dessen Mitte zurück und erinnert an die zweite und sechste des großen Meisters. Unter Brahms' Werken nähert sich ihr in Stil und Stimmung am meisten das B-dur-Sextett, also dasjenige seiner Instrumentalwerke, das ihn am populärsten gemacht hat. Brahms' zweite Sinfonie leuchtet in gesunder Frische und Klarheit; durchweg faßlich, gibt sie doch überall aufzuhorchen und nachzudenken. Allenthalben zeigen sich neue Gedanken und doch nirgends die leidige Tendenz, Neues im Sinn von Unerhörtem hervorbringen zu wollen. Dabei kein schielender Blick nach fremden Kunstgebieten, weder verschämtes, noch freches Betteln bei der Poesie oder Malerei — Alles rein musikalisch empfunden und gestaltet, und ebenso rein musikalisch wirkend. Als ein unbefiegbarer Beweis steht das Werk da, daß man (freilich nicht Jeder Mann) noch neue Sinfonien nach Beethoven schreiben könne, obendrein in den alten Formen, auf den alten Grundmauern. Durch das Lob dieser zweiten Sinfonie möchten wir die hohe Bedeutung der ersten nicht entfernt herabdrücken. Wir müssen sogar hervorheben, daß in der ersten mehr von Brahms' eigenster Individualität steckt, daß sie seinem innersten Wesen unmittelbarer entsprossen ist, als die zweite. Auch hat letztere kein Stück von dem großartigen Pathos des Finales der C-dur-Sinfonie aufzuweisen. Dafür besitzt jene einen bedeutenden Vorzug in ihrer holden Natürlichkeit und Frische. Die vornehme, aber gefährliche Kunst, seine Ideen unter polyphonem Gewebe zu verstecken oder contrapunktisch zu durchkreuzen, hat Brahms diesmal glücklich zurückgebrängt; und erscheint die thematische Verarbeitung hier weniger erstaunlich, als in der ersten Sinfonie, so sind dafür die Themen selbst reizender und ihre Entwicklung fließender, durchsichtiger, darum auch wirksamer. Das Publicum konnte seine Freude darüber gar nicht laut genug ausdrücken, daß Brahms, nachdem er in seiner ersten Sinfonie der Tragik kausischer Seelenkämpfe gewaltigen Ausdruck verliehen, nunmehr in seiner zweiten sich der frühlingsblühenden Erde wieder zugewendet hat. Die Sinfonie wurde nicht von Brahms selbst, sondern, auf dessen ausdrücklichen Wunsch, von Hans Richter dirigirt, der sie in ganz vollendeter Aufführung zu Gehör brachte.

Eduard Hanslick.

v. **Schopenhauer's Leben** von Wilhelm Gwinner. Mit zwei Stahlstichen: Schopenhauer im 21. und 70. Lebensjahre. Leipzig, F. A. Brodhans. 1877.

Eine wesentlich umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage der Schrift „Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt“ von demselben Verfasser. Er hat hier zahlreiche Documente benutzen können, und höchst Interessantes findet sich darunter: acht Briefe Goethe's, manche Mittheilungen über Goethe, herrliche Briefe von Schopenhauer's Schwester Adele, die Briefe und Eingaben bei seiner Promotion und Habilitation, insbesondere die lehrreiche ausführliche Lebensbeschreibung, die er der Berliner Facultät einreichte. Der Verfasser fürchtet, nicht überall das rechte oder auch nur gleiches Maß eingehalten, sondern hier zu viel, dort zu wenig gegeben zu haben. Diese Furcht ist nicht unbegründet: die Actenstücke über den Proceß Schopenhauer's mit seiner Berliner Wirthin brauchten nicht in extenso mitgetheilt zu werden, der anderweitig bekannte Briefwechsel Schopenhauer's mit seinem Verleger vertrug eine kürzere Darstellung, die englischen Briefe bedurften wol keiner Uebersetzung u. s. w. Aber es ist in der That nicht leicht, in solchen Dingen das genau Richtige zu treffen; immer werden sich verschiedenartige Ansprüche geltend machen; mag daher lieber zu viel als zu wenig gegeben werden. Der außerordentliche Mensch, der hier einer so genauen Betrachtung unterworfen wird, hat fast Allem, was aus seiner Hand hervorging, den Stempel seines eigenthümlichen Geistes aufgedrückt. Die Geschäftsbriefe, in denen er einen bedrohten Theil seines Vermögens rettet, liest man mit der größten Spannung und mit wachsender Verwunderung über die ungewöhnliche Energie und Fähigkeit des Philosophen auch in praktischen Dingen. Selbst wenn wir bloß eine psychologische Studie über einen beliebigen Unbekannten vor uns hätten, so wäre es ein merkwürdiges, das eifrigste Studium herausforderndes und belohnendes Buch, das Niemand aus der Hand legen würde, ohne seine Menschenkenntniß vermehrt zu haben.

Eine Analyse und Kritik von Schopenhauer's Werken ist nicht die Absicht des Verfassers. Doch wird ihre äußere Geschichte verfolgt, wir erhalten Auskunft über Rezensionen und Recensenten und dergl. Gewisse Ausfälle gegen „Literaten“ und „Kognsubler“, welche Schopenhauer nicht unbedingt verzeihen wollen, würden um nichts weniger kräftig sein, wenn sie etwas weniger heftig wären. Und doch nimmt der Verfasser selbst keinen unbedingt panegyrischen Standpunkt ein; überall behält man den Eindruck, daß er die Thatfachen rein zu Worte kommen läßt und für die Schattenseiten seines Helden nicht blind ist.

Wäre die Composition des Buches etwas sorgfältiger, wären manche Briefe und Actenstücke, welche jetzt die Darstellung unterbrechen, in einen Anhang verwiesen: so hätte die Arbeit an Lesbarkeit und Wirksamkeit erheblich gewonnen.

dp. **Gegen den Strom.** Gesammelte Aufsätze von Julius Duboc, Dr. phil. Hannover, C. Kümpler. 1877.

Julius Duboc hat sich unter unseren jüngeren Philosophen sehr schnell einen geachteten Namen erworben. Seine „Psychologie der Liebe“ und „Leben ohne Gott“ sind zwei philosophische Untersuchungen, welche durch ihren glänzenden Stil, durch die Klarheit und Bestimmtheit in der Ausführung der von ihm eingenommenen Position und durch ihre anregenden psychologischen Erörterungen für jeden denkenden Leser anziehend und belehrend sind. Duboc ist, wenn wir seine wissenschaftliche Stellung annähernd richtig bezeichnen wollen, einer der geistvollsten, aber auch selbständigsten Schüler Ludwig Feuerbach's. Er hat von diesem tiefen Denker vor Allem die sichere Methode, den eindringlichen Ernst und den sittlichen Schwung. Wenn er sich einerseits weniger durch glänzende Feuerbach'sche Antithesen oder häufig blendende Gedankenblitze auszeichnet, so erreicht er ihn doch durch seine logische Schärfe und seine klare Beweisführung. Namentlich tritt diese geistige Verwandtschaft in seiner Polemik hervor. So gehört denn auch die Widerlegung, welche er gegen die angebliche Kritik der protestantischen Kirchenzeitung über sein „Leben ohne Gott“ geschleubert hat (Dorn, C. Strauß. 1877), zu den mannhaftesten und vernichtendsten Streitschriften, welche unsere, auf diesem Gebiete so reiche Literatur aufzuweisen hat. Derselbe objective, aber auch bewußte und stets schlagfertige Geist tritt dem Leser in dem hier angezeigten **Gegen den Strom** entgegen. Die in dieser Schrift vereinigten vierzehn Aufsätze gehören nicht in die Classe jener deut zu Tage so beliebten Sammlungen alter Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, welche sich über die verschiedensten, einander fern liegenden Gegenstände verbreiten und höchstens den äußeren Rahmen gemeinsam haben, sondern knüpfen, von der Einheit eines durchgebildeten philosophischen Geistes getragen, des Verfassers Anschauungen an neue politische oder literarische Erscheinungen an. Gleich der erste Aufsatz „Bürger's Charakter in seinem Liebesleben“ ist ein äußerst werthvoller Beitrag zur Geschichte unserer Literatur und zur Kenntniß des Dichters. Er zieht mit seinem psychologischen Verständniß das Facit aus dessen Schuld und Unglück und schildert an der Hand seiner Briefe oder sonstigen zeitgenössischen Berichte den Conflict zwischen Leidenschaft und Pflicht, welcher als rächende Nemesis seine letzten Jahre vergiftete, aber auch als tragische Sühne den Armen wieder läuterte. Nicht weniger bieten die übrigen Aufsätze, welche geschichtliche und philosophische, allgemeine literarische, ästhetische und politische Fragen behandeln, eine solche Fülle scharf realistischer Beobachtungen und einen solchen Reichtum geistiger Anregungen, daß sie auch für den „general reader“ — um hier einen unübersehbaren englischen Ausdruck zu gebrauchen — eine wahre Fundgrube von gesunder wissenschaftlicher Belehrung enthalten.

Wenn es an dieser Stelle auch an Raum gebricht, auf sämtliche Aufsätze näher einzugehen, so sei es doch gestattet, hier wenigstens einige der hauptsächlichsten hervorzuheben. Auf streng philosophischem Felde bewegen sich u. A. „Aus Ludwig Feuerbach's Nachlaß“, worin dieser von der Gegenwart ungebührlich vernachlässigte Philosophie liebevoll gewürdigt und charakterisirt wird; ferner „Wider die Grundanschauungen des philosophischen Idealismus“, welcher den Gegensatz der Feuerbach'schen und Schopenhauer'schen Weltanschauung zerlegt und die Gründe für die Popularität der letzteren erörtert, und endlich „Eduard von Hartmann's Berechnung des Weltelends“, worin die Philosophie des Unbewußten einer sehr scharfen, aber, wie uns scheint, gerechten Kritik unterworfen wird. Der Aufsatz „über die moderne Jugendliteratur“ erkennt zwar bereitwillig die großen Fortschritte an, welche in technischer und künstlerischer Beziehung auf diesem Gebiete gemacht sind, protestirt aber energisch gegen die Unsitte, die Caricatur und das Zerrbild in der Jugendlectüre überwuchern zu lassen, und weist mit berechneten Worten die daraus hervorgehenden sittlichen Gefahren nach. Auch kann nicht genug beherzigt werden, was der Verfasser über die in den Erwachsenen überhandnehmende Sucht sagt, die ernstesten und feierlichsten Dinge vorzugsweise als geeignete Gegenstände für einen Salauer oder ein Wortspiel zu gebrauchen, eine Sucht, welche durch die Wigblätter methodisch großgezogen wird und zuletzt zur völligen Inbolenz des öffentlichen Lebens, z. B. in Berlin führt. In der Abhandlung „über die Ehrfurcht“ zeigt der Verfasser in einer blühenden und durch Entwicklung des psychologischen Materials durchsichtigen Weise, von welchen Bedingungen das Zustandekommen des ehrfurchtigen Gefühls im Menschen abhängig ist; daß und warum die Ehrfurcht auch dem Universum, dem Weltganzen gegenüber empfunden werden kann, und warum sie als der werthvollste Theil des religiösen Empfindens anzuerkennen ist. Ein anderer Aufsatz erörtert die schwerwiegende und sehr zeitgemäße Frage über „den Staat und die politischen Gefangenen“. Die Strafe soll in Zukunft nicht von der Parteilust, sondern in achtungsvoller Form vollstreckt und was man bisher dem feinen Volk bewilligt hat, auch der Gefinnung bewilligt werden.

„Gegen den Strom“ nennt Duboc resignirt sein Buch. Durch diesen Titel klingt ein harter und vielleicht berechtigter Vorwurf. Treibt das geistige Leben der Nation wirklich in einer, dem idealen Streben des Autors völlig entgegengesetzten Richtung, darf ein freier und wahrhaftiger Kritiker heut zu Tage nicht mehr auf die Aufmerksamkeit und das lebendige Verständniß eines hochgebildeten und wissenschaftlich strebenden Leserkreises rechnen; ist dieses wirklich schon zu kleinen stillen Gemeinde zusammengeschrumpft? Hoffentlich täuscht sich der mannhafteste Streiter, und hoffentlich täuschen wir uns mit ihm; denn es wäre schlecht um unser Volk bestellt, wenn er Recht hätte oder gar behalten sollte.

## x. Der Pessimismus. Von Johannes

Huber. München, Theodor Ackermann. 1876.

Zu bekannter löblicher Absicht bricht der unermüdbliche Vorkämpfer eines milden, bühnsamen, wissenschaftlich-religiösen Idealismus oder, wenn man lieber will, einer wissenschaftlich-idealen Religiosität hier wiederum eine Lanze gegen die verneinenden Spulgeister der Zeit. Zunächst werden sie des Nimbus der Originalität entkleidet. Die Formeln und Geberden, die Dogmen und Syllogismen der Verzweiflung und Weltverachtung, welche durch die Popularisirung Schopenhauer'scher Doctrinen in einem Theile der „philosophischen“ Zeitliteratur gang und gäbe geworden sind, werden in kurzer Musterung als ein unartiges Erbsitz des menschlichen Culturprocesses, als ein wesentliches Moment unserer Entwicklungs- und Krankheits-Geschichte nachgewiesen. Von Carya-Muni bis auf Eduard von Hartmann zieht sich der Jammer über die schlechte, nichtsnutzige Welt durch die Cultur- und Stimmungsschwankungen der sich mühenenden Menschengeschlechter, zumal der arischen Stämme, was sich aus der Intensität ihres Seelenlebens nur zu natürlich erklärt. Die Zeiten der glühenden, leidenschaftlichen Religiosität, das möchten wir dem Verfasser zu bedenken geben, sind von diesen Anwandlungen, diesen Rückschlägen der Stimmung, ebenso wenig verschont geblieben, wie die der Skepsis. Die verzweifelte Klasse des eifrigen Buddhisten, die Weltkluft der Mönche in den Felswästen der Thebais, die Kaseri der Flagellanten, die Resignation des gläubigen Calvinisten gegenüber der Gnadenwahl eines „liebenden“, aber unerforschlichen Gottes, der die ungeheure Mehrzahl seiner Kinder von Ewigkeit her zur Verdammniß bestimmte — ist das Alles etwa tröstlicher und erquicklicher, als die Paradoxie des großen Frankfurter Propheten, der die Verneinung und Aufhebung des Willens zum Leben lehrt und sich dabei an der Wirthstafel des „Englischen Hofes“ durch doppelte Portionen stärkt? Man sagt, daß es auch unter seinen Jüngern einige gibt, auf welche „Kummer und Seufzen“ nicht eben auszehrend wirkt. Auf alle Fälle möchte die von dem Pessimismus drohende Landesgefahr weder so groß sein, als Huber glaubt, noch ganz und gar auf der Seite liegen, wo er sie sucht. Er fürchtet das Umsichgreifen einer ironischen, grausamen, raffinierten Selbstsucht unter dem Einfluß des „Nihilismus“ und sieht nur in der Wiederbelebung der religiösen Ideen das Heil. Als ob die religiösen Ideen sich nicht von jeher mit allen, auch den schlimmsten und böseartigen Formen der Selbstsucht ganz vorzüglich betragen hätten? Wer „die Massen“ durch Bertröstung auf ein besseres Jenseits mit ihrem Elend anzuküßeln hofft, der hüte sich, daß er den Teufel nicht durch Beelzebub antreibe. Als Trost für einzelne, besonders gestimmte und geartete Gemüther soll die eschatologische Betrachtung, (die ja von Huber an einer anderen Stelle, p. 117, ganz ehrlich als „phantastisch“ anerkannt wird) ihre volle Geltung behalten. Für die Leitung, Besserung „der Massen“ eines aufwärts strebenden Culturvolks gibt es, sobald

das Denken einmal erwacht ist, keinen anderen Weg zum Heil, als den der steigenden wirthschaftlichen und wissenschaftlichen Bildung, bei vernünftigen, wohlwollenden Gesetzen. Jemehr sich die Einsicht verbreitet, daß die Frage nach dem Anfange und Ende der Dinge, von einem endlichen, organischen Wesen aufgeworfen, eine an sich unerechtigte und müßige ist; daß das Naturgesetz, in dem von uns übersehenen Raum der Entwicklung, das Interesse des Einzelwesens zwar dem der Gattung unterordnet, aber gleichwohl für Erreichung persönlicher Befriedigung eine gewisse, wenn auch nicht unfehlbare Chance, einen gewissen, wenn auch nicht unbegrenzten Spielraum gewährt: um so mehr werden die Utopien einer förderlichen, bessernden Thätigkeit, die pessimistische Verhimmung und die optimistische Phantasterei einem heiter resignirten Lebensmuthes Platz machen. Der Mann schwärmt nicht wie der Jüngling. Ist er darum weniger glücklich? Und weniger zuverlässig und gut? Das möge man doch bedenken, ehe man gegen vorübergehende Bestimmungen unserer Entwicklung nach den Recepten der Vergangenheit greift.

2. **Tell und Gessler in Sage und Geschichte.** Nach urkundlichen Quellen von E. L. Röscholz. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1877.

Für die Kritik der Tellsage, welche den schweizerischen Patrioten, den Geschichtsforscher und den Literarchistoriker in gleicher Weise interessieren muß, beziehneth das vorliegende Werk einen bedeutenden Fortschritt. „Die Namen Tell und Gessler sind geschichtlich unvereinbar“, sagt der Verfasser und erbringt dafür den vollständigen Beweis. Gestützt auf ein durch vierzigjährigen Fleiß zusammengebrachtes Material von etwa 1000 Urkunden aus der Familien-geschichte der schweizerischen Gessler (jetzt besonders veröffentlicht: „Die Aargauer Gessler in Urkunden von 1250 bis 1513“ von E. L. Röscholz. Heilbronn 1877), laßt er mit der größten Bestimmtheit aussprechen, daß niemals zu irgend einer Zeit ein Gessler Landvogt in Uri oder Schwyz gewesen ist. Und die nähere Untersuchung lehrt, daß dieser Landvogt nicht etwa durch die Tellsage in die Geschichte vom Tell gekommen ist, sondern durch bewußte, zu politischen Zwecken begangene Fälschung schweizerischer Chronisten des 15. Jahrhunderts. Verräuthung des Gesslerischen Grundbesitzes durch die Cantone sollte mittelst der Fabel maskirt werden, daß einst ein Gessler die Cantone gequält habe. Füge und Erfindung war den schweizerischen Chronisten jener Zeit überhaupt geläufig. Erst kürzlich hat Jacob Wächtel den Einiger Pfarrer Eulogius Reiburger als Geschichtsfälscher enthüllt. Von ihm rührt vermuthlich die Behauptung her, daß die Schweizer von den Schweden abstammten. Und mit einer dreifachen Entsehnung aus dem Norden ist denn auch die von dem dänischen Historiker Saxo Grammaticus erzählte Geschichte des Wogenhülken Tolo als Sage vom Tell in den Bericht über die Befreiung der Waldstätte verflochten worden. Wir erkennen, daß wir es

nicht mit echter Volkslage, sondern mit einem „gewaltthätigen Nachwerk rathender und verrotteter Gelehrsamkeit“ zu thun haben. Nur müssen wir hinzufügen, daß gerade solche Beispiele lehren, wie Vieles, was uns als echte Volkslage erscheint, ein Product uralter, nur mit den Mitteln unserer Forschung nicht mehr aufdeckerbarer Tendenzlüge sein mag. — In allen wesentlichen historischen Resultaten wird man dem Verfasser bestimmen müssen; literarchistorisch wichtig ist die Analyse der älteren vor-schillerischen Tellschauspiele; über den mythologischen und etymologischen Theil der Untersuchung dagegen wäre zu rechten.

3. Von neuen Auflagen bekannter Werke nennen wir: „**Schau um Dich und Schau in Dich**“, Dichtungen von Julius Hammer, welche hier in würdiger Ausstattung bereits zum fünfundzwanzigsten Male erschienen (Leipzig, F. A. Brodhahn. 1878). Ein tief empfundenes Vorwort von der Wittve des früh-geschiedenen Dichters († 1862) leitet die Jubiläumsausgabe dieser gedankenreichen, von echter Religiosität erfüllten, die Welt und das Leben liebend umfassenden poetischen Betrachtungen ein, welche er ihr einst (1851) als Hochzeitsgabe überreichte. Seitdem haben sie in jedem Jahr, mit Ausnahme der beiden Kriegsjahre, neue Auflagen erlebt, und siebenzehn Jahre sind seit dem Tode des Dichters verfloßen; aber sein Name wird in Verbindung mit dieser Sammlung lange noch in der freudlichen Erinnerung der Nachlebenden sein! — Ein Werk, welches nicht weniger fest in der Gunst des Publicums steht, ist Rudolph Reichenau's „**Aus unseren vier Wänden**“, dessen einzelne Stiche, wie sie sich durch die Jahre hin einzeln und in vielen Auflagen nach einander folgten, jetzt zuerst in einer Gesamtausgabe vereinigt sind. (Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow. 1877.) — Gleichfalls in einem starken, stattlichen Bande liegt die dritte Auflage von Wilhelm Raabe's vortrefflichem Roman „**Der Hungerpastor**“ vor (Berlin, Otto Janke). Ganz besondere Sorgfalt ist auf die typographische Gestaltung des Buches verwendet, welches unter den Lieb-lingsbüchern des Publicums ein wohlverdientes Heimathrecht gefunden, und welchem ein gelungenes Porträt des Verfassers zum Schmucke gereicht. — In der zweiten Auflage seiner gesammelten Studien „**Die deutsche Literatur seit 1770**“ (Stuttgart, Gebr. Kröner. 1877) hat Eduard Grisebach nur den Abschnitt über F. Heine „gründlich umgestaltet“, ohne jedoch, wie er im Vorwort erklärt, Anlaß zu haben „das Gesamturtheil über Heine zu ändern“, ebenso wenig „als zur Reformirung der Ansichten über Lessing“ (welchen er in der Einleitung S. 5. den „vielsach Ueberschätzten“ nennt). Wir unsrerseits haben demnach auch keinen Anlaß, das Urtheil über Herrn Grisebach zu ändern oder zu reformiren, welches wir bei Gelegenheit unsrer Besprechung der ersten Auflage seiner Schrift in der „**Deutschen Rundschau**“ 1875, Band IV, 135—137. niedergelegt haben.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. Februar 1878 zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Andersen.** — S. Th. Andersen's Werke. Neu übersezt mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen von Emil J. Jonas. Illustrierte Ausgabe. 8fg. 16. 17. Berlin, Verlag von E. Vichteler & Co. 1877.

**Anhaeuser.** — Tarquin der Stolge. Trauerspiel in fünf Acten von B. Anhaeuser. Trier, Commissionsverlag der Fr. Lins'chen Buchbllg. 1878.

**Antologia, Nuova, di scienze, lettere ed arti.** Anno XIII. Seconda serie. — Vol. VII. Fasc. II. III. Firenze. 1878.

**Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit.** Neue Folge. 25. Jahrg. 1878. No. 1. Nürnberg, Verlag der literar.-artist. Anstalt d. germ. Museums.

**Archivio Storico Lombardo.** Giornale della società storica Lombarda, e Bollettino della consulta archeologica del museo storico-artistico di Milano. Anno IV. — Fasc. IV. Milano, Libreria editr. G. Brigola.

**Babucke.** — Geschichte des Königlichen Progymnasiums (der Ulrichsschule) in Norden. Aus Urkunden und Acten zusammengestellt von Dr. H. Babucke, Director des Fürstlichen Gymnasiums Adolfinum in Bückeburg. Emden, W. Haynel. 1877.

**Baerenbach.** — Gedanken über die Teleologie in der Natur. Ein Beitrag zur Philosophie der Naturwissenschaften von Friedrich von Baerenbach. Berlin, Verlag von Th. Grieben. 1878.

**Baubissin.** — Einige plattbütsche Bertells un Rimels von Graf Wolf Baubissin. Braunschweig, Verlag von F. Bruhn. 1878.

**Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber,** in ihren Werken für das Piano-forte allein. Herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmasses und Fingersatzes von J. Moscheles, weil. Professor am Conservatorium in Leipzig. Pracht-Ausgabe. 7. Auflage. Mit instructiven Erläuterungen zu jedem einzelnen Werk. Lfg. 31—35. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger.

**Bergkriftalle.** — Novellen und Erzählungen aus der Schweiz. I. Serie: Novellen und Erzählungen von Arthur Bitter. 2. Aufl. Bern, Verlag von S. F. Haller. 1878.

**Beuthien.** — Klaas Sinnerl. Bun Angelius Beuthien. 3 Bde. Braunschweig, Verlag von F. Bruhn. 1878.

**Bibliothek für Wissenschaft und Literatur.** 26. Band. Staats- und rechtswissenschaftliche Abtheilung. 4. Band. Grundriss zu Vorlesungen über Rechtsphilosophie

(Naturrecht). Von Dr. Heinrich Zoepfl, weil. Grossh. Badischem Geheimrathe und ordentlichem Professor an der Universität in Heidelberg. Berlin, Verlag von Th. Grieben.

**Blätter für Kostümkunde.** Historische und Volks-Trachten. Herausgegeben von A. v. Heyden. Neue Folge. 5. Heft. Berlin, Verlag von F. Lipperheide. 1878.

**Columbia Spectator.** — Vol. II. No. 7. New-York. 1878.

**Correspondenz, Allgemeine Literarische,** für das gebildete Deutschland. I. Band. No. 9. 10. Leipzig, Verlag von H. Foltz.

**Correspondenz, Kaufmännische.** Zeitschrift für Volkswirtschaft, Handel und Statist. III. Jahrg. Nr. 2. 3. Brandenburg a. S. 1878. (C.-Verlag von Hirt & Sohn.)

**Dahn.** — Sind Götter? Die Holfred Sigisfalsaga. Eine nordische Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert. Von Felix Dahn. 2. durchgesehene Auflage. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1878.

**Daily-News.** — The War-Correspondence of the 'Daily-News', 1877. Withe a connecting narrative, forming a continuous history of the war between Russia and Turkey to the fall of Kara. Incending the letters of Mr. A. Forbes, Mr. J. A. Macgahan and many other special correspondents in Europe and Asia. Copyright Edition. In three volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1878.

**Darwin's gesammelte Werke.** Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Lfg. 68/73. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlags-handlg. 1877/78.

**Demmin.** — Handbuch der bildenden und gewerblichen Künste. Geschichtliche, archäologische, biographische, chronologische, monogrammatistische und technische Encyclopädie der Baukunst, Bilderkunde, Bildhanerei, Buchbinderei, Buchdruckerei, Buchmalerei, Erzgiesserei, Gartenkunst, Gefässkunde, Geräthkunst, Gewerarbeiten, Glasmalerei, Goldschmiedekunst, Holzbildschnitzerei, Holzstichkunst, Inschriftenkunde, des Kirchenschmuckes, der Kunsttischlerei, Kupferstecherei, Malerei, Mosaik, Münzstecherei, Schmelzmalerei, Stickerei, Trachtenkunde, Uhren-, Waffen- und Wapenkunde u. s. w. von August Demmin, Wiesbaden. Unter Mitwirkung des Verfassers in's Deutsche übertragen von Oscar Mothes, Leipzig. Heft 9. 10. Leipzig, Verlag von Karl Scholtze.

**Dingelstedt.** — Literarisches Silberbuch von Franz Dingelstedt. Berlin, Verlag von A. Hofmann & Co. 1878.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierrerschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaction verantwortlich: Edwin Paetel in Berlin.

Anberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.